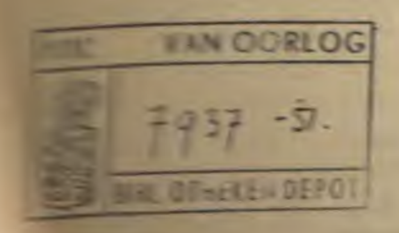
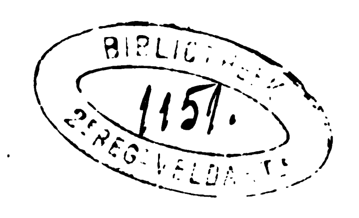

STANFORD
LIBRA


VAN OORLOG
7937 -57.
BIBL OTHEEK EN DEPOT

Inhalt des XXXVIII. Bandes.

(1. Semester 1891.)



Neue Militärische Blätter.

XXXVIII. Band.

(Erstes Semester 1891.)

Redigirt und herausgegeben

von

G. von Glasenapp.

Berlin.
Expedition der Neuen Militärischen Blätter.
1891.


MIN: VAN OORLOG
7937 -57.
BIBLIOTHEKEN DEPOT

Inhalt des XXXVIII. Bandes.

(1. Semester 1891.)

Correspondenz.

Literatur.

Des großen Königs Winterquartier 1758/59.

„Meine diesjährige Campagne ist, Gottlob! glücklich geendiget worden, nachdem Ich alle Projecte, so Meine Feinde gegen Mich gemacht hatten, vereitelt . . .“ Mit diesen Worten benachrichtigte der preußische Monarch, aus Dresden den 1. December 1758, seinen Agenten in Constantinopel über das Ergebniß des neuesten Feldzuges.

Man hat berechnet, daß König Friedrich 1758 280 deutsche Meilen zurücklegte. In der Kunst, durch Bewegungen seine Kräfte zu vervielfachen, erwies er sich während dieses Kriegsjahres als ein kaum zu übertreffender Feldherr.

Graf Daun äußerte im Kriegsrath den 26. October 1758, man dürfe sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln, dem zum Entsatz von Neisse herbeieilenden Könige zuvorzukommen, ja auch nur zugleich mit ihm daselbst eintreffen zu können. Man würde sich einer Selbsttäuschung hingeben, wenn man sich nicht eingestünde, daß die Preußen rascher marschirten. Fürst de Ligne sagt in seinen Aufzeichnungen, der König habe nach Verlust der Hochkirchener Schlacht gewonnen, was er nicht erlangt haben würde, wenn man nicht es ihm gegeben, „weil wir nicht mindestens zwei Märsche ihm voraus sein konnten auf dem Wege nach Schlesien.“ Bei hofkriegsräthlicher Erörterung des Feldzugsplans „1759“ betonte Feldmarschall Graf Neipperg die „Behendigkeit des Königs von Preußen“. Leider hätte man die Beispiele, daß die Eilmärsche und raschen Bewegungen seiner Armee „meistens alle bis anhero gefaßten Concepte verdorben“.

Feindliche Uebermacht vermochte bisher dem Preußenkönig nur die entlegensten Landestheile, Ostpreußen und Cleve, zu entziehen; er dagegen machte sich Sachsen, Mecklenburg, Schwedisch-Pommern und Anhalt tributpflichtig. — Kaiser Franz schrieb seinem Bruder Carl v. Lothringen am 25. November 1758, er finde das Ende dieser Campagne nicht zu glänzend; denn wir stehen wie im vorigen Jahre allerseits im eigenen Lande; und diese drei Kriegsjahre kosteten uns unendlich viel Leute und Geld; „auch haben wir [Oesterreicher] noch nicht einen Zollbreit Landes erobert“.[1]) Vier Tage später, als Kaiser Franz, klagte der französische Gesandte in Wien brieflich dem Kriegsminister Duc de Belleisle: „Il est cent fois plus difficile de détruire les forces du Roi de Prusse en temps de guerre que pendant la paix.“

Die Menge der Deserteure bei der einen oder der anderen kriegführenden Macht giebt uns für das Studium der Feldzüge „1756/63“ einen deutlichen

Fingerzeig, auf wessen Seite die ungünstige Meinung über den Stand der Angelegenheiten. Wir wissen daß das österreichische Belagerungscorps vor Neisse „außerordentlich stark" durch Desertion litt.[2]) Auch bei den zum Reichsheere entsendeten Oesterreichern nahm das Ausreißen „in sehr bedenklichem Maße überhand." Die Stimmung in dieser „Reichsexecutionsarmee" war mehr für Preußen als für Oesterreich. Ende 1758 fand man „ces troupes soi-disantes de l'Empire" — wie der große König sie nannte — auf weniger als 10 000 Mann zusammengeschmolzen.[3])

Die Fritzische Partei in Venedig taxirte ihres Idolo di guerra Kriegsrüstung für den Feldzug 1759 sehr hoch; Friedrichs „bloßer Name zaubere Scharen aus der Erde."[4]) Eine andere Sprache aber reden die archivstaubigen Documente. „Stellen Sie" — so schreibt der König den 14. Januar 1759 an Herzog Ferdinand v. Braunschweig (den Oberbefehlshaber des gegen die Franzosen kämpfenden alliirten Heeres) — „in Rechnung 120 000 Oesterreicher, 15 000 Reichler, 70 000 Russen, 18 000 Schweden; dies sind 223 000 Mann, denen, falls Alles bei Recrutirung mir gelingt, ich 110 000 Mann entgegenstellen kann; kaum die Hälfte der Feindezahl." Kein Wunder also, daß König Friedrich mit großer Schärfe außerhalb des eigenen Landes Recrutenlieferung beanspruchte.

Generalmajor v. Wedell erhielt d. d. Bautzen 18. November 1758 bereits die Königliche Weisung, aus dem Dessauischen 1000 Recruten und 500 tüchtige Zugpferde sich liefern zu lassen, aus dem Zerbstischen 800 Recruten und 800 Pferde, aus dem Bernburg'schen 400 Recruten, 300 Pferde. Der Köthener Fürst, welcher in preußischem Dienst gewesen, wurde minder streng behandelt; „das Köthensche stellt nur ein Paar Hundert Recruten, weiter Nichts." Dem Fürsten von Dessau erließ der König im Januar 1759 durch einen „acte de générosité" 200 Mann.[5]) Dem Prinzen Heinrich befahl der König am 17. Januar 1759, diejenigen sächsischen Kreise, deren Stände wegen Recrutenaufbringung schwierig würden, zu beordern, „selbst die ausgeschriebene Ersatzmannschaftszahl auszuheben und wegzunehmen", wobei durchaus kein Recrut unter 4 Zoll gestattet sei.

Die Stadt Langensalza erhielt, nach handschriftlicher Chronik, Anfang 1759 Befehl, den Preußen „wieder 30 Recruten" zu stellen. „Der Stadtwachtmeister sollte einige Purschen holen, kriegte sie aber nicht." Am 23. Januar berief Hochedler Rath die junge Mannschaft nach dem Rathhause und schlug ihr vor, ein Jeglicher möge nach seinem Vermögen eine Geldleistung darbringen, um Leute anwerben zu können, damit man nicht Bürger zu Recruten nehmen dürfe. Am 29. Januar waren jedoch nur 12 Recruten versammelt, theils junge Ortsbewohner, theils Angeworbene. Nächsten Morgens verließ dies Dutzend das Städtchen; aber nur die Hälfte konnte als kriegstüchtig eingereihet werden. „Harte Befehle" mahnten Anfang Februar den städtischen Rath, die noch fehlenden Recruten zu schaffen. Mitte

März kamen preußische Kürassiere auf Execution wegen rückständiger Gelder und Recruten. Bald darauf erschienen auch preußische Freibataillonisten und Freihusaren zwecks Werbung.

Den gesammten Heeresersatzbedarf kannte stets außer dem König nur der erste Generaladjutant mit voller Genauigkeit. Aus einem Königlichen Briefe an Letzteren (Generalmajor v. Wobersnow) Anfang 1759 ersehen wir die Hoffnung, für die Schlesische Armee 300 Recruten in Polen „längs den Grenzen" anwerben zu können. Der König befahl deshalb, drei Officiere „förderſamst" nach Polen zu schicken. — Da wo im „Reich" und andernorts auf Königliche Kosten Werbung möglich, zahlte man jedem Recruten zehn Thaler (deren damaliger Realwerth kaum 5 Thaler); dies Handgeld sowie die immer pünktliche Löhnung und regelrechte Verpflegung des preußischen Soldaten verursachte viel Zulauf.

Ein Infanterie-Secondlieutenant notirte in seinem, uns vorliegenden Kriegstagebuch, daß er — da sein Capitän krank und der „Premier" in Gefangenschaft — während des Januar und Februar 1759 in Breslau, bei damaligem gelinden Wetter täglich die 70 Recruten der Compagnie im Freien zum Dienst tüchtig machen konnte; „im März exercirte das Bataillon im Feuer." — So rasch und vollständig wie hier, unter des Königs Augen, geschah wohl selten die Lückenausfüllung und der Recrutendrill.

„Il faut que nous soyons prêts à temps, et s'en remettre au reste au hasard qui dirige toujours les choses d'une manière différente que ne l'avait envisagé la prudence humaine." In diesem Sinn beeiferte der König seine militärischen Hauptmitarbeiter für ihre Mühwaltung wegen der Recruten und der Contributionseintreibung. Daß die desfalsigen rigorosen preußischen Maßregeln nur Nachahmung des französischer- und russischerseits in preußischen Provinzen vollführten Requisitionssystems waren, unterließ K. W. v. Schöning nicht, bei Drucklegung obiger (den 11. Januar 1759 an Prinz Heinrich gerichteten) französischen Zeilen anzufügen.

Den Oesterreichern fiel bei der Kriegsfortdauer, bekanntlich, die Heeresergänzung leichter als dem Preußenkönige. Hinsichtlich Geldbeschaffung dürfte als Curiosum erwähnt werden, daß der König Anfang 1759 erfuhr, die Juden in Böhmen müßten eine Kopfsteuer von 2 Gulden an die Kriegscasse entrichten.[6])

Von Beendigung seiner Kriegsrüstung für „1759" sprach Friedrich erst Mitte Mai d. J. „Ich würde in große Verlegenheit gerathen sein, wenn die Oesterreicher ihre Campagne früher begonnen hätten." —

Der große König konnte, nachdem er im Spätherbst 1758 Schlesien gerettet und Dresden befreit, sein winterliches Hauptquartier Mitte December in Breslau nehmen. Hier lebte er wie ein „Anachoret".[7]) Seine Privatunterredungen waren gewöhnlich ernst und traurig; kein Tag verging, ohne daß er seinem Vorleser de Catt von dem Tode der (am Tage von Hochkirch

in Baireuth gestorbenen) Schwester Wilhelmine sprach. Manche neuerdings erst in der „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen" veröffentlichten Briefe an diese Lieblingsschwester, sowie auch das biographische Denkmal, welches der Königliche Herr ihr in seiner Geschichte des 7jährigen Krieges (Oeuvres T. IV, 222 u. f.) widmete, zeigen uns: wie und weshalb sie sein zweites Ich.[8]) Neben dieser tiefen Familientrauer lastete auf Friedrichs landesväterlichem Herzen der Schmerz wegen des Kriegselends und der fehlenden Friedensaussichten. Die jugendliche Heiterkeit war jetzt geschwunden.

Während der beiden ersten Monate des Breslauer Winterquartiers verließ der König um 6 Uhr das Bett, in den folgenden Monaten um 5, schließlich um 4 Uhr, um, wie er sagte, sich vorzubereiten für das Frühaufstehen nach Feldzugsbeginn. Nach raschem Ankleiden durchlas der König sogleich die eingelieferten Briefe und dictirte den Cabinetssecretären die benöthigten Entscheidungen. Alsdann beschäftigte er sich bis 11 Uhr mit schriftlichen Arbeiten. „Alles was stark meinen Geist in Anspruch nimmt, läßt mich einige Momente gewinnen, welche inmitten des Unglücks meine trüben Gedanken verscheuchen."

Nach der um 11 Uhr stattfindenden Paroleausgabe kehrte der König zu seinem Schreibwerk zurück. Das Mittagsmahl, welches er damals meist allein hielt, währte nur kurze Zeit. Sodann nahm er für eine Viertelstunde die Flöte zur Hand, in der Meinung dies Musiciren erleichtere die Verdauung. Demnächst schritt er wieder zur Schriftstellerei. Von 5 bis 7 Uhr sah er den sogenannten „Lecteur" (Catt) bei sich. Von 7 bis 8 Uhr befand sich König Friedrich in der Gesellschaft seines „besten Freundes": der Flöte; und schließlich las er allein bis 10 Uhr, im letzten Monat des Winterquartiers nur bis 9 Uhr; denn das Frühzubettgehen sowie der Verzicht auf eine Abendmahlzeit gehörten zu des Königlichen Oberfeldherrn Kriegsgewohnheiten.[9])

Die Schilderung der literarischen Emsigkeit des Königs im Winterquartier Breslau 1758/59 würde ein besonderes Capitel erheischen. Wir beschränken uns hier auf Hervorhebung der Lobrede für einen einfachen, „edelherzigen" Handwerker, den Schuhmachermeister Jacob Matthias Reinhart (Oeuvres T. XV.), von welcher de Catt, dem dieselbe zu lesen vergönnt war, rühmte: sie hätte ihn gerührt und bezeuge des Verfassers nicht erlahmte Kraft.[10]) Ueber die auf des Königlichen Autors Befehl in Holland gedruckte, nach Frankreich und in die eigene Hand des Kebsweibs Pompadour beförderte pikante Flugschrift: „Lettre de la Marquise Pompadour à la reine de Hongrie" giebt Auskunft der neueste Band der politischen Correspondenz des großen Königs, Seite 58; 109; 136 (Berlin 1890). Allbekannt ist: Die Marquise haßte den Sieger von Leuthen derart, daß sie sich zu der Aeußerung verstieg, man möge ihrer guten Laune zu Liebe den Attila des Nordens pulverisiren.

Außer den militärischen Lehrschriften, welche der Preußische Monarch während der Kriegspause 1758/59, aus dem reichen Schatz seiner jüngsten Erfahrungen und Beobachtungen ertheilte, sind uns sehr interessante actenmäßige Beläge aufbehalten, aus welchen wir die Einwirkung des Königlichen Menschenkenners auf Seele und Herz seiner Mitstreiter nachzuempfinden vermögen und dabei unser Verständniß für die Leistungen des altfritzischen Heeres mehren. (Mit dem bloßen Tifteln über Strategie und Taktik erzeugt man ein unvollständiges Feldherrn- oder Feldzugsbild, welches um so grauer, je mehr dasselbe durch weitschichtige theoretische Erörterungen, willkürliche Kritiken und hinkende Vergleiche angekränkelt worden.)

Den abgesondert befehligenden Generallieutenant Graf Dohna beruhigte der König (22. Januar 1759) wegen dessen Verdacht, im Hauptquartier Breslau durch Feinde verschwärzt worden zu sein: „Ich gebe Euch Mein Wort, daß Ihr keine Feinde habt, noch Ich von einiger Ungnade gegen Euch Etwas weiß. Wenn Ich aber Eins und das Andere erinnert habe, so hat Mir solches die gesunde Vernunft, und was ein Jeder in dergleichen Vorfällen zu thun hat, an die Hand gegeben.“

Am Schluß eines Königlichen Cabinetsschreibens, Breslau 8. Februar 1759, an den Detaschementsführer Generalmajor v. Platen heißt es: „Ich verlasse Mich auf Eure Mir bekannte Geschicklichkeit . . .“ Dem Husarenmajor v. Pannewitz ließ der König wissen (Februar 59): „Ich zweifle nicht, Ihr werdet Euch von diesem Mir besonders interessanten Commando mit solcher Vernunft, Vigilance und guter Ordre acquittiren, sowie Mein Vertrauen zu Euch deshalb gerichtet ist, und daß Ich Meine Intention darunter völlig erreiche.“ Pannewitz erfreute durch seine Rührigkeit und Umsicht den König so, daß dieser ihn mit einem Canonicat belohnte. (Max Sigism. v. Pannewitz, seit 1755 Schwadronschef und seit 7. Mai 1758 Major im braunen Husarenregiment, 1776 Generalinspecteur der Cavallerie in Oberschlesien.)

Einem Vertrauten rühmte der Königliche Herr (im November 1758) seine Husaren: „Ich liebe sie. Niemals klagen dieselben, obwohl sie viel ausstehen müssen. Bei ihnen giebt es Rittmeister, welche mehr werth sind als die meisten meiner Generale.“

Einerseits zur Wachhaltung des Wetteifers, andererseits um den richtigen Mann für einen schwierigen Posten in petto zu haben, ließ der König nach Rückkehr von Zorndorf bei Parole in allen Armeecorps verkünden, künftig werde er bei Beförderung eines Oberst oder Generals sich nicht an die Anciennität binden. Einige Monate später äußerte er privatim gelegentlich: „Wüßte ich einen Fähnrich bei der Armee, der die Qualitäten des Prinz Eugène de Savoie besäße, so würde ich denselben, ohne mich an eine tour zu kehren, zum Generalfeldmarschall declariren.“ Im Februar 1759 ließ der König bekannt machen, er werde

fortan nur für Stabsofficiere und Capitäns die Patente Selbst vollziehen, für Lieutenants und Fähnrichs solle blos Beidrückung des Cabinetssiegels stattfinden.[11])

Einen Major v. Reichmann postirte der König im Februar 1759, unter Beförderung zum Oberstlieutenant, gewissermaßen als Gouverneur der Festung Magdeburg „wegen seiner zu solcher Function Mir bekannten guten Eigenschaften.“[12]) Der nach Mecklenburg commandirte Oberst v. Stutterheim wurde benachrichtigt: „Ich habe bei gestriger Parole allhier [Breslau 25. Februar 1759] aus Eigener Bewegung Euch zum Generalmajor declariret und zweifle nicht, es werde Euch dieses um so mehr animiren, Meinem dortigen Dienst in den Euch aufgetragenen Sachen mit so mehrerm Fleiß, Eifer und Application vorzustehen.“

Einem mit 1500 Pferden in Niederschlesien detachirten Generalmajor dagegen rügte der König, er sei nicht dort, „um sich in die Hosen zu kratzen,“ er solle „umsichgreifen und nicht faulenzen.“[13])

Dem in Hinterpommern mit Beobachtung der russischen Bewegungen beauftragten Generallieutenant von Manteuffel erleichterte der Königliche Generalissimus die Aufgabe, indem er ihm einen in Stettin befindlichen Ingenieurcapitän empfahl, als einen „excellenten“ Officier, „auf welchen Ihr Euch ganz verlassen könnet, um Lagers zu nehmen, Märsche und Dispositionen p. p. zu machen, so daß Ihr Alles mit ihm reguliren könnet und überall mit ihm sehr gut durchkommen werdet.“

Die genaue Kenntniß der besonderen Leistungsfähigkeit dieses oder jenes Officiers gehört zu den Hebeln, mittelst welcher der große König die Kraftentfaltung seiner kriegerischen Defensive steigerte. Einigen Generalmajors ließ Anfang 1759 der König die ihnen noch unbekannten „General-Kriegsprincipia“ von Berlin aus zusenden, welche „auf Meinen Specialbefehl (1753) in der größten Geheim gedruckt worden.“ „Ihr sollet dieses Buch in aller Attention lesen und Euch von dessen Inhalt sehr wohl informiren, Euch auch solchen wohl imprimiren, auf daß, wenn ich mit Euch daraus sprechen werde, Ihr daraus überall genau instruiret seid.“ Genanntes Druckstück mußte vom Empfänger „auf Ehre und Pflicht“ secretirt und nach mehrmaligem Durchlesen Mitte März an das Gouvernement zu Dresden eingesendet werden, „sehr wohl eingepackt und mit Eurem Petschaft bestens versiegelt.“

Beförderungen ertheilte er in der Regel vor Feldzugsbeginn; Ordensverleihungen aber erfolgten gewöhnlich bald nach geschehener That. Wie dieser Kriegsherr durch seinen „großen Orden“ oder durch das hochangesehene Verdienstkreuz auszeichnete, dies gehört in den Vordergrund der vom psychologischen Standpunkt aus vollzogenen Rückblicke in die ewig denkwürdigen Tage des siebenjährigen Krieges. Leider scheint 1890 verrinnen zu wollen, ohne daß (in unserer jubiläumsreichen Zeit) eine, der Geschichte des Maria-Theresia-Ordens ebenbürtige, ausführliche — monumentale Pour le mérite-

Monographie, anläßlich der vor 150 Jahren geschehenen Stiftung dieses hohen Ehrenzeichens ermöglicht worden.

In keinem der Feldzüge 1756/63 hob man so viel Belagerungen auf, wie 1758. Der König ließ die Belagerungsjournale von Colberg und Neisse druckschriftlich bald veröffentlichen, zum Ruhme seiner dortigen Commandanten und zur Beruhigung des preußischen Publicums. Heinrich Sigismund v. d. Heyde, Colbergae defensor, wurde den 15. Januar 1759 vom Major unmittelbar zum Oberst befördert und gleichzeitig mit dem „Orden" ausgezeichnet. Generallieutenant v. Treskow, der Neisser Commandant, hatte sich bereits in der Schlacht bei Prag den Generallieutenantsrang und den preußischen Hausordensstern erworben. Von dem Edelmuth seiner Gemahlin, welche einen österreichischen Bestechungsantrag ablehnte, erzählt Archenholz aus bester Quelle.[14]) Dem Commandanten von Cosel, Generalmajor v. Lattorf, sendete der König als Weihnachtsgabe ein Generallieutenantspatent und den höchsten Orden. Der illüstre Historiograph des 7jährigen Krieges zollt seinen standhaften Festungsdefensoren das schöne Lob: „Un officier acquiert autant de réputation par la défense opiniâtre d'une place, où il a servi, qu'à une bataille gagnée." [15])

Daß der große König mit vollster Strenge für die Kriegszucht in seinem Heere sorgte, ersehen wir nicht nur aus den für den Feldzug 1759 ertheilten Dienstvorschriften (Oeuvres T. XXX, 269 und T. XXVIII, 172), sondern auch u. A. aus einer Ordre an Generalmajor v. Rebentisch, den 3. April 1759, der über die Husaren seines Detaschements, welche Excesse begangen, Kriegsrecht halten, Einen hängen und die Anderen Spießruthen laufen lassen sollte. „Brav strafen, kurz halten."

Nicht oft genug kann man den Zauber, welchen Friedrichs Persönlichkeit ausübte, in Rechnung stellen, wenn man erwägt, wie dieser Feldherr mit geringer Macht den Anstrengungen einer feindlichen Ueberzahl Widerstand leistete. Wie hätte er hierbei siegen und ausdauern können ohne das feste Vertrauen und die treue Anhänglichkeit derer, welche ihn als ihren Gebieter bewunderten und freudig ihm Opfer brachten? Zur Erinnerung an die „Fritzische" — royalistische und vaterlandsliebende — Gesinnung, oder mit anderem Wort ausgedrückt: als Gedenkstück des „Friedrichscultus" möge Folgendes hier eine Stelle finden.

Nachdem die zur Zeit unter französischer Botmäßigkeit stehenden Bewohner der Grafschaft Mark gehört, daß ihr König viele Soldaten eingebüßt, schickten freiwillig einige Hundert dortige Bürger und Bauern ihre Söhne in das Königliche Hauptquartier. Mit einem eichenen Wanderstabe in der Hand erschienen dieselben nach langem Marsch richtig und plötzlich vor ihrem Landesvater. Dieser, überrascht, fragte sie: „Wo kommt ihr her, was wollt ihr?" — „Unserm König helfen," lautete die Antwort. Der König entgegnete: „Wer recrutirte euch?" Die Erwiderung „Keiner" erregte des Königs

Zweifel. „Es muß euch doch Einer geschickt haben." — „Ja, unsere Väter." — „Wo ist der Officier, welcher euch führte?" — „Wir haben keinen." — „Wer hat euch denn commandirt?" — „Wir selbst." [16])

In der durch ihre Leinwandmanufactur berühmten Stadt Bielefeld hatten die Franzosen die Bleiche geplündert. Zufolge des Gerüchts vom Herannahen alliirter Truppen flohen die Missethäter. Als 30 verfolgende preußische schwarze Husaren Bielefeld durcheilten, begrüßten die Einwohner sie jubelnd: „Vivat Fridericus maximus!" Mit Aexten, Heugabeln und Stangen bewaffnet brachen sie auf, nachdem die Husaren eine ganze Wagenreihe sammt feindlicher Escorte zurückgeleitet. Auf eigene Faust nun den kleinen Krieg führend, lieferte dieser Bielefelder Landsturm noch einige sechzig Gefangene ein. Vivat Fridericus maximus!

Als der König am 5. April 1759 von Bolkenhain aus einen Abstecher nach Hirschberg machte und hier langsam die Stadt durchritt, da gewahrte er mit sichtlicher Freude, wie die Bewohner sich frohmüthig um ihn drängten. [17])

Standhaft, thätig, unbeugsam — so kennen wir den „alten Fritz". Seinem Nebenfeldherrn Herzog Ferdinand schreibt er aus Breslau, d. 21. März 1759: „Was meine Lage betrifft, so ist sie jetzt derart, daß ich nur auf die Defensive bedacht sein kann, weil ich den Feind auf 4 oder 5 Seiten habe . . ."; und am 24. d. M. orientirt er aus dem Hauptquartier Rohnstock seinen z. Zt. in Dresden befindlichen Bruder Heinrich: „Nous aurons certainement de la besogne . . . N'oubliez jamais la proportion des deux tiers, qui est la seule avec laquelle il nous soit permis de résister à tant d'ennemis." [18])

Einem seiner Vertrautesten äußerte der große König einige Wochen [illegible] mündlich: „Sehen Sie, wie ich mager und alt werde; aber man [illegible] aushalten." Dieses streng soldatischen Friedrichsworts wollen wir eingedenk sein am 24. Januar 1891, bei Feier des Friedrichstages.

Noten. [1]) A. v. Arneth, 7jähr. Krieg; Bd. I, 534 u. 427. Pol. [illegible], Bd. XVIII, 150.

[2]) Cogniazo III, 57. Pol. Corr. XVII, 356 u. 359.

[3]) Stuhr II, 280. A. Schäfer II, 270. Pol. Corr. XVIII, 190, Zeile [illegible]

[4]) H. Weber, Venezianische Stimmen im 7jährigen Kriege.

[5]) Die kleinen Anhaltschen Fürstenthümer mußten damals an Recruten, [illegible] und Kriegssteuer mehr als das Dreifache von dem aufbringen, was 50 Jahre [illegible] [illegible] von ihnen als Rheinbundsländern forderte. Unbeachtet bleibe jedoch nicht, [illegible] der [illegible] laut Ordre an Oberst v. Dieskau den 25. December 1758 im Anhaltichen, wie in [illegible], Werbegeld zahlte. Vgl. Schöning, Artillerienachrichten II, 397.

[6]) Polit. Corr. XVIII, 15 u. Danziger Beiträge Bd. II, 14.

[7]) Presque réduit, sur mes vieux jours, à être roi de théatre. [illegible] qu'une pareille situation n'a pas des charmes assez attrayants pour [illegible] l'âme d'un philosophe. (Brief an d'Argens 22. Decb. 1758.)

[8]) Der vom König an das Krankenlager nach Baireuth befehligte Leibarzt Cothenius berichtete am 13. Octb. 1758: „Die wenigen Worte, welche J. Kgl. Hoheit hervorbringen können, das sind Wünsche für E. Majestät langes und glückliches Leben.“ Ein ergreifendes Schreiben Friedrichs an seinen verwittweten Schwager (d. d. Girlsdorf 4. Novb. 58) findet man in T. XIII der Oeuvres, p. 170.

[9]) Vgl. Oeuvres T. XVIII, 145.

[10]) In zwei verschiedenen Ausgaben 1759 gedruckt, in Frankreich bald nachgedruckt, machte dieses Fritzische Geistesproduct die Runde in ganz Europa. (Denina, S. 232.)

[11]) Polit. Corr. XVIII, 167 u. 177, Oeuvres T. XXVIII, p. 153 letzte Zeile und die nächstfolgenden Zeilen der Seite 154. Schöning II, 17.

[12]) Pol. Corr. XVIII, 84. Schöning II, 24 u. S. 40, Nr. 40.

[13]) Mit Unrecht wol bezweifelte man, daß der König nach der Leuthener Schlacht Zieten befahl, nur immer dem Feinde in den Hosen zu sitzen.

[14]) Wegen österreichischerseits im Mai 1759 versuchter Verleitung des Commandanten von Glatz zum Treubruch erhielt der König schriftliche Meldung. Vgl. Pol. Corr. XVIII, 209, Note.

[15]) Vgl. Pol. Corr. XVII, 420 und 431; ferner Mil.=W.=Bl. 1871 Nr. 22 und N. Mil. Blätter Februar=Heft 1871.

[16]) Eylert, Friedr. Wilhelm III., Bd. I, 233.

[17]) Grünhagen, Schlesien unter Friedrich dem Gr.; Liefg. IX, 127.

[18]) Der eigenhändige Königliche Brief fehlt in K. W. v. Schönings Kriegscorrespondenz=sammlung.

Quellenkritische Anmerkung. Viel Spreewasser floß in den Ozean, bis man sich überzeugte daß es fehlerhaft sei zu rücksichtigen auf das Lästern und Nörgeln der mit boshaften Witzen und sarkastischen Glossen sich belustigenden antifritzischen Rotte Korah: Hendel=Kalckreuth, Retzow und Berenhorst. Um so wichtiger und dankenswerther sind nicht nur dem Berufshistoriker und Berufspolitiker, sondern auch denjenigen Geschichts=freunden, welche sich selbstständig ein Urtheil über Friedrichs des Großen Feldherrnthätigkeit bilden wollen: die urkundlichen Fundamente, welche auf Anregung viel bewanderter und weitsichtiger Geschichtsforscher seitens der Berliner Akademie der Wissenschaften uns hergerichtet worden durch das Sammelwerk: „Politische Correspondenz Friedrichs des Großen“. Die erste Hälfte des XVIII. Bandes enthält eine von dem Universitäts=docenten Dr. Naudé sachgemäß ausgewählte, mit Anmerkungen reichlich ausgestattete, auch durch Sorgfalt für richtige Personen= und Ortsnamen sich auszeichnende Briefreihe, welche uns ein klares Bild von der preußischen Vorbereitung und Einleitung des Feldzuges 1759 darbietet, sowie auch einen Maßstab für unparteiisches Urtheil zu Gunsten der gediegenen historiographischen Arbeit des 1883 in Bonn gestorbenen Professors Arnold Schäfer: „Geschichte des 7jährigen Krieges“, Berlin 1867/74; 3 Bände.

Berlin, Mitte November 1890. Gr. L.



Aus der Vorzeit brandenburgisch-preußischer Heeres-Entstehung.

Ein Gedenkblatt aus schlimmer Zeit.

Das letzte Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges und insbesondere die letzten Regierungsjahre des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg bilden die Epoche, in der die Grundlagen für eine geordnete Schaffung und Verwirklichung heimischer Landesvertheidigung angestrebt und auch hervorgerufen werden.

Als der Feldmarschall der Krone Schweden und des Niedersächsischen Kreises, der verwegene Heerführer Johann Banér, die unter Gallas Führung im Norden Deutschlands noch vorhandenen kaiserlichen Streitkräfte mehr und mehr zurücktreibt zu den kaiserlichen Erblanden, tritt an den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg die zwingende Nothwendigkeit heran, trotz Erschöpfung seines Landes und seiner Städte, zur Schaffung eigener Streitkräfte zu schreiten.

Graf Adam von Schwarzenberg, der Hauptberather und Vertreter des Kurfürsten Georg Wilhelm, hatte wiederholt gerathen, wenigstens 20 000 Mann brandenburgischer Truppen aufzubringen und diese dem Kaiser zur Verfügung zu stellen. Die Mittel und Wege zeigten sich aber nicht zur Ausführung eines derartigen Vorschlages und andererseits mochte der brandenburgische Landesherr nach reichlich gemachten Erfahrungen wohl wenig Lust haben, für zweifelhafte Interessen das Letzte einzusetzen.

1638, als Banér's Erfolge jedoch zwangen zu einer bestimmteren Stellungnahme, sieht sich Brandenburgs Kurfürst zum Handeln genöthigt. 10 900 Mann sind zu einem Heerkörper bald vereinigt, nun fehlt aber noch die Feldartillerie.

Der Kurfürst schreibt daher an den kaiserlichen Heerführer Gallas wegen Entlassung des Obersten Otto Christoff von Sparr (dem späteren ersten kurbrandenburgischen General-Feldmarschall und damaligen (1638) Kommandanten zu Landsberg an der Warthe) aus kaiserlichem Dienste und dann auch an Sparr selbst, da er „sonst keinen tüchtigen Mann zur Einrichtung und Führung benöthigter Feldartillerie hat“.

Interessant wie die einwirkenden Zeitumstände selbst, die wir noch beleuchten wollen, ist der Inhalt des kurfürstlichen Schreibens an Sparr. Es lautet im Kanzleistile damaliger Zeit:

Von Gottes gnaden Georg Wilhelm Marggraf zu Brandenburgk, des Heil. Röm. Reichs Ertz Cämmerer vnd Churfürst in Preußen, zu Jülich, Cleve, Berge, Stettin, Pommern etc. etc., Hertzogk etc. etc.

Unsern gnedigen gruß zuvorn, Vester lieber besonder, vnnd getrewer, Euch ist allschon bekand, welchergestalt Wir auf allergnedigstes gutfinden der Röm. Kay. Maytl. etc. etc. vnsers aller gnedigsten Herrns, vber Unß genommen, ein gewisses Corpo auf den Fuß zu bringen, darinnen wir auch dergestalt verfahren seyn, das wir vnß nunmehr in ziemblicher Postur befinden.

Nachdem es Vnnß aber in gegenwahrt vornemblich an einem gewißen Subjecto deme die direction der artiglerie an zu vertrawen ermangeln will, vnd wir vnnß dabey der ienigen guten qualiteten, so der ewerigen Persohn bey wohnen in Churfürstl. gnaden erinnern.

So gesinnen wir an euch gnedigst, Ihr wollet vnß zu Danck nehmigen gnedigsten gefallenn, euch belieben lassen, die direction solcher artiglerie vber euch zu nehmen, auch euch nach gnugsahm versicherter hinterlassener anstalt in der euch an vertrawten Posto, wo möglich in Persohn zu vnnß anhero zu begeben, vnnd vnsere fernere gnädigste Vorschläge und willens meinung zu vernehmen, allermassen wir dan auch ewer Persohn vnnd derselben erlaßung halber auf gewisse Zeit die hierunter bedörffende nothdurft an den Herrn General Lieutenant Graffen Gallaß haben gelangen lassen.

Wir erwarten hierauf ewerer Vnterthenigsten gewührigen erklehrung vnd seind euch mit Churfürstl. gnedigster affection beharlich woll zugethan.

Geben zu Cölln an der Spree 11./22. Aprilis Ao. 1638.

Georg Wilhelm Churfürst.

Dem vesten, Vnserm lieben besondern
vnd getrewen, Otto Christoffen von Sparrn
der Röm. Key. May. bestalltem Obersten
vnd Commendanten zu Landspergk an der Warthe.

Zu den vorangeführten Mittheilungen mag hier noch erläuternd in Erinnerung gebracht werden, daß Kurfürst Johann Georg von Brandenburg im Jahre 1570 nur eine Leibwache von hundert Mann und sonst kein Militär besoldete, daß die gesammte Heeresmacht, mit der Kurfürst Johann Sigismund im Jahre 1619 die Clevesche Erbschaft zu behaupten suchte, insgesammt nur einen Bestand von 2900 Mann aufwies und das Artillerie-Korps des Kurfürsten Georg Wilhelm im Jahre 1627 nicht mehr als 41 Mann zählte.

Bei solchen mangelhaften Behelfen machte man dann auch aber allerlei Erfahrungen. Was Berlin und Köln an der Spree während des dreißigjährigen Krieges erleben mußten, spottet jeder Beschreibung. Die außerordentliche Thatkraft, Ausdauer und Umsicht jenes unvergeßlichen Hohenzollern, der bald darauf sein Land emporhob und stärkte zu neuem, ungeahnten Aufschwunge, erglänzen um so heller, je deutlicher das vorangegangene Elend ins Auge gefaßt wird.

Die Wehrhaftigkeit der Hauptstädte Berlin und Köln an der Spree im Jahre 1620 illustrirt uns ein Bericht des Kanzlers Bruckmann an den zu

Königsberg in Preußen weilenden Kurfürsten Georg Wilhelm. Der geschilderte Vorgang betrifft die Aufnahme- oder vielmehr Durchzugsverweigerung der Berliner gegenüber englischen, nach Böhmen ziehenden Hülfstruppen. Im Sommer des Jahres 1620 sieht sich König Jakob von England veranlaßt, seinem in Prag weilenden Schwiegersohne, dem Könige Friedrich von Böhmen, Hülfstruppen zu senden. Der englische Oberst Grey führte sein Regiment von Spandau nach dem Dorfe Tempelhof an Berlin vorbei und machte, auf eine Wegstunde von Berlin entfernt, den Rastaufenthalt mit seiner Truppe.

Darüber waren die damaligen Berliner nicht wenig erregt und es gab eine äußerst lebhafte Nacht in den beiden Spreestädten. Es wurde geschossen und gelärmt in unnützester und wüstester Weise von bewaffneter Bürgerschaft, und der erwähnte Kanzler schließt seinen Bericht wörtlich: „Was aber das Aergste, es wurde unter den Fenstern von Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht Schloßwohnung ein so überaus großes Platzen und Schießen getrieben, daß dadurch Ew. Durchlaucht junges, ungetauftes Herrlein (der spätere große Kurfürst, damals sechs Monate alt) zweimal in der Wiege ziemlich erschreckt worden, so daß leicht ein anderer Unrath daraus hätte entstehen können. Ich glaube, daß der Teufel dieses zuvörderst gesucht habe."

Als am 4. Mai 1631 König Gustav Adolph von Schweden als Gast des Kurfürsten Georg Wilhelm in Berlin weilte und seine Truppen in geringer Entfernung rasteten, wiederholte sich das lärmende Treiben der Stadtvertheidiger, wenn auch dieselben hocherfreut waren, anstatt der verhaßten Kaiserlichen, Schweden in der Nähe zu wissen.

Ein Chronist damaliger Zeit erzählt uns: „Die Mannschaft der Bürger war in Cölln von ihrer Zween angeführt, die ihr Lebtage wohl keinen todten Menschen im Felde gesehen. Da war ein Trommelschlagen, Platzen und Schießen, auch Schreien in beiden Städten die ganze Nacht hindurch, daß ihrer wohl wenige von den Bürgern werden geschlafen haben, denn es war (wörtlich) Alles besoffen.

Da hätte man wohlbeschossene Musketiere sehen können; der Eine schoß die Lunte mit hinweg, dem Andern entfiel der Ladestecken, dem Dritten die Forchen (gleich: Aufleggabel), dem Vierten versagte die Muskete drei- bis viermal, der Fünfte steckte die Nase gar in den Aermel, wenn er schießen wollte, gleich den Mönchen, Pfaffen und Jesuiten, die vor etlichen Jahren in Paris gassatim (auf den Gassen betteln) gingen. Und die so losgeschossen hatten, konnten zu keiner Ladung wieder kommen, so voll waren sie.

Die Pikenire trugen die Piken auch gar musterlich, zu geschweigen, daß sie solche Waffen zu gebrauchen gewußt haben. Summa, es war nur lauter Schimpf und Schande. So wie es Morgens drei Uhr schlug, liefen sie von den Wachen ganz ungeberdig, und die wiederum an die Wache treten sollten, waren nicht vorhanden. Da rannte der Trommelschläger über eine Stunde

herum und machte ein Gerassel auf dem Kalbfell, ehe er Andere wieder zu Haufen bringen konnte. Eine andere Rotte, so gar nicht Bürger gewesen, hatte sich da hinten auf dem Werder zu Haufen rottirt und haben die ganze Nacht auf dem Dudelsack spielen lassen, auch eine Wagenburg von Leitern um sich geschlagen."

Allein Berlin zahlte an jährlicher „Defensionssteuer" damals 8355 Thaler, und die dafür unterhaltene „Garnison" brachte der Stadt um so weniger wirklichen Nutzen, als sie beim Nahen feindlicher Streitkräfte wegen mangelnder Vertheidigungseinrichtungen gewöhnlich schnell abziehen mußte, um größeres Unglück, das bei ungleichen Kampfverhältnissen dem Zusammenstoße folgen mußte, zu vermeiden. Zumeist marschirte da die Berliner Garnison nach Spandau, mitunter aber auch nach Brandenburg.

Ende der zwanziger Jahre des XVII. Jahrhunderts mußten zwei Thore von Berlin einige Zeit hindurch sogar ganz geschlossen bleiben, da es an Wachtmannschaft mangelte. Diesem Uebel abzuhelfen, befahl Kurfürst Georg Wilhelm dann endlich: daß dort die Advokaten, Doktoren, die städtischen und die Hofbeamten Wache halten sollten!

Aus dieser tiefen Versunkenheit lokalen und staatlichen Wehrwesens entsprang eine Schwächung und Zerrüttung des gesammten Staatshaushaltes, wie sie größer und verderblicher nicht gedacht werden konnten. Niemals kam die vorher beobachtete finanzielle Zurückhaltung im Wehrwesen einem Lande theurer zu stehen, als damals der Mark Brandenburg, und von der Vergangenheit soll man lernen.

Carl Stichler.

Aus England.

XIII.

(1. April bis 1. Oktober 1890.)

Verschiedene Ereignisse sind es, welche seit unserem letzten Berichte ein gesteigertes Interesse für England, das militärische England im Besonderen, in dem deutschen Volke haben entstehen lassen. Wir meinen hierbei, dem allgemeinen Sprachgebrauche folgend, kurz „England", was der Brite mit Stolz als sein „United Kingdom" (Großbritannien und Irland) bezeichnet. Diese Ereignisse bestehen in der Anknüpfung näherer Beziehungen der Herrscherhäuser beider Reiche zu einander, welche die Völker derselben mit

Freude begrüßten, sowie in dem englisch-deutschen Vertrage, der, indem er die politische Lage an der Ostküste des schwarzen Erdtheils definitiv regelte und uns den Besitz des langersehnten Eilandes an unserer Nordseeküste verschaffte, zwar nicht allen Deutschen zur Freude zu gereichen schien, andererseits aber doch die Grundlage näherer deutscher Beziehungen zwischen uns und der stammverwandten Nation jenseits des Kanals geschaffen hat.

Widmen wir diesen Ereignissen einen kurzen Rückblick. Die Reise Sr. Majestät des Kaisers zu seinen hohen Verwandten, welche in den ersten Tagen des August stattfand, trug zwar in erster Linie den Charakter eines rein freundschaftlichen Besuches, diente jedoch nebenbei gleichzeitig dem Zwecke, das freundnachbarliche Verhältniß, welches fernerhin zwischen Deutschland und England stattfinden sollte, zum Ausdruck zu bringen und zu fördern, sowie einige militärische Verhältnisse dieser ersten Seemacht Europas in Augenschein zu nehmen.

Beides ist in vollstem Maße erreicht worden. Die Presse beider Länder, welche der Bedeutung des Besuches durch Entsendung zahlreicher Berichterstatter Ausdruck gegeben hatte, wußte nicht genug von der begeisterten Aufnahme zu erzählen, welche dem hohen Besuche nicht blos am Hofe zu Osborne, sondern auch aller Orten von dem gesammten Publikum, das in Massen nach der Insel Wight und dem gegenüberliegenden Theile des Reiches zusammengeströmt war, zu Theil geworden war, und von dem überaus günstigen Eindrucke, welchen die liebenswürdige Persönlichkeit des jungen, thatkräftigen Monarchen auf die weitesten Kreise des englischen Volkes gemacht hatte.

Die Einzelheiten der großartigen Festlichkeiten übergehend, wollen wir nur den militärischen Theil des Besuches in aller Kürze rekapituliren. Es betrifft dies die beiden Tage, welche der deutsche Kaiser der Besichtigung von Portsmouth mit seinen zahlreichen, großartigen Militär-Etablissements gewidmet hatte.

Am ersten Tage fand hier zunächst eine Gefechtsübung der königlichen Marine-Artillerie mit dem 1. Bataillon der Inniskilling-Füsiliere gegen Verschanzungen statt, welche von zwei Kompagnien der königlichen leichten Marine-Artillerie nebst Theilen des 1. Bataillons des Yorkshire-Regiments, einer Schwadron des 14. Husaren-Regiments und einer Feldbatterie vertheidigt wurden. Es handelte sich hierbei vornehmlich darum, dem hohen Besucher die neue Erfindung des Oberst Creose, Kommandeurs der königlichen Marine-Artillerie, vorzuführen, welcher durch Erzeugung eines künstlichen Rauchvorhanges vermittelst besonderer, mit einer raucherzeugenden Masse gefüllten Patronen (Papphülsen von 18 Zoll Länge und 2 Zoll Durchmesser mit durchlöchertem Zinnverschluß an beiden Enden) den Angriff erleichtern und die Gefahr vermindern will, welche dem Angreifer heutzutage durch das rauchlose Pulver, namentlich für die Heranziehung der hinteren Treffen und

Reserven erwachsen muß. Ueber die Verwendbarkeit der Erfindung gehen die Ansichten übrigens noch sehr auseinander, jedenfalls erscheint sie zunächst noch sehr verbesserungsbedürftig.

Nach diesem Manöver besichtigte der Kaiser, während die Truppen nach dem Paradeplatz in der Nähe der Eastney-Kaserne marschierten, die letztere selbst und in ihr mit besonderem Interesse auch die Kantinen- und Wirthschaftsverhältnisse. Darauf wurde der Parademarsch, bei dem alle Truppentheile zuletzt in Kolonne zu einer Linie formirt nach Aufforderung des befehligenden Generals Sir Leicester Smith („Drei Cheers für Se. Majestät!") mit lautem Hurrah vorbeikamen, so gut ausgeführt, daß der Kaiser dem General seine volle Anerkennung dafür und den Wunsch ausdrückte, daß dies den Mannschaften durch Tagesbefehl mitgetheilt werde.

Der zweite Tag des Besuches war ausschließlich der Besichtigung des größten Arsenal- und Werftplatzes der Welt, Portsmouth, gewidmet. Zunächst bestieg der Kaiser hier den „Sultan", jenes unglückliche Schiff,*) von dessen Untergang und glücklicher Hebung die Leser dieses Blattes unterrichtet sind, und besichtigte dann mehrere andere im Bau begriffene Kriegsfahrzeuge und Einrichtungen, in denen Portsmouth bekanntlich einzig dasteht. Ganz besonderes Interesse erregte bei dem hohen Besucher das seiner Vollendung bald entgegensehende Kriegsschiff „Royal Sovereign", welches das größte der Welt sein wird. Es wird bei 14 150 Tons Deplacement und 13 000 Pferdekräften eine Länge von 382, eine Breite von 75 Fuß in maximo und einen Tiefgang von 27 Fuß haben. Die Armirung soll u. A. aus in zwei Drehthürmen befindlichen 4 Monstregeschützen (64 Tons) bestehen.

Der Besichtigung der Werften folgte die des Arsenals auf der Wallfisch-Insel, wo verschiedene Schießübungen angestellt wurden und der Kaiser selbst eins der großen Geschütze richtete und abfeuerte, zuletzt die Beiwohnung eines Torpedoschießens auf der Insel Horsey. Trotz der großen, von der gesammten Begleitung sehr empfundenen Strapazen, mit denen diese verschiedenen Besichtigungen auf den räumlich weitgetrennten Punkten verbunden waren, langte Se. Majestät Abends bald nach 6 Uhr wieder in Schloß Osborne bei seiner hohen Großmutter an, wo nach Einnahme des Diners ein wahrhaft großartiges Feuerwerk den Abschluß des herzlichen und in politischer Beziehung so bedeutungsvollen Besuches bildete.

Der deutsch-englische Vertrag, welcher diesem Besuche vorherging, ist ein Ereigniß von so politischer Bedeutung, daß es einem militärischen Blatte nicht wohl anstehen dürfte, dasselbe in den Kreis einer kritischen Besprechung zu ziehen. Daß die Engländer mit der Ueberlassung Helgolands und dem mühelosen Gewinn des gewaltigen Ländergebietes dafür in Ostafrika ein für sie

*) Von einer Wiederherstellung dieses Schlachtschiffes II. Klasse ist wegen der über 100 000 Pfd. Sterling betragenden Unkosten, welche — nach allen früheren Ausgaben — hierzu noch nöthig sein würden, definitiv Abstand genommen worden.



vortheilhaftes Geschäft gemacht haben, ist unbeschadet der militärischen Bedeutung, die das Felseneiland vor unserer Elb- und Wesermündung für uns haben muß, so unbestreitbar, daß man es nicht recht verständlich finden kann, wenn einzelne — allerdings nur sehr vereinzelte — Stimmen in der englischen Presse dies nicht zugeben wollen und eine kleine Minorität im Parlament dagegen zu stimmen Neigung zeigte. Die bei Weitem größte Mehrzahl, und insbesondere die militärische Presse, suchte ihren Landsleuten vor Augen zu führen, daß die Insel, da sie bei einer Größe von nur dreiviertel Meilen und einer Einwohnerschaft von ca. 2000 Köpfen wesentlich weniger einbrachte als kostete, nur die öffentliche Schuld darstellte, die jetzt für immer verschwinden sollte.

Wenn man dagegen auf deutscher Seite hier und da in der Presse die Hoffnung ausdrückte, daß ein solches Zugeständniß, wie es Deutschland in diesem Vertrage seinem Nachbar machte, mit der dadurch zweifellos erzeigten größeren politischen Annäherung beider Reiche zu einander, die Folge haben konnte, dereinst vielleicht in bedeutungsvoller Stunde die Flotte des großen Inselreiches an der Seite derjenigen des Dreibundes zu finden, so wiesen die meisten englischen Blätter eine solche Hoffnung kaltblütig zurück. Großbritannien sei eine große Handelsnation, wurde überall betont, und sein merkantilisches Interesse verlange daher für den Fall des Ausbruchs eines großen Krieges strengste Neutralität — im Uebrigen stände die ganze Nation gewiß mit vollster Sympathie auf der Seite des Friedensbundes und fühle sich mit ihm in dem Bestreben vereinigt, den Frieden Europas aufrechtzuerhalten — aber weiter hinaus dürfe diese Vereinigung auch nicht gehen! — — —

Als ein bemerkenswerthes Ereigniß auf militärischem Gebiet während desjenigen Halbjahres, dem unser diesmaliger Bericht gewidmet ist, verzeichnen wir zunächst den lang erwarteten Bericht der „Königlichen Kommission“, welcher zwar schon in den letzten Tagen des ersten Quartals dieses Jahres veröffentlicht wurde, dessen Folgen und Bedeutung aber naturgemäß erst später zu Tage traten. Die „Königliche Kommission“ war bekanntlich am 7. Juni 1888 unter dem Vorsitz von Lord Hartington aus neun der angesehensten Mitglieder des Parlaments bestellt worden, um aus Anlaß der vielen Angriffe, welche man gegen die Verwaltung und die ganze Organisation der Admiralität sowohl wie des Kriegsministeriums richtete, eine genaue Prüfung aller einschläglichen Verhältnisse anzustellen und Vorschläge zur Abhülfe der erkannten Mängel ausfindig zu machen.

Der Bericht besteht aus zwei Theilen, von dem der erstere sowohl die Maßnahmen bespricht, welche nöthig erscheinen, um eine völlige Harmonie zwischen der Marine- und der Militärverwaltung herzustellen, als auch die inneren Angelegenheiten der Admiralität behandelt, während der zweite sich mit der inneren Verwaltung des Kriegsministeriums beschäftigt. Das Ver-

hältniß des Schatzamtes zu jenen beiden und die Angelegenheiten allgemeiner finanzieller Kontrole sind einem Zusatzberichte überwiesen.

Die königliche Kommission stellt fest, daß es keinen einheitlichen und gemeinsamen Operationsplan zwischen dem Kriegsministerium und der Admiralität gebe, sowie, daß bezüglich der Vertheidigung der heimischen und namentlich der auswärtigen Kriegshäfen, sowie hinsichtlich mehrerer entfernter Kohlenstationen noch keine endgültigen Beschlüsse gefaßt seien, und daß überhaupt, trotz der Wichtigkeit der Uebereinstimmung und des gemeinsamen Handelns zwischen beiden Behörden, keine ausreichende Harmonie in der Verwaltung des Militär- und Marineamtes bestehe. Hiergegen wird nun die Schaffung eines „Vertheidigungsministers" (Minister of Defence) in Vorschlag gebracht, welcher das gemeinsame verantwortliche Haupt beider Ministerien sein soll, während die direkte Kontrole jedes der beiden Dienstzweige einem Berufsoffizier zu übertragen wäre.

Abweichend von dieser Ansicht will der bekannte Staatsmann Lord Randolph Churchill die höchste und verantwortliche Leitung sowohl des Marine- wie des Kriegswesens je einem Fachmanne überwiesen sehen, während ein Civilminister von hohem Range das verbindende Glied zwischen beiden sein solle, welcher mit diesen sowohl den jährlichen Etat festzustellen als auch in allen wichtigen Angelegenheiten von gemeinsamem Interesse die Vermittelung zu übernehmen hätte.

Für eine ferner sehr wichtige Maßnahme erachtet die Mehrzahl der Kommission der Bildung eines „Marine- und Kriegsrathes" (Naval and Military Council), der unter dem Vorsitz des Premierministers aus den parlamentarischen Häuptern beider Dienstzweige und ihren fachmännischen Berathern zu bilden wäre und zu dem noch ein oder zwei weitere Offiziere von großem Rufe und Erfahrung hinzugezogen werden könnten, welche zu der betreffenden Zeit keinen offiziellen Posten in der Admiralität oder dem Kriegsministerium einnähmen. Dieser Rath hätte sich zur regelmäßigen und gemeinsamen Festsetzung der jährlichen Marine- und Armee-Etatsvorlage zu versammeln; könne aber auch außerdem von Zeit zu Zeit berufen werden, um über eine wichtige Angelegenheit oder über eine Frage von gemeinsamem Interesse, über welche sich die beiden Minister nicht einigen könnten, Beschluß zu fassen.

Was die innere Verwaltung der Admiralität anbetrifft, so schlägt die Kommission vor: Anerkennung der vollsten, persönlichen Verantwortlichkeit des „Ersten Lords der Admiralität" (Marineministers) gegenüber dem Parlament und dem Lande, Schaffung des Postens eines „Ersten Seelords" als eines obersten Rathgebers für den Marineminister in allen wichtigen, sein Ressort betreffenden Fragen, klare Feststellung der Pflichten aller übrigen Lords und direkte Verantwortlichkeit jedes einzelnen derselben dem ersten Lord gegenüber. Im Uebrigen soll das Admiralitätskollegium wie bisher

als ein ständiger Rath in Marinesachen fungiren, ohne jedoch dadurch irgendwie die Verantwortlichkeit des ersten Lords zu vermindern.

Obgleich der Bericht von allen Kommissionsmitgliedern unterzeichnet ist, so weichen doch die Vorschläge einiger Mitglieder über einzelne Punkte von einander ab und ihre Ansichten sind denen der Majorität stets besonders beigefügt. Unter diesen haben Lord R. Churchill's Ausführungen die meiste Aufmerksamkeit und Billigung in der Presse und im Publikum gefunden, so daß wir dieselben in den Hauptpunkten auch an dieser Stelle kurz angeben zu müssen glauben.

Lord R. Churchill's Vorschläge gipfeln in der Forderung einer Abschaffung der Admiralität und des Kriegsministeriums in der jetzigen Form und der Schaffung von drei neuen Aemtern an Stelle dieser, in erster Linie eines Oberbefehlshabers der Flotte und eines ebensolchen für das Heer — also Uebertragung der obersten Leitung beider Theile der Wehrkraft des Landes an besonders erprobte und der Regierung verantwortliche Fachmänner, welche im Interesse der Beständigkeit der Verwaltung immer fünf Jahre in ihren Stellungen bleiben sollten. Ein besonderer „Schatzminister für die Land- und Seemacht der Krone“ soll ferner das nothwendige Verbindungsglied zwischen jenen beiden bilden und in Uebereinstimmung mit ihnen die jährliche Etatsvorlage feststellen, ferner ihre Rechnungen prüfen, die Vertretung beider Ressorts dem Parlament gegenüber und schließlich die Leitung und Verantwortung für das Artilleriewesen, sowie für alle für die Marine und Armee nothwendigen Lieferungskontrakte rc. übernehmen.

Die bisherige große Selbstständigkeit des Commander-in-Chief (bekanntlich seit 34 Jahren Se. Kgl. Hoheit der Herzog von Cambridge), welcher bisher allein sowohl für das Kommando als auch für die ganze Verwaltung und Ausrüstung des gesammten Landheeres verantwortlich war, will die Kommission aufgehoben sehen. Obwohl sie dem Verdienst des jetzigen Stelleninhabers vollste Anerkennung zu Theil werden läßt, so glaubt sie doch in der bestehenden äußersten Centralisation einen organischen Fehler zu erblicken, der beseitigt werden müsse; sie beantragt daher auch auf diesem Gebiet die Anerkennung vollster Verantwortlichkeit des Ministers dem Parlament gegenüber und die Einführung direkter Verantwortlichkeit der verschiedenen an der Spitze der einzelnen Departements befindlichen Offiziere, deren Pflichten gegenüber dem Kriegsminister genau zu begrenzen sind. Als Berather des Kriegsministers soll ein „Chef des Stabes“ fungiren, welcher im Besonderen alle auf die Mobilmachung bezüglichen Angelegenheiten zu leiten und vorzubereiten, mit dem ersten Seelord der Admiralität, wo die Gemeinsamkeit der Interessen dies erfordert, in Verbindung zu treten und dem Kriegsminister alljährlich eine Nachweisung aller militärischen Bedürfnisse des Reiches vorzulegen hat.

Die bisherigen Pflichten des Commander-in-Chief sind insofern zu

trennen, daß die Kommandoführung und die Besichtigungen der Truppen einem „Kommandirenden General der Truppen in Großbritannien" zufallen sollen, wogegen die Pflicht der Aufrechterhaltung in Disziplin und Gleichmäßigkeit in der Ausbildung der gesammten Armee einem anderen besonders tüchtigen hohen Offizier als Adjutant General zuzuweisen sind, der dem Kriegsministerium angehören und dem Kriegsminister verantwortlich sein, auch diesem u. a. bezgl. der Personalien mit seinem Rath zur Seite stehen soll. Der bisherige Inspector General of Fortifications ist in den eines Director of Works and Fortifications umzuwandeln, da ihm das Inspizirungsrecht über das Ingenieurkorps zu nehmen und dieses dem oberwähnten kommandirenden General zu überweisen sein wird. Die Stellung des General-Quartiermeisters bleibt dagegen ebenso wie die des Direktors der Artillerie im Allgemeinen unverändert bestehen.

Der Chef des Stabes, der General-Adjutant, der General-Quartiermeister, der Direktor der Artillerie und der Direktor der Werke und Befestigungen sollen sämmtlich dem Kriegsminister, Jeder für sein Departement, direkt verantwortlich sein, und die Etatsvorlage muß erkennen lassen, für welche Summen jeder Einzelne von ihnen einzustehen hat.

Außerdem hält die Kommission die Schaffung eines Kriegsrathes (War-Council) für wünschenswerth, dem außer den genannten Offizieren einige hohe Civilbeamte (Staatssekretäre 2c.) angehören sollen, und der zusammentritt, wo es sich um das Zusammenwirken aller der verschiedenen Zweige des Kriegsministeriums handelt.

Diese radikalen Vorschläge, die wir hier in der Hauptsache deshalb genauer wiedergaben, weil sie, seit lange vom ganzen Lande erwartet, nicht verfehlt haben, ein allgemeines Aufsehen zu erregen, gehen ersichtlich in der Hauptsache darauf hinaus, dem Höchstkommandirenden der Armee die bisherigen Machtvollkommenheiten zu nehmen und dadurch — obwohl dies natürlich mit keiner Silbe angedeutet ist — de facto der Krone den Kommandostab der Armee zu entwinden. Sie haben im Lande wie in der Fachpresse im Allgemeinen eine große Billigung nicht finden können, obwohl sie ja eine engere Vereinigung der Armee- und Marineverwaltung bewirken und die Einheit der Armeeleitung selbst fördern würden — Letzteres allerdings nur, indem sie dieselbe dann ganz den Händen des parlamentarischen Civilministers ausliefern würde. Gerade in der Stellung und Thätigkeit des Letzteren aber — wir sehen dabei ganz von der Persönlichkeit Mr. Stanhope's ab, der gewiß sein Möglichstes thut, den schweren Pflichten seiner Stellung gerecht zu werden — wollen viele einsichtsvolle Männer jenseits des Kanals den Grund der meisten zu Tage tretenden Mängel in der Wehrkraft des Vereinigten Königreiches erblicken.

Sehr energisch trat der am meisten von diesen Vorschlägen der königlichen Kommission betroffene Herzog von Cambridge denselben entgegen, gewiß

nicht sowohl im Interesse seiner Person — denn er steht schon in höherem Alter und trägt sich schon seit längerer Zeit mit dem Gedanken seines Rücktrittes — als vielmehr im Interesse der Armee und der Krone, im speziellen auch seines wahrscheinlichen baldigen oder späteren Nachfolgers, des Herzogs von Connaught. Auch ist er, der sich im ganzen Lande großer Beliebtheit und Anerkennung erfreut, überhaupt nicht sehr von der Nothwendigkeit einer radikalen Aenderung der bisherigen organisatorischen Verhältnisse überzeugt, da er der Ansicht ist, daß dieselben sich bisher als ganz gut und zweckentsprechend erwiesen hätten.*)

Auch Lord Wolseley, dessen Stellung als Generaladjutant am 1. Oktober ablief, sprach sich energisch gegen die vorstehenden Gedanken aus — man meint freilich besonders deshalb, weil es ein offenes Geheimniß war, daß nicht er, sondern General Brackenbury, ein angesehenes Mitglied der königlichen Kommission und Chef des Nachrichtenwesens, zu der maßgebendsten und wichtigsten Stellung des Adjutant-General, dem besonders auch das bisherige Intelligenz- (Nachrichten-) Departement unterstellt werden soll, in Aussicht genommen war.

So lange als irgend möglich suchte der Kriegsminister eine Entscheidung über die ganze, ihm begreiflicherweise unbequeme Angelegenheit hinzuziehen. Endlich eröffnete er in dem Gefühle, daß die öffentliche Meinung von ihm irgend einen Schritt in der Angelegenheit einer besseren Organisation des Heerwesens verlange, dem Parlament, daß er folgende Verbesserungen einzuführen beabsichtige:

1. Einsetzung eines permanenten Staatsrathes, in welchem der Kriegs- und Marineminister, sowie Abtheilungen für koloniale, indische und auswärtige Angelegenheit vertreten seien.

2. Einsetzung eines Kriegsrathes (War-Council) aus den ersten Räthen des Kriegsministeriums, der, ohne den Kriegsminister selbst von seiner Verantwortlichkeit zu entlasten, ihm doch bei allen Entscheidungen von Wichtigkeit berathend zur Seite stehen solle.

3. Einsetzung einer Stellenbeförderungs-Kommission (Promotion-Board), welche über die Avancements-Angelegenheiten entscheiden soll. Da aber die Frage einer Abschaffung der Stellung des Commander-in-Chief, wie man sieht, überhaupt nicht berührt wird, so ist die Bedeutung und Einsetzung dieser Kommission nicht recht verständlich, denn das Beförderungsrecht ist gerade eins der wichtigsten, welche dem Höchstkommandirenden der Armee

*) Ueberhaupt kein Freund der neuen Ideen auf diesem Gebiete, hat sich der Herzog von Cambridge, nebenbei bemerkt, auch mit dem Gedanken an ein Aufgeben des bisherigen, jetzt vielfach angegriffenen Drilles in der Armee befreunden können, und charakteristisch ist eine Aeußerung von ihm über diesen Punkt: „Drill opens a man's mind, the more you drill him, the more he thinks, and the more he thinks, the more heacts, if he acts — he will be a good soldier."

zustehen. Wahrscheinlich soll sie auch nur für die Besetzung der höheren Grade einen Druck auf den letzteren ausüben, wenn es überhaupt dazu kommt.

Das Ganze ist augenscheinlich nur ein Verlegenheitsausweg Mr. Stanhopes und findet auch in der Presse nur zum kleinen Theil Billigung. In der Hauptsache dürfte danach zunächst also Alles beim Alten bleiben, wenigstens so lange der Herzog von Cambridge in seiner Stellung verbleibt. Lord Wolseley ist zum 1. Oktober in seine neue Stellung als Oberbefehlshaber der Truppen in Irland übergetreten, wo er Prinz Eduard von Sachsen-Weimar ersetzte, während sein bisheriger Posten von Sir Redvers Buller, einem Offizier, der eine brillante Karrière hinter sich hat und sich im Chinesischen Kriege, der Red-River-Expedition, im Aschanti-, Kaffern- und Zulukriege ausgezeichnet hat, eingenommen wurde. Sir Frederick Roberts, der Höchstkommandirende in Indien, war der einzige, der noch mit letztgenanntem für die hohe Stellung eines General-Adjutanten in Frage kam, doch willigte er schließlich ein, seine für das Land wichtigen und erfolgreichen Dienste noch auf zwei weitere Jahre der beabsichtigten theilweisen Neuorganisation der Armee in Indien zu widmen. Lord Wolseley soll es, wie verlautet, zugesichert sein, im Falle des Ausbruchs eines größeren Krieges in dem Kommando der britischen Armee Verwendung zu finden; ein solches formelles Versprechen erscheint aber kaum nöthig, da seine jetzige Stellung in Dublin kein Hinderniß bietet, ihn im Gebrauchsfall von dort abzuberufen.

Zwei wichtigere Schritte als durch die Einsetzung des War-Councils oder der Promotion-Board geschehen würden, sind für die Wehrkraft des Reiches durch die Bewilligung einer großen Summe für Kasernenbauten sowie für die Ausrüstung der Volunteers von Seiten der Regierung und des Parlaments erfolgt. Was die Volunteers anbetrifft, so hatte die Regierung schon früher die für dieselben bestimmte Jahressumme um 150 000 Pfund erhöht und wollte von weiteren unterstützenden Maßnahmen, wie sie u. A. von General Sir E. Hamley vorgeschlagen waren, nichts wissen. Dieser hatte beantragt, nach einer gewissen Frist die Ausrüstung der Freiwilligen in der Hauptsache von Staatswegen zu beschaffen, da ihre jetzige Ausrüstung ungenügend sei. Letzteres ist nach Angabe unparteiischer Sachverständiger in der That richtig, denn die Bekleidung soll vielfach eine solche sein, daß die Leute darin nicht ein achttägiges Manöver aushalten könnten und wenn auch, wie schon früher erwähnt, für die Londoner Freiwilligen durch freiwillige Sammlungen auf Anstiften des vorigen Lordmayor genügende Fürsorge geschaffen wurde, so waren doch die in den Provinzen befindlichen Freiwilligen bisher in übler Lage. Jetzt sind 150 000 Pfund für die Equipirung der Volunteers genehmigt worden.

(Fortsetzung folgt.)



Disziplin und Zeitungsunwesen in Frankreich.

Man verschließt sich in Frankreich nicht der Erkenntniß — und kann sich ihr nicht verschließen —, daß es mit der Disziplin nicht allenthalben so bestellt ist, wie es sein sollte! Ganz offen wird die Klage ausgesprochen, daß den Offizier in den Augen Aller nicht jenes Prestige — wir suchen vergeblich nach einer guten Verdeutschung — umgiebt, das so unbedingt erforderlich ist, und daß dieser Umstand ihn in seiner Stellung seinen Untergebenen gegenüber entschieden schädigt, die ohnedies schon hinlänglich geneigt sind, Einflüsterungen aus Civilkreisen Gehör zu leihen.

Der französische Soldat tritt gleich von vornherein nicht mit jenem gewissen angeborenen Subordinationsgefühl des deutschen Rekruten in die Armee ein und ist daher um so empfänglicher für schädliche Einflüsse während seiner Dienstzeit. Einsichtige Franzosen geben es geradezu offen zu, daß in Friedenszeiten ein gewisser bürgerlicher Geist im Heere überwuchert, und daß sich das Heer in einem fortwährenden Kampfe gegen Beschimpfungen, Beleidigungen und Angriffe eines gewissen Theiles der Presse und der Bevölkerung befindet.

Die Ernennungen in den höheren Kommandostellen werden in den Zeitungen durchgehechelt, deren jede ihren Kandidaten hat. Nicht der Kriegsminister ernennt den betreffenden, sondern ein Ministerrath, in welchem weniger die militärische Tüchtigkeit als vielmehr die politische Gesinnung desselben ins Gewicht fallen. Der Minister muß sich geradezu den Forderungen der Politik unterwerfen, wenn er nicht seinem Kabinet Ungelegenheiten bereiten will. Sind das aber gesunde Verhältnisse? Verhältnisse, wie sie einer Entwickelung des Heeres förderlich sind? Sicherlich nicht!

Wie soll man es nach deutschen Begriffen bezeichnen, wenn Stadtvertretungen, und zwar oft mit Unterstützung von Abgeordneten und Senatoren, direkt die Entfernung eines Regiments verlangen, welches ihnen vielleicht nicht sympatisch ist?

Ja, noch mehr, — die Denunziation einer Zeitung soll — so erzählt man sich — die Veranlassung zur Versetzung der 9. Kavallerie-Brigade von Tours nach Nantes und Pontioy gegeben haben. Wenn wir auch nicht in der Lage sind, zu untersuchen, inwieweit diese Behauptung auf Wahrheit beruht, so ist es doch schon bezeichnend, daß man dergleichen überhaupt für möglich hält und in einer französischen Militärzeitschrift veröffentlicht.*)

In einem großen Theile der französischen Presse — nicht etwa der politischen Tagespresse allein, sondern auch der militärischen Fachzeitschriften —

*) Le Spectateur militaire v. 1890, Seite 232.

werden militärische Fragen in einer so unglaublichen Weise behandelt, daß man wohl berechtigt ist, von einem „Zeitungsunwesen“ zu sprechen.

Schwerlich sind sich die Herausgeber der Verantwortlichkeit bewußt, die sie haben, und der schweren Schuld, die sie auf sich laden. Was nützen die Hunderte von Millionen, die die französische Volksvertretung jederzeit für Verbesserungen im Heereswesen zu spenden bereit ist, wenn fortwährend aus der Mitte der Nation, und zwar von dem geistig hochstehenden Theile derselben, die Disziplin erschüttert und damit der Grundpfeiler der Armee untergraben wird?

Fortwährend findet man in der französischen Presse die Erörterung militärischer Vorfälle, die Kritisirung der dabei erfolgten Maßnahmen des Vorgesetzten und die Forderung von Enquêten u. s. w.!

Großes Aufsehen hat z. B. der Fall „Numa“ gemacht, der beim Erscheinen dieser Zeilen wohl bereits zur Beruhigung vieler Jünger Thaliens beigelegt ist. Einer der Künstler des Odéontheaters, „Mr. Numa“, hat nämlich mit Erfolg das Reserveoffiziersexamen gemacht, um dann mit einem Male Schwierigkeiten gemacht zu bekommen wegen seines Berufes, obgleich sonst nichts gegen ihn vorlag. Man muß allerdings hier den Zeitschriften Recht geben, wenn sie sagen, daß, wenn man einmal Mitglieder dieses Standes nicht in die Zahl der Reserveoffiziere aufnehmen wolle, man dies jedenfalls vorher erklären und den Betreffenden nicht erst zum Examen zulassen müsse. Die Ungerechtigkeit gegen Herrn Numa sei aber um so größer, als Andere seines Standes Reserve- bezw. Territorialoffiziere geworden seien.

Nach genauer Untersuchung des Falles hat Freycinet die Aufnahme des mehrerwähnten Künstlers auf die Liste der Ernennungen zum Reserveoffizier veranlaßt. —

Ganz und gar verdorben mit dem größten Theile des französischen Offizierkorps dürfte es der Abgeordnete Burdeau haben, der in der Budgetkommission folgenden Passus vorgeschlagen hat:

„Wenn ein pensionirter Offizier eine Staatsanstellung inne hat und hierbei Pension und Amtseinkommen zusammen höher sind als das Gehalt, welches er in der Charge bezog, die er bei seiner Pensionirung inne hatte, so wird das Ueberschießende von der Pension gekürzt.“

Wenn schon dieser Burdeau'sche Vorschlag als „infamie!“ bezeichnet wird, so ist es nach Ansicht des Spectateur noch ungeheuerlicher, daß die Kommission das Prinzip dieser Knickerei (lésinerie) angenommen hat. Er tröstet sich zwar mit der festen Ueberzeugung, daß die Kammer den Antrag nicht annehmen wird, findet es aber beklagenswerth, daß sich innerhalb einer französischen Kammer eine Anzahl von Abgeordneten gefunden hat, die zu einem für die Armee so verletzenden Beschluß fähig waren, und versichert Freycinet, daß, wenn er, wie anzunehmen, „mit seinem weltbekannten Talent

die Vertheidigung seiner Untergebenen übernehmen werde, er niemals für eine edlere und gerechtere Sache gesprochen haben werde."

Ohne starke Ausdrücke geht es nun einmal bei den Franzosen nicht! —

Eine Lücke in der französischen Gesetzgebung ist übrigens aufgedeckt worden, insofern sich nirgends etwas gesagt findet, was eigentlich aus den militärischen Abgeordneten im Kriegsfalle wird. Es geht doch unmöglich, daß die Kammer etwa 200 ihrer Mitglieder plötzlich in's Feld ziehen läßt, — so hoch beläuft sich nämlich augenblicklich die Zahl derer, die noch dienstpflichtig sind. Man wünscht, daß alle Deputirten während der Dauer ihrer Wahl den „Unabkömmlichen" zugezählt werden, mit Ausnahme der wenigen Offiziere, die im Senat sitzen, und denen es im Kriegsfalle freistehen soll, um eine Kommandostelle einzukommen, die aber dann ersetzt werden sollen.

Lebhaften Tadel findet das neue Gesetz über den Generalstab, oder richtiger die Modificationen, die die Kammer zu dem Gesetze vom Jahre 1880 beschlossen hat. Um nicht weniger als 340 wird die Zahl der außerhalb der Truppe zum Dienste im Stabe gestellten Offiziere erhöht, und die Zeitdauer für den Frontdienst wird für die Betreffenden herabgesetzt; nach Ansicht des Spectateur charakterisirt sich das Gesetz direkt als ein Rückschritt.

Ballistisch-technische Betrachtungen über das kleinkalibrige Gewehr.

Mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Gewehres 88.

Von

Karl Hanzer,

Sekondelieutenant im k. k. 13. Infanterie-Regiment Kaiser Franz Joseph von Oesterreich.

Einleitung.

Halten wir einen kurzen geschichtlichen Rückblick auf die Entwicklung des Kalibers der Handfeuerwaffen, so finden wir die interessante Thatsache, daß die Kaliber-Verkleinerung bis zu ihrem heutigen Minimalmaß nicht weniger als drei Stufen zu durchschreiten hatte. Bekanntlich hatten die früheren Kriegs-Handfeuerwaffen einen Bohrungs-Durchmesser von 17—18 mm. Um kurz zu erläutern, auf welche Weise man gerade zu diesem Anfangskaliber kam, will ich nur Folgendes anführen: Ein kriegsbrauchbares Gewehr

darf, um den Soldaten nicht zu überbürden, nicht schwerer sein als ca. 5 kg; der Rückstoß gestattet nun die Verwendung einer Pulvermenge von nur etwa 1/1000 des Gewehr-Gewichts, wodurch wir zu einer Pulverladung von höchstens 5 g gelangen. Um eine gute ballistische Leistung zu erhalten, muß das Geschoßgewicht im Vergleich zum Pulvergewicht möglichst klein sein, es darf nicht mehr betragen, als etwa das Fünffache; dies giebt ein Geschoßgewicht von ca. 25 g. Da man dem Geschoß keine scheibenförmige Gestalt geben, sondern höchstens bis zur Kugel herabgehen kann, so errechnet sich aus dem eben angeführten Geschoßgewicht von 25 g ein Geschoßdurchmesser oder ein Laufkaliber von 18 mm, welches mithin als das Maximal-Kaliber für Kriegs-Handfeuerwaffen angesehen werden muß. Als Waffen solchen Kalibers waren beispielsweise in Gebrauch: das französische Tabatière-Gewehr, das Snider-Gewehr, die verschiedenen glatten Perkussions-Gewehre, welche um die Mitte unseres Jahrhunderts in Deutschland eingeführt waren; doch betrug bei diesen die Pulverladung 6—8 g. — Bis in die fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts dauerte es, bis man erkannte, daß die Rasanz der Flugbahn außer von der Anfangsgeschwindigkeit auch von dem Verhältniß zwischen Geschoßgewicht und Geschoßquerschnitt, also von der Masse, welche auf den Geschoßquerschnitt kommt, abhängig ist. Um dieses Verhältniß möglichst günstig zu gestalten, stehen zwei Wege zur Verfügung: Erstens die Vergrößerung des Geschoßdurchmessers und hiermit des Laufkalibers; denn während hierbei der Geschoßquerschnitt mit dem Quadrat des Durchmessers zunimmt, wächst die Schwere des Geschosses mit dem Kubus desselben; doch, wie später noch des Näheren erörtert wird, kann dieser Weg wegen der oben angeführten Maximalgrenze für das Gewehrgewicht nicht betreten werden; zweitens die Verkleinerung des Geschoßdurchmessers, verbunden mit einer Verlängerung der Geschoßachse. Durch Befolgung dieses letzteren Weges erreichte man einen doppelten Vortheil: Günstigere Belastung des Geschoßquerschnitts und bessere Führung; diese letztere allerdings hauptsächlich durch die gleichzeitige Einführung der gezogenen Gewehre. Dieser Erkenntniß gemäß und zum Zweck der Erleichterung der Waffe reduzirte man zunächst den Laufdurchmesser der ersten Kaliberstufe auf durchschnittlich 14 mm, die zweite Kaliberstufe. Gewehrmodelle dieser Kaliberstufe finden wir vertreten in dem preußischen Zündnadel-, dem österreichischen Wänzl-, dem bayerischen Podewils-, dem schwedischen Remington-Gewehr. Hiermit glaubte man Anfangs das richtige Kaliber gefunden zu haben. Doch im weiteren Verfolg der oben genannten Erkenntniß ging man bald zu ferneren Verringerungen des Kalibers über, und schon zu Anfang der siebziger Jahre sehen wir alle Armeen der Großmächte Europas mit Gewehren der dritten Kaliberstufe von durchschnittlich 11 mm bewaffnet: deutsches Infanterie-Gewehr M/71, bayerisches Werder-Gewehr, österreichisches Werndl-, russisches Berdan-, französisches Chassepot-, englisches Martini-Henry-Gewehr. — Einer weiteren Verringerung des Kalibers standen zu

jener Zeit hauptsächlich technische Bedenken gegenüber. Sogar noch in der Waffenlehre von Neumann vom Jahre 1883 heißt es: „Bei einem Kaliber unter 10 mm würde das Geschoß zu leicht, seine Durchschlagskraft und die Belastung seines Querschnittes zu gering oder seine Drehungsachse zu wenig stabil; ferner wird die Waffe zu wenig haltbar, die Anfertigung, Reinigung und Revision zu schwierig.“ Man scheute also den nothwendigen starken Drall und die Schwierigkeiten bei der Anfertigung von Gewehr und Geschoß. Doch, wie vorauszusehen war, sind alle diese Bedenken gegenwärtig bei der vorgeschrittenen Technik vollständig behoben und, wie bekannt ist, sind zur Zeit Gewehre mit einem Kaliber von 7—8 mm, welches ich fernerhin einfach „kleines Kaliber“ bezeichne, bei allen europäischen Heeren entweder schon eingeführt oder eben in der Einführung begriffen; und hiermit sind wir bei der vierten Kaliberstufe angelangt.

Erster Abschnitt.

Ballistik.

1. Theoretische Ballistik.

Angesichts der oben erwähnten Bedenken und der letztgenannten Thatsache drängt sich uns von selbst die Frage auf: „Welche Gründe gaben denn den Anlaß zu Versuchen mit dem kleinen Kaliber und zur schließlichen Annahme desselben?“ Diese Frage kann von einem doppelten Standpunkte aus beantwortet werden. Während die Vorkämpfer des kleinen Kalibers — die Schweizer Rubin und Hebler — hauptsächlich von dem Streben beseelt waren, die ballistische Leistung des Gewehres möglichst zu erhöhen, um das Standvisir auf eine weite Entfernung hinaus legen zu können — welches Streben naturgemäß viele Anhänger fand — stellte man später diese Forderung in die zweite Linie und versuchte, die Lösung der Kaliber-Frage mehr auf der Basis der ballistischen Leistung der 11mm-Gewehre zu finden, um auf diese Weise unbedingt eine Patrone von geringerem Gewichte zu erhalten. Zweifellos war die Realisirung der Aufgabe von letzterem Standpunkte aus leichter möglich und eine leichtere Patrone war gewiß für jedes Repetirgewehr nicht nur wünschenswerth, sondern sogar erforderlich. Wie es möglich wurde, die beiden Forderungen zu erfüllen, wird im Folgenden gezeigt werden. Nun zunächst zur Lösung der Kaliber-Frage nach der ersten der beiden vorgenannten Richtungen. Die zwei Hauptfaktoren einer guten ballistischen Leistung eines Gewehres sind: große Rasanz und große Präzision; alle übrigen Faktoren als: große Durchschlagskraft, große Schußweite, große bestrichene und bedeckte Räume ergeben sich, da sie in den beiden Hauptfaktoren begründet sind, mit der Erfüllung dieser von selbst. Es fragt sich demnach zunächst: Welche Bedingungen ergeben eine möglichst große Rasanz? Lediglich zwei,

nämlich erstens eine große Anfangsgeschwindigkeit, zweitens die Fähigkeit des Geschosses, diese Anfangsgeschwindigkeit während des Fluges möglichst beizubehalten. Daß diese Bedingungen, welche ich als die zwei Hauptforderungen, die an eine Waffe zu stellen sind, bezeichnen möchte, nur ein Gewehr kleinen Kalibers erfüllt und erfüllen kann, beweist die folgende Erwägung. Zweckentsprechende Konstruktion der Waffe und Munition, sowie qualitativ gleiches Pulver vorausgesetzt, wächst die Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses mit der Vergrößerung des Ladungsquotienten, des Verhältnisses oder Quotienten zwischen Pulvergewicht und Geschoßgewicht. Nehmen wir das 11 mm-Gewehr 71/84, bei welchem der Ladungsquotient $^5/_{25}$ oder $^1/_5$ beträgt (5 g Pulvergewicht und 25 g Geschoßgewicht) als Basis für die weiteren Versuche an, so hatte man vom rechnerischen Standpunkte aus zwei Möglichkeiten, um dieses Ladungsverhältniß und mit ihm die Anfangsgeschwindigkeit zu erhöhen: entweder das Pulvergewicht zu erhöhen oder das Geschoßgewicht zu verkleinern. Daß die Pulverladung nicht vergrößert, also sein Gewicht erhöht werden konnte, bedarf keines weiteren Beweises; man käme ja auf diesem Wege zur Geschützkonstruktion. Es blieb also nur mehr das eine Mittel übrig, das Geschoßgewicht zu verringern. Aus später zu erörternden Gründen ist nun eine Verkürzung des Geschosses absolut ausgeschlossen, so daß sich der einzig mögliche Ausweg zur Vergrößerung des Ladungsquotienten, die Verkleinerung des Geschoßdurchmessers, also des Laufkalibers von selbst aufdrängte. Die Grenze, bis zu welcher man in dieser Richtung gehen kann, wird von Schwierigkeiten technischer Natur vorgezeichnet. Durch zahlreiche Versuche, im Besonderen von Seiten des Professors Hebler, wurde das Minimalmaß von 7,5 mm gefunden; wenn auch das Bohren und Reinigen bei einem noch mehr verringerten Kaliber durch die Fortschritte der heutigen Technik keine unüberwindlichen Hindernisse bereiten würden, — was übrigens Hebler auch nicht zugiebt, — so ist es die Herstellung der Züge und die Nothwendigkeit, das Geschoß zu zwingen, diesen Zügen zu folgen, welche vorerst ein energisches Halt in der Kaliberverkleinerung gebieten. Wie später begründet wird, würde das Geschoß zu lang, die Windung der Züge zu steil, wollte man das Kaliber kleiner als 7,5 mm machen. Daß nicht alle Staaten gerade dieses Minimalkaliber annahmen, ergiebt sich aus naheliegenden Gründen; so haben Frankreich und Oesterreich 8 mm, Belgien 7,65 mm, Deutschland 7,9 mm für die Kaliber ihrer Gewehre gewählt. Diese Reduzirung des Geschoßdurchmessers hatte, da dessen Länge, wie später begründet wird, bis zu höchstens 4 Kaliber sich steigern darf, eine Erleichterung des Geschosses von 25 auf durchschnittlich 15 g zur Folge. Inwieweit Abweichungen hiervon nach irgend einer Seite angezeigt sind, hängt von verschiedenen Umständen, wie Laufkaliber, Geschoßlänge, Drallwinkel 2c. ab und muß durch Versuche festgestellt werden. Schon Hebler fand bei seinem

Versuchsgewehre 14,6 g als das günstigste Geschoßgewicht. Das Gewicht des deutschen Geschosses beträgt 14,7 g, des österreichischen 15,8 g, des französischen 15 g.

Auf die eben vorgeführte Weise hatte man einen größeren Ladungsquotienten erhalten, und Hebler konstruirte auch unter Festhaltung dieser Gesichtspunkte ein Gewehr von 7,72 mm Laufdurchmesser und einem Ladungsquotienten von $\frac{1}{2,7}$, welcher sich aus 5,4 g komprimirtem Pulver und 14,6 g Geschoßgewicht ergiebt; entsprechend diesem großen Ladungsquotienten war auch die Anfangsgeschwindigkeit, wie überdies leicht berechnet werden kann,*) 600 m.

Indeß hat man aus den Resultaten zahlreicher Versuche, welche wohl von den meisten Armee-Verwaltungen angestellt wurden, die Ueberzeugung gewonnen, daß die Beibehaltung einer so großen Pulvermenge von 5 g und darüber selbst im komprimirten Zustande Konstruktionsverhältnisse bedingt, welche für eine Kriegswaffe, im Besonderen für ein Repetirgewehr, sehr mißlich sind, als: zu große Länge und zu großen Durchmesser der Patrone, mithin auch des Patronenlagers und des Vorrathsraumes im Repetir-Mechanismus; zu großes Patronengewicht und hiermit zu große Belastung des Mannes oder zu geringe Zahl der mitzuführenden Patronen — obwohl die Hebler'sche Patrone nur 33,8 g wog gegen 43 g unserer 11 mm-Patrone. — Aus diesen Gründen sehen wir auch alle Staaten Europas der Kaliberfrage gegenüber damals noch eine abwartende Haltung einnehmen, denn das Bestreben, die Kaliberfrage nur unter der Bedingung einer gleichzeitigen bedeutenden Gewichtserleichterung der Munition als gelöst zu betrachten, verschaffte sich allerseits immer mehr Geltung. Daß dies aber nur unter der Bedingung möglich ist, daß ein Treibmittel von geringerem Gewicht und Volumen, dabei aber von mindestens gleicher oder womöglich höherer Triebkraft zur Verfügung steht, geht aus den bisherigen Erörterungen hervor.

Wenn nun auch zugestanden werden muß, daß das Vorhandensein des Bedürfnisses nach einem derartigen Treibmittel die Fachmänner zu regerem Studium und zu umfassenderen Versuchen in dieser Richtung veranlaßt haben mag, so kann man es doch in der That mehr als ein günstiges Zusammentreffen nennen, daß gerade in die Zeit der Versuche mit dem kleinkalibrigen Gewehr die Erfindung eines Treibmittels mit den gewünschten Eigenschaften fällt. Es ist sehr naheliegend, daß Präparate von ähnlicher Zusammensetzung, wie sie das bisherige Schwarzpulver zeigt, kaum den erwähnten Anforderungen

*) Qualitativ gleiches Pulver vorausgesetzt, verhalten sich die Anfangsgeschwindigkeiten zweier Gewehre wie die Quadrat- (besser die 1,8) Wurzeln aus den zugehörigen Ladungsquotienten; hier: $435 : x = \sqrt{\frac{1}{5}} : \sqrt{\frac{1}{2,7037}}$ (auf das deutsche Gewehr M. 71/84 bezogen).

entsprechen können, daß vielmehr Explosivstoffe zur Verwendung kommen müssen, welche sich durch nicht plötzliche Verbrennung, also durch den Mangel an Brisanz und einen mit der Dauer der Wirkung zunehmenden Druck auf das Geschoß auszeichnen. Thatsächlich finden wir auch — ausgenommen das österreichische Gewehr — bei allen kleinkalibrigen Gewehren schießbaumwoll-ähnliche Präparate, also Nitroverbindungen, verwendet, denen durch irgend ein Verfahren die Brisanz genommen ist. — Es mag mir hier erlaubt sein, die interessante Thatsache einzuflechten, daß man gelegentlich der Erfindung eines solchen Treibmittels, also mehr nebenbei, auch auf die Rauchfreiheit kam; wenn auch der Wunsch nach einem solchen rauchfreien Treibmittel bestand, so zielten die Versuche doch nicht direkt hierauf ab; die Rauchfreiheit könnte also heute, wenn sie unangenehm empfunden würde, nicht mehr aus der Welt geschafft werden.

Von der mehr oder weniger hohen Triebkraft dieser Stoffe hängt es nun ab, wie groß bei dem früher angegebenen Geschoßgewicht die Pulverladung und mithin der aus beiden sich ergebende Ladungsquotient zu nehmen ist, um die höchste für die Konstruktionsverhältnisse der Waffe und einen erträglichen Rückstoß zulässige Anfangsgeschwindigkeit zu erhalten. Am günstigsten gestalten sich die Gewichts- und Dimensionsverhältnisse der Patrone, wenn die Pulverladung, unbeschadet der Erzeugung der höchsten zulässigen Anfangsgeschwindigkeit, um ein der Gewichtserleichterung des Geschosses entsprechendes Maß oder noch mehr herabgesetzt werden kann, so daß der Ladungsquotient wie bisher $^1/_5$ bleibt oder noch niedriger wird; je weiter man nämlich mit dieser Verringerung gehen kann, desto mehr kann die Patrone erleichtert und besonders verkleinert werden. Das genaue Maß der Pulverladung muß durch Versuche ermittelt werden. Hierzu einige Beispiele: Beim österreichischen Gewehr M/88 beträgt die Pulverladung 4 g, was mit Rücksicht auf die Dimensionen der Patronen zu viel ist, das Geschoßgewicht 15,8 g, mithin der Ladungsquotient $^1/_4$; trotzdem resultirt hieraus nur eine Anfangsgeschwindigkeit von 530 m. — Dies hat seinen Grund in der Verwendung des weniger brauchbaren Schwarzpulvers; Versuche mit neuem besserem Pulver sollen eine Anfangsgeschwindigkeit von 600 m ergeben haben. Vom französischen Gewehr — System Lebel — ist die Pulverladung nicht genau bekannt, ist aber jedenfalls weniger als 4 g; bei dem Geschoßgewicht von 16 g*) ergäbe dies einen Ladungsquotienten von weniger als $^1/_4$; wahrscheinlich ist, daß er $^1/_5$ nicht übersteigt; die Anfangsgeschwindigkeit soll 620 m, nach anderen Angaben nur 600 m betragen. Das belgische Gewehr, konstruirt vom Kommerzienrath Mauser, hat eine Pulverladung von 3 g, ein Geschoßgewicht von 14,2 g, mithin einen Ladungsquotienten von etwas mehr als $^1/_5$ $\left(\frac{1}{4{,}7}\right)$, eine Anfangsgeschwindigkeit von 605 m. Am günstigsten

*) Nach anderen Angaben 14 g.

verhalten sich diese Verhältnisse beim deutschen Gewehr 88: Bei einer Pulverladung von 2,75 g und einem Geschoßgewicht von 14,7 g, mithin einem Ladungsquotienten von weniger als $\frac{1}{5}$ $\left(\frac{1}{5,35}\right)$ erhalten wir eine Anfangsgeschwindigkeit von 620 m, ein Beweis für die eminente Leistungsfähigkeit des neuen deutschen Gewehr-Blättchenpulvers. — Da der Ladungsquotient des neuen Gewehres 88 kleiner ist, als jener des gegenwärtigen Gewehres 71/84 ($\frac{1}{5}$), so stehen wir vor der interessanten Thatsache, daß, wenn wir die Patrone des kleinkalibrigen Gewehres 88 mit unserem bisherigen Schwarzpulver füllen würden, die Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses kleiner wäre, als beim Gewehr 71/84; sie betrüge etwa nur, wie man durch Rechnung finden kann, 420 m.*)

Mit den bisherigen Erörterungen über die Konstruktions-Verhältnisse des kleinkalibrigen Gewehres und dessen Muntion ist gleichzeitig die Art und Weise angegeben, wie mit der Erhöhung, zunächst der Anfangsgeschwindigkeit, eine ganz bedeutende Verringerung des Gewichts und demnach auch der Dimensionen der Patrone erreicht wurde, wie es also möglich war, die Forderungen der beiden Richtungen, nach welchen die Lösung der Kaliberfrage angestrebt wurde, im vollsten Maße zu erfüllen. Zur Bestätigung dessen führe ich die Gewichtsverhältnisse der Patronen zu den oben zitirten Gewehren an: Oesterreichische Patrone 29,7 g gegen 42 g der Patrone großen Kalibers, belgische 26,2 g, französische 29,4 g, deutsche 27,5 g gegen 43 g der früheren Patrone. — In Folge dieser Gewichtserleichterung der deutschen Patrone kommen auf das bisher vom Mann getragene Munitionsgewicht von 4,3 kg — entsprechend 100 Patronen — 156 Patronen. Bei der neuen Verpackungsweise kommt jedoch das Gewicht der Rahmen und Packschachtel hinzu, so daß vom Mann nur 150 Patronen getragen werden, jedoch mit einem Gesammtgewicht von 5 kg.

Als zweites Mittel zur Erhöhung der Bahnrasanz stellte ich eingangs die Forderung auf: Fähigkeit des Geschosses, von der Anfangs-Geschwindigkeit während des Fluges möglichst wenig zu verlieren, mithin die Fähigkeit, den Luftwiderstand möglichst leicht zu überwinden, denn dieser allein hindert das Geschoß an der Vorwärtsbewegung. Anschließend an das günstige Resultat einer großen Anfangsgeschwindigkeit muß ich hier besonders betonen, daß diese hinsichtlich des zweiten Punktes einen ganz erheblichen Nachtheil im Gefolge hat, indem der Luftwiderstand mit dem Quadrat — nach anderen Berechnungen mit der vierten Potenz — der Geschoßgeschwindigkeit zunimmt, stets also in ungleich höherem Maße wächst als die Geschoßgeschwindigkeit. Dieser Uebelstand allein hätte zur Folge, daß der Ueberschuß an Geschwindigkeit in Folge des größeren

*) $435 : x = \sqrt{\frac{1}{5}} : \sqrt{\frac{1}{5,346}}$.

Geschwindigkeitsverlustes verhältnißmäßig rasch aufgezehrt, und somit der aus der größeren Anfangsgeschwindigkeit hervorgehende praktische Vortheil an Bahnrasanz sich nur auf den näheren, etwa bis zur Gefechtsschuß-Distanz reichenden Entfernungen merklich fühlbar machen würde — und auf diesen bei Weitem nicht in dem Maße, in dem die Anfangsgeschwindigkeit zunimmt. Alles dies wäre der Fall, stünde nicht ein anderes, sehr wirksames Mittel zur leichteren Ueberwindung des Luftwiderstandes zur Verfügung, welches diese Erhöhung des Geschwindigkeitsverlustes — bei dem deutschen Gewehre 88 — zwar nicht vollständig, aber bis zu einem gewissen Grade, aufhebt und somit die größere Anfangsgeschwindigkeit auf allen Entfernungen wenigstens theilweise zur Geltung kommen läßt, auf diese Weise also zur Vermehrung der Rasanz sehr viel beiträgt. Dieses Mittel, welches, wie schon in der Einleitung angedeutet, die Verkleinerung des Kalibers von Stufe zu Stufe in erster Linie mit veranlaßte, besteht in der Erhöhung der Querschnittsbelastung, des Quotienten zwischen Geschoßgewicht und Geschoßquerschnitt. Die Vergrößerung dieses Quotienten könnte mathematisch auf zweierlei Weise erreicht werden, nämlich durch Vergrößerung des Geschoßgewichts oder durch Verkleinerung des Geschoßquerschnitts. Von diesen beiden Möglichkeiten ist jedoch die erstere — die Gewichtsvergrößerung des Geschosses, welche, vom 11 mm-Geschoß ausgegangen, nur durch eine Verlängerung desselben bewirkt werden könnte — aus schon früher erörterten Gründen — Ladungsquotient — ausgeschlossen, so daß nur mehr die zweite Möglichkeit der Querschnitts- oder Kaliberverkleinerung bleibt, jedoch unter Vergrößerung der Geschoßlänge. Wir sehen also auch hier, wie sich die Nothwendigkeit der Reduzirung des Kalibers von selbst aufdrängte. Die Grenze für diese Reduzirung wurde schon gelegentlich der Besprechung des Ladungsquotienten zu 7,5 mm angegeben; die Grenze für die Geschoßverlängerung wird durch die Schwierigkeit bedingt, die Stabilität der Geschoßachse während des Fluges zu sichern; dies wiederum ist hauptsächlich abhängig von der Möglichkeit, die Züge unter dem hierzu nothwendigen starken Drall herzustellen und das Geschoß zu zwingen, diesen Zügen zu folgen; in letzter Linie wird demnach auch die Geschoßlänge durch technische Schwierigkeiten begrenzt. Versuche haben dieselbe auf eine relative Länge von 4 Kalibern gegen 2½ Kaliber der 11 mm-Geschosse, mithin auf eine absolute Länge von 30—31 mm gegen ca. 27 mm früherer Länge festgesetzt. Die hieraus berechnete Querschnittsbelastung, d. i. die Belastung eines qmm des Geschoßquerschnitts in g, beträgt beim österreichischen Gewehr M/88 0,314 g, beim französischen 0,298 g, beim belgischen 0,239 g, beim deutschen Gewehr 88 0,300 g gegen 0,263 g beim Geschoß des Gewehres 71/84.

Um den überaus günstigen Einfluß einer größeren Querschnittsbelastung auf die Verringerung des Geschwindigkeits-Verlustes und somit auf die Erhöhung der Rasanz und Schußweite darzuthun, möchte ich zunächst an die

bessere ballistische Leistung der Geschütze gegenüber den 11 mm=Gewehren erinnern. Sie beruht, da die Anfangsgeschwindigkeiten beiderseits die gleichen sind — im Durchschnitt 450 m — lediglich auf der größeren Querschnittsbelastung bei den Geschützen, welche dort 1,151 g, — schweres Feldgeschütz — bei den 11 mm=Gewehren dagegen nur ca. 0,263 g beträgt. Als weiteren Beweis hierfür möchte ich noch folgendes Beispiel anführen:*) „Während das Geschoß des englischen Martini=Henry=Gewehres mit 0,297 g spezifischer Querschnittsbelastung die Mündung mit einer Geschwindigkeit von nur 408 m verläßt, beträgt die Anfangsgeschwindigkeit des aus dem österreichischen 11 mm=Gewehr M/86 getriebenen Geschosses bei einer Querschnittsbelastung von 0,252 g um ca. 90 m mehr. Trotz dieser um ca. 1/4 größeren Geschwindigkeit des letzteren Geschosses überwiegt der Einfluß der nur um 1/6 größeren Querschnittsbelastung des ersteren Gewehres derart, daß dem 11 mm=Gewehr 86 nur bis zu der Distanz von ca. 900 Schritt die rasanteren Bahnen zukommen, während über diese Distanz hinaus dem englischen System der Vorzug eingeräumt werden muß.**) Aus dem oben angeführten Verhältniß zwischen den Querschnittsbelastungen der Geschütz= und Gewehrgeschosse läßt sich ohne Weiteres die Folgerung ziehen, daß die kleinkalibrigen Gewehre auf den näheren Distanzen den Geschützen an Rasanz bedeutend überlegen sind, da ihre Anfangsgeschwindigkeit eine ungleich größere ist. Erst von jener Entfernung ab, auf welcher der Ueberschuß der Gewehrgeschosse an Geschwindigkeit durch den größeren Luftwiderstand aufgezehrt ist, müssen die Geschützgeschosse in Bezug auf Rasanz wieder die Oberhand bekommen, was übrigens der ballistischen Leistungsfähigkeit der Gewehre im Vergleich zu den Geschützen wenig oder gar keinen Eintrag thut, da ihre wirksame Schußdistanz ohnehin eine verhältnißmäßig beschränkte ist und innerhalb dieser ihre Leistung ja jene der Geschütze, wie eben erwähnt, übertrifft. Zu berühren wäre hier noch, daß, obwohl das neue Geschoß in Folge der größeren Querschnittsbelastung unter einem geringeren Geschwindigkeits=Verlust fortschreiten kann, trotzdem der durch die größere Anfangsgeschwindigkeit erhöhte Luftwiderstand ein so bedeutender ist, daß auf den weiteren Entfernungen die Geschoßgeschwindigkeit um sehr viel mehr nachläßt als bei den 11 mm-Gewehren. Aus diesem Umstande erklärt sich, daß die Total=Schußweite des Gewehres 88, 3800 m, gegen 3000 m des Gewehres 71/84, nicht mit der Anfangsgeschwindigkeit in gleichem Maaße zugenommen hat. Hierauf darf übrigens kein großes Gewicht gelegt werden, da die Total=Schußweite an und für sich auf die ballistische Leistung der Waffe gar keinen Einfluß hat. Ferner ist auch eine

*) Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie= und Genie=Wesens. — Wien.

**) Ein ähnliches Verhältniß besteht zwischen dem österreichischen Gewehr M/86 und dem deutschen Gewehr M/71/84: das erstere, dessen Querschnittsbelastung nur 0,254 g beträgt, hat trotz seiner größeren Anfangsgeschwindigkeit von 488 m lediglich dieselbe Totalschußweite von 3000 m wie das letztere mit 435 m Anfangsgeschwindigkeit und 0,263 g Querschnittsbelastung.

Folge des größeren Geschwindigkeits-Verlustes des neuen Geschosses die Thatsache, daß dasselbe zum Zurücklegen seiner Total-Schußweite von 3800 m trotz seiner viel größeren Anfangsgeschwindigkeit um 2 Sekunden länger braucht als das 11 mm-Geschoß des Gewehres 71/84 zu seinen 3000 m; das erstere braucht nämlich 22 Sekunden, das letztere 20 Sekunden.

Die zur Erhöhung der Querschnittsbelastung erforderliche, zunächst relative, dann aber auch absolute Verlängerung der Geschoßachse, sowie die zur Erzielung eines günstigeren Ladungsquotienten nothwendige Gewichtserleichterung des Geschosses haben auf der anderen Seite wieder einen Nachtheil im Gefolge, nämlich den der geringeren Stabilität der Geschoßachse; denn je geringer einerseits die Masse des Geschosses ist, desto mehr nimmt die Centrifugalkraft und mit ihr die Stabilität der Geschoßachse ab, und je länger andererseits das Geschoß ist, desto weiter liegt der Angriffspunkt der Luft vor dem Schwerpunkt des Geschosses, desto größer ist deshalb die konische Pendelung und desto kleiner mithin wiederum die Stabilität. Damit nun aber jene zweite Hauptforderung, welche ich an eine Waffe stellte: große Präzision, erfüllt wird, diese also mindestens auf der Höhe der 11 mm-Gewehre erhalten bleibt oder wo möglich über dieselbe sich steigert, muß die Stabilität der Geschoßachse zur Verringerung der konischen Pendelung wieder sicher gestellt werden. Dies ist nur möglich durch eine größere Zentrifugalkraft, welche lediglich durch eine größere Umdrehungsgeschwindigkeit, mithin einen größeren Drallwinkel erzeugt werden kann. Wir sehen also bei den kleinkalibrigen Gewehren jenes nothwendige Uebel, den Drall, noch mehr vergrößert. Wie weit in dieser Richtung die vollkommene Stabilität der Geschoßachse zu gehen zwingt, kann nur durch Versuche festgestellt werden. Da die Geschosse der verschiedenen kleinkalibrigen Gewehre nur sehr geringe Verschiedenheiten in Bezug auf Maße und Länge zeigen, so weichen auch die Drallwinkel derselben nur wenig von einander ab. Während das deutsche Gewehr **M.** 71/84 einen Drallwinkel von 3° 35′ hat, das Geschoß somit eine Umdrehung auf 55 cm macht, beträgt der Drallwinkel beim österreichischen Gewehre 88 5° 44′ — eine Umdrehung auf 25 cm, — beim belgischen 5° 29′ — eine Umdrehung auf 25 cm, — beim französischen 5° 58′ — eine Umdrehung auf 24 cm, — beim deutschen 5° 54′ — eine Umdrehung auf 24 cm. — Noch mehr tritt der Unterschied in dieser Richtung zwischen dem kleinkalibrigen und dem 11 mm-Gewehre hervor, wenn man die Umdrehungszahlen der Geschosse in der ersten Sekunde vergleicht: Während bei dem Gewehre M. 71/84 das Geschoß in der ersten Sekunde 782 Umdrehungen macht, beträgt diese Zahl beim österreichischen Gewehre 88 2120, beim belgischen 2420, beim französischen 2500, beim deutschen Gewehre 88 2580.

(Fortsetzung folgt.)

Polen als Schauplatz vergangener und zukünftiger Kriege.*)

Von dieser Schrift nehmen wir, billiger Weise, an dieser besonderen Stelle Notiz, da sie besonders werthvoll ist nach Form und Inhalt. Der Herr Verfasser geht nach 8—9 einleitenden Zeilen ohne Weiteres mitten in die Sache hinein — und dieser Vorzug der militärischen Kürze bei Verarbeitung und Verabfolgung umfänglichen Stoffes tritt überall in der kleinen Schrift zu Tage: er will nicht den Leser durch eine rein geographische Abhandlung ermüden, vielmehr versuchen, an der Hand der Kriegsgeschichte die einzelnen Landstriche zu durchschreiten, sie mit Heeren und Feldherren zu beleben und den Einfluß der Bodenbeschaffenheit, des Terrains, der Flüsse und Wälder, des Klimas, der Bewohner und ihrer Heimstätten, von Ackerbau und Viehzucht auf die Kriegs- und Gefechtsführung betrachten. Und diese Betrachtung ist anregend, belehrend, nutzbringend in reichem Maße ausgefallen. Der Herr Verfasser giebt eine Fülle von Kriegsvorgängen aller Art auf polnischem Gebiete, aus denen das Charakteristische von Land und Leuten hervorleuchtet: es muß diese Arbeit um so mehr zum Studium den Kameraden aller Waffen empfohlen werden, als — offen gestanden — unsere Kenntnisse über die Verhältnisse jenseits der Ostgrenze, auch dicht hinter der Ostgrenze, im Durchschnitt sehr fragwürdige sind. Und das hat große, schwere Bedenken. Es sollte, u. E., jeder Regimentskommandeur in jedem Winter wenigstens einen Vortrag im Offizierkorps halten lassen, der sich mit diesen Verhältnissen befaßte und zur Verbreitung ihrer Kenntniß beitrüge.

Einerseits, um diesem Zwecke in trefflichster Weise zu dienen, andererseits, um die Gediegenheit und den Reiz der Darstellung der von dem Borne'schen Abhandlung darzuthun und derselben eifrige, zahlreiche Leser zu gewinnen, fügen wir hier an die Schlußbetrachtungen des Herrn Verfassers, dessen Einwilligung uns versichert haltend. Da heißt es über Polen:

Die Märsche sind des Klimas und der Wege halber meist beschwerlich, die Quartiere selten — meist schmutzig und schlecht; die Biwaks gehören hier ganz besonders nicht zu den Annehmlichkeiten, das Wasser ist häufig schlecht, der Nachschub der Verpflegung schwierig, die Verpflegung selbst in Folge dessen leicht unzureichend, das Wetter sehr häufig wechselnd und schlecht. Furchtbare Hitze, heftige Gewitter, starker Regen und empfindliche Kühle im Sommer, enorme Kälte, plötzliches Thauwetter und heftige Schneetreiben im Winter haben wir sich theils in rascher Folge ablösen sehen, theils hielten

*) Unter diesem Titel erschien 1890 im Verlage von Richard Wilhelmi in Berlin eine Schrift nebst Uebersichtskarte vom Hauptmann und Kompagnie-Chef im Infanterie-Regiment 48 Kreuzwendedich von dem Borne.

der Regen und die im mittleren Deutschland überhaupt kaum eintretenden hohen Wärme- und Kältegrade in unerträglicher Dauer an. Und dennoch bezeichnen unparteiische Schriftsteller die Witterung des Jahres 1812 und 1831 keineswegs als außergewöhnlich ungünstige, im Gegentheil zeitweise sogar als unerwartet günstige! Es ist diese wechselnde Witterung eine Folge der östlichen Lage. Schon das eigentliche Polen hat ein bedeutend mehr kontinentales Klima, als unsere Gegenden; je weiter hinein nach Rußland, desto mehr macht es sich bemerkbar. Die Extreme der Temperatur schwanken zwischen + 30° und — 30° Réaumur. Von Ende November bis Anfang März ist der Temperaturdurchschnitt unter dem Gefrierpunkt. An 45 Tagen im Jahr fällt durchschnittlich Schnee, an 116 Tagen Regen. Auf einen Monat kommen somit durchschnittlich 14 Tage, in Deutschland übrigens 13 mit atmosphärischen Niederschlägen, welcher Umstand hauptsächlich den großen Wäldern zuzuschreiben ist. Daß dieses Klima nicht gesund sein kann, liegt auf der Hand. Das eigentliche Polen, namentlich links der Weichsel, ist der bei Weitem kultivirteste Theil des russischen Reiches. Je weiter man nach Osten vordringt, um so schwieriger werden die Verhältnisse. An Menschen und Vieh, an Städten und Dörfern, kurz an allen Dingen sehen wir eine Abnahme der Kultur von Westen nach Osten — nur einzelne Gouvernements im mittleren und südlichen Rußland machen eine Ausnahme. Einen Vortheil hat also die Beschaffenheit des ganzen Kriegstheaters: man wird allmählich aus dem Friedensleben, aus den Annehmlichkeiten der modernen Civilisation herausgeleitet. Man wird, wenn es Einem schlecht geht, immer in dem Gedanken Trost suchen können, daß vielleicht Zeiten kommen, in denen es noch schlechter gehen wird. Kommen diese dann, nun, dann hat man sich wohl genügend an Strapazen, Entbehrungen und Widerwärtigkeiten gewöhnt, um auch diese ertragen zu können.

Und es werden den Truppen einer in Rußland operirenden Armee — soll sie ihren Zweck erreichen — oft größere Strapazen zugemuthet werden müssen, als in kultivirteren Ländern; die Märsche werden bei Trockenheit hier durch den Sand und bei anhaltender Nässe dort durch den entstehenden Koth sehr beschwerlich sein. Auch an das Marschiren im Schnee und über zugefrorene Sumpfstrecken werden sich die Truppen gewöhnen müssen. Und zu dem Allem in Folge des Mangels an Ortschaften die Aussicht auf zahlreiche Biwaks, oft ohne Holz und Stroh, denn dieses wird, wenn auch vorhanden, auf den mangelhaften Wegen oft nicht heranzuschaffen sein.

Sollen hierunter die Schlagfähigkeit und der Gesundheitszustand der Armee nicht derartig leiden, wie es bei den Franzosen im Jahre 1812 und bei den Russen 1831 der Fall war, dann muß seitens der Kommandobehörden und Vorgesetzten eine doppelte und dreifache Sorgfalt für die Untergebenen eintreten und die Bekleidung und Ausrüstung der Truppen diesen Verhältnissen angepaßt werden. Es werden, wie in der russischen

Armee, für jeden Mann wenigstens zwei Paar möglichst bis zum Knie reichende hohe Stiefeln und außerdem ein Paar Schuhe erforderlich sein, ferner wollene Unterkleider, Baschliks, warme und lange Handschuhe, vielleicht auch der in Polen und Rußland übliche Halbpelz, sowie endlich eine tragbare Zeltausrüstung, wie sie auch in der russischen Armee seit einer Reihe von Jahren eingeführt ist. Der einzelne Mann wird hierdurch allerdings erheblich belastet, indeß wird dies nicht zu vermeiden sein, und ist dies wohl das kleinere Uebel im Vergleich zu dem Mangel an allen diesen Dingen bei der „Großen Armee" im Jahre 1812. Sollte der Krieg irgendwo zum Stehen kommen, wird man jedenfalls sofort zum Bau von Hütten und Baracken schreiten müssen, sowohl für die Truppe wie auch namentlich für die Kranken und Verwundeten, welche nur in wenigen großen Baulichkeiten gute Unterkunft finden werden. Auch in Biwaks, welche den Truppen nur zum Aufenthalt für eine einzige Nacht dienen sollen, wird sich die Anlage von Laubhütten in Ermangelung von Zelten sehr empfehlen und in ihren wohlthätigen Folgen nicht unbemerkt bleiben. Es haben die Truppen im Jahre 1812, wenn es möglich war, häufig von diesem Nothbehelf Gebrauch gemacht.

Ebenso wird auf die Sicherung der Verpflegung ein ganz besonderer Werth zu legen sein. Daß die Anlage von Magazinen allein nicht genügt, hat das große Magazin in Danzig im Jahre 1812 und haben auch die Verhältnisse des Jahres 1831 genügend bewiesen. Die Vorräthe müssen nicht nur zusammengebracht, sondern auch den Truppen rechtzeitig und in genügender Menge zugeführt werden. Es muß unter allen Umständen und mit allen Mitteln für eine kräftige und ausreichende Kost von Mann und Pferd gesorgt werden. Mittel zur Verbesserung des Trinkwassers, Thee und zur rechten Zeit ein guter Schnaps werden nicht zu entbehren sein. Dies aber ging neben vielen anderen Dingen der „Großen Armee" im Jahre 1812 fast völlig ab. Die fehlende Fürsorge aller Vorgesetzten für ihre Untergebenen, der Mangel einer gründlichen Organisation der Verpflegung und des Nachschubes aller Art, — dies waren die Hauptgründe zum Rückschlag und machten ihn unausbleiblich. Im Jahre 1831 aber fehlte es in der russischen Armee, wenn auch nicht an dem guten Willen, so doch zeitweise an dem richtigen Verständniß und oft an den nöthigen Mitteln, so daß nicht nur die Truppen sehr zu leiden hatten, sondern auch die Operationen oft vollständig stockten.

Heute liegen hierfür allerdings die Verhältnisse wesentlich günstiger. Zunächst läßt sich das Gewicht und der Umfang der Verpflegung durch Verwendung von Konserven jedweder Art für Menschen sowohl wie für Pferde erheblich vermindern; und die Intendantur wird von diesem Mittel im allerweitesten Sinne Gebrauch machen können und müssen. Dann aber ist das Trainwesen jetzt im Frieden schon einheitlich organisirt und für den Krieg auf das Beste vorbereitet, endlich können zwei, auch drei Eisenbahnen bis

Smolensk, eine bis Moskau einer siegreichen Invasionsarmee dienstbar gemacht werden — nachdem die Festungen bezwungen sind — und werden somit die Verpflegung wesentlich erleichtern, welche in allen Feldzügen doch immerhin noch möglich gewesen ist — denn sonst wären eben die ganzen Armeen verhungert. Aber schwierig bleibt die Verpflegung einer großen Armee in Polen und Rußland auch heute noch und bedarf der sorgfältigsten Vorbereitungen. Hauptmagazine und große Bäckereien müssen an den Eisenbahnen angelegt und im gleichen Schritt mit der Armee vorgeschoben werden, Förderbahnen sind zu erbauen, Straßen und Brücken zu verbessern und herzustellen, kleinere Magazine an diesen zu errichten und dauernd voll zu erhalten, das Fuhrwesen muß dauernd in bestem Zustande erhalten und gründlichst ausgenutzt werden.

Eisenbahnen und Telegraphen aber werden auch in operativer Beziehung einem etwaigen künftigen Kriege in jenem Lande ein wesentlich anderes Gesicht verleihen, als die Feldzüge von 1806, 1812 und 1831 aufwiesen. Durch Telegraphen wird man Meldungen und Befehle in wenigen Stunden übermitteln können, wozu in jenen Jahren Tage und Wochen erforderlich waren. Die Eisenbahnen werden Nachschub jeglicher Art heranführen, den die Russen 1831 nur spärlich, die „Große Armee“ 1812 nie zu sehen bekommen hat; mit ihrer Hülfe wird man im Stande sein, Armeetheile von einem Kriegsschauplatze auf den anderen zu werfen. Aber an die Umsicht und Energie, Thatkraft und Willensstärke jedes Einzelnen müssen die höchsten Anforderungen gestellt werden . . . .

Wir vermeinen, das Studium einer Schrift, die derartige interessante und beachtenswerthe Ausführungen bringt, ist lohnend! 4.

Wolfram-Geschosse für Handfeuerwaffen.*)

(Mit einer Kartenskizze.)

Schon seit dem Jahre 1880 haben sich die Herren Major Mieg und Chemiker Dr. Bischoff mit dem Gedanken beschäftigt, die Wirksamkeit des Infanterie-Gewehrs nicht allein durch die Verbesserung der Waffe an sich, sondern namentlich auch durch die gesteigerte Leistungsfähigkeit des Geschosses

*) Es ist ja im Allgemeinen nicht üblich, daß eine Zeitschrift einen nicht unbedeutenden Theil eines bereits erschienenen Buches resp. einer Broschüre nachdruckt. Wie von jeder Regel, giebt es aber auch hier Ausnahmen, und unsere Leser wollen es uns erlassen, die mehrfachen Gründe anzuführen, welche uns zu dieser Ausnahme bewogen haben; — nur einen hier: Wir wollen zur Verbreitung und event. Prüfung der Sache beitragen, auch in Kreisen, die nicht berufsmäßig technisch veranlagt sind.

wesentlich zu erhöhen. Sie gingen dabei von der sehr richtigen Ansicht aus, daß die werthvollsten physikalischen Eigenschaften eines möglichst vollkommenen Geschosses vorzugsweise in hoher Dichte (Querschnittbelastung) und Härte zu suchen seien; ihre Wahl unter den zur Herstellung von Geschossen überhaupt geeigneten Metallen konnte daher naturgemäß nur auf Wolfram fallen, welches jene beiden Eigenschaften in höherem Maaße, als irgend ein anderer Stoff, in sich vereinigt.

Im Herbst 1882 nahmen sie zwei Patente*), welche dazu bestimmt waren, die praktische Verwirklichung ihrer theoretisch durchgearbeiteten Ideen anzubahnen.

1. Fertigung.

Die erste Patentschrift, betreffend „Herstellung von Wolframgeschossen", betont, daß diese Geschosse vermöge ihrer größeren Dichte eine flachere Bahn und höhere Durchschlagskraft, als die gebräuchlichen Bleigeschosse, besitzen; dadurch werde die Anwendung sehr kleiner Seelendurchmesser ermöglicht, was für Luxus- und Jagd-, besonders aber auch für Kriegswaffen von Wichtigkeit sei. Das Geschoß werde hergestellt, indem man das auf chemischem Wege niedergeschlagene oder durch hüttenmännische bezw. mechanische Bearbeitung in Pulverform dargestellte, möglichst reine Wolframmetall in eine metallene Hülse einpresse; für leichtere Geschosse seien indeß auch andere Stoffe zu den Hülsen verwendbar. Die beigegebene Zeichnung stellt ein cylindrisches, drei Kaliber langes Geschoß dar mit kurzer, konischer Spitze, die wenig gewölbt ist und vorn scharf ausläuft. Die Form und Stärke der Geschoßhülse oder des Mantels ist nicht ersichtlich gemacht. Hinter dem gerade abgeschnittenen Geschoßboden liegt zwischen zwei Pappblättchen ein etwa 0,5 Kaliber hoher Wachspfropf. Der Hals der Patronenhülse umfaßt gegen zwei Drittel der Länge des cylindrischen Geschoßtheils und ist unmittelbar hinter dem Wachspfropf stark ausgeladen bezw. flaschenförmig erweitert. Der Pulverraum ist sechs Kaliber lang und hat etwa den achtfachen Inhalt des Geschosses.

Patent-Anspruch:

„Wolframgeschoß, durch Pressung hergestellt aus auf chemischem bezw. chemisch-physikalischem Wege in Pulverform niedergeschlagenem reinen (oder möglichst reinen) Wolframmetall."

In der andern Patentschrift, betreffend „Maschine zum Pressen von Wolframgeschossen", wird diese wie folgt beschrieben und durch Zeichnung erläutert.

*) Klasse 72: Schußwaffen und Geschosse. D. R.-P. Nr. 22891 vom 26. November 1882 und Nr. 22892 vom 2. Dezember 1882.

Der wagerechte, kreisrunde Preßtisch ist drehbar gelagert und besteht aus drei, durch Bolzen fest miteinander verbundenen Platten. Er nimmt 20 oder mehr senkrechte Preßformen auf, welche parallel seinem Rande mit gleichen Abständen von einander vertheilt sind. Ueber der äußeren, d. h. den Bewegungs-Mechanismen der Maschine (s. unten) abgewendeten Hälfte des Preßtisches befinden sich, von einem seitlichen gekröpften Arm gehalten, zwei übereinander stehende Trichter, deren Achsen indeß nicht zusammenfallen, sondern parallele Linien bilden. Zwischen der unteren Mündung des oberen (größeren) und der oberen Oeffnung des unteren Trichters ist ein Meßschieber angeordnet, welcher mittelst eines Winkelhebels in wagerechter Richtung hin und her geschoben wird. In der einen Endstellung nimmt er aus dem oberen Trichter, in den das Wolframpulver eingeschüttet wird, einen Theil ($^1/_{20}$ bis $^1/_6$) des zur Füllung einer Geschoßhülse erforderlichen Metalls auf und giebt es in seiner entgegengesetzten Endstellung an den unteren Trichter ab; aus diesem fällt es in die darunter befindliche, in eine Preßform eingeschobene Geschoßhülse.

Den Trichtern gerade gegenüber ist der senkrechte Preßstempel angebracht, dessen starker Schaft in zwei übereinander liegenden Buchsen sehr genau geführt wird und in seinem mittleren Theil einen mit Gewichten beschwerten Kasten trägt. Die Buchsen sind in zwei wagerechten Armen eines hohlen gußeisernen Ständers gelagert, der zugleich die, durch einen Treibriemen mit Riemscheibe bewegte Hauptwelle aufnimmt. An jedem Ende der letzteren befindet sich ein Excenter; das äußere setzt mittelst Pleuelstange und Sperrklinke ein Schaltrad und durch dieses eine unter der Maschine wagerecht gelagerte Welle in Umdrehung, welche sich durch ein Kegelräderpaar auf die senkrechte Welle des Preßtisches überträgt und diesen bei jedem Hub der Maschine um 18 Grad dreht (bei 20 Formen, bezw. um den sovielten Theil seines Umfangs, wie er Formen enthält), so daß jedesmal eine Form unter dem unteren Trichter und die gegenüberliegende unter dem Preßstempel sich befindet und dort während eines kurzen Zeittheilchens verweilt.

Das innere Excenter der Hauptwelle ist seinerseits durch eine Zugstange und ein wagerechtes Querhaupt mit dem oberen Schaftende des Preßstempels, sowie durch eine zweite, neben letzterem angeordnete senkrechte Zugstange mit dem Winkelhebel verbunden, der den Meßschieber in Bewegung setzt. Infolge dieser sinnreichen Uebertragung bewirkt jeder Hub der Maschine zugleich mit der Drehung des Preßtisches um den zwanzigsten Theil seines Umfanges auch die Füllung einer Form mit Wolframpulver und dessen Feststampfen in der entgegengesetzten Form durch den Niedergang des Preßstempels oder der Stampfe; die von dem Schlag des Stempels hervorgebrachte Erschütterung des Preßtisches besorgt überdies die gleichmäßige Vertheilung des aus dem unteren Trichter in die Form gelangenden

Pulvers. Die Stampfen sind übrigens so eingerichtet, daß sie sich selbstthätig nach der stufenweise zunehmenden Formenfüllung einstellen.

Wird das Wolframpulver in 20 einzelnen Füllungen eingebracht, so findet bei der beschriebenen Anordnung der Maschine in jeder Hülse naturgemäß eine zwanzigmalige Verdichtung der Füllung statt. Sind sämmtliche Pressungen beendet, so werden die drei Platten des Preßtisches von einander gelöst und die durch die untere Fläche der oberen Platte ein wenig hindurchragenden Hülsen aus den Formen herausgestoßen.

Zweckmäßig ist es, zwei Maschinen gleichzeitig zu benutzen, von denen die eine nur zum Füllen der Hülsen und zum oberflächlichen Feststampfen des Wolframpulvers dient. Sobad dies geschehen ist, wird der Preßtisch in die andere Maschine eingesetzt, welche lediglich das Fertigpressen der Füllungen zu bewirken hat.

Patent-Ansprüche:

„1. Der Arbeitsgang der Maschine, wonach das Wolframpulver der Preßform in mehreren Abmessungen zugeführt und durch mehrere Pressungen auf die Endgestalt des Geschosses gebracht wird.

2. Maschine zum Pressen von Wolframgeschossen aus Wolframpulver, im wesentlichen bestehend aus dem vermittelst Schaltgetriebe in Umdrehung versetzten Tische o, auf welchem abnehmbar die beiden die Preßform enthaltenden Scheiben a befestigt sind, dem Trichter h und dem durch Winkelhebelübertragung bewegten Meßschieber g und den sich auf- und abbewegenden Preßstempel b.“

Diese Maschine, so brauchbar sie sich im übrigen erwies, hatte doch den Nachtheil, daß die einzelnen Dosen des eingeschütteten Wolframpulvers sich bei der Verdichtung nicht fest miteinander verbanden, sondern lauter unzusammenhängende Cylinderchen bildeten.

Eine andere Maschine, welche einige Jahre hindurch benutzt wurde, vermied zwar jenen Uebelstand, arbeitete indeß zu langsam, um für die Massenfertigung brauchbar zu sein.

Gegenwärtig giebt man den Geschoßhülsen etwa die doppelte Länge des fertigen Geschosses, bringt die gesammte Wolframfüllung auf einmal ein, preßt sie, nachdem noch das den Bodenabschluß bildende Metallplättchen (s. unten) eingelegt worden ist, unter mäßigem Druck vor, schneidet dann den, die verdichtete Füllung überragenden Theil der Hülse ab und preßt schließlich mit stärkerem Druck fertig, wodurch die Füllung abermals um etwa 1,5 mm verkürzt wird. —

Die Hülse oder der Mantel der Wolframgeschosse besteht aus Kupfer, besser noch aus Nickel. Seine untere Oeffnung schließt man durch ein Metallplättchen, über dessen Kante der Bodenrand des Mantels in einer Breite von ungefähr 1,5 mm umgebördelt wird.

2. Führung.

Zur Führung des Geschosses in den Zügen kann nicht, wie bei anderen Geschossen, die Stauchung verwerthet werden, welche der Geschoßkörper im Lauf durch die in kleinsten Zeittheilchen sich entwickelnde hohe Spannung der Pulvergase zu erleiden pflegt. Die sehr beträchtliche Verdichtung, welche das Wolframpulver beim Pressen der Füllungen unter starkem Druck erfährt, bewirkt im Verein mit der natürlichen großen Härte dieses Metalls, daß das fertige Geschoß einen fast vollkommen starren Körper bildet, der im Lauf unter dem Einfluß der treibenden Kraft garkeinen und nur in sehr widerstandsfähigen Zielen relativ unerheblichen Stauchungen und sonstigen Formveränderungen unterworfen ist. Dies Verhalten gewährt einerseits den nicht zu unterschätzenden ballistischen Vortheil, daß das Geschoß, da es selbst beim Eindringen in feste und harte Mittel entweder keine oder nur unbedeutende Verschiebungen seines Gefüges erleidet, in Folge dessen meist seine volle, ungeschmälerte lebendige Kraft gegen das getroffene Ziel zur Geltung zu bringen vermag. Andererseits wird selbstredend dadurch die Möglichkeit von vornherein ausgeschlossen, sich zur Führung des Geschosses in den Zügen der Stauchung bedienen zu können; ebensowenig empfiehlt sich die gewöhnliche Form der Preßführung, bei welcher der cylindrische Theil des Geschosses in seiner ganzen Länge einen größeren Durchmesser hat, als der Seelendurchmesser des Laufes zwischen den Feldern beträgt. Bei den Wolfram-Geschossen ist deshalb als Führungsmittel eine metallene Führungswulst angenommen worden, die beim Pressen der ersteren gleichzeitig mit angepreßt wird. Zu diesem Behufe ist in der Preßform eine Rille ausgespart, in welche sich der entsprechende Theil des Geschoßmantels während der Verdichtung unter der Presse von selbst hineinstaucht. Bei der bedeutenden Dehnbarkeit und Zähigkeit, welche Kupfer und (obschon in geringerem Grade) auch Nickel besitzt, erscheint dies Verfahren, welches jeden besonderen Zeit- und Kostenaufwand für Anbringung der Wulst vermeidet, um so weniger bedenklich, als letztere nur eine Höhe (Stärke) von 0,15 bis 0,20 mm zu erhalten braucht. Ihre Breite an der Grundfläche (längs des cylindrischen Geschoßmantels gemessen) beträgt gegen 0,8 bis 1,5 mm und ihr Abstand von der Bodenkante des Geschosses etwa 5 mm.

Diese Art der Führung gewährt augenscheinlich manche nicht unwesentlichen Vortheile: die Felder und Wandungen des Laufes werden weniger in Anspruch genommen als von Stauchgeschossen oder von solchen Mantelgeschossen, deren Preßführung sich auf die ganze Länge des cylindrischen Theiles erstreckt, theils weil der Reibungswiderstand, den die flache und zugleich schmale Führungswulst in den Zügen und Feldern findet, geringer ausfällt als bei jenen Geschossen, theils weil das Wolfram-Geschoß, welches sich während seines Fortschreitens in der Seele, wie gesagt, gar nicht staucht, demgemäß auch einen schwächeren Druck auf die Seelenwände ausübt. Ferner

dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen können, daß die geringfügigen Unregelmäßigkeiten in der Gestalt und den Durchmessern der Seele (Verengungen und Erweiterungen), wie sie auch bei den mit größtmöglicher Sorgfalt gefertigten Läufen immerhin wohl vorkommen, die Geschoßbahn und somit die Trefffähigkeit der Waffe bei schmaler (kurzer) Führung in geringerem Maße beeinflussen werden, als bei breiter (langer). Daß durch die gewählte Führungsart die Trefffähigkeit überhaupt nur entschieden begünstigt werden kann, darauf lassen mit aller Bestimmtheit schon die ausgezeichneten Ergebnisse schließen, welche man mit den sehr ähnlich konstruirten und gegenwärtig in den meisten Artillerien eingeführten Granaten und Schrapnels mit hinterer Kupferbandführung (und vorderer Eisencentrirung oder kupferner Centrirwulst) bekanntlich erzielt hat. Die weit überlegene Trefffähigkeit, welche diesen Geschossen gegenüber den älteren mit Weich- bezw. Hartbleimantel eigen ist, darf keineswegs ausschließlich der Wahl des, im Vergleich mit Weich- und auch Hartblei allerdings erheblich härteren und widerstandsfähigeren Kupfers als Führungsmittel zugeschrieben werden. Ein wesentlicher Antheil an der erreichten namhaften Verbesserung der Treffergebnisse gebührt vielmehr (neben anderen, von der Geschoßführung indeß unabhängigen Einrichtungen) auch der Verkürzung der Führung bezw. der Verlegung derselben auf eine einzige Stelle und einen verhältnißmäßig sehr kleinen Theil der ganzen Geschoßlänge. Daß gerade diese Anordnung (welche namentlich bei zunehmendem Drall der Züge fast unerläßlich ist, um gut zu schießen) die Trefffähigkeit der Geschütze bedeutend gehoben hat, wird unwiderleglich durch den Umstand bewiesen, daß unter sonst gleichen Bedingungen Geschosse, welche ebenfalls Kupferführung haben, bei denen diese aber in Gestalt einzelner Ringe nahezu auf die volle Länge des cylindrischen Geschoßmantels vertheilt ist, schlechter treffen, als solche mit einseitiger Kupferbandführung am Boden, wie sie auch für die Wolframgeschosse gewählt worden ist. Es läßt sich deshalb von letzteren gleichfalls eine sehr befriedigende Trefffähigkeit erwarten, soweit diese durch Art, Ort und Form der Führung beeinflußt wird.

Endlich bleibt noch zu erwähnen, daß in der fertigen Wolfram-Patrone die Führungswulst des Geschosses unmittelbar auf dem vorderen Rande der Patronenhülse ruht. Dadurch wird verhindert, daß sich ein Geschoß, welches etwa ein wenig lose in der Hülse sitzt, tiefer in diese hineinschieben kann; dies tritt sonst, wenn eine feste Begrenzung fehlt, in Folge der Erschütterungen und Stöße, denen die Patronen bei Versendungen, auf dem Marsche u. s. w. ausgesetzt sind, leicht ein und giebt dann möglicherweise zu Ladehemmungen oder zu mangelhaften Schüssen Anlaß.*)

*) Aus diesem Grunde hat beispielshalber auch das Kupfermantelgeschoß des neuen schweizerischen Armee-Revolvers unmittelbar über dem oberen Rande der Patronenhülse eine Verstärkung erhalten, welche den erwähnten Uebelstand ausschließt.

Nach dem Gesagten wird somit wohl nicht in Abrede zu stellen sein, daß die Geschoßführung mittelst hinterer Führungswulst namhafte Vorzüge vor den bisher üblichen Führungsarten besitzt. Sie ist selbstredend nicht unbedingt und ausschließlich an das Wolframgeschoß gebunden, sondern läßt sich auch bei anderen Geschossen anwenden;*) jedoch hat sie offenbar nur dann einen Sinn, Zweck und Nutzen, wenn eine nennenswerthe Stauchung des Geschosses im Lauf vollständig vermieden wird.

3. Dichte.

Der Kupfer- oder Nickelmantel drückt, da er aus minder dichtem Metall besteht als der Kern, die Eigenschwere des fertigen Wolfram-Geschosses natürlich etwas herunter. Dazu trägt namentlich der Kopf des Mantels verhältnißmäßig viel bei, weil er widerstandsfähiger sein, also stärker gehalten werden muß als dessen cylindrischer Theil. Dieser schädliche Einfluß verringert sich indeß bei gleichbleibender Gestalt der Spitze mit der zunehmenden Länge des Geschosses bezw. des Theils hinter der Spitze. Sonstige Schwankungen der Dichte sind ferner bedingt durch die für den Mantel überhaupt erforderliche Wandstärke, durch das Metall, aus welchem der Mantel besteht, und endlich durch die Beschaffenheit bezw. die Reinheit des verarbeiteten Wolframmetalls.

Man hat es indeß bei der Fertigung der Geschosse in der Hand, ihre Dichte theils durch eine vergleichsweise unerhebliche Erhöhung des Preßdrucks, theils durch kleine Verschiedenheiten in den Wand- und Kopfstärken der Mäntel, innerhalb gewisser Grenzen mehr oder minder zu steigern.

Im Allgemeinen liegt die Dichte der Wolframgeschosse erfahrungsgemäß zwischen 14,6 und 16,0. Verwendet man Nickelmäntel, welche einerseits zwar vermöge der größeren Festigkeit dieses Metalls eine geringere Wandstärke gestatten als Kupfermäntel, andererseits aber auch die Dichte der Letzteren nicht völlig erreichen, so darf man jedenfalls mit Sicherheit auf ein Eigengewicht des Geschosses von reichlich 15,0 zählen, während die Dichte eines Mantelgeschosses mit Hartbleikern durchschnittlich nur auf 10,5 zu veranschlagen sein wird.

Das Wolfram-Mantelgeschoß ist sonach dem Hartblei-Mantelgeschoß hinsichtlich der Dichte um nahezu 50 % überlegen, es besitzt also, wenn beide kongruent sind, fast das anderthalbfache Gewicht und bedarf, um dasselbe Gewicht zu erreichen, bei gleichem Durchmesser

*) Vergl. die in 1886 zu Chalons und Valbonne ausgeführten Schießversuche mit dem vorn centrirten und nur hinten in den Zügen geführten Stahlmantelgeschoß des 8 mm „fusil normal“ (Lebel), sowie das von den Herren Major D. Luis Freyre und Hauptmann D. José Brull für die verstärkte Patrone des spanischen 11 mm Remington-Gewehrs konstruirte Geschoß mit Mantel aus verzinntem Eisenblech, welches ebenfalls nur einen Führungsring am Boden hat. („Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens“, Jahrgang 1887, S. 161 und „Notizen“, S. 235—38.)



nur zwei Drittel der Länge des Hartblei-Mantelgeschosses. Da Letzteres sonach auch nur etwa 67 % der Querschnittbelastung eines ihm kongruenten Wolframgeschosses hat, so ist ohne Weiteres ersichtlich, wie sehr es von diesem in Bezug auf die wesentlichsten ballistischen Eigenschaften: die Erhaltung der Geschwindigkeit, der lebendigen Kraft und der bestrichenen Räume auf den größeren Entfernungen, übertroffen werden muß.

4. Konstruktion.

Es fragt sich nun, welche konstruktiven Bedingungen zu erfüllen sind, um dem Wolframgeschoß das vermöge seiner überlegenen Dichte überhaupt erreichbare größtmögliche Maaß von ballistischer Leistungsfähigkeit zu sichern.

Die hierfür in erster Reihe bezw. ausschließlich maßgebenden Werthe sind bekanntlich: Durchmesser (Kaliber), Gewicht, Querschnittbelastung und Anfangsgeschwindigkeit. Die Kaliberfrage der Infanteriewaffe erscheint vorerst (d. h. für die nächste Zukunft) dadurch praktisch gelöst, daß sich, soweit bekannt, unter den neuerdings in verschiedenen Heeren eingeführten oder zur Einführung endgültig in Aussicht genommenen Infanterie-Gewehren keins befindet, welches mehr als 8,0 oder weniger als 7,5 mm Seelendurchmesser hätte. Jedenfalls wird sich das Infanterie-Kaliber zunächst lediglich in diesen eng gezogenen und kaum um ein nennenswerthes Maß von einander abweichenden Grenzen bewegen. Ebenso geringfügig sind auch die Verschiedenheiten der Geschoßlänge, welche für das 8 mm-Gewehr durchschnittlich zu 30 bis 32 mm anzunehmen ist. Fügt man diesen Werthen noch ein Geschoßgewicht von 14 bis 15 g und eine mittlere Querschnittsbelastung von 0,280 bis 0,290 g auf das Quadratmillimeter hinzu, so wird man ungefähr den zur Zeit normalen (wenn auch möglicherweise noch nicht den idealen) Durchschnitts-Typus des heutigen Infanterie-Geschosses erhalten. Letzterem (dem idealen) dürfte vielleicht eine andere, von Herrn Professor Hebler*) vorgeschlagene Konstruktion noch näher kommen, welche mit 7,53 mm Seelendurchmesser ein Geschoß von 33 mm Länge, 14,6 g Gewicht und 0,328 g Querschnittsbelastung paart und die wohl füglich als das Höchste anzusehen sein wird, was mit den gewöhnlichen kleinkalibrigen Blei-Mantelgeschossen in Bezug auf die Steigerung der Querschnittbelastung überhaupt erzielt werden kann.

Geht man nun von jenen Werthen aus, die den Grundbedingungen der größten, gegenwärtig erreichbaren Leistung mit Hartblei-Mantelgeschossen entsprechen, so lassen sich auch die Konstruktions-Verhältnisse unschwer bestimmen, welche geeignet sind, die dem Wolfram-Metall als Werkstoff für Geschosse eigenthümlichen Vorzüge in ihrem vollen Umfang zur Geltung zu bringen.

---

*) In der Schrift: „Das kleinste Kaliber oder das zukünftige Infanterie-Gewehr". Zürich und Leipzig 1886. S. 25.

Wollte man dem Wolframgeschoß von 8 mm Durchmesser die Länge des vorerwähnten typischen Hartbleigeschosses von 30 mm geben, so würde man schon ein Gewicht von mehr als 20 g erhalten, mit dem sich eine Anfangsgeschwindigkeit von mindestens 600 m wahrscheinlich nur auf Kosten der Waffe (d. h. durch eine übermäßig hohe Gasspannung), sicherlich aber nur auf Kosten des Mannes (infolge des viel zu starken Rückstoßes) vereinigen ließe; die Beseitigung dieser beiden Uebelstände würde aber wieder ein übertrieben großes Gewicht des Gewehrs erheischen und dessen Kriegsbrauchbarkeit überhaupt in Frage stellen.

Da indeß andererseits eine möglichst große Länge des Wolframgeschosses offenbar angestrebt werden muß, um den Vortheil seiner hohen Dichte so weit wie irgend thunlich auszunutzen, so ist schon hierdurch ein deutlicher Fingerzeig gegeben, daß für diese Geschosse das kleinere bezw. kleinste Kaliber unbedingt den Vorzug verdient. Bei 7,5 mm Durchmesser würde ein Wolframgeschoß von 30 mm = 4 Kaliber Länge etwa 17,55 g und ein solches von 33 mm = 4,4 Kaliber gegen 19,3 g wiegen; letzteres Gewicht ergiebt eine Querschnittbelastung von 0,437 g auf das Quadratmillimeter, welche die Belastung von nur 0,290 g des vorerwähnten „normalen" 8 mm-Geschosses (Länge = 30 bis 32 mm, Gewicht = 14 bis 15 g) um 51 % übertrifft.

Dieser Typus: 7,5 mm Durchmesser (für ein Gewehrkaliber von 7,57 mm), 33 mm Länge, 19,3 g Gewicht und 0,437 g Querschnittbelastung des Geschosses — stellt also das von Herrn Major Mieg gewählte Ideal dar. —

5. Leistung.

Die voraussichtlichen ballistischen Eigenschaften und Leistungen dieses Geschosses kennzeichnet der Erfinder wie folgt:

Er geht zunächst von der Ansicht aus, daß es sicher gelingen werde, im 7,5 mm-Gewehre auch dem 19,3 g schweren Geschosse eine Mündungsgeschwindigkeit von 625 m zu ertheilen. Diese Voraussetzung erscheint durchaus gerechtfertigt, wenn man die Ergebnisse der in der Pulverfabrik zu Rottweil bereits vor drei Jahren ausgeführten Schießversuche in Betracht zieht. Dort erhielt man aus einem 8,1 mm-Gewehre freilich nur 581 m Geschwindigkeit auf 25 m vor der Mündung oder 597 m Mündungsgeschwindigkeit für ein Geschoß von 26 mm Länge und 18 g Gewicht (Querschnittbelastung auf das Quadratmillimeter = 0,349 g). Da indeß bei diesen Versuchen nur ein nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehendes Pulver und überdies eine Patronenhülse veralteter Konstruktion benutzt wurde, deren Form die Kraftentwickelung des Treibmittels nicht sonderlich begünstigte, so darf man offenbar mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß die für das Geschoßgewicht von 19,3 g im 7,57 mm Lauf verlangte

Steigerung der Mündungsgeschwindigkeit um 28 m unter Verwendung eines wesentlich verbesserten Pulvers und einer zweckentsprechend gestalteten Patronenhülse sicher zu erreichen sein wird, ohne daß man deshalb der Waffe übertriebene Anstrengungen zumuthen müßte.

Die andere Frage, ob sich dabei auch die Einwirkung des Rückstoßes auf den Schützen noch in erträglichen Grenzen bewegen würde, soll weiter unten eingehender erörtert werden.

Von dem 19,3 g wiegenden und mit 625 m Mündungsgeschwindigkeit verfeuerten 7,5 mm Wolframgeschoß erwartet nun Herr Major Mieg, daß es auf 1200 und 1500 m Entfernung noch ebenso flache Bahnen und ebenso große bestrichene Räume, wie die gewöhnlichen Hartblei-Mantelgeschosse auf bezw. 800 und 1000 m ergeben und daß diese Ueberlegenheit des Wolframgeschosses auf den größeren Entfernungen naturgemäß eine weitere Steigerung erfahren werde. Er begründet diese Annahme durch eine ebenso einfache, wie klare Darlegung: Ein gewöhnliches 8 mm-Mantelgeschoß von 30 mm Länge, 14 g Gewicht und rund 0,280 g Querschnittbelastung auf das qmm*) werde um 50%, also auf 45 mm verlängert und dadurch auch sein Gewicht und seine Querschnittbelastung um 50%, also auf bezw. 21 und 0,420 g erhöht, die ursprüngliche Mündungsgeschwindigkeit aber unvermindert beibehalten. Es kann dann augenscheinlich keinem Zweifel unterliegen, daß das so veränderte Geschoß in ballistischer Hinsicht *sehr viel mehr* leisten wird, als vorher, *obgleich sich seine dem Luftwiderstande dargebotene Oberfläche gleichfalls um 50% vergrößert hat.*

Denkt man sich ferner diesen Zuwachs an Mantelfläche, auf die der Luftwiderstand einwirkt, wieder hinweggenommen, also die Geschoßlänge wieder auf 30 mm zurückgeführt, während alle anderen Verhältnisse unverändert bleiben (wie dies bei dem um 50% dichteren Wolframgeschosse thatsächlich der Fall ist), so wird seine Flugbahn abermals einen entsprechend erheblichen Gewinn in Bezug auf die Länge der bestrichenen Räume u. s. w. aufweisen.

Verringert man endlich noch den Durchmesser des Geschosses von 8,0 auf 7,5 mm, während die frühere Mündungsgeschwindigkeit auch in diesem Falle unvermindert bleibt, so erhält man eine dritte Größe, durch die wiederum eine flachere, bestreichendere Gestaltung der Geschoßbahn nebst einer langsameren Abnahme der Endgeschwindigkeit und lebendigen Kraft des Geschosses bedingt wird.

Das *größere Gewicht*, die *höhere Querschnittbelastung* und die dem Luftwiderstand dargebotene *kleinere Oberfläche* führen demnach eine so entscheidende Ueberlegenheit des Wolframgeschosses über das Hartblei-Mantelgeschoß herbei, daß die Erwartungen, welche der Erfinder in Betreff

*) Es sind dies die niedrigsten Werthe der auf Seite 44 angegebenen Mittelzahlen.

des gegenseitigen ballistischen Verhaltens beider Geschoßarten hegt, wohl als gerechtfertigt anzusehen sind. Es hat dies um so mehr für sich, als das kleinere und schwerere Geschoß, welches selbst bis zu den größten Schußweiten einen bedeutenderen Bruchtheil seiner anfänglichen lebendigen Kraft bewahrt, in Folge dessen auch von den herrschenden Luftströmungen, gleichviel, ob diese als Seiten-, Gegen- oder Mitwind auftreten, weniger beeinflußt wird und daher kleinere Höhen-, Längen- und Seiten-Abweichungen von der mittleren Flugbahn ergiebt, mithin neben der größeren relativen auch eine überlegene absolute Trefffähigkeit besitzt. Letztere wird es, wie Herr Major Mieg hofft, ermöglichen, daß nicht nur einzelne gute Schützen mit scharfem Auge bereits auf Abständen von 1200 bis 1500 m der feindlichen Artillerie äußerst lästig werden, sondern, daß diese auf den gleichen Entfernungen auch schon durch Massenfeuer mit raschem und entscheidendem Erfolg bekämpft werden kann, während sie von 14 g schweren Hartblei-Mantelgeschossen auf 1200 m nicht mehr sonderlich gefährdet werden dürfte.

Ebenso wie das hohe Eigengewicht der Wolframgeschosse und die daraus sich ergebenden Konstruktions-Grundlagen die Trefffähigkeit der Ersteren in vortheilhaftester Weise fördern, ebenso wird auch ihre lebendige Kraft durch die große Festigkeit und Härte der Geschosse höchst wirksam unterstützt. Ihre Durchschlagskraft ist daher eine so beträchtliche, daß die sonst gegen nahes Infanteriefeuer für ausreichend erachteten natürlichen und künstlichen Deckungen keinen hinlänglichen Schutz mehr gewähren. Frische Erdaufwürfe von den Abmessungen, wie sie bisher für die flüchtige Verstärkung einer Stellung üblich waren, und die sich auch häufig wegen Mangel an Zeit nicht vergrößern lassen werden, dürften von den Wolframgeschossen auf nahen und mittleren Entfernungen namentlich in den der Krone zunächst liegenden schwächeren Schichten noch mit einem Kraftüberschuß durchschlagen werden, der genügt, um die hinter jenen Erdaufwürfen Deckung suchenden Mannschaften außer Gefecht setzen zu können. Dasselbe gilt von Bäumen, deren Stärke nicht weit über das gewöhnliche Durchschnittsmaß hinausgeht, und von schwächeren Fachwerkwänden, welche bei ländlichen Bauten aller Art und in kleineren Städten vielfach gebräuchlich sind. Selbst die empfindlicheren Theile der Rohre und Verschlüsse feindlicher Geschütze können von glücklichen Treffern leicht ernstlich beschädigt und dadurch die Geschütze selbst auf kürzere oder längere Zeit außer Gefecht gesetzt werden.

Man dürfte hier vielleicht einwenden, daß die oben bezeichneten Deckungen auch den neuen kleinkalibrigen Hartblei-Mantelgeschossen nicht zu widerstehen vermögen. Das mag sein; aber jedenfalls werden dann die Wolframgeschosse durch ihre überlegenen Eigenschaften stets befähigt sein, **noch** stärkere Deckungen mit hinlänglichem Kraftüberschuß zu durchschlagen.

Die große Härte und Festigkeit und der vollkommene Mangel jeder Stauchung der Wolframgeschosse beim Schuß bezw. ihre geringfügigen Formveränderungen im Ziel im Verein mit ihrer hervorragenden und bis auf große Entfernungen getragenen lebendigen Kraft haben Herrn Major Mieg bewogen, auch Panzergeschosse aus verdichtetem Wolframmetall herzustellen. Sie bestehen, abgesehen vom Kern, aus zwei Mänteln, einem äußeren von Kupfer oder Nickel und einem inneren von Stahl. Der äußere Mantel übernimmt nicht allein, wie sonst, die Führung des Geschosses in den Zügen, sondern soll außerdem noch den ebenso wesentlichen Zweck erfüllen, beim Auftreffen und Eindringen des Geschosses in das Ziel als weiche Zwischenlage und gewissermaßen als geschmeidiges Schmiermittel zu dienen. Diese Absicht ist bei den vorgenommenen Schießversuchen völlig erreicht worden: der Kupfermantel wurde von den scharfen Rändern des Schußlochs in der Panzerplatte zurückgehalten, während der Stahlmantel mit dem Wolframkern die Platte glatt durchschlug und dabei selbst vollkommen unversehrt blieb. Da das Geschoß weder gestaucht worden war, noch sonst irgendwelche Formveränderung oder Beschädigung erlitten hatte, so wurde seine gesammte lebendige Kraft unverkürzt auf das Durchdringen des Ziels verwendet; trotzdem ist es immerhin als eine außerordentlich hohe Leistung zu bezeichnen, daß ein Geschoß von 8,1 mm Durchmesser, 22 g Gewicht und 541 m Mündungsgeschwindigkeit auf 10 m Entfernung (Auftr.ffgeschwindigkeit = 536 m) 18 mm Stahl zu durchschlagen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Uebersetzen einer Fußbatterie über die Oka.

(Nach dem Russischen Invaliden.)

In den Regimentern der 36. Infanterie-Division wurden im Laufe der Sommerversammlungen dieses Jahres einige Uebungen im Uebersetzen von Wasserläufen mit zur Hand befindlichem Materiale abgehalten, sowohl von den Jagd-Kommandos, als von den Truppen selbst mit ihren Fahrzeugen, allein es fehlte noch die Erfahrung auch Artillerie überzusetzen, worauf sich besonders die Aufmerksamkeit des Kommandirenden des XIII. Korps daher richtete. Mit Ankunft der Artillerie im Lager der Division bei Orel be-

gannen nicht nur bei der Infanterie, sondern auch bei der Artillerie die Versuche mit Erprobung und Einübung der zum Uebersetzen nöthigen praktischen Handgriffe. Das von den Jagd-Kommandos bisher angewendete Verfahren ist auf Benutzung vorhandener kleiner Boote und verschiedenen zur Hand befindlichen Materiales, als Stangen, Brettern ꝛc., begründet. Diese können aber im Bedarfsfalle vielleicht nicht in genügender Menge vorhanden sein. Man muß daher auch verstehen, sich mit den Hilfsmitteln der eigenen Ausrüstung zu behelfen. In dieser Beziehung erscheint ein Vorschlag des Feldwebels Tschagin des Ssemenowskischen Regiments, sich kleine Boote aus der groben Leinwand der Mannschaftszelte zusammen zu stellen, ganz praktisch, aber auch d a z u braucht man Stangen. Die Lösung der Frage, ausschließlich militärisches Material ohne jede fremde Beihülfe zu benutzen, ist sehr wünschenswerth. Ein solcher Versuch wurde dieser Tage von der ersten Batterie der 36. Artillerie-Brigade vorgenommen. Man hatte eine Fähre aus Deichseln und Protzenkästen, welche vorher ausgeleert waren, gebildet. Auf dieser Fähre setzte die Batterie am 27. Juli (alt. St.) vollständig wohlbehalten über die Oka. Diese Fähre kann auch zum Ueberfahren von Infanterie dienen.

Verwendet wurden 28 Mann der Bedienung von 4 Geschützen und Gegenstände des Materiales und der Ausrüstung der Geschütze, als: eine Kampirleine, Stränge und 6 Protzenkästen, welche von Geschossen und Kartuschen entleert waren und mit Gurten und Schleifen an einem aus 6 Geschütz-Deichseln gebildeten Rahmen befestigt wurden, sowie einen Fußboden aus 6 kreuzweise gelegten Brettern. Die Kästen der 6 Geschütz-Protzen waren am Uebergangsorte von den Gestellen genommen worden und 4 von ihnen an den Ecken, 2 an den Seiten des Rahmens angelegt; nachdem sie mit Gurten und Strängen an den Rahmen gebunden waren, bildeten sie ein genügendes und gefahrloses Floß zur Ueberfahrt; die Kästenthürchen waren nach oben gekehrt.

Das so zusammengefügte Floß wurde in das Wasser hinabgelassen, an dem Rahmen war eine 30 Saschen (64 m) lange, bei der Batterie befindliche Kampirleine befestigt; auf dem Floß befanden sich ein Kampirpfahl und ein Beil niedergelegt. Nachdem Alles bereit war, stießen 12 Mann der Bedienungsmannschaft, Schwimmer, ab, und indem sie das Floß, mit den Händen schwimmend, zogen, suchten sie das andere Ufer zu gewinnen; sie führten auf diese Weise das erste Mal den Kommandanten der Lagerversammlung, Generallieutenant Duckonin, über. Nachdem man den Pfahl am Ufer eingeschlagen hatte, befestigte man das Seil an ihm, dann zogen 3 Mann das Floß am Seile zurück. Das zweite Mal wurde ein Protzengestell mit Ausrüstungsstücken für Mannschaft und Pferden übergefahren, das dritte Mal ein aus der Laffete genommenes Geschützrohr, das vierte Mal eine Laffete, das fünfte Mal führte man die blinde Munition über u. s. f.

Die Pferde schwammen mit den Reitern bei der ersten Fahrt mit über den Fluß. Für die soeben beschriebenen Fahrten brauchte man 1 Stunde und 15 Minuten. Vorstehendem ist hinzuzufügen, daß die Ueberfahrt ohne jede fremde Hülfe ausgeführt wurde, obgleich das Jagdkommando des 141. Moshaiskischen Infanterie-Regiments bereit stand, im Bedarfsfalle Hülfe zu leisten. Der Versuch wurde zum ersten Male praktisch ausgeführt, so daß man annehmen kann, daß bei einer Wiederholung weniger Zeit gebraucht werden wird. Wenn ein derartiger Uebergang auf 2 Flößen (entsprechend der Zahl von 8 Geschütz-, 1 Reserve- und 4 Munitionswagen-Protzen der ersten Staffel) erfolgt, so kann dem beschriebenen Versuche entsprechend eine Batterie (8 Geschütze, 1 Reserve-Laffete und 4 Wagen) in ungefähr 6 Stunden übergefahren werden. Auf einem solchen Floß kann ein Bataillon (800 Gewehre) mit Kriegsausrüstung in 2½ Stunden über einen der Oka ähnlichen Fluß übersetzen, welche dort 29 Saschen breit (= 62 m) und in der Mitte 12 Fuß tief ist.

Wie steht es augenblicklich mit der deutschen Privat-Brieftauben-Zucht?

Es ist dies eine Frage, die wohl verdient, einer eingehenden Erörterung an dieser Stelle unterzogen zu werden; denn Keinem, der sich mit dem Militär-Brieftaubenwesen auch nur einigermaßen befaßt hat, kann es zweifelhaft sein, daß die Privat-Brieftauben-Zucht ein Faktor ist, mit welchem die Heeresverwaltungen unbedingt zu rechnen haben, seitdem die Brieftaube durch die den Franzosen 1870/71 bei der Belagerung von Paris geleisteten Dienste sich zu einem nicht zu unterschätzenden Hilfsmittel in der Kriegsführung emporgeschwungen hat, zu einer Stellung, die noch viel einflußreicher werden wird, wenn erst die Vervollkommnung der Taubendressur auf Hin- und Rückflug, die uns die allerletzte Zeit durch die Versuche eines Hoerter (Deutschland), Malagoli (Italien) und Bronkhorst (Holland) gebracht hat, mehr zum Gemeingut geworden sein wird.

Fraglich könnte es zunächst also nur noch sein: Ist eine Privat-Brieftauben-Zucht nützlich oder schädlich für den Staat, ist sie demnach zu fördern oder zu unterdrücken?

Unsere Antwort auf diese Frage lautet, daß die Privat-Brieftauben-

Zucht sowohl Nutzen wie Schaden mit sich bringt, daß aber ersterer bedeutend überwiegt, und daß somit eine Förderung der privaten Bestrebungen seitens des Staates durchaus geboten ist. Für die Richtigkeit unserer Ansicht, die wir nachher auch in wenig Worten begründen wollen, spricht der Umstand, daß sich die Heeresverwaltungen aller größeren Militärstaaten des Kontinents für ein Vergehen im genannten Sinne entschieden haben und die Privat-Brieftauben-Zucht eifrig durch Geld und Medaillen fördern. Den Schaden, den die Privat-Brieftauben-Zucht bringen kann, wird man leicht erkennen, wenn man erwägt, daß in Staaten, wo eine solche besteht, es fremden Staaten nicht schwer fallen kann durch Spione, die neben irgend einem Berufe scheinbar harmlose Taubenzüchter sind, Tauben in Festungen derartig abrichten zu lassen, daß sie im Kriegsfalle wichtige Dienste zu leisten im Stande sind. Der Nutzen hingegen tritt aber noch viel offenbarer zu Tage. Dem Staate wird nicht blos bei blühendem Taubensport im Kriegsfalle dadurch, daß er von den einzelnen Züchtern nach gemeinsamem Plane dressirte Tauben zur Verfügung gestellt erhält, die Sorge um einen großen Theil seines Brieftaubenbedarfs abgenommen, die sonst in Friedenszeiten ganz allein auf seinen Schultern läge, sondern er wird auch im Laufe der Zeit durch die einzelnen Privatvereine eine Summe von Erfahrungen über Aufzucht, Dressur u. s. w. erhalten, die nicht zu unterschätzen ist, ja endlich, eine stete Verbesserung der Brieftauben-Racen durch glückliche Kreuzungen wird mehr gewährleistet werden, wenn die Zucht in den Händen vieler einzelner passionirter Züchter ist, als wenn dieselbe einigen wenigen staatlichen Angestellten überantwortet wird.

Der Nutzen wurde also für überwiegend erachtet, um so mehr, da man sich sagte, daß ja Mittel gegeben seien (gesetzliche Zählung der Brieftauben, Requisitionsrecht im Mobilmachungsfalle, Ueberwachung verdächtiger Personen, Bestrafung von des Mißbrauches der Brieftauben Ueberführten, im Kriegsfalle event. mit dem Tode) sich der mißbräuchlichen Benutzung der gefiederten Boten zu erwehren.

Bedingung für einen wirklichen Nutzen der privaten Brieftaubenzucht ist aber freilich, daß nicht jeder Züchter nach seinem Belieben dressirt, sondern, daß die Tauben nur für solche Flugrichtungen abgerichtet werden, die für den Kriegsfall auch thatsächlich von Werth sind, und daß hierbei nach einem gemeinschaftlichen, nach Direktiven des Generalstabs ausgearbeiteten Plane verfahren wird.

Im Hinblick darauf, daß eben nur ein sachgemäßes, zielbewußtes Vorgehen auf dem Gebiete der Privattaubenzucht für die Heerführung von Werth sein kann, ist es mit Freuden zu begrüßen, daß sich in Deutschland die Brieftaubenzüchter-Vereine zu einem geschlossenen Verbande vereinigt haben. Derselbe führt den Namen „Verband deutscher Brieftaubenzüchter-Vereine“

und Seine Majestät der Kaiser und König hat das Protektorat über denselben übernommen.

Dieser Verband arbeitet nun in der bezeichneten zielbewußten Weise, indem er die Tauben des ganzen Verbandes nach bestimmten militärischen Vorschriften ausbildet, während andererseits das Kriegsministerium zu den Fliegen der diesem Verbande angehörigen Vereine Staatsmedaillen, und, soweit erforderlich, auch Geldbeihülfen gewährt. Ferner werden Transportvergünstigungen und Frachtermäßigungen auf allen deutschen Eisenbahnen den Brieftaubensendungen gewährt.

Alles dies gilt jedoch nur für solche Vereine, welche dem genannten Verbande angehören, während für außerhalb desselben stehende weder Unterstützungen, noch Vergünstigungen. gewährt werden, eben, weil man sich an leitender Stelle sagt, daß ein Nutzen nur von sachgemäßer, einheitlich geleiteter Dressur zu erwarten ist.

Interessant ist es, das Anwachsen dieses Verbandes zu verfolgen, der von 19 Vereinen, welche im Januar 1883 den Verband gründeten, auf gegenwärtig 175 Vereine angewachsen ist. Hierbei ist als einzelner Verein „der Bayerische Landes-Geflügel-Zucht-Verein“ mitgerechnet, der unter seinen 58 Vereinen 21 sich mit Brieftaubenzucht befassende Vereine bezgl. Klubs mit insgesammt etwa 4000 Tauben zählt. Die Gesammtzahl der Tauben des Verbandes beläuft sich augenblicklich vielleicht auf 65—70 000.

Wir stützen uns bei unseren Zahlenangaben theilweise auf den soeben erschienenen VII. Geschäftsbericht des Verbandes, der uns vorliegt und der den Zeitraum vom 1. Oktober 1889 bis 30. September 1890 bespricht. Aus demselben geht auch hervor, daß seitens des Königlichen Kriegsministeriums für die 1889er Brieftaubenleistungen der Verbands-Vereine 3 goldene, 136 silberne, 146 broncene Staatsmedaillen verliehen worden sind, während Geld-Unterstützungen theils vom Königlich Preußischen, theils vom Königlich Bayerischen Kriegsministerium für verschiedene Zwecke bewilligt wurden.

Der Verband unterhält eine eigene Fachzeitschrift, die unter der kundigen Leitung seines Geschäftsführers, des als Fachmannes sich eines großen Rufes erfreuenden Herrn Hoerter steht und bereits 743 Abonnenten zählt.

Bekannt dürfte es übrigens auch, theilweise wenigstens, sein, daß die Tauben namentlich in den 1889er Herbstmanövern praktisch erprobt wurden. Der VI. (vorjährige) Geschäftsbericht sagt darüber auf Seite 6 Folgendes:

„Zu Manöverzwecken wurde auf Allerhöchsten Befehl im Jagdschloß Saupark bei Springe ein Taubenschlag eingerichtet, welcher freudigst von den Liebhabern des Verbandes mit den besten Brieftauben bevölkert worden ist.“

Dann weiter:

„Bei dem diesjährigen Herbstmanöver fand ferner zum ersten Male, und zwar wiederum auf Allerhöchsten Befehl, von Springe aus eine Verwendung von Tauben der Verbandsvereine statt. Die Vereine in Braun-

schweig, Gütersloh, Hamm, Hildesheim und Osnabrück, ferner der Schlag auf der Kommandantur in Hannover stellten hierzu je 20 bis 30 Tauben, zusammen 170 Stück. Es standen also, unter Hinzurechnung der in Springe eingewöhnten, nach Hannover gesandten 43 Tauben, 213 Stück im Manöverdienst.

Hiervon hatten 95 Tauben etwa 30 Depeschen zu befördern, welche sämmtlich präzise ihr Ziel erreichten, trotzdem die Tauben zum Theil des Abends so spät aufgelassen wurden, daß dieselben vor Eintritt der Nacht ihre Heimath nicht erreichen konnten, auch gegen herbstlichen Nordwestwind zu kämpfen hatten. Die Verwendung unserer Brieftauben zu militärischen Zwecken ist also praktisch mit vollem Erfolg durchgeführt.

Se. Majestät haben durch ein Schreiben des Generalstabschefs Excellenz Grafen von Waldersee die tüchtigen Leistungen der Tauben beim Manöver anerkennen lassen und somit Allerhöchst als Preisrichter unsere Liebhaberei hoch geehrt." —

Soweit der VI. Bericht, den wir verlassen, um noch einmal kurz zum neuesten — VII. — zurückzukehren, der uns speziell auch Kunde giebt von dem steten Bestreben des Verbandes, durch Wanderversammlungen, Ausstellungen, Anträgen an die Regierung behufs Erlasses von geeigneten, gesetzgeberischen Bestimmungen für die Förderung der Privatbrieftaubenzucht, Gewährung von Prämien auf die Erlegung von Raubvögeln, welche den Tauben nachstellen u. A. m., die Privattaubenzucht immer mehr und mehr zu fördern und sie immer leistungsfähiger zu machen.

Es ist hier nicht der Ort, auf all dies noch bis ins Einzelne einzugehen; unsere Aufgabe war es, den jetzigen Stand der deutschen Privattaubenzucht zu schildern, und wir hoffen, daß es uns gelungen ist, von demselben und von den patriotischen Bestrebungen unserer Privatbrieftaubenzüchter ein annäherndes Bild zu geben. 114.

Die Frage der Bewaffnung der Kavallerie

beschäftigt fortgesetzt die russische Militär-Literatur, seitdem die deutsche Reiterei die Lanze als Einheitswaffe angenommen hat. Die Ansichten der russischen Fachleute sind in zwei Parteien gespalten, die eine will die bisherige Einheits-Kavallerie der Dragoner beibehalten, während die andere die Wiedereinführung der Lanze wünscht. Nachdem die Bewaffnung dieser Kavallerie mit einem kleinkalibrigen Mehrlader in Aussicht genommen ist, scheint diese

Frage überhaupt in ein neues Stadium getreten und der Austausch der Meinungen erneut entbrannt zu sein.

Im Juliheft des „Wajenni Sſbornik" sind fünf Aufsätze über diese Streitfrage enthalten, von denen sich vier, zum Theil allerdings ziemlich oberflächlich, für Beibehaltung der Dragoner und gegen die Lanze aussprechen, während einer für Einführung der Lanze das Wort ergreift. Da letzterer mit aller Entschiedenheit für diese Ansicht eintritt, sei gestattet, in Nachstehendem etwas näher auf denselben einzugehen, vorher aber die von seinen Gegnern angeführten Gründe gegen die Lanze, bez. für die Dragonerart kurz zu berühren.

Ein Vergleich des Säbels mit der Lanze als Waffe der Kavallerie giebt den Anhängern der Dragoner zu folgenden Bemerkungen Veranlassung:

1. Der Säbel ist zum Schlagen und zum Stechen zu verwenden, die Lanze dagegen nur zum Stechen.

2. Der Säbel kann im bedeckten Terrain, im Walde gebraucht werden, die Lanze dagegen nur im offenen Gelände.

3. Der Säbel ist die einfachste blanke Waffe und dessen Gebrauch dem gemeinen Mann leicht beizubringen, die Lanze hingegen verlangt Gewandtheit und Kunstgriffe.

4. Der Säbel ist im Handgemenge wirksamer, denn einem Schlag mit demselben kann man sich schwer entziehen, während eine lange Stichwaffe leicht weggeschlagen werden kann, was jeder weiß, der je gefochten hat.

5. Der Säbel gestattet auch, im Einzelkampfe von der Feuerwaffe (dem Revolver oder der Büchse) Gebrauch zu machen, während die Lanze die Benutzung jeder anderen Waffe zu Pferde hindert.

6. Der Säbel stört beim Fußgefecht nicht, während die Lanze abgegeben werden muß, wenn man zu diesem übergehen will.

Die Anhänger der Dragoner verlangen:

1. Die Einführung einer neuen Büchse von kleinem Kaliber, mit Magazinvorrichtung, leichteren Patronen von rauchfreiem Pulver mit Mantelgeschoß, vergrößerter Rasanz (bis 900 Schritt!), von geringerem Gewicht und Länge, womöglich ohne hervorstehende Theile, mit einem Futteral und ohne Bajonett (welches das Dragonergewehr jetzt führt).

2. Die Abschaffung aller Gewehrgriffe (deren jetzt 10 bei den Dragonern geübt werden) mit Ausnahme des Uebernehmens und zum Feuern.

3. Das Abschaffen des Säbelziehens, welcher nur zur Attake vor dem Antraben zu ziehen ist, damit dieser Griff in den Augen Aller eine besondere Bedeutung gewinnt.

4. Die Einführung eines Säbels aus bestem Material und scharf wie ein Rasirmesser geschliffen. Eine mit diesem ausgerüstete Kavallerie muß so gefürchtet sein, wie die türkischen Reiterschaaren es früher in Europa waren.

Auf den Einwand hin, daß die donischen Kasaken stets Lanzen führten, entgegnen die Anhänger der Dragoner, daß diese Kasaken ausschließlich in der Steppe geboren, der Lanze zugethan seien, ihre Kunstgriffe hätten und kaum zum Vergleich mit einer regulären Kavallerie gezogen werden könnten. Uebrigens habe man im letzten Feldzuge diese Kasaken mehr als einmal über die Lästigkeit der Lanze klagen hören. Was die reguläre Reiterei anbetrifft, so sei es, als das erste Glied derselben Lanzen hatte, von den Mannschaften als eine Belohnung angesehen worden, wenn sie in das zweite Glied kamen. „Mögen sich nur die Theilnehmer der letzten Feldzüge erinnern, wie sehr man sich in den Detachements immer Dragoner als Reiterei herbeiwünschte!" Schließlich fragt „der Dragoner": „Ist es denn zeitgemäß, nachdem die Technik uns in dem Gewehr ein mächtiges Mittel zur Vernichtung des Gegners gegeben hat, nachdem die neuesten Vervollkommnungen desselben (kleines Kaliber, Magazin, rauchfreies Pulver, Sprengstoffe 2c.) noch nicht einmal im Kampfe erprobt sind, die Kavallerie durch Lanzen mit Fähnchen zu bewaffnen, welche sie von Weitem her recht leicht erkennbar und es ihr noch schwerer machen, unbemerkt von dem Gegner zu erscheinen, und welche ferner das vom Pferde zu tragende Gewicht noch um 10 Pfund vermehren?"

Der mit N. A. Wassiljewski unterzeichnete Aufsatz, welcher die gegentheilige Ansicht vertritt, weist mit großer Ruhe und Entschiedenheit diese und weitere Einwände gegen die Lanze zurück. Er lautet: „Nachdem gegenwärtig die Bewaffnung der gesammten deutschen Kavallerie mit Lanzen bereits ein vollendetes Faktum, und nachdem Oesterreich-Ungarn bereit ist, in dieser Beziehung dem Beispiele Deutschlands zu folgen, halten wir es für zeitgemäß, die Frage einer Bewaffnung der Kavallerie mit Lanzen einer aufmerksamen Betrachtung zu unterziehen.

Die Ausschließung der Lanzen aus der Bewaffnung der Kavallerie erfolgte augenscheinlich unter dem Einflusse der sich befestigenden Ueberzeugung, daß in Folge der Vervollkommnung der Feuerwaffen die Bedeutung der Kavallerie auf dem Schlachtfelde geschwächt und dieselbe in künftigen Kriegen vornehmlich berufen sein werde, eine strategische Rolle zu spielen. Dabei hat man aber außer Acht gelassen, daß das taktische Element eng verknüpft ist mit dem strategischen, daß eine Kavallerie, welche nicht im Stande ist, wuchtige Schläge zu Pferde zu führen, auch nicht geeignet sein wird, ernste strategische Aufgaben zu erfüllen.

In der Gegenwart vollzieht sich in dieser Richtung bezüglich der Bestimmung der Kavallerie ein vollständiger Umschwung in das Gegentheil. Man ist zu der Erkenntniß gekommen, daß der Kavallerie in zukünftigen Kriegen eine hervorragende Rolle zu spielen bevorsteht. Im Frieden befindet sich ein großer Theil dieser Waffengattung an den Grenzen der Reiche bereits zusammengezogen. Es unterliegt deshalb keinem Zweifel, daß bei aus-

brechenden Kriegen auch sofort Zusammenstöße von großen Massen von Kavallerie stattfinden werden, welche, vor der Front der Armeen zusammengezogen, sowohl deren Mobilisirung und Zusammenziehung decken, als auch strategische Erkundigungen ausführen sollen. Der Ausgang dieser Zusammenstöße wird einen ungeheueren Einfluß auf den Gang der folgenden kriegerischen Handlungen haben, und gerade deshalb sollten bereits im Frieden rechtzeitig alle diejenigen Maßnahmen getroffen werden, welche den Erfolg der Kavallerie sicher stellen, einen Mißerfolg aber verhüten können. Man muß im Auge behalten, daß nur, wenn ein entschiedener Erfolg über die feindliche Kavallerie errungen ist, die Kavallerie die Hand frei bekommt und im Stande sein wird, mit Erfolg strategische Operationen auf den Flanken und im Rücken der Armeen des Gegners vorzunehmen.

Deshalb, damit unsere Kavallerie auf der Höhe der gegenwärtigen Anforderungen stehe, damit sie die ihr zufallende Rolle in zukünftigen Schlachten spielen könne, ist es nach unserer Ansicht unumgänglich nöthig, sie mit Lanzen zu bewaffnen, damit sie gleiche Chancen bei Zusammenstößen mit dem Gegner habe. In der That ist die Kavallerie als Waffengattung Dank ihrer Schnelligkeit die Vertreterin der blanken Waffe, d. i. der Waffe des Angriffes. Die Kraft des Angriffes entspricht aber bekanntlich nicht nur der Schnelligkeit und der Masse, sondern auch der Möglichkeit, den Angriff mit der Waffe im Augenblicke des Zusammenstoßes zu führen. In dieser Beziehung ist die Lanze in Folge ihrer Länge geeigneter als der Säbel und deshalb muß sie für den Kavalleristen sozusagen die Normalwaffe sein, als geeignet zur Verstärkung der Kraft des Stoßes im Augenblicke des Anprallens.

Man muß auch im Auge behalten, daß die Hebung des moralischen Elementes bei den Zusammenstößen von Kavallerie eine durchaus wichtige Rolle spielt. Die Kavallerie muß fest von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß sie auf die allerbeste Weise bewaffnet ist und auf jeden Fall nicht schlechter als die des Gegners. Die Theilnehmer an dem Feldzuge in Ungarn im Jahre 1849 werden sich erinnern, daß die ungarischen Husaren ruhig die Attaken unserer Husaren, welche damals keine Lanzen hatten, annahmen, während sie vor unseren mit Lanzen bewaffneten Ulanen nicht Stand hielten, sondern noch vor dem Zusammenstoße umdrehten.

In der Folge, unter dem Einflusse der Ansicht, daß die Kavallerie in künftigen Kriegen nur eine strategische Rolle zu spielen haben werde, entstand die Ansicht über das Fußgefecht, es erfolgte die Bewaffnung der Kavallerie mit Gewehren und schließlich wurde die Lanze aus der Bewaffnung ausgeschlossen. Aber man hatte außer Acht gelassen, daß eine Kavallerie, welche taktische Erfolge nicht auf dem Schlachtfelde erreichen kann, auch nicht strategische Aufgaben wird auf sich nehmen können, daß, wie auch die Feuerwaffen vervollkommnet werden mögen, doch die Hauptkraft der Kavallerie

immer ihre Fähigkeit bleiben wird, schnell und entschieden Angriffe zu Pferde auszuführen.

In unserer Militär-Literatur, wie auch in dem ehemaligen „Haupt-Komité über Ausrüstung und Ausbildung der Truppen" wurden mehr als ein Mal ganz verschiedenartige Ansichten über den Werth der Lanze und des Säbels zur Sprache gebracht, und halten wir es deshalb für geeignet, diejenigen Ansichten, welche gegen und für die Lanze ausgesprochen wurden, in Erinnerung zu bringen.

1. Die durch die Lanze erhöhte Kraft des Stoßes im Augenblicke des Zusammentreffens wird, wie einige behaupten, nicht die Störungen für den Reiter ersetzen, welche er im Handgemenge durch sie gleich nach dem Zusammenstoße erleiden wird. Dagegen wenden die Anhänger der Lanze ein, daß diejenigen, welche von einem Handgemenge sprechen, welches angeblich nach dem Zusammenstoße stattfinden soll, sich den am meisten wahrscheinlichen Charakter eines Kampfes von Kavallerie gegen Kavallerie nicht ganz klar vorstellen. In Wirklichkeit wird doch eine Kavallerie-Attake nur dann mit einem Handgemenge enden, wenn auf beiden Seiten dieselben moralischen wie materiellen Eigenschaften vorhanden sind. In der Mehrzahl der Fälle wird aber der eine der beiden Gegner, welcher in der oder jener Beziehung der schwächere ist, eine ihm drohende Attake nicht abwarten; entweder er zieht sich vor dem Momente des Zusammenstoßes zurück, oder er dreht unmittelbar nach dem Stoße um. In beiden Fällen kann von einem Einzelgefecht nicht die Rede sein; dann wird nur die Verfolgung Platz greifen, in welcher sich die Lanze wieder als eine unschätzbare Waffe erweisen wird, welche erlaubt, dem weichenden Gegner den Garaus zu machen. Im Einzelkampf zeigt sich die Lanze in verständigen Händen als eine furchtbare Waffe, sowohl zur Austheilung von Stößen, als zur Vertheidigung; ein geschicktes und kräftiges Ausholen mit der Lanze wird den Gegner nicht nur treffen, sondern womöglich auch vom Pferde werfen.

Einer der Anhänger der Lanze sagt: Jene, welche zum Beweise der Ueberlegenheit des Säbels über die Lanze die glänzenden Siege unserer Dragoner in der Türkei anführen, vergessen, daß mit Lanzen bewaffnete Eskadrons bei Kürük-Dara ebendieselben Wunder thaten, als die übrigen Eskadrons.

Generallieutenant Kultschakoff behauptet, daß im Kriege im Osten 1853 bis 1856 die Nischegoroder Dragoner für den ersten Choc immer die Lanzen nahmen. Auch möchte nicht vergessen werden, daß es in den Blättern der Geschichte unserer Kavallerie glänzende Episoden giebt, wo mit Lanzen bewaffnete Regimenter ruhmvoll kämpften.

Zur Bestätigung der Ansicht, daß die Lanze in geschickten Händen eine furchtbare Waffe auch im Einzelkampf ist, führt der Verfasser eine Episode an, nach welcher ein Donischer Kasak, Stephan Polunin, am 19. Juli 1847

an der türkischen Grenze am Flusse Arpatschai einen Kampf mit 20 Räubern siegreich bestand, von denen er zwei mit der Lanze tödtete und einen erschoß. Er erhielt das Georgskreuz und 50 Rubel Belohnung, seine Lanze aber, welche 17 Hiebe erhalten hatte, wird als ehrendes Andenken auf der Stanitze Bukanowo des 35. Donischen Kasaken-Regiments aufbewahrt.

Generalmajor Kultschakoff sagt in einer Denkschrift an das obenerwähnte Hauptkomité, daß diejenige Waffe, welche dem Kavalleristen die Ueberzeugung giebt, daß er den Stoß vollführt hat, bevor er ihn erhalten wird, ihm auch natürlich die nöthige Entschlossenheit zum Einbruch verleiht: folglich ist die Lanze, welche den Vortheil der Länge besitzt, auch die gesuchte Waffe, welche dem Reiter das moralische Uebergewicht, das Uebergewicht der Entschlossenheit und des Selbstvertrauens giebt, welches aus der größeren Tauglichkeit für den ersten Stoß entspringt. Aus diesem Grunde muß man auch der Lanze den Vorzug vor dem Säbel beim Angriffe auf Infanterie geben.

Die Ansicht der meisten militärischen Schriftsteller, welche sich über die Lanze geäußert haben, geht auch dahin, daß sie „eine furchtbare Waffe in geschickten Händen“ ist.

Aber Niemand in ganz Europa hat es bis zu unserer Zeit besser verstanden, die Lanze zu gebrauchen, als der donische Kasak, und Niemand regiert sie besser. Zur Entscheidung dieser Frage können wohl als die besten Richter unstreitig nicht wir auftreten, sondern unsere Gegner, die Augenzeugen der Bedeutung jener Waffe in der Hand des Kasaken. Ein Zeitgenosse der großen französischen Armee sagt, daß die Kasaken den Ansturm eines mit dem Säbel bewaffneten Kavalleristen nicht selten stehend mit der Lanze erwarteten, welche sie etwas nach rechts gewendet hatten. Nachdem sie den Hieb des Gegners durch ein schnelles Schlagen der Lanze nach links parirt hatten, fielen sie ihn ihrerseits von links an.

Wenn sich schließlich der Vorzug der Lanze vor dem Säbel so fühlbar gemacht hatte, daß außer den Ulanen- auch noch die Husaren-Regimenter mit derselben bewaffnet wurden, sollte sich denn dann gegenwärtig das Verhältniß der blanken Waffen zu einander so verändert haben? Leider hatten wir sowohl in Turkestan als im letzten Kriege in der Türkei keine Kavallerie als Gegner, mit welcher wir zu rechnen hatten. Zusammenstöße größerer Reitermassen kamen nicht vor und deshalb konnte sich auch die Lanze als Waffe des Chocs nicht praktisch zeigen. Die alten Kavalleristen, welche ihre Dienste im „vaterländischen“ Kriege (1812) und in der ungarischen Kampagne (1849) gesehen haben, stehen alle für die Lanze ein.

2. Weiter weisen die Gegner der Lanze darauf hin, daß bei der gegenwärtigen Art, die Kavallerie zu verwenden, die Lanze selten gebraucht werde.

Diese Ansicht ist zum Theil herbeigeführt worden durch die Erfahrungen des letzten türkischen Krieges. Da unsere Kavallerie keinen Gegner für eine

geschlossene Attake vor sich hatte, hat sie auch die Lanzen nicht wirklich in Thätigkeit gebracht. Dennoch folgt daraus nicht, daß die Lanze in künftigen Kriegen nicht Verwendung finden werde; man muß darauf rechnen, daß gegen uns eine Reiterei kämpfen wird, welche der unsrigen wenigstens nicht nachstehen wird, sowohl in moralischer als materieller Beziehung.

Die frühzeitige Zusammenziehung von Kavalleriemassen an den Grenzen schon im Frieden läßt, wie oben schon erwähnt wurde, mit Recht voraus setzen, daß der Feldzug mit dem Zusammenstoße geschlossener Reitermassen eröffnet werden wird, da jede der kämpfenden Parteien dahin streben muß, die gegnerische Reiterei womöglich zu schwächen, um sich den Weg frei zu machen für strategische Operationen in den Flanken und dem Rücken der feindlichen Armeen. Bei diesen Zusammenstößen wird die Lanze eine große Bedeutung haben, als Waffe sowohl geeignet für den Angriff, als auch gleichzeitig dem Reiter Vertrauen und Entschlossenheit einflößend, die Attake zu einem Ende durchzuführen, welches es auch sei. Ein anderer Umstand, welcher ferner benutzt wurde, um sich gegen die Wiederbewaffnung der Kavallerie mit Lanzen auszusprechen, ist der, daß man ihr vorwarf, das Fußgefecht zu hindern, welches so nöthig zur Erreichung einer größeren Selbstständigkeit der Reiterei bei Ausführung von strategischen Aufträgen ist. Wir bestreiten nicht, daß in ausnahmsweisen Verhältnissen Fälle für das Fußgefecht vorkommen werden unter dem Einflusse von Oertlichkeiten oder bestimmten Operationszielen, aber folgt denn daraus, daß die Lanze nicht nöthig ist? Soll für eine Sache zweiten Grades die Hauptsache geopfert werden? Für die Vortheile, die beim Fußgefechte erzielt werden, will man sich der Waffe entschlagen, welche zur vollen Entwickelung der Kraft des Chocs beim Angriffe einer Kavalleriemasse geeignet ist?

3. Einige behaupteten, daß die Lanze den Reiter bei langen Bewegungen in den verstärkten Gangarten ermüde, daß sie ihn im Auf- und Absitzen störe, bei der regulären Reiterei die Zahl der zum Fußgefecht verfügbaren Leute vermindere und im Feldwacht- und Patrouillendienste eine verdeckte Annäherung an den Feind verhindere.

Dagegen wurde eingewendet, daß, selbst wenn dieser nachtheilige Einfluß der Lanze vorhanden wäre, man dieselbe trotzdem in der Bewaffnung der Reiterei erhalten und das Grundprinzip für jeden Entschluß bei einer streitigen Frage im Auge behalten müsse: der Hauptsache nebensächliche Dinge zu opfern.

Aber in der That halten fast alle in diesem Punkte angeführten Argumente bei einer ernstlichen Prüfung nicht Stich. Bei langen Bewegungen in verstärkter Gangart ermüdet nicht nur die Lanze, sondern jede Bewaffnung den Reiter; trotzdem leitet man daraus nicht die Nothwendigkeit ab, sich des Säbels oder des Gewehres zu entäußern. Bei den mit Lanzen bewaffneten Kasakentruppen stört diese Waffe nicht nur nicht beim Auf- und Absitzen,

sondern erleichtert es im Gegentheil, weil sich der Kasak dabei auf die Lanze stützt. Das ist ein Kunstgriff!

Was den Einwurf betrifft, daß die Lanze bei der regulären Kavallerie die Anzahl der zu Fuß fechtenden Mannschaften vermindere, so liegt das nicht an ihr, sondern an der Art der Vertheilung beim Absitzen. Wenn die mit Lanzen bewaffneten Kasaken nach Art der Dragoner absitzen können, indem sie 2/3 ihrer Leute zum Fußgefecht abgeben, so sehen wir nicht ein, warum das nicht auch bei den regulären Kavallerie-Regimentern möglich sein soll. Und wenn selbst die Lanze wirklich die Anzahl der absitzenden Mannschaften verminderte, soll man sie denn deshalb nicht führen? Ist es rationell, minder Wichtiges (das Fußgefecht) der Hauptsache (der Kraft des Chocs zu Pferde) zu opfern? Wenn mit der Lanze nur das erste Glied bewaffnet würde, so wäre der Vorgang des Absitzens übrigens sehr einfach und bequem einzurichten ꝛc.

Auf den Einwand, daß die Lanze beim Feld- und Patrouillendienst hinderlich sei, ist zu erwidern, daß sie das durchaus nicht ist, wenn die Leute, die Vorposten stehen oder auf Patrouille sind, sie nicht in der Hand halten, sondern sie aus dem Schuh herausgenommen im Gleichgewicht anfassen, d. i. die Spitze links vom Pferdehals haben.

4. Einige Gegner der Lanze behaupten, daß es äußerst schwierig sei, den Leuten einen geschickten Gebrauch der Lanze zu lehren und dies viel Zeit koste.

Diese Ansicht ist durch den kategorischen Ausspruch der meisten Mitglieder der ehemaligen „Kavallerie-Kommission“ widerlegt. Aus dem Berichte dieser Kommission über die Bewaffnung der regulären Kavallerie mit Lanzen geht hervor, daß die Ausbildung mit der Lanze, selbst bei verkürzter Dienstzeit, keine besonderen Schwierigkeiten macht. Umsonst wird eingewendet, daß die Ausbildung viel Zeit wegnähme; das könnte wahr sein, wenn man ein Fechten mit der Lanze lehren wollte, und nicht nur Zustoßen und Abschlagen. Das Wesen der Sache liegt darin, daß der Reiter die Lanze kräftig halten und auf das bestimmte Ziel zustoßen soll, was sich in der Praxis leicht durch Vornahme von Stechen gegen aufgehangene ausgestopfte Strohsäcke erreichen läßt. Nicht ohne Grund üben die deutschen, mit Lanzen bewaffneten Regimenter die Stöße nicht in's Leere, sondern nach Puppen. Bei uns übte man nur ein Flaniren mit der Lanze, aber man arbeitete nicht praktisch durch Stoßen nach bestimmtem Ziel im Galopp.

Die Anwendung des Säbels verlangt im Gegentheil Kunst und Geschicklichkeit im Fechten, und deshalb lernt sich der Gebrauch der Klinge mühsam. Wer mehr als ein Mal der Ausführung von Hieben gegen Puppen im Galopp beigewohnt hat, der wird bezeugen, wie selten es einem der Galoppirenden gelingt, einen guten Hieb oder Stich anzubringen. Uns ist bekannt, daß in einer Kavallerie-Division ein früherer Kommandeur ein

Preishauen im Galopp eingerichtet hatte, um den Eifer der Herren Offiziere anzuspornen. Ungeachtet des beständigen Ausübens dieser Kunst wurde der Preis aber nur äußerst selten erworben, was in vollem Maße bestätigt, wie schwer eine geschickte Säbelführung zu erlernen ist. Bei Anlernung der Mannschaften wächst diese Schwierigkeit noch. Dennoch ruft dieser Umstand durchaus nicht die Frage hervor, ob der Säbel aus der Bewaffnung der Kavallerie ausgeschlossen werden soll.

Hierzu möchte man noch anführen, daß in der deutschen und österreichischen Armee trotz der dortigen viel kürzeren Dienstzeit sich doch Niemand über die Schwierigkeiten, das Führen der Lanze zu lernen, aufregt. Es sollten doch wahrhaftig keine Hindernisse existiren, vor denen man zurückschreckt, wenn es darauf ankommt, einer Reiterei die Fähigkeit zu verschaffen, wuchtige Schläge zu Pferde auszuführen!

5. Es existirt noch die Ansicht, die Lanze sei die Waffe eines Feiglings (Ausdruck des Generals Pistolkors), sie diene als Zeichen einer nicht genügend vorhandenen moralischen Kraft und des Wunsches, den Gegner durch sie zu erreichen, ohne sich ihm zu nähern. Dabei weist man darauf hin, daß die französische Kavallerie nach dem Feldzuge 1870/71 die Lanze von sich warf.

Auf diesen Einwand entgegnen die Verehrer der Lanze, daß, wenn der Wunsch, die Lanze als eine von der Ferne her wirkende Waffe beizubehalten, als eine Kleinmüthigkeit angesehen werde, doch die Artillerie in moralischer Hinsicht als die unzuverlässigste Waffengattung gelten müßte, weil sie den Feind auf die weitesten Entfernungen bekämpft, dann käme die Infanterie und die Dragoner. Zu dieser Kategorie müßte man dann auch die preußischen Ulanen zählen, welche doch auch mit Lanzen bewaffnet waren und dennoch der preußischen Armee im Feldzuge 1870/71 unschätzbare Dienste leisteten.

Wir unsererseits möchten hinzufügen, daß alle Maßregeln und Mittel, welche geeignet erscheinen, die moralischen und materiellen Eigenschaften einer Kavallerie zu heben und die Entschlossenheit, Brust an Brust an den Feind heranzugehen, zu entwickeln, können und müssen ergriffen werden, denn dies ist in der Vorbereitung der Kavallerie für den Krieg eingeschlossen, und die Lanze hebt besonders den Geist und das Selbstvertrauen.

Die meisten Ansichten militärischer Schriftsteller, welche die Lanze auf Grund eingehender Betrachtungen früherer Kriege hochschätzen, gehen dahin, daß sie eine „furchtbare Waffe in geschickten Händen" ist; manche bestätigten sogar den blüthenreichen Ausspruch des Marschalls von Sachsen, daß die Lanze die vorzüglichste Waffe für den Stoß — die „Königin der Waffen" — ist.

6. Einige Gegner der Lanze wiesen bei ihrer Behauptung, daß die Lanze für den Reiter unnöthig und lästig sei, darauf hin, daß die Donischen Kasaken-Regimenter ihre Lanzen mit Vergnügen wegwarfen, wenn sie nach dem Kaukasus kamen.

Darauf erwiderten die Anhänger der Lanze, daß, wenn ein Donischer Kasak seine Lanze im Kaukasus wegwarf, sich dies aus zwei Ursachen erklären läßt:

1. aus dem bei jedem Menschen vorhandenen Wunsche, sich einer überflüssigen Last zu entledigen, selbst wenn dies eine Waffe ist, von der er in Friedenszeit weiß, daß er nicht in die Lage kommen wird, sie verwenden zu müssen. Wenn der Wunsch, die Lanze wegzuwerfen, sich gerade so deutlich im Kaukasus aussprach, so möchte man das wohl theilweise dem traurigen Zustande zuschreiben, in welchem sich in der Periode von Anfang der 50er Jahre bis zur Beendigung des letzten polnischen Aufstandes die Donischen Kasaken-Regimenter befanden, als die Regiments-Kommandeure aus den Gymnasial-Direktoren und Mitgliedern der Kreisverwaltungen gewählt und zu Offizieren Sekretäre, Archivariuse und höhere Kanzlei-Beamte ernannt wurden, als man Unteroffiziere den ersten Grad eines Offiziers nicht wegen Auszeichnung im Felde, sondern wegen langer Dienstzeit verlieh. Solche Vorgesetzte verfolgten denn auch im Dienste ihre eigenen und nicht die militärischen Interessen, was natürlich nur verderblich auf den gemeinen Kasaken wirken mußte, der ohnehin nach seiner abgeleisteten Kommandozeit mehr als Polizeiwächter denn als militärischer Reiter zurückkehrte. Aber auch in jener beklagenswerthen Zeit, als die Kasaken ihre Lanzen wegwarfen, thaten diese Wunder und verherrlichten den Namen Kasak, wenn dem Bedürfnisse entsprechend solche Generale wie Balkanoff, Jagodin, Efhoff und andere den Befehl über sie übernommen hatten. Endlich war auch noch ein Umstand, welcher 2. nicht günstig für Anwendung der Lanze im Kaukasus wirkte, der, daß dies Land sehr bergig und durchschnitten für militärische Operationen ist.

7. Um schließlich alle Einwände zu erschöpfen, welche gegen die Lanze gemacht werden, bleibt noch auf den Einwurf Einiger, wenn auch nur Weniger, eingegangen zu werden, daß im Einzelkampf dem Besitzer seine Lanze entrissen werden könne und dieser dann wehrlos sei. Dagegen muß man einhalten, daß solche Fälle doch sehr seltene Ausnahmen sein und wohl nur im Kampfe mit Wilden vorkommen werden, wie es die kaukasischen Bergbewohner sind. Diese Stämme besitzen anstatt geistiger Fähigkeiten in Folge ihrer täglichen Praxis eine große körperliche Gewandtheit, durch welche sie mitunter die Verwendung der Lanze — natürlich nur im Einzelkampfe — ausgleichen; auf europäischen Kriegsschauplätzen wird man indessen solche gewandte Bergbewohner nicht antreffen.

Nachdem wir mit möglichster Ausführlichkeit alle Ansichten besprochen haben, welche in der militärischen Literatur und in den Sitzungen des ehemaligen „Hauptkomité für Ausrüstung und Ausbildung der Truppen“ für und gegen die Lanze geltend gemacht worden sind, und da wir den Grundsatz im Auge haben, bei Entscheidung einer jeden Frage, der Hauptsache

Nebensächliches zu opfern, kommen wir zu dem Schlusse, daß die Bewaffnung der Kavallerie mit der Lanze wünschenswerth ist,

1. um eine Waffe zu haben, a) geeignet zur Hebung des moralischen Elementes des Reiters, welche ihm die Entschlossenheit einflößt, Brust an Brust mit dem Feinde zusammenzukommen, und b) welche das offensive Element in der Reiterei aufrecht erhält, welches sozusagen die eigentliche Natur dieser Waffe ist.

2. um den Feind mit ein und derselben Waffe zu bekämpfen, damit in unserer herrlichen Kavallerie nicht das Selbstvertrauen erschüttert werde, welches so unumgänglich nöthig für den Erfolg ist, und

3. um eine Waffe zu haben, welche ungeheueren Nutzen bei der Verfolgung der feindlichen Kavallerie hat, um den Erfolg zu vervollständigen, welcher durch den Angriff erreicht worden ist.

In dem Falle, daß die Bewaffnung der Kavallerie mit Lanzen in dem vorstehenden Sinne entschieden werden sollte, möchten noch drei Fragen zu beantworten sein:

1. soll man der ganzen Reiterei oder nur einem Theile derselben Lanzen geben, z. B. den — früheren — Husaren- und Ulanen-Regimentern?

2. sind beide Glieder oder nur das erste derselben mit Lanzen auszurüsten und

3. welche Art von Lanzen soll genommen werden?

1. Bei Entscheidung der ersten Frage muß man im Auge haben, daß der maßgebende Faktor der ist, daß die Kavallerie den benachbarten Kavallerien an Zahl der Lanzen nicht nachstehen, sondern sie womöglich übertreffen soll. Der Gedanke, unsere Dragoner mit Lanzen zu bewaffnen, ist nicht neu; in den sechsziger Jahren war ein lebhafter Meinungsaustausch hierüber in den Fachblättern im Gange. Diese Waffengattung hat eine zweifache Bedeutung:

a) ihre hauptsächliche ist, angriffsweise zu verfahren, indem sie zu Pferde ungestüme Attaken macht, und

b) eine nebensächliche, indem sie ausnahmsweise zum Gefecht zu Fuß übergeht. Es versteht sich, daß die Waffe, mit welcher der Dragoner auszurüsten ist, dieser zwiefältigen Bestimmung entsprechen muß: für die Attake — Lanze und Säbel, zum Fußgefecht — das Gewehr.

2. Die Frage, ob ein- oder zweigliedrige Bewaffnung mit Lanzen, ist ausführlich durch das ehemalige „Komité für Ausrüstung 2c.“ behandelt worden, bei Betrachtung der Frage bez. Bewaffnung der Kasakenheere. Es herrschten verschiedene Ansichten, wie bekannt wurde schließlich bestimmt, daß die Lanze von den hinteren Gliedern nicht zu führen sei.

Die Hälfte der Mitglieder wollte die Lanze nur im ersten Gliede haben, weil

a) wenn es dem Reiter des ersten Gliedes gelang, beim Zusammenstoße mit dem Feinde mit der Lanze zu treffen oder auch nicht zu treffen, so würde er sich der Mittel zur Selbstvertheidigung beraubt sehen und auch der Hülfe

von Seiten des Reiters im zweiten Gliede, denn dieser würde sich in einer noch ungünstigeren Lage befinden, wenn er eine Lanze führte;

b) bei der Bewaffnung beider Glieder mit Lanzen sich die Verwendung des Säbels ausschließe, welche bei Weglassung der Lanzen beim zweiten Gliede sehr große Dienste leisten könnten beim Zusammenstoße mit dem Feinde sowohl in der geschlossenen Ordnung als in der Lawa, welch Letztere namentlich eine lange Fronte von Reitern mit gemischter Bewaffnung (Säbel und Lanzen) und sehr geeignet sein würde, glänzende Attaken auszuführen;

c) bei der Kürze der Dienstzeit und dem Umfange der an die Kavallerie zu stellenden Anforderungen, wo, wie bei den übrigen Truppen, der Kasak nicht nur mit der Lanze, sondern auch mit dem Säbel fechten und sogar die Anfangsgründe der Kenntnisse eines Sappeurs lernen solle, es doch nicht möglich sein würde, alle Mannschaften eines Regiments in der wünschenswerthen Weise in allen diesen Ausbildungszweigen vorwärts zu bringen. Wenn man dem zweiten Gliede die Lanzen abnehmen würde, könnten diese Leute als gute Schützen und gute Dragoner ausschließlich zum Gefecht zu Fuß Verwendung finden.

Die andere Hälfte der Mitglieder dagegen war der Ansicht,

a) daß in der Lawa alle Leute gleichzeitig die Lanze gebrauchen könnten,

b) daß, wenn das Zusammenkoppeln der Pferde eingeführt werde, alle Kasaken zum Gefechte zu Fuß verwendet werden könnten und nicht lediglich die des zweiten Gliedes.

3. Bei Entscheidung der dritten Frage — der Wahl eines neuen Musters für die Lanze — ist zu beachten, daß die früheren (sowohl für die Kasaken als für die Kavallerie) große Mängel hatten, bezw. schlechten Materiales, aus welchem der Schaft hergestellt war, bezw. ungenügenden Anpassens und Befestigung der Spitze, bezw. der Schwere der Lanze und bezw. des nicht entsprechenden Materiales der Spitze. Bei Ausarbeitung eines neuen Musters der Lanzen möchte auch die Frage ihrer Länge berücksichtigt werden. Die bisherigen Lanzen waren verschieden lang, die der Kavallerie war 1⅓ Fuß kürzer als die der Kasaken, sie reichte nicht weit genug vor den Kopf des Pferdes und wog dabei 6 bis 7 Pfund, das Material des Schaftes war Fichten- oder Tannenholz, aber nicht lediglich aus Stämmen, sondern sogar aus Brettern gespalten, und taugte nichts; besseres Material würden Buche, Birke oder Espe abgegeben haben. Versuche mit indischem Bambusrohre sind in den 70er Jahren gemacht worden. Die Befestigung der Spitze war stets die schwierigste Sache und vielfach die Ursache, daß Gegner für die Waffe entstanden. Man hat schon früher versucht, Metall für den Schaft zu verwenden, wodurch indessen die Lanzen zu schwer wurden. Jedenfalls muß die Sache so scharf sein, daß die geringste Berührung durch sie eine Wunde macht, wozu wohl Stahl am geeignetsten ist. 100.

Kriegstagebuch des hessischen Generalstabes über den Feldzug von 1792 in der Champagne und am Main.*)

Nach einem archivalischen Original (Marburger Staatsarchiv)
bearbeitet von

Pechend,
Premier-Lieutenant im Hessischen Füsilier-Regiment Nr. 80.

III.

Donnerstag, den 20. September. Diesen Morgen wurden 3 auf einer Patrouille gemachte Gefangene eingebracht. Es war 1 Husar vom Regiment Colonel Général und 2 Infanteristen vom Regiment d'Armagnac.**) Das feindliche Lager war aber nicht von der Stelle gerückt.

Diesen Vormittag, besonders aber von 11 Uhr an, hörte man eine außerordentlich anhaltende Kanonade. Dieses zeigte uns deutlich das Eintreffen der preußischen Armee im Rücken des Feindes, wie es der abgeredete Plan mit sich brachte. Um von unserer Seite diesen Augenblick zu benutzen, brach unser Korps um 1 Uhr auf, um zu sehen, wie sich der Feind unter diesen Umständen zeigen werde. Auch der Fürst von Hohenlohe rückte mit 1 reitenden Batterie, 1 Bataillon Infanterie und etwas Kavallerie zu nämlichem Endzwecke vor. Unsere Avantgarde wurde aber gleich beim Vorrücken von einer feindlichen Redoute, die vor dem Dorfe Les petites Islettes errichtet war, heftig kanonirt. Das Grenadier-Bataillon von Eschwege marschirte jedoch unter dem Kanonenschuß derselben auf und beantwortete mit seinen Feldstücken und einigen österreichischen Kanonen das feindliche Feuer. Unser durchl. Herr ritt ganz voraus mit dem Fürsten von Hohenlohe und besprach sich über die vorzunehmenden Bewegungen, die nun, da die Franzosen

---

*) Siehe Juni-Heft 1890 unserer Blätter.

**) Dillon's Stellung bei les Islettes soll folgende gewesen sein: Côte de Biesme: 5 Bts. des voyés im Lager, 1 Batl. de la Charente inférieure, 160 Freiwillige aus Vitry, die Gren.-Komp. der Meurthe, das 4. Batl. Gren. der Reserve im Lager, 60 Freiwillige aus Sténay, das 6., 8. und 17. Inf.-Regt. im Lager, sowie die leichte Artillerie. — Damours: 1 Komp. Gren. fédérés. — Châtrices und Villers: 9. Jäg.-Batl., 1 Jäg.-Komp. von Rheims, das Batl. der Maine et Loire. In der Fayencerie 5 Komp. féd. — In St. Menehould 10 Gren.-Komp. von Rheims, 200 M. der Seine et Oise, 1 Komp. 1. Bts. von Rheims — Im Bois de Vaux: die Frei-Komp. — In Passavant: 3., 11. und 6. Regt. Husaren, nebst der 2. Esk. 12. Jäg.-Regts. z. Pf. — In der Glashütte am Fuß der Côte: 100 M. der Marne, in Futeau: 1 Btl. der Eure et Loire, 100 M. 8. Inf.-Regts., in Flouent: 1 Btl. der Saone et Loire. — In Grandes Islettes: 5. Huf.-Rgt., je 100 M. 6. Inf.-Rgts. und 5. Rgts. des voyés.

noch den Posten besetzt hielten, zwecklos sein würden. Da diese Unterredung in sehr erreichbarer Schußweite der feindlichen Redoute und auf einem ausgezeichneten Platz, einer Biegung der Chaussee, gehalten wurde, so zog es bald die Richtung des feindlichen Geschützes auf sich. In wenigen Minuten schlugen verschiedene Kugeln über beide durchl. Herren und ihrem Gefolge herüber und eine derselben tödtete unter dem daselbst haltenden Haufen wenig Schritte hinter unserm gn. Herrn einen Artillerieknecht. Dennoch wollte Keiner zuerst vom Platze weg und unser gn. Herr verblieb daselbst, bis der Fürst von Hohenlohe abritt. Hierbei schlugen feindliche Kugeln auf allen Seiten neben uns ein. J. Durchl. der Landgraf ließen nun von der preußischen Haubitzenbatterie von einer Anhöhe nach der Redoute hinwerfen, doch sah man, daß ohne Aufopferung vieler Leute man nichts gegen den Feind ausrichten würde, da immer die Erwartung blieb, daß er von selbst diese Stellung verlassen würde, wenn die Preußen auf ihrer Seite siegreich sein würden. Beide durchl. Herren beschlossen also, den Rückzug zu befehlen und dieser geschah in bester Ordnung und ohne Verlust, obgleich der Feind die Retraite so viel ihm möglich war zu erschweren suchte und die Enge des Terrains vor Clermont derselben ebenfalls Hindernisse in den Weg legte. Die auf den Anhöhen sich setzenden Grenadier-Bataillons deckten sie jedoch und unsere Jäger erlegten und blessirten viele der Feinde. Das Grenadier-Bataillon von Eschwege hatte 3/4 Stunden unter beständigem Kanonenfeuer gestanden und mehr als 200 Kanonenkugeln waren vor-, seit- und herüberwärts eingeschlagen, ohne nur Jemanden zu verletzen.

Das Korps rückte demnach wieder hinter Vraincourt ins Lager ein, nur ward die Front desselben verändert und nach der Chaussee zu genommen, indem das Gerücht, daß der General Kellermann mit einer Truppenverstärkung über St. Mihiel anrücke, neue Bestätigung erhielt.

Freitag, den 21. September. Nach der Mittagstafel begaben sich J. Hochf. Durchl. nach dem Dorfe Vraincourt und entschlossen sich daselbst, zwischen ihrer Avantgarde und dem lagernden Korps zu kantonniren. — Etwas vor 6 Uhr Abends ließ sich der Feind einfallen, unsere Avantgarde zu attakiren, aber nach einer kurzen Kanonade und kleinem Gewehrfeuer, welches wegen der hereinbrechenden Nacht ohne Wirkung war, zog er sich wieder zurück. Das Garde-Grenadier-Regiment war zur Unterstützung der Avantgarde ausgerückt.

Sonnabend, den 22. September. Die vergangene Nacht war sehr rauh und stürmisch und für die Lagernden sehr leidend. Gegen 8 Uhr ritten Se. Hochf. Durchl. nach dem Lager, sahen die Feldwachen aufziehen und gaben die Parole aus. — Gegen 4 Uhr Nachmittags wird aus Clermont gemeldet, daß daselbst eine Nachricht von ziemlich vertrauter Hand heimlich zugesteckt sei, daß der Feind diesen Abend über Jaroq, Haute prise,

Fé und Lochères einen Angriff zu thun mit 6000 Mann im Sinne habe. So wenig man dies auch für glaubhaft hielt, so ward der Fürst von Hohenlohe doch davon benachrichtigt und das Leib-Regiment zur Verstärkung der Avantgarde beordert, es erfolgte aber der Angriff nicht.

Etwas später schickte der preußische General-Lieutenant von Courbière, Kommandant von Verdun, ein Schreiben an unseren durchl. Herrn, in welchem er dringendst um eine Verstärkung von 2 Bataillons Infanterie anhielt, da, verschiedenen Nachrichten zufolge, der General Kellermann mit 30—40 000 Mann*) im Anmarsch sei und in der Stadt Verdun schon Zettel ausgestreut wären, worin die Bürger aufgefordert würden, mit zu den Waffen zu greifen. So wichtig die Erhaltung von Verdun auch für uns war, so wenig rathsam war dennoch bei unserer hiesigen gefahrvollen Position**), 2 Bataillons zu detachiren. Um aber der Vorstellung des Generals von Courbière doch einigermaßen Befriedigung zu geben, entschlossen sich J. Durchl. der Landgraf, das Grenadier-Bataillon von Eschwege zur Verstärkung nach Verdun abzuschicken, und dasselbe marschirte diesen Abend ab. Dagegen nahm das Grenadier-Bataillon von Philippsthal die gehabte Lagerstätte desselben zwischen de Aire und Clermont ein.

Es hatten sich aber alle unangenehmen Botschaften vereint, um die Sorgen des heutigen Tages zu vermehren, denn nun kam noch eine vom kaiserlichen Obrist-Lieutenant von Wangenheim, welcher mit 200 Wurmser Husaren verschiedene Orte zur Deckung unserer linken Flanke besetzt hielt und nun meldete, daß er eine Verstärkung von Infanterie nothwendig habe, indem er sich nicht stark genug halte, den Feind bei einem etwaigen nächtlichen Ueberfall lange genug aufzuhalten, bis man ihn von unserem Lager aus unterstütze. Auf diese Vorstellung hin wurde 1 Kapitän mit 50 Mann nach Narécourt zur Unterstützung des besagten Obrist-Lieutenants hinbeordert.

Sonntag, den 23. September. Die gestrigen Berichte setzten unsere verlegene Lage beinahe außer Zweifel. Von drei Seiten einen weit überlegenen Feind zu befürchten und von unseren Freunden, den Oesterreichern, fast gar nicht unterstützt in allen Lasten des Dienstes, da sie unserer Wachsamkeit allein Alles überließen (?) und weder beträchtliche Vorposten aussetzten, noch die beschwerlichen Kommandos jenseits Clermont mit uns theilten. Zu diesem kommt noch der gänzliche Mangel an Nachrichten vom Herzog von Braunschweig und der Lage der preußischen Armee. Doch Hoffnung auf besseres Glück und gute Nachrichten, wie auch Vertrauen auf die Tapferkeit unserer Truppen tilgen alle Besorgnisse.

*) Es waren nur 25 000 Mann.

**) Man muß zugeben, daß bei der völligen Trennung der beiden Korps Hohenlohe und Hessen von der Hauptarmee und dem Mangel an jeder Meldeverbindung mit derselben, bezw. gegenüber einem anscheinend entschlossenen, seiner Stärke nach jedoch nicht abschätzbaren Vertheidiger in solchem Gefechtsfelde die Lage der beiden Korps keine sehr angenehme war.

Diesen Nachmittag begaben sich Ihre Durchlaucht der Landgraf nach Clermont zu Fuß. Es blieb den Abend alles ruhig.

Montag, den 24. September. Eine gestern Abend bei der Dämmerung angefangene Redoute jenseits Clermont auf 100 Schritt vor der besetzten Anhöhe, rechter Hand der Chaussee, hatte keine Gelegenheit zu feindlichen Vorfällen gegeben und die Nacht verging ruhig. Auch am Tage ereignete sich nichts erhebliches. Ihre Durchlaucht der Landgraf besahen zu Pferde diesen Nachmittag die neuangelegte Redoute.

Aus dem österreichischen Hauptquartier ging eine vorläufige Nachricht ein, daß der General Beaulieu Lille in Flandern weggenommen habe.

Dienstag, den 25. September. Das Mißliche unserer Lage nimmt täglich zu. Besonders ist die Witterung ein Haupthinderniß und die ungestümen, kalten Nächte raffen uns viele Pferde weg, wozu noch Mangel an Fourage hinzukommt. Die weite Entfernung der preußischen Armee, die Menehould umgangen und bei Somme Tourbe*) stehen soll, hindert alle Kommunikation mit derselben, indem man nur durch große Umwege über Grand Pré solche erhalten kann, obgleich der gerade Weg nur einige Stunden betragen würde, wenn der Argonner Wald nicht in feindlichen Händen wäre. Unser Durchl. Herr wollten demungeachtet soeben den Rittm. v. Buttlar als Courier zum Herzog von Braunschweig mit einem schriftlichen Berichte über den uns bedrohenden Mangel aller Art abschicken, als ein preußischer Feldjäger eintraf. Derselbe brachte ein Schreiben von J. Durchl. dem Herzoge, wodurch sich bestätigte, daß die preußische Armee die feindliche umgangen habe, und daß der General Dumouriez, welcher sie kommandirt, Vorschläge zu Negociationen gethan, weswegen auch ein Waffenstillstand auf 2 Tage geschlossen sei. Mündlich setzte der eingetroffene Courier manches hinzu, dessen Inhalt viel Vergnügen verbreitete, dem es aber an gehöriger Authenticität fehlte.

Mittwoch, den 26. September. Mit vieler Ungeduld aber vergebens sahen wir näheren Nachrichten entgegen; da Vorschläge zu einer Konvention vorhanden sein sollten, so glaubte man deren Bekanntmachung auch auf unserer Seite zu erfahren. Indessen nahm die böse Witterung zu und, um die Pferde durch dieselbe nicht ganz zu Grunde richten zu lassen, wurde die Kavallerie in Kantonnirungsquartiere verlegt und zwar das Karabiniers-Regiment nach Parois, das Leib-Dragoner-Regiment aber nach Brabant. Das Husaren-Regiment rückte aus Braincourt nach Anzéville.

Donnerstag, den 27. September. Es liefen heute Meldungen ein, daß der Feind sich auf unserer linken Flanke zu vermehren schiene und sich in der Ferne starke Patrouillen hätten sehen lassen, so daß man vielleicht ein feindliches Korps von einigen 1000 Mann in Beaulieu-en-Argonne**)

*) Westlich Menehould, d. i. im Rücken des Feindes.

**) Etwa 10 km südlich Clermont und durch eine Zweigstraße mit ihm verbunden.

vermuthen müsse. — Kalte regnerische Witterung dauert immer fort und die noch draußen kampirenden Artillerie- und Packpferde fallen täglich.

Freitag, den 28. September. Da wir noch immer nichts weiter von der im Gange sein sollenden Konvention vernommen hatten, so versuchte der preußische Major von Rüchel mit höchster Genehmigung unseres Durchl. Herrn das Bestimmtere davon zu prüfen, indem er den preußischen Artillerie-Lieutenant Faber mit einem Schreiben und von einem Trompeter begleitet nach dem feindlichen Lager schickte und um die Erlaubniß anhalten ließ, morgen früh durch dasselbe zur preußischen Armee gelassen zu werden. Gedachter Premier-Lieutenant hatte sich auf dem ersten feindlichen Vorposten müssen die Augen verbinden lassen und war zuerst zum General Dillon, dann aber von diesem nach St. Menehould zum General Dumouriez gebracht worden. Er war höflich behandelt worden, hatte den General am Tisch getroffen, in seiner Gesellschaft zwei artige Frauenzimmer in Kapitän-Uniform gesehen und brachte eine schriftliche, aber verneinende Antwort mit zurück und zwar des ungefähren Inhaltes, daß die nachgesuchte Erlaubniß nicht zuzugestehen sei, da über Grand Pré die Kommunikation mit der preußischen Armee offen stehe. Der Brief war datirt le 28 de septembre, l'an 4 de la liberté, l'an 1er de la république. Uebrigens hatte der Lieutenant Faber sonst nichts in Erfahrung bringen können, da man ihn nicht aus den Augen gelassen, er auch der französischen Sprache nicht Meister war.

Unterdessen meldete der Kaiserliche Obrist-Lieutenant von Wangenheim, daß in Villers sur Aisne*) ein gestern dahin zum Patrouilliren gesandter Husarenlieutenant bei nicht gehörig angewandter Vorsicht durch Bauern des Ortes überfallen und gefangen worden, auch ein Gemeiner Husar dabei tödtlich verwundet worden sei. Heute sei ebenfalls auf eine seiner Patrouillen in Ippécourt gefeuert worden. Bald darauf kam der preußische Major von Pfau aus dem österreichischen Lager an und schlug eine gemeinschaftliche Rekognoszirung an den Ufern der Maas und der Aire bis Fleury**) vor, bei welcher Gelegenheit man die verübten Feindseligkeiten der Bauern auf das Schärfste ahnden müßte. Da aber Ungewißheit vorhanden war, wie es sich mit einem Waffenstillstande verhalte, so ward die Ausführung dieses Vorschlags bis auf sichere Nachrichten ausgesetzt. Unser gn. Herr verstärkten aber auf inständiges Bitten des Obrist-Lieutenants von Wangenheim dessen Posten bei Villers sur Cousance***) mit einem Infanterie-Kommando von 1 Kapitän 50 Mann.

Bei Rückkunft des Lieutenants Faber sah man deutlich aus dem Antwortschreiben des Generals Dumouriez, daß das Gerücht eines Waffenstill-

*) etwa 11 km südöstlich von Menehould, heißt auch en Argonne.

**) etwa 13 km südöstlich Clermont.

***) etwa 6 km südöstlich Clermont.

standes unbegründet sei. Es war aber zu spät, um auf den folgenden Tag noch Operationen zu verabreden.

Sonnabend, den 29. September. Einige hundert französische Infanteristen hatten sich diesen Morgen im Walde neben der Chaussee nach les Islettes en embuscade gelegt, um auf unsere Husarenpatrouillen zu lauern und sie womöglich abzuschneiden. Der Uebermacht wegen hätte es auch vielleicht gelingen können, aber die Wachsamkeit unserer Jäger, die der Schrecken der Franzosen sind, vereitelte die feindliche Hoffnung, denn wie dieselben herzueilten, zog sich der Feind wieder in den Wald und ein bei unserer Husarenpatrouille befindlicher preußischer Unteroffizier war der einzige Verwundete. — Der übrige Theil des Tages verging ruhig.

Sonntag, den 30. September. Es kamen heute Nachrichten von der preußischen Armee, der Inhalt derselben ward aber geheim gehalten und es ließ sich daraus vermuthen, daß sie nicht ganz erwünscht waren. Wie täuschend ist unsere Hoffnung gewesen, unsere Lage gebessert zu sehen, wenn unsere Bundesgenossen nur erst dem Feinde im Rücken ständen. Freilich bedurfte die Lage unseres Korps Erleichterung, denn Mangel aller Art für Menschen und Pferde nimmt täglich zu und der Dienst ist so häufig, daß auch dem Gemeinen Manne Ruhe gebricht. Vor uns haben wir einen stark verschanzten Feind, dessen Anzahl wir nicht kennen, gegen den wir aber alle Tage 800 Mann Kommandirte zum Beobachten stellen nebst der erforderlichen Bedeckung durch die ganze Avantgarde, verstärkt noch durch das Grenadier-Bataillon von Philippsthal.

Von Rarécourt und den durch den kaiserlichen Obrist-Lieutenant von Wangenheim besetzten Posten gehen häufige Meldungen ein, daß sich der Feind auf dieser Seite (d. i. im Süden) ansehnlich verstärke und er in Gefahr sei, von ihm zurückgetrieben zu werden, was, wenn es bei Nachtzeit geschähe, unser Lager in die größte Verwirrung setzen könnte. Auch diesem zur Unterstützung werden 2 Kommandos von 1 Kapitän mit 80 Mann täglich nach Rarécourt und Villers sur Cousance beordert. Um aber doch genauer von der Stärke des Feindes in dieser Gegend unterrichtet zu sein, ward die letzthin vorgeschlagene Rekognoszirung gemeinschaftlich beschlossen. Der kaiserliche General Wernecke soll den Oberbefehl führen, und derselbe brach zu dem Ende mit 1200 Mann Oesterreichern auf, um links an der Maas herauf zu marschiren, während von unserer Seite der Oberst du Puy mit dem 2. Bataillon Leib-Regiments und 200 Mann Kavallerie nebst dem Obrist-Lieutenant von Wangenheim an der Aire herunter bis Fleury vorbringen sollten. Die erhaltene Instruktion war, die Stellung und Anzahl der Feinde in dieser Gegend in Erfahrung zu bringen, die Bauerndörfer, die sich feindlich gegen unsere Patrouillen betragen, durch Ausplünderung und Verheerung zu bestrafen und, wenn es die Lage der Umstände gestatte,

Fourage einzutreiben. Der Obrist du Puy brach um 1 Uhr Mittags auf und marschirte heute bis Narécourt.

Montag, den 1. Oktober. Aus verschiedenen Umständen ließ sich eine baldige Veränderung unserer Stellung abnehmen. Wenngleich von den gestern eingelaufenen Nachrichten von der preußischen Armee nichts Authentisches bekannt worden ist, so verbreitete sich doch schon das Gerücht, daß dieselbe ihren Plan, den Argonner Wald zu forziren, wegen der Stärke der feindlichen Verschanzungen und Mangel an Lebensmitteln und Fourage habe aufgeben müssen und auf ihrem Rückzuge begriffen sei. Gegen 3 Uhr hörte man ein starkes Feuern über Narécourt hinaus und, da sich erwarten ließ, daß der Obrist du Puy vielleicht bei einem zu überlegenen Feinde in Verlegenheit gerathen könne, so erhielt das Leib-Dragoner-Regiment sogleich Befehl, zum Soutien desselben vorzurücken. Eben das that auch das Husaren-Regiment, wie nähere Nachricht eintraf, daß der Feind den Rückzug des gedachten Kommandos erschwere, und das ganze Lager rückte aus, um abzuwarten, was der Feind vernehmen würde. Aber kaum hatte derselbe in der größten Ferne Trupps von unserer Kavallerie anrücken sehen, als er sich in möglichster Eile, jedoch mit Ordnung, zurückzog. Nach dem Bericht des Obristen war der Verlauf der Sache folgender: Unser Detachement war bis Fleury vorgerückt und hatte den ganzen Morgen zwar einzelne Trupps Kavallerie gesehen, die sich aber in der größten Ferne gehalten und in den Wald zurückgezogen hatten. Der Obrist du Puy hatte längs der Aire kleine Kommandos zurückgelassen und sich vor Fleury auf einer Anhöhe festgesetzt, als gegen 2 Uhr von verschiedenen Seiten und aus Fleury selbst feindliche Infanterie und Kavallerie nebst reitender Artillerie vorrückte, deren Anzahl er zwischen 4—5000 Mann geschätzt habe, und bei einer solchen Uebermacht habe er den Rückzug in bester Ordnung angetreten und sich 3 Stunden Wegs zurückgezogen, ohne daß der Feind etwas zu unternehmen gewagt habe. Der Obrist-Lieutenant von Wangenheim hatte indessen mit seinen 200 Mann Kavallerie die besten Dienste geleistet und das Heranziehen der an der Aire postirten kleinen Kommandos gedeckt. Doch war das zu Autrécourt, aus dem Lieutenant von Lindau und 30 Mann bestehend, in feindliche Hände gefallen. Besagter Offizier war daselbst an einer Brücke über die Aire postirt gewesen und, obgleich er von 500 Mann Kavallerie umzingelt gewesen, so hatte er mit vieler Standhaftigkeit zweimal auf den Feind Feuer geben lassen, endlich aber war er das Opfer der Uebermacht geworden. Das ganze Kommando soll größtentheils niedergehauen worden sein, und eben dasselbe befürchtet man für den Offizier nach der Aussage 5 hart blessirter Leute, welche für todt liegen geblieben waren, sich aber dann nach Abzug des Feindes gerettet haben.

Dieser Bericht machte unsere Stellung hier so bedenklich, daß der schon

verabredete*) Entwurf eines Rückzuges auf Verdun nach gehörigem Uebereinkommen mit dem Fürsten von Hohenlohe auf diese Nacht noch festgesetzt wurde. Die schwere Bagage ging um 10 Uhr Abends ab, etwas später wurden die Zelte abgebrochen, die preußische Batterie jenseits der Anhöhe vor Clermont ohne Hinderniß abgeführt und dieselbe wie die leichte Bagage nach Verdun zurückgeführt. Aus Nachsicht für das österreichische Korps, welches mit seinen zu treffenden Anstalten nicht fertig werden konnte, verblieb unser Korps unter freiem Himmel bis 3 Uhr Morgens liegen, worauf es abmarschirte. Sr. Hochf. Durchlaucht theilten auch dieses Ungemach und lagen in Ihrem Mantel eingehüllt vor dem Regiment Garde.

Dienstag, den 2. Oktober. Wider alles Vermuthen ließ uns der Feind ruhig unseren Rückmarsch vollenden und um 10 Uhr Morgens trafen wir vor Verdun auf der Höhe St. Barthélemy ein, woselbst unser neues Lager abgesteckt war. Das hessische Hauptquartier wurde zu Regret genommen. Das österreichische Korps erreichte erst gegen 2 Uhr seine Lagerstätte und stand uns zur Rechten. Das Hauptquartier des Fürsten von Hohenlohe, wie auch des Erzherzogs war zu Glorieux. Unsere hiesige Stellung hat den Vorzug, wenigstens den Rücken durch die Festung gedeckt zu haben. Uebrigens sahen wir im Voraus, daß uns der Feind mit aller seiner Uebermacht bald hierher folgen und uns ebenfalls sehr zusetzen würde, indem uns gegenüber waldige Höhen waren, welche die unseres Lagerplatzes dominirten und nicht von uns okkupirt werden konnten. Durch Verhaue suchte man einige Zugänge dieses Waldes zu sperren und, wenn uns Zeit dazu übrig bleibt, können wir denselben ganz ungangbar machen. Die Nothwendigkeit, Verdun zu decken, veranlaßte die Wahl dieser Lagerstätte, denn ist die Höhe St. Barthélemy nicht besetzt, so kann die Stadt von derselben her ganz eingeäschert werden.

Mittwoch, den 3. Oktober. Es war eine Fouragirung nach Senoncourt befohlen und der Oberst von Fuchs mit dem 1. Bataillon Garde-Grenadiere dieselbe zu decken ausgerückt. Wie man aber den Ort bald erreicht hatte, zeigte sich der Feind von verschiedenen Seiten in großer Anzahl aus den nahe liegenden Wäldern hervorkommend und der Oberst von Fuchs mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Der Feind war an 3000 Mann stark gewesen, hatte schweres Geschütz und Kavallerie bei sich, wagte aber doch nichts, weiter zu unternehmen.

Donnerstag, den 4. Oktober. Da die gestern befohlene Fouragirung nicht geglückt war, so ging heute die ganze Brigade von Wurmb zur Be-

*) Die geheime Nachricht, welche der Landgraf am 30. September erhalten, besagte, daß der Herzog wegen Mangels an Lebensmitteln u. s. f. den Rückzug nach Verdun antrete. Das hessische und hohenlohische Korps sollten den Paß von Clermont so lange vertheidigen und Verdun decken, bis die Hauptarmee über die untere Maas gegangen sei.



deckung der Fourageurs mit vor. Sie war nach Ancemont*) befohlen worden und, obgleich sich in der Ferne feindliche Trupps zeigten, so wagten sie sich doch nicht heran, uns an dem Unternehmen zu stören.

Diesen Nachmittag besuchten unser gn. Herr den nahe gelegenen Erzherzog Carl zu Fuß in Glorieux. Hierselbst erfuhren Höchstdieselben die unangenehme Nachricht, daß der französische General Custine von Landau aus mit einem Korps vor Speyer gerückt sei und dieses wahrscheinlich schon genommen habe. Auf dem Rückwege kam ein Adjutant des Fürsten von Hohenlohe, welcher meldete, daß die ganze feindliche Armee bis Sivry la Perche**) vorgerückt sei und wahrscheinlich am morgenden Tage einen Angriff im Schilde führe. Unserem Korps wurden daher noch heute Abend alle Maßregeln der Vorsicht anbefohlen und wie Alles zum Gewehr zu greifen sofort bei der Hand sein solle.

Freitag, den 5. Oktober. Weil man heute in der sicheren Erwartung eines feindlichen Angriffs stand, so ward die schwere und entbehrliche Bagage über die Maas jenseits Verdun unter einer Bedeckung geschickt. In dieser unserer Lage, wo wir die uns weit überlegene Zahl***) der Feinde wußten und noch keine Zeit gehabt hatten, unserem Lager durch Verhaue und Feldschanzen mehr Festigkeit zu geben — denn das kaum Angefangene hiervon war noch nicht vollendet — verließen wir uns auf Gott und unseren Muth, fest entschlossen, jeden Schritt bestens zu vertheidigen.

Gegen 7 Uhr Morgens sahen wir den Feind zuerst auf der Höhe von Sivry la Perche, und er machte verschiedene Bewegungen, vermuthlich, um unsere Aufmerksamkeit zu theilen und unsere Stellung genauer rekognosziren zu können. Auf unserer linken Flanke ward stark scharmutzirt, und das österreichische Husarenkommando des Obrist-Lieutenants von Wangenheim, welches bei unserer Kavallerie kampirte, hatte verschiedene Blessirte und Todte, die durch die feindlichen Jäger zu Pferde mit ihren gezogenen Gewehren erreicht wurden, ohne daß das Pistolenfeuer sie wieder verletzen konnte. Die Feinde wagten sich nicht weiter hervor, und nach 4 Uhr Nachmittags hörte das Plänkeln und Feuern von beiden Seiten auf. Unsere Infanterie war

*) etwa 8 km südlich Verdun an der Straße Verdun—St. Mihiel.

**) etwa 8 km westlich Verdun an der Straße Verdun—Clermont.

***) Die Gesammtstärke des Korps Dillon und Galbaud bei les Islettes bezw. la Chalade war bisher 6000 M., nach anderen 10 000 M. gewesen. Es wurde jetzt Dillon's Korps von Dumouriez bis auf 16 000 M. (20 Bats., 9 Esk.) verstärkt. Die Armee Dumouriez betrug augenblicklich etwa 80 000 M., Kellermann's Korps zählte selbst 25 000 M., sollte aber jetzt mit Ersatztruppen in der Stärke von etwa 10 000 M., dem Korps Chazot, etwa 8000 M. und obigen beiden Korps (zusammen 25 000 M.) den Verbündeten folgen, während das Uebrige unter Beurnonville theils gegen Valenciennes vorzugehen hatte (22 000 M.), theils ein Lager bei Maubeuge bezog. Dumouriez hielt für sicher, daß die Verbündeten das Land schlechterdings freiwillig räumen würden, und gab daher eigentlich nur Befehle, ihren Rückzug durch Flankenbedrohungen immer mehr zu belästigen. Er selbst ging nach Paris, um sich mit dem Ministerium über den zu eröffnenden Feldzug in Belgien zu benehmen.

die ganze Zeit größtentheils unterm Gewehr und besetzte die Anhöhe vor ihrer Lagerstätte. Das Grenadier-Bataillon von Philippsthal besetzte eine noch nicht ganz vollendete Feldschanze nach der Seite von Dugny*) zu und deckte auf diese Weise die linke Flanke des Korps. Da hinter der Redoute etwas plaine war, so stand hierselbst die Kavallerie eskadronsweise und durch einige Feldrücken gedeckt, um den Feind zu chokiren, wenn er sich beikommen ließe, über diese Ebene her unsere Lageranhöhe anzugreifen. Das 1. Bataillon Garde-Grenadiere war dem Oberst Schreiber zum Soutien vorgerückt; dieser lag mit seinen Husaren und dem Jägerkorps in der Waldung vor unserem rechten Flügel an der Straße nach Nixeville**). Der Obrist Lenz hielt mit der leichten Infanterie die übrigen Waldungen vor der Front besetzt, auch hatte er ein Kommando nach der Fasanerie, einer kleinen so benannten Waldung nicht weit von der Feldschanze, die das Grenadier-Bataillon besetzt hatte, detachirt. Dies Kommando mußte sich aber wegen des überlegenen Feindes aus dem Gehölz herausziehen, und ebensowenig konnte der Obrist-Lieutenant Lenz hindern, daß der Feind die vor der Front liegende Waldung eben besetzte, da der Umfang derselben zu ausgedehnt und die Verhaue nicht vollendet waren. Die leichte Infanterie maintenirte sich daher nur unten in der Waldung und über derselben sah man deutlich die feindlichen Koch- und Wachtfeuer rauchen.

Der General-Major von Eben ließ unserem gn. Herrn die Ankunft seines Husaren-Regiments nebst 3 leichten preußischen Füsilier-Bataillons als dem Vortrab der preußischen Avantgarde melden. Er hatte sich mit seinen Husaren nach Thierville***) gelegt und sandte das Füsilier-Bataillon von Legat auf Begehren des Fürsten von Hohenlohe, um einen Wald zu besetzen, der vor dem linken Flügel des österreichischen Lagers lag.

Sowenig der Feind heute ungeachtet aller seiner Uebermacht gewagt hatte, uns anzugreifen, so ward dennoch unsere Lage immer bedenklicher. Der Feind hatte nunmehr die Anhöhe im Walde besetzt, von der er unser Lager selbst beschießen konnte. Unsere und die österreichischen Truppen sind durch Wachen, böses Wetter und Mangel an Nahrung gänzlich entkräftet. Das Erkranken derselben nimmt täglich zu und Pferde fallen ohne Zahl. Alle Mittel, Fourage zu bekommen, sind nun abgeschnitten, weil wir vom Feinde auch diesseits der Maas eingeschlossen werden. Die Nothwendigkeit eines baldigen Rückzuges liegt vor Augen, aber dieser darf nicht ohne Miteinstimmung des Herzogs von Braunschweig geschehen und läßt sich nicht ohne Verlust

*) Etwa 4 km südlich Verdun an der Maas.

**) Etwa 8 km südwestlich Verdun zwischen dem Wege Verdun—Ravécourt und der Hauptstraße Verdun—Clermont gelegen.

***) 2—3 km nördlich Verdun an dem Wege nach Varennes gelegen. Die Avantgarde der preußischen Hauptarmee unter Kalkreuth (6 Bts., 10 Esk.) war von Buzancy über Dun vorausgesandt worden, um Verdun unter allen Umständen zu decken.

von Leuten erhoffen. Tapfere Gegenwehr und Zuversicht auf den Beistand der Vorsehung bleiben also hier das einzige Mittel, die drohenden Uebel abzuwenden.

Sonnabend, den 6. Oktober. Auch heute begnügte sich der Feind zuerst durch verschiedene Bewegungen unsere Aufmerksamkeit auf allen Seiten gleich zu erhalten. Er endete aber mit einem Ueberfalle des Dorfes Thier-ville, woselbst das Eben'sche Husaren-Regiment kaum Zeit hatte, sich zu Pferde zu setzen, den Feind aber doch mit Verlust gänzlich zurücktrieb. Bei diesen anscheinend ernstlichen Bewegungen des Feindes zogen Sr. Hochf. Durchlaucht das Grenadier-Bataillon von Eschwege wieder aus der Festung Verdun an sich und das preußische Füsilier-Bataillon von Schenck ersetzte den Abgang desselben in der Garnison.

Unsere schwere Bagage ward zu größerer Sicherheit heute nebst einer dabei bleibenden Bedeckung bis Haumont*) zurückgeschickt.

Sr. Hochf. Durchl. begaben sich gegen 1 Uhr zum Fürsten von Hohenlohe, welchen Sie bei einer neu errichteten Batterie an der Chaussee, welche nach Sivry la Perche führt, antrafen. Es wurde über die Lage der Dinge und die Mittel, dem Mangel an Fourage abzuhelfen, berathschlagt. Eine Folge dieser Unterredung war die Zusage einer täglichen Lieferung von 800 Rationen aus den in Verdun befindlichen österreichischen und preußischen Magazinen (an die Hessen).

Heute kamen mit Briefen aus Deutschland beunruhigende Nachrichten und die Bestätigung der Wegnahme Speyers durch die Franzosen.

Sonntag, den 7. Oktober. Die vergangene Nacht gegen 1 Uhr ward das gesammte Korps alarmirt, indem sich der Feind auf unserer linken Flanke auf der Straße von Dugny her in Kolonnen zeigte und vielleicht gehofft hatte, die Schanze zu überrumpeln. Da er aber alles zum Empfange bereit fand, so unternahm er weiter nichts. Nach 3 Uhr Morgens wiederholte er diesen Versuch nochmals und ein dichter Nebel mußte unsere Wachsamkeit verdoppeln. Auf den ersten Kanonenschuß aber trat alles zum Gewehr und nachher zeigte sich der Feind nur in unerreichbarer Entfernung.

Der preußische General-Lieutenant von Kalkreuth kam heute mit seinem Regiment zu unserer Verstärkung an, blieb aber jenseits der Maas auf dem Berge St. Michel im Lager stehen. Ihm sollten morgen die Infanterie-Regimenter von Schönfeldt und von Budberg dahin folgen, und diese Ankunft erfreute uns in der mißlichen Lage sehr, wenngleich ihr hierdurch wenig Hülfe verschafft wurde. Gedachter preußischer General meldete sogleich unserm gn. Herrn seine Ankunft und sah die Stellung der beiden Lager an. Das unsrige war heute noch etwas enger zusammengezogen worden und der linke Flügel der Infanterie stand an den Weinbergen gestützt, sodaß es in der Form eines Hufeisens fortlief. —

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Etwa 17 km nördlich Verdun, an der Straße Verdun—Damvillers gelegen.

Correspondenz.

Frankreich.

Stimmungen, Meinungen, Vorgänge. Was soll man dazu sagen, wenn die Franzosen die Nachricht verbreiten, glauben — und jedenfalls doch auch erfunden haben: „Kaiser Wilhelm II. bereitet für den nächsten Herbst große Manöver im Königreich Sachsen vor, zwischen seinen und den österreichischen Truppen. Der alte König Albert, zum Regenten und Oberfeldherrn des deutschen Kaiserreiches für den Fall des Abscheidens des Kaisers bestimmt, würde dabei zweifellos als Schiedsrichter auftreten zwischen seinen beiden Nachbarn." — Zuverlässiger sind die Franzosen jedenfalls, wenn sie Eigenes berichten. So erzählt Le Progrès militaire ganz harmlos (?): Man nennt uns einen Divisionsgeneral, welcher vor etwa 2 Jahren ernannt ist und noch keine Pferde besitzt. Seine Besichtigungen hält er zu Fuß ab. Es wäre vergebliche Mühe, herauszuklügeln, in welchem Grade dieser seßhafte, übrigens sehr liebenswürdige General außer Stande sein würde, die Strapazen eines Feldzuges zu ertragen. Wenn der Herr Kriegsminister den Bestand an Pferden in den Generalsställen aufnehmen und ihn vergleichen wollte mit der monatlich abgehobenen Zahl von Rationen, er würde erbaut sein. Es wäre dabei allerdings von Wichtigkeit, daß die Bestandnachweisung als für den Krieg geeignete Reitpferde nicht etwa das Paar reizende Ponnys aufführte, welches — die Frau Generalin in einer gewissen großen Garnisonstadt lenkt"! . .

Die „nationale" Armee erduldet doch viele Mißachtung im Lande — und es ist unleugbar, daß der von den Deputirten mehr oder weniger abhängige „zivile" Kriegsminister nicht mit Energie für die Armee eintritt. In Toulouse hat der kommandirende General Warnet den Truppen den Besuch des Kasinos untersagt, weil bei einer pantomimischen Vorstellung: „Die Ankunft der Rekruten beim Regiment", die Offiziere in beleidigender und verhöhnender Weise vorgeführt sind! Daß die zuständigen Zivilbehörden diese, das Offizierkorps lächerlich oder verächtlich machende Schaustellung verboten hätten, davon verlautet nichts. So hat, nach dem Avenir militaire, am 15. Oktober 1890 der erste Beigeordnete des Maires von Vierzon in öffentlicher Gemeinderaths-Sitzung erklärt, daß „die Armee nichts weiter wäre als eine Vereinigung von Taugenichtsen, Faullenzern und Dieben. Eine solche Bemerkung aus dem Munde eines Munizipalbeamten hätte vom Maire getadelt werden müssen. Das geschah nicht. Nur Herr Junique, Bataillonskommandeur im 90. Territorial-Regiment widersprach mit würdigen und energischen Ausdrücken. In Folge dieses Vorganges beschlossen die in Vierzon wohnenden Offiziere der Reserve und Territorial-Armee, daß keine Herausforderung auf Waffen stattfinden, sondern, daß eine Abordnung von drei Mitgliedern beim Präfekten Beschwerde er-

heben sollte. Der Präfekt empfing die Abgesandten mit Höflichkeit und versprach ihnen das Erforderliche anzuordnen. Aber es ist mehr als ein Monat vergangen, seitdem der Armee eine so schwere Beleidigung zugefügt worden, — und bis jetzt ist ihr noch keinerlei Genugthuung gegeben. — — Allerdings nette Zustände!

Von bedeutender Tragweite sind zwei Maßregeln neuesten Datums: Die 31 Bataillone der Zollbeamten erhielten 70000 Lebelgewehre, mit denen übrigens bereits die gesammte Territorialarmee versehen ist — und außerdem sind zur Ausrüstung der Forstwächter dem Ackerbauminister vom Kriegsminister 25000 kleinkalibrige Gewehre überwiesen. Die Austheilung der neuen Karabiner an die Kavallerie soll bis zum 1. April 1891 beendet sein. . . .

Peinliches Aufsehen und einige Entmuthigung haben die in der Zentral-Feuerwerks-Schule zu Bourges im Oktober dicht hintereinander erfolgten zwei Explosionen hervorgerufen, wobei der brisante Sprengstoff der Artillerie, das Melinit und Cresylit im Spiele war. „La France militaire" will wissen, daß, lediglich um zu sparen, die Verwaltung Rohstoffe geringerer Güte verwende. Tiefer faßt ein Artikel des „Progrès militaire" die Frage. Er hält Explosionen der Brisanzstoffe, trotz aller zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln, für unvermeidliche Ereignisse, allerdings seltenen Vorkommens. Aber er knüpft die äußerst berechtigte und beherzigenswerthe Mahnung daran, man solle bereits im Frieden die Mannschaften, die im Kriege das neue und so gefährliche Mittel handhaben müssen, mit dessen Eigenschaften vertraut machen. 1859 gezogene Geschütze —; 1870 Mitrailleusen: beide Male hat die Artillerie nicht schon im Frieden, sondern erst auf dem Schlachtfelde die neuen Geschütze kennen gelernt; natürlich blieben die Nachtheile nicht aus. Und jetzt wieder hat die Feld-Artillerie Melinit-Granaten in den Protzen, die sie nicht zu handhaben gelernt hat und die anders, wesentlich anders zu handhaben sind, als die übrigen Granaten. So ist vorsichtigerweise der im Gebrauchsfalle erforderliche Zünder der Melinit-Granate nicht von vornherein im Geschosse befestigt: dadurch entsteht die Gefahr, daß die nicht geübte Truppe den Zünder im Kriege ganz vergessen oder ihn doch fehlerhaft befestigen werde. Selbstredend kann die Mannschaft nur auf das Geschütz- und Geschoß-Material volles Vertrauen setzen, dessen Handhabung und Wirkung ihr im Frieden gründlich bekannt geworden ist. . . .

Die Ansichten über die großen Manöver des letzten Herbstes, über deren Anlage, Durchführung und Ergebnisse sind sehr getheilt. Da ist eine Broschüre über die Manöver des I. Armeekorps erschienen, welche berechtigtes Aufsehen erregt und deren Bemerkungen hier, im Anschlusse an la France militaire in Kürze wieder gegeben werden sollen, soweit sie von Werth und Interesse für deutsche Offiziere sein können. Der sehr maßvolle Verfasser betont, daß die Fechtweise durch die neuen Gewehre und das rauchschwache Pulver eine wesentlich veränderte sei; dem hätte die Infanterie entschieden Rechnung tragen müssen. — „Nun, sagt er, das ganze Ansehen des Gefechts, das angewandte Verfahren sind ersichtlich dieselben gewesen, wie im Jahre vorher. Der Kampf ist eingeleitet, die Stellungen sind be-

setzt, der Vormarsch ist bewerkstelligt, schließlich der Sturm ausgeführt wie wenn man noch das Gewehr 1874 und seinen Pulverdampf hätte." Aber die Infanterie trägt nicht die Schuld daran: sie hat gefochten, wie es ihr beigebracht ist! Das wesentlichste Interesse gewähren die allgemeinen Bemerkungen des Kritikers. Derselbe betont zunächst die Nothwendigkeit, seine Gefechtsentwicklung vorzunehmen, entzogen dem Einblick des Feindes. Das war gewiß in dem flachen Gelände im Norden schwierig; aber selbst die Truppenkörper, welche das Gelände begünstigte, legten nicht genug Werth darauf, sich bei der Stellungnahme zu decken gegen Sicht. „Die Einzelausbildung müßte bei der Truppe nicht anders geschehen, als daß am Ende der letzten Periode der in der Nähe des Feindes aufgestellte Kommandeur in einem mäßig schwierigen Gelände seine Truppe, Front gegen ihn, ihre Gefechtsformation einnehmen ließe, und daß das Feuer eröffnet werden könnte, ohne daß er selbst die Bewegungen der vorbereitenden Maßnahmen bemerkt hatte. Die Ausbildung dürfte nur unter dieser Bedingung als vollendet gelten."

Weiter wendet sich der Kritiker gegen die übermäßige Frontausdehnung: man ist dahin gelangt, ungeheure Lücken zu lassen und als vorderste Linie nur ein wahres Spinnengewebe zu haben.

Die Bewegungen der Schützenlinien sind mit Schneid' und Zusammenhang ausgeführt, aber ohne das Bestreben, sich dem Blick des Feindes zu entziehen.

„Diese Art von Dickköpfigkeit, welche uns die Vorschriften von 1886 und selbst die noch heute in Kraft stehenden Reglements empfehlen, diese stolze Haltung einer Infanterie, welche mit erhobenem Haupte zum Sturme vorgeht, ist uns nicht mehr gestattet; das würde zu viel Opfer erfordern. Es ist eine Kampfart der Wildschützen, die man ausüben und erlernen muß." Eine Schützenlinie, welche — um ihre gedeckte Stellung zu verlassen und gegen den Feind vorzugehen — dies nur thun kann, indem sie einen breiten offenen Raum überschreitet, muß im Allgemeinen sich damit begnügen, den Gegner mit Feuer zu überschütten, um die Vorwärtsbewegung der durch das Gelände mehr begünstigten benachbarten Abtheilungen zu unterstützen.

Muß man jedoch unter allen Umständen im offenen Gelände vorgehen, dann haben die Schützen im Laufschritt vorzugehen, bis zu irgend einer Deckung, in der sie Athem schöpfen können. „Und betrüge die zu durchlaufende offene Strecke 300 bis 400 m, es ist nicht möglich im Laufen inne zu halten; die Schützenlinie könnte sich dort nicht halten und würde bald zurückfluthen."

Diese Bewegung wird sich vollziehen unter dem Schutze der Divisions-Artillerie, welche die Stärke ihres Feuers erhöhen wird. Wenn die Artillerie fehlt, muß die Vorwärtsbewegung staffelweise erfolgen, so zwar, daß die rückwärts verbleibende Staffel Schnellfeuer giebt, bis die andere ihr Feuer in der neuen Stellung eröffnet hat.

Anlangend die — bei den Franzosen so beliebten — vorgeschobenen Truppen, so stellt der Kritiker den neuen Lehrsatz auf, daß diese vorgeschobene Vertheidigungsstaffel stets Artillerie in sich schließen muß, um den Feind zu zwingen, ernstlich

mit ihr zu rechnen und sich zu entwickeln, — dagegen wenig Infanterie, um die vorgeschobene Linie nicht schwerfällig zu machen.

Dagegen darf die Artillerie niemals in Reserve gehalten werden, wie solches während der Manöver geschah: „Die Verwendung der Artillerie-Massen, erleichtert durch das Fehlen des Pulverdampfes, war sehr bemerkenswerth und ist dazu ausersehen, beträchtliche Wirkung zu erzielen, aber die Batterien sind allzu sehr sichtbar. Man muß fortan unter allen Umständen die Mittel finden, zu schießen ohne auf dem Höhenrande zu erscheinen und das Blitzen der Schüsse zu verbergen. Die gewohnheitsmäßige Anwendung des indirekten Schusses scheint die Lösung dieser Aufgabe zu sein. Das Feuer der Geschütze in beackertem Gelände entwickelt eine dem Rauche des alten Pulvers beinahe gleichkommende Staubwolke. Die Abtheilungs- und Batterie-Kommandeure werden in Zukunft vorzugsweise Rasen- oder wenigstens festen Boden für ihre Geschützaufstellung aussuchen.

Bei der Kavallerie erkennt der Kritiker an, daß dieselbe an persönlicher Tüchtigkeit im Aufklärungsdienst nichts zu wünschen übrig läßt. Bei den Zusammenstößen haben die Reiterdivisionen sich mit Energie angegriffen, aber ohne zu versuchen, vor dem Einhauen zu manöveriren, um dem Feinde — wie es das Reglement empfiehlt — die Flanke abzugewinnen. Muß man daraus den Schluß ziehen, daß diese vorgängigen Manöver nicht praktisch und unnütz sind? Endlich ist es zu bedauern, daß die Kavallerie sich nicht auf dem Kampfplatze der Infanterie gezeigt hat. „Es wäre interessant gewesen zu erfahren, ob diese Waffe noch Gelegenheit zu Attaken finden kann und in welchem Maaße ihre Rolle bei der neuen Bewaffnung und Taktik herabgemindert ist." Zum Schlusse macht der Kritiker die Bemerkung, daß die Manöver nicht in ausreichendem Maße das Abbild des Krieges sind. „Das Fieber ergreift alle Welt; diejenigen, welche die verschiedenen Staffeln befehligen, sind zu sehr beeifert, die Bewegungen sich vollziehen zu sehen; — diejenigen, welche sie ausführen, fühlen sich unsicher; Vorwürfe fürchtend handeln sie in der Hast und vernachlässigen dabei die meisten Vorsichtsmaßregeln, welche sie im Kriege ergreifen würden."

„Die Vorbereitung des Angriffs auf die Hauptwiderstandspunkte ist kaum entworfen und schon gehen die Truppen vor und schreiten zum Sturm. Die Dörfer, die Waldungen werden mit einer wunderbaren Leichtigkeit genommen, indem die Angreifer sich keineswegs geniren, ungedeckt unter einem schrecklichen Feuer vorzugehen. Es wäre vorzuziehen, daß man weniger Dinge übte, diese aber besser und gründlicher."

Ueber die Manöver noch einmal! 8.

Literatur.

Die Kriegswaffen. Von Emil Capitaine und Ph. von Hertling. 4. Band. Heft 8. Rathenow 1890. Verlag von Max Babenzien. 1,50 Mk.

Auch dieses Heft bringt interessante Mittheilungen über Aenderungen bezw. Neukonstruktionen von Gewehren und Geschützen. 6.

Wörth. Ein vaterländisches Gedenkblatt. Kriegserinnerungen von Gustav Scholz. Baden-Baden 1890. Verlag von Emil Sommermeyer. Preis 25 Pf. (in Parthien 20 Pf.)

Der ehemalige Feldwebel der 2. Kompagnie 2. Niederschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 47 erzählt in anspruchsloser Weise seine Erlebnisse, seine Eindrücke, seine Verwundungen in der Schlacht bei Wörth. Diese Kleinmalerei ist ansprechend für jeden Soldaten. 3.

Geschichte der deutschen Reiterei in Einzelbildern. Von Herrmann Vogt, Oberstlieutenant a. D. Illustrationen von Richard Knötel. Rathenow 1890. Verlag von Max Babenzien. Preis jedes Heftes: 1 Mk.

In der bekannten, auf das Glücklichste übereinstimmenden Weise haben Erzähler und Maler ein in anheimelnder Gestaltung belehrendes Werk geschaffen. In 10 Heften, die je eine abgerundete Erzählung bringen, sollen Reiterthaten aller deutschen Stämme zu allen Zeiten und in allen Landen geschildert werden. Also nicht eine kritische Forschung, sondern eine geschichtlich-theure, Bekanntes in volksthümlicher Weise bringende Darstellung wird uns geboten. — Die beiden ersten Hefte, enthaltend: „Hannoversche Reiter in Spanien" und „Die Schlacht bei Fehrbellin" stammen noch von dem unsern Lesern aus vielen trefflichen Schriften bekannten Oberstlieutenant Vogt; die Fortsetzung hat, nach dem Tode desselben, Herr Hans von Trützschler übernommen, der in Heft 3 und 4 gediegene Proben seines Erzählertalentes ablegt. Wir erfahren die Thaten der „Sachsen in Rußland" und „die Kriegserlebnisse der Preußischen Garde du corps."

Es mag hier verrathen werden, daß die uns noch nicht zugegangenen sechs letzten Hefte enthalten sollen: Deutschlands Reiterleben im 30jährigen Kriege; — Die Husaren des großen Königs; — Hohenfriedberg und Roßbach; — Die Reiterschlacht bei Wachau; — Süddeutsche Kavallerie im deutsch-französischen Kriege; — Die Reiterkämpfe von Mars-la-Tour. — — 2.

Moltke als Denker. Goldene Worte aus sämmtlichen Werken, Reden und Briefen des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke. Von Dr. Adolph Kohut. Mit einem Portrait von A. von Werner.

Berlin 1890. Verlag von E. Gerstmann, Regentenstraße 20. Volksausgabe: 1 Mk.

Nicht um eine neue, zum 90. Geburtstage des großen Mannes verfaßte Lebensbeschreibung desselben handelt es sich diesmal, sondern um eine mit großer Umsicht und anerkennenswerthem Geschick getroffene Auswahl und systematisch geordnete und erläuternde Zusammenstellung und Zusammenfassung der denkwürdigsten schriftlichen wie mündlichen Aeußerungen Moltkes seit 60 Jahren. Kein Zweifel, daß dieses kleine Buch ein „Volksbuch" werden wird, daß es die innerste Eigenart des Denkers, Redners, Schriftstellers Moltke, besser als eine Beschreibung oder Erzählung dies vermöchte, vor Augen führt. — Für unsere Leser mag diese Bemerkung für ausreichend gelten als Antrieb, die vorzügliche kleine Schrift selbst durchzulesen. 129.

Skizzen für den Dienst-Unterricht der Infanterie. Als Anhalt für Offiziere und ältere Unteroffiziere bearbeitet von Krafft, Premierlieutenant im Infanterie-Regiment Graf Schwerin. Berlin 1890. Verlag der Liebelschen Buchhandlung. 1,20 Mark.

Ein handliches, sehr brauchbares kleines Buch. Dasselbe giebt keine Instruktion, sondern enthält nur in Stichworten den Stoff derselben, gewährt also die Möglichkeit für den Offizier oder Unteroffizier, sich in kürzester Frist das Erforderliche und Wichtigste jeden Abschnittes, jedes Zweiges, in das Gedächtniß „zurückzurufen". Selbstredend muß der Unterrichtende sonst seine Sache kennen, — ein Ersatz für das Studium der Dienstvorschriften selbst kann und will das Büchlein nicht sein. 5.

Das gefechtsmäßige Einzel-Schießen mit dem Gewehr 88. Anhaltspunkte für Lehrer und Schüler bei Verwendung des Gewehrs. Bearbeitet nach der Schießvorschrift 1889 von B. Verlag der Liebelschen Buchhandlung in Berlin 1890.

Die Ziffer 139 der Schießvorschrift lautet: „Das gefechtsmäßige Schießen ist der Endzweck der gesammten Schieß-Ausbildung und deshalb deren wichtigster Theil." Entsprechend gründlich und praktisch muß die Unterweisungsmethode sein; es giebt viele feste Regeln, erprobte Hülfen dabei; man muß sie eben kennen, um schnell Gutes zu schaffen. Vortrefflichen Rath ertheilt ein Meister auf dem Gebiete des Schieß-Unterrichts-Wesens; wir kennen den Kameraden B. aus seinen andern Schriften! — Das kleine Heft sollte in der Hand jedes Frontoffiziers sein, auch des höheren, da diesen Vorgesetzten die Besichtigung auch der Vorübung des Gefechts-Einzelschießens obliegt! — 128.

Untersuchungen über die Taktik der Zukunft, entwickelt aus der neueren Kriegsgeschichte. Zweite vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage der „Zwei Brigaden" von Fritz Hoenig. Mit 1 Skizze im Text und 3 Planskizzen. Berlin 1890. Verlag von Friedrich Luckhardt. 6 Mark.

Das Buch gehört zu den besten und bedeutendsten, die über neuere Kriegsgeschichte und Taktik geschrieben worden sind. Wie die Besprechung in einer französischen Militär-Zeitschrift sehr richtig verfährt, so auch wir: „Der Herr Verfasser hat seine Vorrede dem Eigenlobe gewidmet und dadurch uns der Obliegenheit überhoben, unsererseits ihn zu loben.“ Aber, wie gesagt, das Buch ist bedeutend und lesenswerth und zieht alle neuesten Fortschritte in der Bewaffnung, Ausrüstung u. s. w. in ihren Gesichtskreis. Zur vollsten und gebührenden Geltung kommt allenthalben die grundsätzliche Anschauung, daß die moralischen Eigenschaften des Heeres und seiner einzelnen Glieder die Entscheidung über Sieg und Niederlage geben. 3.

Vollständige Anciennetäts-Liste der Artillerie-Offiziere des deutschen Reichsheeres u. s. w. Von G. W., Major z. D. Burg 1890. Verlag von August Hopfer.

Es genügt der Hinweis auf diese am 4. November 1890 abgeschlossene Liste; sie bildet den sprechenden Beweis für die umfänglichen Veränderungen, welche der 1. Oktober 1890 der Artillerie und deren Offizierkorps gebracht hat. 1.

Das deutsche Feld-Artillerie-Material. Von R. Wille, Generalmajor z. D. Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Mit 50 Abbildungen im Text. Berlin 1890 bei A. Bath.

Klare, bei aller Knappheit ausreichend umfängliche Darstellung des neuesten Materials unserer Feldartillerie. Die Schrift verträgt nicht wohl eine längere Besprechung oder das Herausgreifen einzelner Abschnitte und Stellen; sie muß im Ganzen gelesen, richtiger: studirt werden, von denen, welche sich für den interessanten und wichtigen Gegenstand interessiren. 127.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Heft XIII. Berlin 1890. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. Preis: 2,40 Mark.

Kein geringerer Mitarbeiter führt mit einem Aufsatze dieses Heft ein, als der Feldmarschall Graf Moltke selbst, dem — zum 90. Geburtstage — das Heft gewidmet ist. Kurz, klar, folgerichtig sind die Gedanken, die der berühmte Generalstabschef niederlegt in der Arbeit: „Ueber Strategie“, die er bald nach dem Kriege 1870/71 geschrieben hat. Der zweite, weitaus räumlich überwiegende und sehr interessante Theil des Heftes wird ausgefüllt durch die — mittelst einer Uebersichtskarte, eines Planes und einer Textskizze erläuterte — Geschichte der Schlesischen Armee auf ihrem Vormarsche von Laon bis zur Einnahme von Paris, und damit zugleich, seit der Vereinigung der Schlesischen Armee mit der Hauptarmee, die Geschichte der den Feldzug 1814 beendenden Hauptereignisse, insbesondere der Schlacht von Paris vom 30. März 1814. Neue, wichtige Quellen sind für die Darstellung nutzbar gemacht. 131.

Militärisches Auskunftsbuch. 1890. Herausgegeben von der Buch- und Landkarten-Handlung, literar.-artist. Anstalt Theodor Riedel in München.

Das sehr geschickt zusammengestellte Heft enthält zumeist die seit dem Jahre 1883 erschienene Militär-Literatur u. zw. äußerst übersichtlich geordnet nach dem Alphabet und nach den Stoffgruppen; es ist demnach ein willkommener und zuverlässiger Rathgeber für den auf diesem weiten Gebiete Rathsuchenden. 4.

Das Volk in Waffen. Ein Buch über Heerwesen und Kriegführung unserer Zeit. Von Colmar Freiherr v. d. Goltz, Kgl. Preuß. Oberst z. D. Berlin 1890. R. v. Deckers Verlag, G. Schenck, Kgl. Hofbuchhändler. Preis: 7 Mark.

Dieses Buch ist seit Jahren ein wahres Volksbuch. Nun erlebt es wieder eine neue Auflage, tritt in wesentlichen Stücken umgearbeitet vor uns und kann als vortreffliche Darstellung des gegenwärtig — das will sagen: Ende 1890 — Geltenden und Bestehenden bezeichnet werden. Der Organisator des türkischen Erziehungs- und Bildungswesens ist zugleich der beredteste Dolmetscher des preußischen Heeres-Wesens und Heeres-Lebens; und es geht ein universaler Zug zugleich durch sein Buch. Wie sollten wir dazu kommen, dasselbe hier zu zergliedern? Man lese dasselbe ganz, im Zusammenhange! Anregende Gedanken bietet es in Fülle auch für die Weiterentwickelung der Dinge. Zu erwägen ist sein gut unterstützter Vorschlag, der Avantgarde zwar viel Kavallerie und in der Regel auch etwas Artillerie, aber in den meisten Fällen sehr wenig Infanterie zuzutheilen u. a. m. Dem alten Kameraden Goltz-Pascha senden wir einen kameradschaftlichen Dank und Gruß für sein deutsches Volksbuch hinüber zu den herrlichen Gestaden des Bosporus! 127.

Bismarcks Parlamentarische Kämpfe und Siege. Von Friedrich Thudichum, ordentl. Professor des Staats- und Kirchenrechts an der Universität Tübingen. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke.

Der erste Theil dieses Werkes, das eine erstaunliche Arbeitsleistung darstellt und eine höchst gediegene und dankenswerthe Ueberficht über das tiefgehende und umfassende Wirken des gewaltigen deutschen Staatsmannes bietet, ist im Jahre 1887 herausgegeben, der zweite, weitaus stärkere, 1890, — dem Jahre des Rücktritts des eisernen Kanzlers von seinem hohen Posten. Der Herr Professor Thudichum hat den umfangreichen Stoff gegliedert nach sachlichen Gesichtspunkten, so daß die einzelnen Gegenstände, Leistungen, Unternehmungen u. s. w. jedesmal eine von Beginn bis Ende durchgeführte, in sich abgeschlossene Darstellung erfahren. So bespricht Kapitel V. des zweiten Theils die uns Offiziere in allererster Linie interessirenden „auswärtigen Beziehungen Deutschlands von 1878 bis 1885, Bündniß mit Oesterreich-Ungarn und Italien." Da sieht man noch einmal kurz den Werdegang der jüngsten europäischen Geschichte. Dargelegt werden: die feindselige Haltung Rußlands seit 1875. Deutsch-österreichisches Bündniß vom 7. Oktober 1879.

Neues Septennat. Innere Zustände, Rüstungen und Unternehmungen Frankreichs. Feindliche Haltung Rußlands seit dem Regierungsantritt Alexanders III., 13. März 1881. Beitritt Italiens zum deutsch-österreichischen Vertheidigungsbündniß; — endlich: Gleichgültigkeit vieler Deutschen gegen die Wehrhaftigkeit des Reiches .... Wer mitgerathet und mitgethatet hat, — auch nur zum bescheidentlichsten Theil — in jener großen Zeit, den packt das Buch mit aller Macht: es entstehen wieder vor unseren Augen die Tage des Ringens und Kämpfens, des Sturmes und Dranges, aber auch des Gelingens und des Sieges, — die Männer alle, die da mitgestritten und mitgelitten haben, um das deutsche Reich zu errichten und groß und stark es zu machen und den Söhnen und Enkeln zu übergeben als köstliches Erbtheil. Mögen letztere eingedenk sein der „Alten", — das Bismarckbuch wird ihnen ein Mahner sein und Wegweiser für das Verständniß des Gewordenen.

130.

Historique du 33ème régiment d'infanterie. Paris chez Henri Charles-Lavauzelle.

Aus der „Petite bibliothèque de l'armée française". Das französische Regiment stand uns 1870 gegenüber bei Amanvillers und Sainte-Barbe. Das erste Marsch-Bataillon dagegen machte die sämmtlichen Schlachten der Nordarmee mit. Das 33. Marsch-Regiment focht bei der Loirearmee. Man kann mancherlei Geschichtliches und sonst Bemerkenswerthes aus diesen kleinen französischen Regimentsgeschichten entnehmen.

3.

Aide-mémoire de l'officier français en Allemagne par P. de Pardiellau. Paris 1890 chez Henri Charles-Lavauzelle.

Das Ding ist ganz geschickt abgefaßt. Nach einigen Vorbemerkungen über das Einziehen zuverlässiger Nachrichten aller Art in Feindesland, der „Anzeichen", aus denen man Absichten, Stellung, Bewegung &c. des Gegners erfahren kann, wird in Kürze die Organisation der deutschen Armee und ihrer einzelnen Unterabtheilungen auf Kriegsfuß dargestellt; dann die Hauptzüge des Sicherungs-, Kundschafts-, Melde-Wesens, des Vorposten-, Sanitäts- und Verpflegungsdienstes nach der deutschen Felddienstordnung. Es folgt: Gefechtstaktik der Waffen; Zivil-Verwaltung; die Uniformen der deutschen Armee; Längenmaße, Münzen; ein Vokabularium, französisch-deutsch, enthaltend die gebräuchlichsten Gespräche, die man zunächst im Feindesland führt, zur Unterkunft, Verpflegung u. s. w., Gegenstände, Thiere, Materialien, die man kaufen oder requiriren kann; Zeichnungen der Biwaks, der Signaturen der Generalstabskarten; endlich: Eintheilung der deutschen Armee nebst den Standorten der Regimenter.

133.

Colonel Villot. L'Alliance Russe. Réponse à monsieur le colonel Stoffel. Paris 1890 chez Henri Charles-Lavauzelle.

Der bekannte Oberst Stoffel, — Elsässer von Geburt — hat einem französisch-deutschen Bündniß, auf Grundlage der Rückgabe von Elsaß-Lothringen an Frankreich,

das Wort geredet. Oberst Villot geht dafür scharf ins Gericht mit seinem Kameraden und führt in seiner interessanten Schrift aus, daß jenes Bündniß eine Unmöglichkeit, seine Empfehlung eine dem französischen Volke zugefügte Schmach sei. Es gebe nur ein Bündniß für Frankreich, nach welchem dasselbe in seiner großen Mehrheit sehnlichst strebe: — das mit Rußland. Diejenigen Deutschen, welche sich durch die gegenwärtig herrschende politische Stille einlullen lassen in Sicherheit und Gedanken des ewigen Friedens, werden bei Durchlesen der einen glühenden Deutschenhaß athmenden und predigenden Broschüre etwas erschreckt werden — zu ihrem eigenen Besten! 3.

The brain of an army. A popular account of the german general staff. By Spenser Wilkinson. London 1890. Macmilian and Co.

Eine sehr hübsche, klare Darstellung des Wesens und Wirkens des deutschen Generalstabes, welchem volle Anerkennung gespendet wird. Das vornehm ausgestattete Büchlein bespricht im ersten Theil die Thätigkeit des Generalstabes im Feldzuge, und zwar an der Hand des Krieges 1866: Schlacht bei Königgrätz u. s. w.; im zweiten Theile: „den Generalstab und die Armee"; im dritten Theile: „den Großen Generalstab"; dabei „die Kriegsakademie zu Berlin". Es ist lohnend zu sehen, wie sich dies Alles in englischer Beurtheilung ausnimmt. 129.

Der Einfluß, den die kleinen Bücher der bei Henri Charles-Lavauzelle in Paris erscheinenden „Petite bibliothèque de l'armée française" auf die Erziehung, den Unterricht, die Hebung des militärischen, soldatischen und geistigen Gehalts der französischen Armee ausüben, darf nicht unterschätzt werden. Wir deuten nur kurz an, was die zahlreichen, uns zuletzt übersandten Bändchen enthalten. Da ist die Geschichte des 36. und des 78. Infanterie-Regiments (Wörth, Sedan); des 1871 gegründeten 27. Fußjägerbataillons (Algier); ferner des 72. Infanterie-Regiments, das bei Amiens, an der Hallue, bei Bapaume und St. Quentin als Marschregiment kämpfte und am 9. Dezember 1870 den sehr geschickt ausgeführten und eingehend erzählten Ueberfall auf Ham ausführte; des 20. Fußjägerbataillons, welches gleichfalls den Nordfeldzug in Frankreich mitmachte und die Attacke der preußischen Kürassiere am 4. Januar 1871 bei Bapaume-Grevillers abschlug. — Ein anderer Band erklärt kurz den Mannschaften „Das Rekrutirungsgesetz vom 15. Juli 1889"; zwei weitere führen „Die deutsche Marine und Kolonien" vor, welche letzteren inzwischen einige wesentliche Umgestaltungen erlitten haben. — Sehr geschickt abgefaßt sind zwei Bücher: „Instruktion über den inneren Dienst für den Artillerie-Rekruten", und ein zumeist in Frage und Antwort zerlegtes „Instruktionsbuch für den theoretischen Unterricht des Soldaten", — die Zimmer-Instruktion, — im Gegensatz zu der auf den Uebungsplätzen erfolgenden praktischen Unterweisung. Endlich giebt ein Kapitän kurze, treffliche Rathschläge den Unteroffizieren und Korporals für ihr Verhalten als Untergebene und Vorgesetzte, als Lehrer in allen Dienstzweigen u. s. w. 8.

Wandtafeln für den militärischen Anschauungs-Unterricht. Erste Serie: Die französische Armee. 3 Tafeln mit 9 Figuren in lithographischem Farbendruck. Leipzig. Verlag von Moritz Ruhl.

Ein guter Gedanke in guter äußerer Durchführung: — es frommt doch dem Soldaten, zu wissen, wie seine dereinstigen Kampfgenossen oder Feinde aussehen. Diese Figurentafeln, auf Pappe geklebt und in die Kasernen-Stuben oder -Korridore gehängt, verfolgen einen klaren Zweck. Die Einzelheiten der Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung der französischen Truppen werden durch die großen, farbigen Bilder klar zur Anschauung gebracht. 34.

Kleine Mittheilungen.

— Friedrichs des Großen Kronprinzliches Avancement und seine Königliche Namensunterschrift. Schon in der Rangliste der Geh.-Kriegskanzlei pro 1. August 1720 wird der Kronprinz als vierter Premier-Capitän bei dem 2. und 3. Bataillon des Regiments Sr. Majestät angegeben, und pro 1. März 1728 als erster. Am 14. März 1728 wurde er Oberstlieutenant; eine briefliche Auskunft seitens des Vorstands jener Kanzlei d. d. 7. April 1836 enthält mit vollster Deutlichkeit die Notiz: „14. März 1728.“ Als Oberstlieutenant paradirte „Fritz“ beim Königlichen Riesenregiment im Mai d. J. vor dem Dresdener Polenkönige zu Potsdam. Erwähnt sei hier parenthetisch, daß König August, obwohl er von großer Figur, nicht mit erhobener Hand an den Kopf des Flügelmannes jener Truppe heranreichen konnte. — Die Beförderung zum Oberst und Regimentschef fand den 29. Februar 1732 statt, das Avancement zum Generalmajor am 29. Juni 1735. Major und ebenso Generallieutenant ist Kronprinz Friedrich nicht gewesen. Sein Oberstlieutenantstractament betrug 180 Thaler.

Bis Ende Mai 1737 unterzeichnete er französische Schriftstücke mit „Frederic“, fortan aber Federic, vielleicht aus Vorliebe für das italienische Federico. Die deutsche Unterschrift des Kronprinzen Friedrich und des Königs Friedrich II. blieb gleichmäßig — ebenso wie beim ersten Preußenkönige: „Friderich“. (Vgl. Oeuvres T. XXVII, 3. partie, p. 3 und T. XXX, 298, sowie die amtlich gedruckten und geschriebenen Nennungen des Königlichen Namens v. 31. Mai 1740 bis 17. Aug. 1786.) Die Ergänzung der Originalunterschriften: „F“, „Fh“, „Fch“, „Fdch“ mit „Friedrich“ oder „Friederich“ in einzelnen Geschichtsbüchern unserer Tage ist willkürlich und fehlerhaft. Gr. L.

Italien. Grenzbefestigung. Eifersüchtig wachen die Franzosen über Italiens Vertheidigungsmaßregeln an der Grenze, welche rüstig vom Ingenieurkorps in letzter Zeit gefördert werden. Mächtige Bauten sind unternommen und ausgeführt an den Haupt-Zugangsstraßen, welche eine französische Armee zum Eindringen in Italien benutzen könnte. Das Thal, welchem die Marseille mit Turin verbindende Straße (über den Mont Genève) folgt, wird in der Höhe des Dorfes Clavières — ungefähr 2 Kilometer von der Grenze — durch eine ungeheure, ausgezackte Barrikade geschlossen, welche erbaut ist aus dichtgefügten, theergestrichenen Eichenbohlen von 25 Quadrat-Centimetern. Diese Barrikade ist gewissermaßen nur ein Schleier, hinter dem sich eine ganze Reihe anderer wichtiger Vertheidigungsarbeiten ausdehnt. In der That, gleich zuerst ist die Straße unterminirt. Dynamit-Höhlen sind gegraben. Diese 30 bis 35 Fuß tiefen und 5 Fuß breiten Vertiefungen belaufen sich auf etwa zwanzig und in jede hat man einen mit Dynamit gefüllten ungeheuren Eisenkasten versenkt. Alle diese Kasten sind unter sich mit einem elektrischen Draht verbunden, der sie in Verbindung bringt mit einem mehrere hundert Meter abseits gelegenen Posten. Weiter hat man unter dem Berge andere gedeckte Gänge angelegt, welche gleichfalls wahre Dynamitläger enthalten. Am Tage einer Kriegserklärung würde Feuer an diese Minen gelegt; ein Theil des Berges würde einstürzen, dadurch den Uebergang versperrend und ein angreifendes Armeekorps zwingend, einen ungeheuren Umweg über den Col d'Echelle zu machen. Rückwärts dieses Befestigungssystems hat man gedeckte Werke zur Unterkunft für Infanterie und Artillerie angelegt. — Wie man sieht — fügt das französische Blatt „Le Matin" seinen Mittheilungen hinzu —, die Italiener sind vorsichtige Leute, und wenn sie sich selbst noch nicht stark genug für die Offensive halten, so sind sie wenigstens auf ihrer Hut und errichten Hindernisse und Verschanzungen, welche die Fortschritte der Wissenschaft fast unüberwindlich zu machen gestatten.

3.

Frankreich. Offizierbedarf im Kriegsfalle. Nachstehende Auseinandersetzung der „Françe militaire" giebt zu denken. Das Blatt nimmt an, daß im Falle eines großen Krieges etwa drei Millionen Franzosen unter den Waffen sein würden. Man rechnet nun einen Lieutenant auf 50, einen Hauptmann auf 250, einen Bataillonskommandeur auf 1000, einen Oberst auf 4000, einen Brigadekommandeur auf 8000, einen Divisionsgeneral auf 16 000, einen Korpskommandeur auf 40 000, einen Armeekommandeur auf 100 bis 120 000; fügt man der erhaltenen Ziffer diejenige der Offiziere der Stäbe, Spezialwaffen und Verwaltungs-2c.-Körper hinzu, so kommt man zum Schluß, daß etwa 100 000 Offiziere zur Befehligung der andern 2 900 000 Mann nöthig sind, d. h. 1 Offizier auf 29 oder 30 Mann . . . Also: 100 000 Offiziere sind erforderlich für die ganze, in drei Tagen aufzustellende Heeresmacht; nur unter dieser Bedingung kann die letztere etwas anderes sein, als eine kraftlose Menge. Gegenwärtig, hoch gerechnet, zählt unser gesammtes Offizierkorps nur 30 000, — eine Zahl, deren

wir allein an Unterlieutenants im Ernstfall bedürfen; 70 000 fehlen uns. Unter diesen Umständen werden es in der That, wie man uns prophezeit, Soldatenschlachten sein, welche die Zukunft bringt, — wenn anders der Zufall überhaupt die führerlosen, unorganisirten Haufen, die sich bekämpfen sollen, zur gegebenen Stunde zusammenführt. 5.

— Das Wolfram. Alle Vorzüge, welche den Wolframgeschossen in ballistischer Hinsicht unstreitig eigen sind, würden offenbar jedes praktischen Werthes entbehren, wenn es nicht gelänge, Wolframerze in genügenden Mengen, sowie zu einem angemessenen Preise zu Tage zu fördern und zu Metall zu verarbeiten, um den höchsten Bedarf eines großen Heeres an solchen Geschossen mit völliger Sicherheit und auf die Dauer decken zu können.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Zweifel in dieser Beziehung von vornherein sehr gerechtfertigt erscheinen; denn unter den seither durch hüttenmännischen Betrieb dem Schooße der Erde abgerungenen und nutzbar gemachten Mineralen nimmt das Wolframerz hinsichtlich der gewonnenen und technisch verwertheten Menge jedenfalls einen äußerst bescheidenen Rang ein.

Die Frage, ob es möglich sein wird, den voraussichtlichen Bedarf an Wolfram überhaupt und ohne unverhältnißmäßig hohe Kosten zu decken, erheischt daher die ernsteste Aufmerksamkeit. Ihre befriedigende Klärung und Lösung soll in Nachstehendem versucht werden.

1. Bedarf. Für das 7,5 mm Wolframgeschoß von 19,3 g Gewicht sind rund 16 g Wolframmetall erforderlich. Eine halbe Milliarde solcher Geschosse*) kann sonach aus 8 Millionen Kilo = 8000 Tonnen Wolfram gefertigt werden.

Rechnet man ferner, daß zur Herstellung einer 11 bis 12 g schweren Schrapnelkugel 10 g Wolfram gehören, so beanspruchen 100 Millionen Füllkugeln eine Million Kilo = 1000 Tonnen Metall.

Schließlich mögen für Versuche mit sonstigen Wolframgeschossen oder für deren vorläufige versuchsweise Einführung noch weitere 1000 Tonnen in Ansatz gebracht werden.

Daraus ergiebt sich ein einmaliger erster Gesammtbedarf von 10 000 Tonnen und, wenn man den jährlichen Verbrauch und Abgang zu Uebungszwecken im Frieden auf 5% veranschlagt, ein laufender Jahresbedarf von 500 Tonnen Wolfram-Metall.

Die beiden, für die Gewinnung im großen allein in Betracht kommenden Wolfram-Minerale, Wolframit und Scheelit, liefern in reinem Zustande nach Herrn Dr. Bischoff's Verfahren reichlich 60% Ausbeute.**) Da aber in der Regel nur 94- bis 97 prozentiges Erz zur Verarbeitung gelangt, so ist, um völlig sicher zu gehen, der wirkliche Metallertrag nur zu 50% des Erzes angenommen. Man hat

---

*) Vgl. „Archiv für die Artillerie- und Ingenieur-Offiziere des deutschen Reichsheeres“ a. a. O. S. 520.

**) Wolframit enthält 60, Scheelit 64% metallisches Wolfram.

somit, um 10 000 Tonnen Wolfram-Metall zu erhalten, 20 000 Tonnen Erz nöthig.

2. Vorkommen. Auf dem technischen Markt, wie überall, galt und gilt das Wort: Die Nachfrage regelt das Angebot. Die Nachfrage nach Wolfram aber hat sich eben bisher stets in höchst bescheidenen Grenzen bewegt. Die einzigen Erzeugnisse, zu deren Darstellung, wie wir im zweiten Abschnitte sahen, Wolfram Verwendung fand oder noch gegenwärtig findet, sind: Wolframstahl, Farbstoffe und Feuerschutzmittel. Weder der Verbrauch dieser Waaren, noch auch ihr Gehalt an Wolfram ist indeß so beträchtlich, daß die dadurch bedingte Produktion auf eine besondere Bedeutung Anspruch erheben dürfte. Ein gewisser Bedarf an Wolfram lag ja seit der ersten Einführung dieses Stoffes in das gewerbliche Gebiet dauernd vor; er trat jedoch meist so schwankend auf, und sein Steigen und Sinken war einem so häufigen Wechsel preisgegeben, daß sich ein regelmäßiger Markt kaum jemals zu entwickeln vermochte. Nur der eine Umstand ist immerhin erwähnenswerth, daß die Produktion jederzeit in der Lage blieb, der Nachfrage zu genügen, selbst wenn diese, angespornt durch irgend welche Entdeckung, die eine gewinnbringende neue Verwerthung des Wolfram zu verheißen schien, urplötzlich mit unerwartet hohen Anforderungen hervortrat.

Jene mißlichen Verhältnisse ließen naturgemäß ein reges allgemeineres Interesse für Wolfram so wenig aufkommen, daß dessen Erze von vielen Grubenbesitzern lediglich als „Schädlinge", als unnützer, lästiger Ballast, angesehen wurden, und daß ein lebhafter Begehr nach größeren Mengen eher kopfschüttelndes Erstaunen erregte, als verständnißvolles Entgegenkommen fand.

Unter diesen Umständen dürfte daher die Frage: Sind die zunächst erforderlichen 20 000 Tonnen Wolframerz überhaupt vorhanden, bezw. in nicht zu langer Zeit und für mäßigen Preis zu erhalten? — selbst von gewiegten Geologen auf den ersten Blick, ohne vorangegangene sorgfältige Untersuchungen, wahrscheinlich unbedingt verneint werden. Es könnte dies um so weniger Wunder nehmen, als die Ermittelungen in Betreff des Vorkommens der Wolframerze seither, bei der auch in fachmännischen Kreisen meist mangelnden Vertrautheit mit diesem Gegenstande, den größten Schwierigkeiten begegneten. Finden sich doch sogar in den statistischen Zusammenstellungen über die Ergebnisse des Bergwerks- und Hüttenbetriebes keine auf Wolfram bezüglichen Angaben vor; es wird kurzweg unter „Verschiedene Erze" mit abgefunden.

Ungeachtet dieser ungemein erschwerenden Verhältnisse ist es aber den Herren Major Mieg und Dr. Bischoff durch jahrelange mühsame und mit beträchtlichen Kosten verknüpfte Nachforschungen dennoch gelungen, ein der bisherigen Auffassung der meisten Sachverständigen schnurstracks zuwiderlaufendes günstiges Ergebniß zu erzielen und mit genügender Sicherheit festzustellen: Wolframerze können in solchen Mengen gefördert werden, daß sie den oben angegebenen Bedarf mehr als ausreichend decken.

Die Einzelheiten der angestellten Ermittelungen entziehen sich, der Natur der Sache nach, zur Zeit noch der öffentlichen Mittheilung. Nur soviel sei zur Be-

stätigung der vorstehenden Angabe erwähnt, daß den betheiligten Herren von sieben verschiedenen Stellen schon jetzt eine jährliche Gesammtförderung von rund 20 000 Tonnen Wolframerzen theils angeboten, theils nachgewiesen worden ist.

Dabei sind überdies sämmtliche Fundorte, die bisher nur dem Namen und der Lage, nicht aber auch ihrer Leistungsfähigkeit nach bekannt waren, sowie alle im Deutschen Reiche, in Frankreich und Böhmen vorhandenen Gruben und Bezugsquellen außer Betracht geblieben. Von den deutschen und den böhmischen Gruben glaubt man bei gesteigerter Produktion die jährliche Gewinnung von 500 bis 750 Tonnen Erz erwarten zu können; dieser Ertrag allein würde also den Verbrauch an Wolframgeschossen im Frieden schon nahezu ergänzen.

Andererseits ist allerdings auch zu berücksichtigen, daß in den nachgewiesenen 20 000 Tonnen Erz, soweit die betreffenden Angebote nicht von Grubenbesitzern, sondern von Händlern ausgegangen sind, der eine oder andere Posten möglicherweise zweimal enthalten sein könnte, sowie daß der volle Ertrag der in Aussicht gestellten Jahresproduktion anfänglich vielleicht nicht ganz erreicht werden wird, weil zunächst erst die für den erhöhten Betrieb nothwendigen vorbereitenden Einrichtungen getroffen werden müssen. Wenn man aber auch im ersten Jahre nur 20 % der jährlich zugesagten Erzmengen, also 4000 Tonnen, im zweiten Jahre 30 % = 6000 Tonnen und im dritten Jahre 50 % = 10 000 Tonnen zu gewinnen vermöchte, so würde dieser so bedeutend ermäßigte Ertrag doch schon vollauf genügen, um den ersten einmaligen Bedarf von etwa 10 000 Tonnen Wolfram-Metall oder rund 20 000 Tonnen Erz mit völliger Sicherheit binnen drei Jahren zu decken.

3. Preis. Der gegenwärtige Marktpreis des Wolfram-Metalls schwankt zwischen 380 und 420 Mark für 100 Kilo; doch ist es in größeren Mengen auch jetzt schon wohlfeiler zu erhalten. Wegen des bisherigen geringeren Bedarfs konnte aber der Händler seine Vorräthe an Wolfram für gewöhnlich nur in kleinen Posten absetzen und mußte deshalb, um nicht zu Schaden zu kommen, theurere Spesen berechnen und auch einen höheren Unternehmergewinn beanspruchen.

Nach dem bewährten Verfahren des Herrn Dr. Bischoff indeß, welches neben dem Wolframit auch das noch billigere Scheelit zu verarbeiten gestattet, werden sich die Kosten für 100 Kilo Wolfram-Metall, trotz der jetzigen erhöhten Erzpreise, in der Massenfertigung wahrscheinlich noch unter 200 Mark stellen.

Danach würden 1000 7,5 mm Wolfram-Geschosse von je 19,3 g Gewicht kosten:

16 kg Wolfram-Metall zu je 2 Mark .	32,00	Mark,
1000 Nickelhülsen	12,50	„
Arbeitslohn	4,00	„
zusammen	48,50	Mark.

Ferner 1000 Wolfram-Schrapnelkugeln von je 11—12 g Gewicht:

10 kg Wolfram-Metall zu je 2 Mark .	20,00	Mark,
1000 Stahlhülsen	7,00	„
Arbeitslohn	3,00	„
zusammen	30,00	Mark.

Ein Gewehrgeschoß würde also noch nicht 5, eine Schrapnelkugel 3 Pfennige kosten, wobei überdies die von der Massenfertigung zu erwartende weitere Ermäßigung der Preise für Wolfram-Metall und für Nickel- bezw. Stahlhülsen noch gar nicht berücksichtigt ist.

Außerdem wird für die Preisstellung sowohl, wie für die Deckung des laufenden Jahresbedarfes im Frieden zu beachten sein, daß die Wolframgeschosse, wie schon wiederholt erwähnt, in Folge ihrer großen Festigkeit, Härte und Starrheit auch beim Eindringen in sehr widerstandsfähige Ziele fast unverändert bleiben, so daß die bei Friedensübungen verfeuerten und wieder aufgefundenen Gewehrgeschosse meist nur eines geringfügigen Nachkalibrirens bedürfen werden, um abermals verwendbar zu sein, während bei den Schrapnelkugeln (soweit man sie nach dem Verfeuern wieder sammelt) selbst jene kleine Arbeit noch unentbehrlich sein dürfte.

Auch die Preisfrage wird sich somit allem Anscheine nach einer befriedigenden Lösung entgegenführen lassen. Wenn übrigens die ballistische Leistungsfähigkeit und das sonstige Verhalten der Wolframgeschosse bei einer gründlichen Prüfung im Großen gleichfalls ihre entscheidende Ueberlegenheit über die gegenwärtig gebräuchlichen Geschoß-Konstruktionen darthut, so würde diesen hohen Vorzügen gegenüber der Preis an sich nur wenig in's Gewicht fallen und schwerlich ein ernstes Hinderniß für ihre Annahme bilden können. Von den eisernen Ladestöcken bis zu den Mehrladern vermag ich mich keiner wesentlichen Verbesserung, keines wirklichen Fortschrittes in der Bewaffnung zu entsinnen, durch welchen die Ausrüstung der Truppe wohlfeiler geworden, oder der lediglich an dem leidigen Kostenpunkte gescheitert wäre.

Welcher Kriegsminister würde nicht vor sechzig Jahren die Einführung der heutigen Schußwaffen für vollkommen unmöglich erklärt haben, wenn er deren Kosten mit den so sehr viel bescheideneren Preisen der alten glatten Flinte und ihrer „Rollkugel", sowie der noch älteren glatten Kanone und ihrer Vollkugel hätte vergleichen können? Aber die theureren Waffen sind dennoch eingeführt worden, und sie haben sich nicht nur, Dank ihrer viel größeren Wirkung im Vergleich mit den älteren sogar als relativ billiger erwiesen, sondern sich auch, soweit es ihnen vergönnt war, eine ernste Probe auf dem Schlachtfelde abzulegen, in der That reichlich genug bezahlt gemacht. Und wer möchte daran zweifeln, daß man auch sie dereinst wiederum durch noch vollkommenere und noch kostspieligere Waffen ersetzen wird?

Hoffen wir, daß unter diesen alsdann auch das Wolframgeschoß den ihm gebührenden Platz einnehmen möge!

— Schwimmendes Woodite (Woodite buoyant) und Mr. Brewster's Korksubstanz. — Unter der Bezeichnung „Schwimmendes Woodite" hat die Woodite Company ein neues Material für die Füllung von wasserdichten Abtheilungen oder Zellen auf den Markt gebracht; dasselbe soll den bisher verwendeten Kork ersetzen. „Seewesen" schreibt hierüber:



Dieses Material, welches eine neue Erfindung der Mrss. Wood ist, wurde auf Anrathen des ehemaligen Chefkonstrukteurs der englischen Kriegsmarine, Sir Nathaniel Barnaby, erzeugt, welcher der Ansicht ist, daß dasselbe die Frage des Vertikalpanzers wesentlich zu beeinflussen vermag.

Von Sir Nathaniel wurde auch konstatirt, daß das schwimmende Woodite leichter als Kork ist und kein Wasser absorbirt. Es schließt während 24 Stunden 96% der Wassermenge aus, welche in eine nicht angefüllte Abtheilung oder Zelle eindringen könnte, ist keiner natürlichen Schwindung oder Zerstörung unterworfen, und wird durch Granaten nicht entzündet.

Der am 13. Dezember vorigen Jahres vorgenommene Versuch, bei welchem gegen eine halbe Tonne dieses Materiales 13 Schüsse aus der sechspfündigen Schnellfeuerkanone mit Zündergranaten abgegeben wurden, wobei drei Granaten mit 0,5 lbs Sprengladung in der Masse explodirten, hat dies dargethan, indem dabei das mehrerwähnte Material weder entzündet, noch überhaupt erwärmt wurde.

Diese Gattung Woodite soll auch Sicherheit gegen die Zerstörung durch Explosion und Wasser gewähren, und kann in beliebig großen Würfeln oder geformten Blöcken hergestellt werden, welche außerdem den Vortheil bieten, daß sie sich nach ihrer Anbringung zu einer kompakten Masse vereinigen.

Der neue Füllstoff dürfte daher auf die zukünftigen Kriegsschiffbauten einen bedeutenden Einfluß ausüben, indem derselbe, zwischen Wind und Wasser angewendet, das Schiff unversinkbar zu machen geeignet ist. Dem „Iron" zufolge, dem wir diese Nachricht entnehmen, sollen bereits drei Regierungen dieses Material bestellt haben.

Wir glauben jedoch darauf aufmerksam machen zu sollen, daß das Woodite buoyant keine leckstopfenden Eigenschaften wie das dichtere Woodite oder die Kokoscellulose besitzt, und nur den Zweck hat, die Räume, welche mit Wasser volllaufen könnten, auszufüllen, wofür es in jeder Hinsicht geeignet zu sein scheint.

Eine zweite wichtige Erfindung in dieser Richtung wurde nach „Admiralty and Horse Guards Gazette" von einem Engländer, Mr. Brewster, gemacht, dem es gelungen ist, das Gewicht des Korkholzes durch besondere Prozedur bis auf ein Drittel herabzumindern.

Er hat dadurch eine Substanz gewonnen, welche elastisch ist, dem Einflusse des Wassers widersteht, und zur Füllung schwimmender Gegenstände entweder im trockenen oder durch ein Bindemittel zu einer kompakten Masse verbundenen Zustande verwendet werden kann.

Letztere kann derart erzeugt werden, daß ihr Gewicht zwischen der Hälfte und dem Drittel jenes des Korkholzes variirt.

Diese Substanz empfiehlt sich vorzüglich als Füllmaterial für Rettungsbojen und Kränze, sowie als Ersatz der Luftkästen für Rettungsboote. Mit ihrer Hilfe können gewöhnliche Boote unversinkbar und für Rettungszwecke geeignet gemacht werden. Unserer Ansicht nach dürfte die kompakte Korkmasse sich auch als Füll-

material für Kofferdämme verwenden lassen und den bisher in manchen Fällen noch gebrauchten Kork gänzlich verdrängen.

Könnte dieses neue Material nicht auch vielleicht Verwendung im Festungskriege finden?

— Torpedoboot mit Kreosot-Heizung. Von der Firma Doxford and Sons, Pallion Yard, Sunderland, wurde ein neues Torpedoboot entworfen und gebaut, welches anfangs März d. J. in Portsmouth während eines starken Schneesturmes erprobt wurde.

Während der ganzen Fahrt entströmte dem Schlot kein sichtbarer Rauch, auch wurde nicht das geringste Geräusch vernommen; das Boot glitt wie von Elektrizität getrieben durch das Wasser.

Das Heizmaterial des Kessels dieses Bootes besteht aus Kreosot, das in chemischen Fabriken in großen Mengen als Nebenprodukt gewonnen wird; dasselbe ist unter dem Flurboden des Kesselraumes in eigenen Reservoirs, welche ca. 14 t dieses flüssigen Brennstoffes fassen, untergebracht.

Aus diesen Kästen wird es mittelst einer Pumpe in ein im Heizraume befindliches Gefäß gebracht, von wo es durch komprimirte Luft im zerstäubten Zustande den in der Kesselfeuerung vorhandenen 41 Brennern, von welchen während der Probefahrt jedoch nur 28 in Verwendung standen, zugeführt wird.

Die Flamme ist so intensiv weiß, daß der Wärter, unter dessen Kontrole Maschine und Kessel stehen, zum Schutze seiner Augen sehr dunkle Brillen tragen muß.

Die Erprobung des Bootes dauerte etwa zwei Stunden; dabei wurde der Dampfdruck auf 158,6 lbs pro Quadratzoll (11,16 kg pro 1 cm^2) konstant erhalten; das Vakuum in den Kondensatoren betrug 22", die mittlere Rotationsanzahl wurde mit 312 bestimmt.

Indikatordiagramme wurden keine abgenommen; die Leistung der Maschine wird auf etwa 900 ind. e geschätzt.

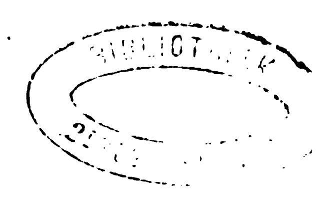
Fünf Fahrten an der gemessenen Meile ergaben eine mittlere Geschwindigkeit von 18,97 Knoten, welche hinter der erwarteten (21 Knoten) weit zurückgeblieben ist; doch hofft man bei Wiederholung des Versuches günstigere Resultate zu erzielen.

Trotz des verhältnißmäßig niedrigen Preises des Kreosots, welcher in England $2^1/_2$ d. pro 1 Gallon (2,3 Kreuzer pro 1 l) beträgt, sowie des Umstandes, daß die Kohle nur das 10fache, das Kreosot aber das 15fache Gewicht Wasser verdampft, kommt die Verwendung des Kreosots dennoch höher zu stehen, als jene der Kohle, die Tonne zu 14 sh gerechnet.

Doch bietet andererseits das flüssige Brennmaterial nicht unwesentliche Vortheile, indem es die Heizer unnöthig macht, keinen Rauch entwickelt und die bei der Kohlenfeuerung vorkommenden Schwankungen in der Dampferzeugung vermindert. („Iron.")

— Verpflegung der italienischen Soldaten. — Die tägliche Brod- portion beträgt 750 g. Die übrige Verpflegung der Mannschaften setzt sich zusammen aus: 220 (in Kantonnements 240, auf dem Marsch 300) g Fleisch, 225 g Reis oder dergleichen, 20 g Speck, 20 g Salz oder: 275 (bezw. 300 oder 350) g Fleisch, 100 g Reis oder dergleichen, 10 g Speck, 20 g Salz oder endlich: 400 g Fleisch, 10 g Speck, 15 g Salz, welcher letztere Portionssatz nur auf Märschen zur Anwendung kommt. Außerdem werden täglich pro Mann 10 g Kaffee und 15 g Zucker verabfolgt, wofür gelegentlich Wein eintreten darf. — Die Ration setzt sich nur aus Hafer und Heu zusammen. Ein Unterschied zwischen schwerer und leichter besteht nur in der Menge des letzteren, welche bei ersterer 5, bei letzterer 4 kg beträgt. An Hafer erhalten die Pferde in der Zeit vom 1. April bis 30. Oktober täglich: in der Garnison 4000 g, im Kantonnement 4500 g, auf dem Marsch 5000 g, für die übrige Zeit des Jahres täglich je 500 g weniger. Während eines Transports auf der Eisenbahn oder an Bord eines Schiffes werden nur 2000 g verabfolgt. Besondere Ansätze bestehen für die Insel Sardinien, wo die Ration sich aus Gerste und Stroh zusammensetzt. Für Uebungslager, Schießübungen, Kavallerie-Uebungen und große Manöver behält sich das Kriegsministerium besondere Anordnungen von Fall zu Fall vor. („Blätter für Kriegsverwaltung“).

— Mit Rost befallenes Futter scheint beim Pferde außer anderen Krankheitszuständen auch Geschwüre auf den Lippen, dem Zahnfleisch und der Zunge hervorzurufen. Wie nämlich der Kopenhagener „Hippologisk Tidsskrift“ von einem dänischen Pächter mitgetheilt wird, beobachtete derselbe jedes Jahr während der Uebergangsperiode von der Weide- zur Stallfütterung Zungengeschwüre bei seinen Pferden und hat es sich nun herausgestellt, daß dieses Leiden von dem mit Rost befallenen Gras einer torfigen Moorwiese verursacht wurde. Derselbe Mann, der sich sehr wenig um die Vorschriften der Gesundheitslehre gekümmert zu haben scheint, erwähnt auch, daß die Verfütterung von mit Rost befallenem Hafer ebenfalls die Bildung von Maulgeschwüren bei den betreffenden Thieren zur Folge gehabt habe. Daß der Rost thatsächlich die veranlassende Ursache zu diesen Erkrankungen gewesen, geht zur Evidenz daraus hervor, daß die Patienten genasen, sobald sie gesundes Futter erhielten. („Hippologische Revue.“)



Ballistisch-technische Betrachtungen über das kleinkalibrige Gewehr.

Mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Gewehres 88.

Von

Karl Hanzer,

Sekondelieutenant im k. k. 13. Infanterie-Regiment Kaiser Franz Joseph von Oesterreich.

II.

Zu guterletzt hat auch noch der größere Drallwinkel der Züge — ganz abgesehen von der schwierigeren Herstellung derselben — wieder seine Schattenseiten. Vergegenwärtigt man sich die durch einen Drallwinkel von etwas mehr als 5° hervorgerufene Form der Züge — dieselben machen etwa drei Umdrehungen im Lauf —, so kann man sofort den Schluß ziehen, daß diese Züge in Folge der viel größeren Reibung des Geschosses diesem einen ganz erheblich größeren Widerstand entgegensetzen, somit die Anfangsgeschwindigkeit in viel höherem Maße verkleinern, als dies beim Gewehr M. 71/84 der Fall ist — deshalb ist der Drall ein nothwendiges „Uebel" —, und daß ferner die bisherigen Bleigeschosse diesen Zügen nicht zu folgen vermögen, somit ihre Verwendung selbst ausschließen. Der Umstand, daß in Folge des größeren Widerstandes der Züge das Geschoß längere Zeit zum Durcheilen des Laufes nöthig hat und deshalb die Pulvergase länger auf das Geschoß einwirken können, somit die Anfangsgeschwindigkeit hierdurch vergrößert werden müßte, kommt wohl nicht in Betracht, da das Geschoß, wenn es längere Zeit zum Durcheilen des Laufes braucht, einfach mit einer geringeren Geschwindigkeit austritt, als wenn es kürzere Zeit hierzu nöthig hat. Der Ausschluß der Bleigeschosse wurde nur anfangs, solange andere brauchbare Geschosse nicht zur Verfügung standen, für einen Nachtheil gehalten, hat aber in der That, wie jetzt gezeigt wird, ganz erhebliche Vorzüge im Gefolge. Bei der Geschoßfabrikation vom Blei ganz abzusehen, verbot das große spezifische Gewicht desselben — dies giebt ja eine größere Querschnittsbelastung; es blieb also, da härteres Material unter allen Umständen für die steilen Züge erforderlich war, nur die Verwendung solchen Materials zum Führungstheil übrig. Dieser Umstand führte auf die Konstruktion der Verbund- und Mantelgeschosse. Hierbei wurden verschiedene Materialien, als: Stahl, Kupfer, Messing, Nickel und deren Legierungen

probeweise verwendet. Welches Metall bezw. welche Legierung am vortheilhaftesten zur Verwendung gebracht wird, läßt sich nur durch Versuche erproben und sind diese sogar momentan noch nicht abgeschlossen. Die Geschosse der verschiedenen kleinkalibrigen Gewehre weichen in dieser Richtung auch sehr von einander ab. Das österreichische Geschoß hat einen Stahlmantel, das französische und belgische einen solchen aus einer Nickellegierung; das deutsche Geschoß hat entweder einen doppelten Mantel mit einer unteren Schicht aus Stahlblech und einer oberen aus einer Kupfernickellegierung oder einen solchen aus Nickelkupferblech. Ein Angreifen der Felder durch das harte Mantelmaterial findet nicht statt; die Laufwände sollen im Gegentheil, wie Versuche ergeben haben, immer mehr geglättet werden. Das unbedingte Reinbleiben der Züge und die absolut sichere Führung, welche durch den harten Mantel garantirt wird, diese beiden großen Vorzüge der Mantelgeschosse geben den aus demselben Gewehr entsendeten einzelnen Geschossen eine ebenso gleichartige wie vollkommen gesicherte Führung, da ein Nachgeben eines härteren Materials, wenn sich die Felder einmal eingedrückt haben, wie es beim Blei vorkommt, nicht im geringsten Maße stattfinden kann. Neben der besseren Konstruktion der Waffe überhaupt ist gerade dies eine Ursache, daß die Streuung eines kleinkalibrigen Gewehres eine bedeutend kleinere, die Präzision also eine größere als jene der 11 mm-Gewehre ist. Auf diese Weise sehen wir nun auch die zweite jener Hauptforderungen, welche ich an eine Feuerwaffe stellte, große Präzision, erfüllt; ebenso ersehen wir hieraus, wie vortheilhaft es ist, daß die Bleigeschosse nicht mehr verwendet werden können.

Die erwähnte Geschoßkonstruktion hatte auch eine Aenderung in der Anordnung der Züge und Felder zur Folge, welche ich, da sie mit dem Vorerwähnten in unmittelbarem Zusammenhang steht, gleich jetzt anführen will. Die Stauchungsführung der bisherigen Bleigeschosse mußte ersetzt werden durch die Pressionsführung, da das Stahl- rc.-Mantelgeschoß einer Stauchung nicht unterworfen ist. Um für alle Fälle das Ausfüllen der Züge mit Geschoßmaterial zu sichern, muß bei dieser Führung das Geschoß schon vom Anfang an einen Durchmesser haben, welcher jenen des Laufes zwischen den Zügen gleichkommt, sodaß sich die Felder unter allen Umständen in den Geschoßmantel einpressen müssen. Da nun dieser solchen Eindrücken in Folge seiner Härte großen Widerstand entgegensetzt, so muß die Anordnung der Züge und Felder eine derartige sein, daß dieses Eindrücken der Felder in den Geschoßmantel auf möglichst leichte Weise vor sich gehen kann; es muß also die Anzahl der Felder eine möglichst geringe sein — jedoch nicht unter 4 zur Sicherstellung der Führung —, es muß die Breite der Felder auf ein möglichst niedriges Maß reduzirt werden, die Züge dürfen nur von sehr geringer Tiefe sein — doch konnte in dieser Richtung zur Gewährleistung einer sicheren Führung nicht mehr weit herab gegangen werden — und schließ-

lich müssen die Züge einen muldenförmigen Querschnitt haben; letzteres, damit ein Durchblasen der Pulvergase in den scharfen Ecken der Züge, welche das harte Mantelmaterial nicht ausfüllt, verhindert wird. Welches die günstigste Kombination in den Ausmaßen und der Form der Züge und Felder ist, müssen Versuche ergeben. Die verschiedenen kleinkalibrigen Gewehre weichen in dieser Richtung von einander ab: Beim österreichischen Gewehr beträgt die Breite der Züge 3,5 mm, die Breite der Felder 2,2 mm; beim belgischen Gewehr ist die Breite der Züge 4 mm, jene der Felder 2 mm; beim deutschen Gewehr sind die Züge 4,3 mm, die Felder 1,7 mm breit; beim deutschen Gewehr M. 71/84 haben Züge und Felder die gleiche Breite von 4,32 mm. Die Zugtiefe beträgt beim österreichischen Gewehr $^{20}/_{100}$ mm — dies ist auffallend tief, denn sogar beim deutschen Gewehr M. 71/84 beträgt sie nur $^{15}/_{100}$ mm —; das belgische Gewehr hat eine solche von $^{8}/_{100}$ mm, das deutsche eine solche von $^{5}/_{100}$ mm. Das Profil der Züge ist muldenförmig.

2. Praktische Ballistik.*)

Wenn ich bisher jene in dem Gewehr und der Munition ruhenden Faktoren angegeben habe, in welchen die Erhöhung in der ballistischen Leistung begründet ist, will ich nun zur näheren Betrachtung dieser letzteren selbst übergehen und dieselbe nach den drei Hauptrichtungen: Rasanz, Präzision und Durchschlagskraft und die beiden ersteren wiederum in ihrem Einfluß auf das Einzeln- und Massenfeuer einer näheren Beleuchtung unterziehen. Wie schon erwähnt, gab ursprünglich das Streben nach einer größeren Rasanz den Anlaß zu Versuchen mit Gewehren kleinen Kalibers — zu dem Zweck nämlich, das niederste Visir, bei uns das Standvisir, möglichst weit hinausschieben zu können. Indeß kam man von dieser letzteren Richtung bald ab; wollte man das Standvisir sehr weit hinauslegen, so hätte man mit der Erreichung des Vortheils einer geringeren Zahl von Visiren den Uebelstand der häufigen Lage des Zielpunktes unter dem Ziel beibehalten, denn die Flughöhen wären dann etwa dieselben geblieben, wie wir sie beim Gewehr 71/84 haben. In richtiger Würdigung der Schwierigkeiten, welche das „unter das Ziel halten" — ganz abgesehen von unseren Friedensschießübungen — in der Aufregung des Gefechts mit sich bringt und infolge hiervon des Umstandes, daß mindestens der größere Theil unserer Leute selbst mit dem besten Willen gegen kleinere Ziele den Haltepunkt unter denselben zu nehmen versäumt und eben das zu treffende Kopf-, Brust- ꝛc. Ziel selbst anvisirt, sowie ferner in richtiger Voraussetzung der Wahrscheinlichkeit, daß in zukünftigen Schlachten bei dem Mangel des Pulverdampfes gerade solche kleinere Ziele

*) Da die ballistischen Leistungen aller kleinkalibrigen Gewehre sich im Wesentlichen nur wenig von einander unterscheiden, ist der Einfachheit wegen in diesem Kapitel nur die ballistische Leistung des deutschen Gewehres 88 im Vergleich zum deutschen Gewehr M. 71/84 besprochen.

hauptsächlich vorkommen werden: kam man zu dem Entschluß, den Haltepunkt unter dem Ziel möglichst zu beseitigen, eine Aufgabe, deren Lösung nur dann durchführbar ist, wenn beim Gewehr mit rasanterer Flugbahn das niederste Visir auf der früheren Entfernung bleibt, oder, wenn hierbei ein Ueberschuß an Rasanz sich ergeben sollte, nur um weniges hinaus gerückt wird. Gewiß ist andererseits ein Standvisir auf große Entfernungen sehr wünschenswerth; denn welche Schwierigkeiten die vielen Aenderungen in der Visirstellung während des heftigsten Kampfes den Mann in der Aufregung machen, beweist die Kriegsgeschichte. Bei der Konstruktion des deutschen Gewehres 88 überwogen die Vorzüge der ersteren Anschauung. Es wurden die Visire so gewählt, daß der Haltepunkt unter dem Ziel nicht mehr oder doch nur in minimalem Maße vorkommt; zum mindesten ist ein Treffer beim Haltepunkt „Ziel aufsitzen" in keinem Fall ausgeschlossen. Trotzdem konnte bei der großen Rasanz der Flugbahn des Gewehres 88 das Standvisir um 50 m hinausgeschoben werden, so daß bis zu der Entfernung von 450 m nur drei Visirstellungen nothwendig wurden — beim Gewehr 71/84 sind es vier. Es ist also auch jener zweiten Forderung, Verringerung der Anzahl der Visire, entsprochen. Vergleichen wir nach beiliegender Zeichnung die beiden Flugbahnen für die Standvisire, so sehen wir, daß bei Gewehr 71/84 gegen Kopfziele auf den mittleren Entfernungen der Bahn um etwa halbe Zielhöhe unter das Ziel gegangen werden muß, während bei Gewehr 88 dies höchstens um eine Handbreite nothwendig ist, aber nur um den günstigeren Theil des Ziels zu treffen; die höchste Flughöhe beträgt dort 34 cm, hier dagegen nur etwas über 20 cm. Die große Rasanz hätte nun auch ein weiteres Auseinanderlegen der einzelnen Visire gestattet, wollte man keine kleineren Flughöhen auch für diese erhalten; doch auch hier überwogen die Vortheile der geringeren Flughöhen und die Visire lauten wie bisher nur um je 100 m weiter. Vergleichen wir die beiden Flugbahnen der kleinen Klappen, so sehen wir, daß sich die Flugbahn für Gewehr 71/84 noch über Rumpfhöhe erhebt — ihre höchste Flughöhe ist 90 cm —, während sich jene des Gewehres 88 nur etwas über Brusthöhe erhebt — die höchste Flughöhe ist 60 cm. Doch bei diesen Flugbahnen interessirt uns mehr der letzte Theil derselben jenseits des Bereichs des vorhergehenden Visirs. Bei Gewehr 71/84 beträgt die in dieser Beziehung in Betracht kommende Flughöhe auf 250 m 50 cm — erreicht volle Brusthöhe —, die entsprechende des Gewehres 88 auf 300 m beträgt nur 30 cm — erhebt sich nicht über Kopfhöhe. Ganz entsprechend gestalten sich diese Verhältnisse zwischen den Bahnen der nächsten Visire: die Flughöhe des Gewehres 71/84 für das Visir 400 ist auf 350 m 80 cm, die korrespondirende Flughöhe des Visirs 450 bei Gewehr 88 auf 400 m ist nur 50 cm. Um die größere Rasanz des Gewehres 88 voll zum Ausdruck kommen zu lassen, müssen wir zwei Flughöhen auf gleiche Entfernung einander gegenüberstellen, zu welchem Zweck ich jene auf 500 m gewählt habe. Auf diese Entfernung

hat das Gewehr 71/84 gerade die doppelten Flughöhen des Gewehres 88 von 3 m im Scheitelpunkt — gegen 1,5 m des letzteren. Die Flugbahn des Gewehres 88 erhebt sich auf diese Entfernung nicht über Mannshöhe; das „Maximum des bestrichenen Raumes für Mannshöhe" beträgt demnach für dieses Gewehr 500 m, während es für das Gewehr 71/84 nur 400 m beträgt. Es giebt gerade dieses Maximum ein Maß für die größere oder geringere Kriegsbrauchbarkeit einer Waffe, denn je größer dasselbe ist, auf desto weitere Entfernung wird ein anrückender Gegner nicht überschossen; hieraus ergiebt sich insbesondere für den Vertheidiger der große Vortheil, daß das lästige Visirumstellen gegen einen aufrecht vorgehenden Gegner innerhalb dieses Maximums wenigstens nicht unbedingt erforderlich ist. — Wenn sich auch beim Anschlag stehend die Flughöhen zwischen dem Schützen und dem Zielpunkt im umgekehrten Verhältniß zur Entfernung vergrößern, so kommt dies für das praktische Schießen doch nicht in Betracht, da auch der stehende Schütze in jedem einzelnen Fall eben seinen Zielpunkt nach den oben angegebenen Flughöhen wählt.

Aus der größeren Rasanz resultirt noch eine weitere ganz erhebliche Begünstigung des einzelnen Schusses. Beim kriegsmäßigen Schießen, dem Endziele unserer Schießausbildung, ist die Entfernung, ich darf sagen stets, eine unbekannte, das Schätzen immer mehr oder weniger ungenau und die Beobachtung eine mangelhafte. Diese Fehler aufzuheben oder mindestens bis zu einem gewissen Grade unschädlich zu machen, besitzt das kleinkalibrige Gewehr eben infolge seiner größeren Rasanz in hohem Maße die Eigenschaft. Man sagt, es hat eine größere „relative Treffwahrscheinlichkeit". Ausgedrückt finden wir diese in der neuen Schießvorschrift in Ziffer 22 durch Angabe der Größe der bestrichenen Räume für die einzelnen Zielhöhen. Aus der beigegebenen Zeichnung sind diese bestrichenen Räume, wie sie in der Schießvorschrift stehen, ebenfalls ersichtlich. Ergaben bisher bei den gekrümmteren Flugbahnen schon Schätzungsfehler von etwa 30—50 m ein zu hohes oder zu kurzes Schießen, besonders gegen niedrige Ziele, so wird es in Zukunft von geringerem Einfluß auf die relative Treffwahrscheinlichkeit sein, wenn die Entfernung etwas zu kurz oder zu weit geschätzt wird; in höchstem Maße ist dies im Bereich des Standvisirs der Fall; seine Flughöhen betragen ja auf 100, 150 und 200 m stets ca. 20 cm. Auf den weiteren Entfernungen kommt ein Ausgleich der Schätzungsfehler allerdings nicht mehr in so hohem Maße in Betracht, ist aber immerhin noch bedeutend größer, als beim Gewehr 71/84. Unter keinen Umständen möchte ich hierdurch den Werth des genauen Entfernungsschätzens herabgesetzt haben, denn einerseits läßt bei genaugeschätzter Entfernung schon das Gefühl der Sicherheit mehr auf Treffwahrscheinlichkeit rechnen und andererseits tritt bei den hinausgerückten Grenzen für den Einzelschuß an den Mann häufiger die

Forderung heran, größere Entfernungen genau zu schätzen — nach der Schießvorschrift bis auf 600 m (früher 400 m).

Wenn die größere, auf der Rasanz beruhende relative Treffwahrscheinlichkeit, wie wir eben gesehen haben, ein Ziel durch Ausgleich der Schätzungsfehler mit größerer Sicherheit treffen läßt, so erhöht die größere Präzision die „absolute Treffwahrscheinlichkeit“, d. i. die Wahrscheinlichkeit in Folge der geringeren Streuung auf weitere Entfernung, als dies bisher der Fall war, alle Geschosse einer Geschoßgarbe eines Gewehres in das Ziel zu bringen; auf den näheren Entfernungen hebt sie die Fehler im Abkommen auf. Ein Vergleich der Treffgenauigkeits-Tabellen der alten und neuen Schießvorschrift zeigt uns, daß die Höhenstreuung unseres kleinkalibrigen Gewehres nicht in demselben Maße abgenommen hat als die Breitenstreuung, was in den nach wie vor unvermeidlichen, wenn auch noch so geringen Abweichungen von der vorgeschriebenen Pulverladung seinen Grund haben dürfte. In der beigegebenen Zeichnung sind die Streuungsflächen für die beiden Gewehre bis zu der Entfernung von 450 m graphisch zur Darstellung gebracht. Es ist daraus ersichtlich, um welches Maß die Streuung überhaupt abgenommen hat und ferner, wie das Oval der Streuungsfläche immer mehr lang als breit wird. Da sich nun nach den Größen dieser Streuungen für das Schießen auf gefechtsmäßige Ziele die Grenzen berechnen, bis zu welchen ein Ziel — richtigen Haltepunkt und richtiges Abkommen vorausgesetzt — mit Sicherheit getroffen werden kann, so müssen diese Grenzen in demselben Maß hinausrücken, als die Streuungsgrößen abnehmen. Dementsprechend sind auch in der Schießvorschrift 1889 in Ziffer 147 die Treffwahrscheinlichkeitsgrenzen für das gefechtsmäßige Einzelschießen auf bedeutend weitere Entfernungen festgesetzt, als dies die Schießvorschrift vom Jahre 1887 auf Seite 88 für das Gewehr 71/84 thut. Rechnerisch lassen sich diese Grenzen leicht finden durch Vergleich der Zielgrößen mit den Streuungsgrößen der Höhe und Breite. Es wäre hier nur noch beizufügen, daß die Brustziele bis auf 300 m getroffen werden könnten: die Höhenstreuung auf diese Entfernung beträgt 46 cm, die Zielhöhe 50 cm, die Breitenstreuung 30 cm, die Zielbreite 40 cm; doch mit Rücksicht auf die vorkommenden Zielfehler und der Einfachheit wegen ist die Grenze hierfür auch auf 250 m festgesetzt.

Jenseits dieser Grenzen ist ein durchschlagender Erfolg nur bei Verwendung mehrerer Gewehre zu erwarten, hier tritt also das Massenfeuer in sein Recht ein. Daß dieses Massenfeuer, theoretisch betrachtet, für die verschiedenen Ziele auf verschiedenen Entfernungen beginnt, ist eine unmittelbare Folge der Festsetzung der Treffwahrscheinlichkeitsgrenzen. Im Gefecht läßt sich naturgemäß eine Grenze hierfür nicht festsetzen, da hier auf allen Entfernungen, auch auf den näheren, thatsächlich Massenfeuer abgegeben wird. Ein Unterschied zwischen dem Massenfeuer auf den näheren und jenem auf den weiteren Entfernungen macht sich höchstens insofern geltend, als beim

Massenfeuer innerhalb der Treffwahrscheinlichkeitsgrenzen für den einzelnen Schuß jeder Schütze ein bestimmtes Ziel wählen und dieses auch treffen soll; mindestens muß dies bei der Ausbildung angestrebt werden. In den Grundsätzen für die Abgabe des Massenfeuers ändern sich lediglich die Entfernungen für die Anwendung desselben, und zwar derart, daß diese Entfernungen soweit hinausgerückt werden, daß die Treffwirkung die durch die Trefferreihen zum Ausdruck kommt, jener Wirkung gleich ist, welche wir mit dem Gewehr 71/84 auf den entsprechend kürzeren Entfernungen erreichten — denn nur bis zu dieser Grenze konnten Aenderungen in der neuen Schießvorschrift vorgenommen werden. Die Trefferreihen sind nur dann die gleichen, wenn Rasanz und Streuung der Geschoßgarbe der Masse der Gewehre dieselben sind. Vergleichen wir nach den Schießvorschriften die Flughöhen des Gewehres 71/84 mit denen unseres gegenwärtigen Gewehres, so zeigt sich uns, daß die Rasanz des kleinkalibrigen Gewehres auf den Entfernungen 600, 800 und 1000 m noch ebenso groß ist, als jene des früheren Gewehres auf 400, 600 und 800 m. — Anders sollte man meinen, verhält es sich mit der Streuung der Masse der Gewehre, welche durch die Verschiedenartigkeiten in der Konstruktion, durch die Streuung des einzelnen Gewehres und — nicht zum mindesten — durch die Fehler im Zielen und Abkommen der Schützen veranlaßt wird. Setzen wir in beiden Fällen gleich scharfes Zielen und gleich gutes Abkommen voraus, so müssen sich — entsprechend der proportionalen Vergrößerung der anvisirten Fläche — die Geschosse auf den oben angeführten $^1/_2$, $^1/_3$ und $^1/_4$ weiteren Entfernungen auch auf einer in diesem Verhältniß wachsenden Fläche ausbreiten — die Rasanz ist ja die gleiche. Hierzu tritt noch die Vergrößerung der mit Geschossen bedeckten Fläche durch die größere Längenstreuung des einzelnen Gewehres, welche in dem Maße in Betracht kommt, als die Höhenstreuungen des kleinkalibrigen Gewehres auf den oben angeführten weiteren Entfernungen größer sind, als jene des Gewehres 71/84 auf den kürzeren. Daß dies der Fall ist, ergiebt sich aus den Treffgenauigkeitstabellen der beiden Schießvorschriften. Der Unterschied beträgt übrigens nicht sehr viel. Aus diesen Gründen allein müßte die Längenstreuung der Masse der kleinkalibrigen Gewehre auf den oben erwähnten weiteren Entfernungen größer sein, als jene des Gewehres 71/84 auf den kürzeren. — Dem gegenüber steht jedoch einmal eine genauere, gleichartigere Konstruktion der einzelnen Gewehre, welche mit der fortschreitenden Technik zusammenhängt, sowie die ganz berechtigte Voraussetzung einer sich immer mehr steigernden Schießausbildung, welche die oben erwähnte Vergrößerung der Zielfläche wieder reduzirt. Diese beiden Umstände wirken in dem Maße verkleinernd auf die Längenstreuung, daß dieselbe beim kleinkalibrigen Gewehr auf jenen weiteren Entfernungen nicht größer ist, als beim Gewehr 71/84 auf den kürzeren. Wir sehen also, daß wir mit unserem kleinkalibrigen Gewehre auf 600, 800

und 1000 m dieselbe Rasanz und dieselbe Streuung, mithin dieselben Trefferreihen und dieselbe Wirkung haben, als mit dem früheren Gewehr auf 400, 600 und 800 m; außerdem beweisen dies auch Versuche. Hierin sind nun unmittelbar die Aenderungen begründet, welche die neue Schießvorschrift der früheren gegenüber in Bezug auf das Massenfeuer aufweist. Diese erstrecken sich auf folgende Punkte: 1. Die Visire von 600 m an (früher 400) decken eine Fläche von 100 m, welche der vom Feuer gedeckte Raum genannt wird; vor 600 m ist diese Fläche größer. 2. Die nahen Entfernungen sind von 400 auf 600 m, die mittleren von 800 auf 1000 m hinausgerückt. Dementsprechend ist gegen niedrige Ziele auf Entfernungen bis 600 m (früher 400), gegen hohe noch zwischen 600 und 1000 m (früher 400 und 800) Erfolg zu erwarten. Jenseits 1000 m (früher 800) ist der nothwendige große Aufwand an Munition nur gegen solche Ziele gerechtfertigt, die eine günstige Trefffläche bieten. 3. Kolonnen sind erst auf Entfernungen über 1000 m (früher 800) in höherem Maße gefährdet als Linien; vorher gehen die Geschosse in Folge ihrer größeren Rasanz noch über alle Staffeln hinweg, wenn sie die erste überfliegen. 4. Mit einem Visir wird grundsätzlich bis auf 800 m (früher 600) geschossen; jenseits dieser Grenze werden zwei um 100 m auseinanderliegende Visire gewählt. Bei dieser letzteren Aenderung ist jedoch außerdem noch stillschweigend vorausgesetzt, daß in Zukunft auf 800 m keine größeren Schätzungsfehler gemacht werden, als bisher auf 600 m, was indirekt auf eine dementsprechende bessere Ausbildung der mit der Feuerleitung betrauten Organe im Entfernungsschätzen hinweist, denn — wenn Rasanz und Präzision in Zukunft auf 800 m ebenso groß sind, als bisher auf 600 m, so werden Schätzungsfehler in nicht höherem Maße durch jene beiden Faktoren ausgeglichen. Hierauf deutet übrigens die Bestimmung der neuen Schießvorschrift hin, daß Offiziere, Unteroffiziere und gut beanlagte Mannschaften bis 1000 m (früher 800) die Entfernung sollen schätzen können. Schließlich möchte ich hier noch erwähnen, daß die Anwendung des indirekten Feuers in demselben Maße eingeschränkt wird, als die Rasanz der Geschoßbahn zugenommen hat; es wird nämlich die indirekte Beschießung eines Ziels — gleiche Höhe der deckenden Krete und gleiche Entfernung des Ziels von dieser vorausgesetzt — mit dem kleinkalibrigen Gewehr erst auf eine um 200 m weitere Entfernung möglich.

Als dritter nicht minder wichtiger Faktor der ballistischen Leistung kommt die Durchschlagskraft des Geschosses in Betracht. Diese ist nun direkt proportional der Masse des Geschosses, müßte mithin aus diesem Grunde allein beim kleinkalibrigen Geschoß eine geringere sein. Doch die Zunahme der Durchschlagskraft mit dem Quadrat der Endgeschwindigkeit und mit der Abnahme des Geschoßquerschnitts, sowie besonders die Fähigkeit des Geschosses, beim Eindringen in ein Ziel seine Form möglichst beizubehalten — diese Faktoren heben die eben genannte Verminderung der Durchschlagskraft

nicht nur auf, sondern steigern dieselbe im Vergleich zu jener des 11 mm-Bleigeschosses zu einer erstaunlichen Höhe. Schon zu Anfang der siebziger Jahre erkannte man, daß die Durchschlagskraft zum wesentlichsten Theil gerade von der Festigkeit des Geschosses, also von seiner mehr oder weniger starken Deformirung beim Eindringen in ein Ziel, abhängt. Da nun Bleigeschosse diese Fähigkeit in nur sehr geringem Maße besitzen, so suchte man schon damals das Bleigeschoß mit einem Stahlmantel zu umgeben; doch mußten diese Versuche wieder aufgegeben werden, da der Stahlmantel stets entweder schon vor der Ankunft des Geschosses am Ziel oder sofort nach dessen Auftreffen sich ablöste und somit eine noch größere Deformirung eintrat als beim reinen Bleigeschoß. Dem badischen Metallpatronen-Fabrikanten Lorenz gebührt nun das Verdienst, das erste Mittel zur Verhinderung dieses Ablösens des Geschoßmantels erfunden zu haben, indem er Geschoßkern und -Mantel auf chemischem Wege mit einander verband. Diese Geschosse führen den Namen Verbund- oder Kompound-Geschosse. Die neueste Technik bringt es jedoch fertig, auf dieses etwas komplizirte Verfahren verzichten zu können; der Geschoßmantel wird einfach, nachdem der Bleikern eingepreßt ist, am Geschoßboden umgebordelt und besitzt dann die genügende Festigkeit. Geschosse dieser Konstruktion, wie sie in neuester Zeit überall verwendet werden, führen den Namen Mantelgeschosse.

(Schluß folgt.)

Aus England.

XIV.

(1. April bis 1. Oktober 1890.)

Die Kasernenfrage war, wie unsere Leser wissen, in der letzten Zeit namentlich durch die mannigfach aufgetretenen Epidemien, welche den gesundheitsschädlichen Zustand vieler dieser Baulichkeiten darthaten, um so mehr zu einer brennenden geworden, als man auch den steten Rückgang der Rekrutirungsergebnisse in Großbritannien u. A. den unzureichenden Kasernenverhältnissen zuschreiben zu müssen glaubte. Viele waren der Ansicht, daß eine durchgreifende Verbesserung in dieser Beziehung weit eher zu einem sichtbaren Erfolge führen werde, als die geplante Erhöhung des Soldes. So verlangte



die Regierung denn in diesem Jahre nicht weniger als 84 Millionen Mark sowohl zum Umbau und Neubau von Kasernen, als auch zur Erweiterung der stehenden Uebungslager. Von letzteren soll das Lager von Aldershot für eine Verstärkung von 6 Regimentern und 1 Batterie erweitert und ein Lager bei Curragh in Irland errichtet werden. In Portsmouth, Manchester u. s. w. werden neue Kasernen gebaut, in London, Dublin u. s. w. wesentliche Umbauten zum Zweck der Verbesserung ihrer bis dahin ungünstigen gesundheitlichen Verhältnisse vorgenommen werden.

Wenn man im Uebrigen in England über die zu einfachen Kasernenräumlichkeiten und den geringen Komfort, welchen dieselben dem Soldaten gewähren, zu klagen liebt, so muß der deutsche Leser wissen, daß man unsere Verhältnisse in dieser Beziehung mit den englischen nicht in Vergleich bringen kann. Was würde wohl ein mit seinem militärischen Heim schon unzufriedener Engländer sagen, wenn er unsere schmucklosen, aber dem Sinne militärischer Ordnung, Einfachheit und Strenge entsprechenden Kasernenräume betreten würde! Die Einrichtungen, welche in den englischen Kasernen für das Wohl und die Unterhaltung des Soldaten und Unteroffiziers getroffen sind, sind in vieler Beziehung den Klubs gewöhnlicher Art ähnlich. So giebt es in fast jeder Kaserne eine vortreffliche Kantine mit einem Erfrischungsraum, in denen der Soldat zu billigsten Preisen gute Mahlzeiten und Bier haben kann — nota bene beträgt der tägliche Sold eines Gemeinen mindestens 1 Mark, außer welchem der Mann allerdings nur noch $^3/_4$ Pfund Fleisch und 1 Pfund Weißbrod in natura erhält —, ferner verschiedene Arten von Gesellschaftsspielen und Billards, sowie zahlreiche Bücher, im Freien Spielplätze für das Wurfscheibespiel und Kegelbahnen und, da der tägliche Dienst ihm genug freie Zeit dazu übrig läßt, werden alle diese ihm unentgeltlich zu Gebote stehenden Annehmlichkeiten viel benutzt. Allerdings ist er, wie auch vielfach noch bei uns, genöthigt, in demselben Raum zu schlafen, in dem er lebt und ißt, und dieser zweifellose Uebelstand in Verbindung mit angeblich zu geringer Beleuchtung, Heizung und Ausstattung der von 20 bis 30 Mann bewohnten Zimmer soll eben in erster Linie das angebliche Menschenunwürdige in dem Dasein Tommy Atkins' (Spitzname des private soldier d. i. Gemeiner) bilden. Hierin will man sogar die Ursache von der großen Anzahl von Trunkenheitsfällen erblicken, unter welchen die Armee leidet, da das unwirthliche Heim den Mann angeblich allein zur Flucht nach den Ginhäusern, den Music-halls (Tingel-Tangel) und noch schlechteren Etablissements treibt, zum Schaden seines Körpers und Geistes. „Kein anständiger Dienstbote", so ruft ein angesehenes militärisches Journal bei Besprechung dieser Lage u. A. aus, „würde in einem Privathause bleiben wollen, wo er in solcher Weise untergebracht wäre", (!) und führt dann weiter aus, daß große luftige Lesezimmer, besondere Restaurationsräume, besondere Schlafräume, zum mindesten besondere Räume für die älteren Soldaten, um

darin allein oder zu Zweien, höchstens zu Dreien zu wohnen, eingerichtet werden müßten, um die Lage des Soldaten zu bessern, den häuslichen Sinn und die Solidität desselben zu fördern und den Eintritt in die Armee verlockender zu gestalten. Es ist anzunehmen, daß nach Bewilligung der oben genannten großen Summen zu Kasernirungszwecken diesen Wünschen in gewisser Beziehung Rechnung getragen werden wird. Dennoch muß man doch wohl Lord Wolseley's Worten glauben, der in seinem Bericht über die englische Armee, welchen er vor einiger Zeit in „Harpers Magazine" veröffentlichte, aussprach, daß das Leben des britischen Soldaten, Alles in Allem genommen, kein schlechtes sei und er Zerstreuungen, Vergnügungen und persönlichen Komfort genieße, wie ihn sein sozialer Genosse im bürgerlichen Leben nicht kenne. So scheint doch Vieles in den plötzlich mit Emphase vorgetragenen Klagen zum Mindesten auf starker Uebertreibung zu beruhen, wenngleich andererseits zugegeben werden muß, daß Lord Wolseley, wie aus noch anderen Stellen seiner Darstellung hervorgeht, seinerseits wohl Manches etwas zu rosig gemalt hat. Jedenfalls steht fest, daß der britische Soldat, wie auch die darüber neuerdings angestellten Enqueten ergeben haben, im Großen und Ganzen gut verpflegt wird, wenn er auch einen großen Theil seines täglichen Unterhaltes von dem Truppentheil zu — allerdings sehr niedrig normirten — festen Preisen kaufen muß. Er erhält aber hierzu auch außer dem erwähnten Schilling täglichen Mindestsoldes nach zweijähriger Dienstzeit noch eine tägliche Zulage von einem Penny (8½ Pfennig), und für jedes bei der Fahne verbrachte Jahr werden ihm ferner 3 Pfund (über 60 Mark) gutgeschrieben, welche ihm bei seinem Uebertritt in die Reserve (gewöhnlich nach siebenjähriger Dienstzeit) ausgezahlt werden.

Einen wohl Jedermann überraschenden Einblick in das Leben der englischen Soldaten gewährten die in diesem Sommer in verschiedenen britischen Garnisonen zu Tage getretenen gröblichen Insubordinationsvergehen, welche mit der berüchtigten Meuterei des zweiten Bataillons der Grenadier-Guards in der Wellington-Kaserne zu London ihren Anfang nahmen. Was diese anbetrifft, so steht es wohl einzig da, daß eine der im öffentlichen Ansehen bisher mit am höchsten geltende Truppe eine offene, komplotmäßige Gehorsamsverweigerung in Szene setzt, weil sie sich zu streng behandelt und durch zu vielen Wachdienst gequält glaubt — keine blutige Meuterei, wie sie wohl bei spanischen oder amerikanischen Truppentheilen vorkommt, sondern ein ganz feierlicher, fast gemüthlicher militärischer Strike, verbunden nur mit einigen harmlosen Insultirungen des Obersten! Risum teneatis, amici! — möchte man mit dem alten Satiriker ausrufen, wenn die Sache nicht ihre so ernsten Seiten hätte. Die heute so allgemein und in immer größerem Maßstabe übliche Methode der arbeitenden Bevölkerung, durch Arbeitseinstellungen bestimmte Forderungen zu erzielen, ist also jetzt in London unmittelbar nach den Polizisten und Briefträgern auch von den Truppen versucht

worden. Leider — und das erscheint uns als das schlimmste von der ganzen Sache — können die braven Garde-Grenadiere, Dank der unverzeihlichen Milde — um kein stärkeres Wort zu gebrauchen —, ihrer Vorgesetzten und der unbegreiflichen moralischen Unterstützung, die ihnen von einer kurzsichtigen politischen Partei im Parlament und in der Presse zu Theil wurde, mit dem Erfolg ihres Unternehmens leidlich zufrieden sein. Denn daß sie, nachdem man sich beeilt hatte, ihre „Forderungen" zu erfüllen, später auf kurze Zeit nach Bermuda strafversetzt wurden, kann in unseren Augen um so weniger als Strafe gelten, als sie mit Sicherheit darauf rechnen können, schon in kürzester Frist wieder zurückbeordert zu werden.

Der Verlauf des fast einzig dastehenden Vorganges in den Wellington-Barracks dürfte den meisten unserer Leser noch gegenwärtig sein. Er war kurz folgender: Nachdem das genannte Bataillon der Fußgarde (Grenadier-Guards) an einem Sonntag (6. Juli) von Wache gekommen war, sollte es am folgenden Morgen in voller Marschausrüstung zum Appell antreten. Als aber das Signal zum Hinuntertreten gegeben wurde, weigerten sich alle Mannschaften, mit Ausnahme von sechs, demselben Folge zu leisten und schlossen sich in ihren Zimmern ein. Darauf Berathschlagung des Kommandeurs, Obersten Mactland, mit den Stabsoffizieren, welche dazu führte — von dem Appell Abstand zu nehmen! Nachdem dies den Mannschaften verkündet war, gelingt es den Offizieren schließlich, die mißvergnügten kleinen Schäker zu bewegen, wieder gut zu sein, die Zimmer zu öffnen und sogar auf dem Hof anzutreten, wo ihnen dann ihr Oberst ihre Handlungsweise mit drohenden Worten vorzuhalten suchte. Hiermit hatte er jedoch wenig Glück, denn alsbald erhoben die doch mit Recht ob einer solchen Anmaßung wieder erregten braven Rothröcke ein solches Murren und Lärmen, daß der Oberst sich genöthigt sah, von seiner wohlmeinenden Absicht Abstand zu nehmen. Hierauf wurde von ihm über das Bataillon Kasernenarrest verhängt, und der herbeigerufene Brigadekommandeur pflog ernste Erwägungen mit den Stabsoffizieren, was zu thun sei. Schließlich befragte er die Herren Grenadiere nach den Gründen ihrer so deutlich ausgedrückten Unzufriedenheit und mußte nun durch eine Abordnung schreckliche Dinge erfahren, wie sie mit Wachtdienst überhäuft und mit sonstigem nach ihrer Ansicht theilweise überflüssigen Dienst gequält, ja sogar körperlich mißhandelt wurden. Sofort wurde telegraphisch ein Linienbataillon (East-Yorkshire-Regiment) aus Portsmouth gerufen und den Herren vom General angekündigt, daß dieses nur zum Zweck der Erleichterung ihres schweren Dienstes geschehe, auch wurde das Bataillon vom General sogleich aus dem vom Oberst verhängten Arrest entlassen. Wer war froher und mit dem Erfolg seines mannhaften Handelns zufriedener, als Tommy Atkins. Als nun nachher doch sechs Mann, die ältestgedienten Leute der einzelnen Kompagnien, die man als mit Recht oder Unrecht als Anstifter herausgriff, vor ein Kriegsgericht gebracht, von diesem



zu zweijähriger Festungsstrafe verurtheilt und in Handschellen nach dem Militärgefängniß abgeführt wurden, während zugleich die Strafversetzung des ganzen Bataillons nach Bermuda verfügt wurde, lagerte begreiflicher Weise eine Wolke finsteren Unmuths auf der Stirn der unternehmungslustigen Gardisten. Vergebens versicherte der — an Stelle des auf Halbsold gesetzten Oberst Mactland — neuernannte Kommandeur, Oberst Eaton, er werde ihnen keinen Anlaß zur Klage geben, sondern stets ein nachsichtiger, liebevoller Freund sein, und ersuchte sie, recht liebe Kinder zu bleiben — die Herren Grenadiere wollten das Schmollen nicht lassen. So kam es, daß, als der Oberkommandirende, Herzog von Cambridge, das Bataillon vor seinem Abmarsch besichtigte, um ihm zugleich kräftig seine Meinung zu sagen, der allgemeine Unwille sich auf ein Haar wieder in erneuter grober Insubordination Luft gemacht hätte. Der Befehl zum Schultern wurde in höchst nachlässiger und langsamer Weise ausgeführt, da, wie bestimmt versichert wird, eine allgemeine Verabredung bestand, demselben überhaupt nicht Folge zu leisten — nur der Umstand, daß Einigen der Leute im letzten Augenblick die Dreistigkeit fehlte, vor den Augen des Höchstkommandirenden einen solchen erneuten Beweis von Gehorsamsverweigerung zu liefern, ließ die Sache nicht zum vollen Eklat kommen. Der Griff fiel aber natürlich auffällig schlecht und schlapp aus.

Während solche ungeheuerliche Ausbrüche von Indisziplin einer militärischen Truppe bei uns wohl alle, selbst die radikalgesinnten Parteien der Bevölkerung — die Sozialdemokraten natürlich ausgenommen — in maßloses Staunen gesetzt hätte und von allen auf das Schärfste verurtheilt worden wäre, geschah dergleichen nicht in England. Viele Kreise kümmerten sich um dieses Ereigniß ebensowenig, wie sie sich um einen anderen, ihren speziellen Geschäftszweig nicht berührenden Ausstand bekümmert haben würden, andere bedauerten die armen, unbesonnenen Leute, noch andere nahmen gar offen ihre Partei und entschuldigten ihr Verbrechen. Ein militärisches (!) Blatt äußerte sogar, nachdem es allerdings vorher die Thatsache der Meuterei für höchst tadelnswerth und als einen Ausdruck des Geistes allgemeiner Insubordination für höchst bedenklich bezeichnet hatte, wörtlich etwa folgendes: „Die Erhöhung des Bildungsgrades und der gesellschaftlichen Umgebung des Soldaten, welche in den letzten Jahren stattgefunden hat, macht ihn eifersüchtiger als je auf alle Ansprüche, die man an seine freie Zeit zu der Ausübung irgend eines Dienstes stellt, der nicht absolut nothwendig ist. Er verschlingt seine Zeitung, liest von Strikes unter allen Klassen der Bevölkerung, und ist geneigt, alle Verkürzungen seiner Freizeit, auf welche er nach Ausübung seiner Berufsthätigkeit ein Recht (!) hat, übel zu vermerken. Denn obgleich Soldat, ist er nicht minder auch ein Bürger (!) dieses großen Reiches und als solcher ebenso wie der Handwerker oder der Arbeiter zu seinen Mußestunden berechtigt!" Nein und abermals nein! Der Soldat ist Soldat

und kein Bürger, und ein „Recht“ auf Mußestunden hat er nicht, rufen wir in Uebereinstimmung mit allen deutschen Soldaten aus! Das ist eben die fundamentale Verschiedenheit in unserer und der britischen Auffassung von militärischer Stellung und Pflicht! Dort ist der Soldat, so gut wie der Briefträger und der Policeman, eben nur ein bezahlter und durch das Geld für seinen Arbeitgeber, den Staat, — oder, was jenseits des Kanals dasselbe bedeutet, den kapitalbesitzenden Klassen — gemiethceter, mehr oder minder freier Arbeiter — bei uns ist er der zu blindem Gehorsam seinem König bis zum Tode verpflichtete Krieger, der seinen Vorgesetzten unweigerlich zu gehorchen und nur die Mußestunden zu genießen hat, die ihm letztere zugestehen. Und Gottlob, daß dem so ist, zumal in Zeiten, wo der Geist der Verneinung, des Widerstandes und einer phantastischen, falsch verstandenen Freiheit in den Köpfen der ungeheuern Mehrzahl der unteren Klassen in allen Staaten der alten Welt gährt und mit gewaltsamen Ausbruch droht. Jene Soldaten, die zugleich Bürger sein sollen und die Rechte des Bürgers für sich in Anspruch zu nehmen berechtigt sein sollen, werden schwerlich selbst dem ersten Ansturm dieses revolutionären Geistes gegen das bestehende Staatswesen Widerstand leisten — wohl aber unsere Soldaten, die eben nur Soldaten sind und den inneren Feind ebenso blutig und tapfer niederwerfen werden, wie den äußeren, wenn immer ihr Kriegsherr es gebietet! —

Wenn schon militärische Blätter solche Urtheile aus innerster Ueberzeugung abzugeben vermögen, wie kann man sich da noch wundern, wenn andere das Urtheil des Kriegsgerichtes gegen die sechs herausgegriffenen Anstifter oder Theilnehmer als „barbarisch“, „frivol“, „ungeheuerlich“ u. dergl. bezeichneten, wenn im Parlament und in der Presse Redner für ihre Begnadigung und für eine Verzeihung zu Gunsten des ganzen meuterischen Bataillons erstanden, wenn eine große Volksmenge das scheidende Bataillon unter allen möglichen Zeichen herzlicher Theilnahme bei seinem Marsch zum Bahnhof begleitete und die Meuterer selbst ganz vergnügten Sinnes die Heimath verließen. Nur eine kleine Partei alter Soldaten empfand ganz und voll die Schwere des militärischen Verbrechens der Truppe und die verhängnißvolle Schwäche, die derselben, namentlich zu Anfang, gezeigt wurde, und der „Daily Telegraph“ brachte eine lustige Persiflage in diesem Sinne, welche vielleicht noch manchem „Bürger“ Old Englands nachher die Augen geöffnet hat.

Spätere Nachrichten meldeten übrigens, daß die anfangs wieder besser gewordene Stimmung der versetzten Grenadiere, welche von der neuen Garnison zunächst eine Verminderung des Dienstes erhofften und zudem durch den Reiz des Neuen und Fremdartigen gelockt waren, nicht lange angedauert hat. Das Bataillon wurde in Bermuda streng behandelt, die Mannschaften erhielten keine Erlaubniß, die nur eine halbe Quadratmeile (engl.) große Bowling-Insel zu verlassen, während das Fischen ihre einzige Abwechselung bildete und harte Strafen mußten bald wieder wegen neuen Un-

gehorsams erlassen werden. Von anderer Seite wird freilich obigem widersprochen und verkündet, das Verhalten des Bataillons sei ein musterhaftes und es befinde sich in seinem neuen Aufenthaltsorte sehr wohl.

Forscht man nach den Gründen, welche jene offene Meuterei überhaupt möglich machten, so sind diese für uns zunächst und zu allererst in jenen verkehrten Anschauungen von militärischer Stellung und Pflicht des Soldaten zu suchen, die wir oben erwähnten. Dazu kommt das faule Leben, das die meisten der englischen Soldaten, insbesondere die Gardetruppen, führen und das sie zu falschen Ansichten und auf schlimme Gedanken bringen muß. Der englische Soldat ist, wenn er nicht gerade auf Wache ist — der Wachdienst ist ein allerdings wohl übermäßig ausgedehnter — oder sonst zu einem besonderen anderen Dienst kommandirt wird, in der Regel von 3 Uhr Nachmittags bis 9 bezgl. 9½ Uhr Abends sein eigner Herr und selbst nach dieser Zeit erhalten die Leute von guter Führung oft noch bis Mitternacht Urlaub zum Besuch der in England bekanntlich sehr spät endenden Theater oder anderer Vergnügungsorte. Das faule Leben ist geradezu ein Anziehungspunkt für viele junge Leute, sich dem Rekrutirungssergeanten zu übergeben. Daneben werden sie freilich in den Dienststunden in übermäßiger Weise durch einen namentlich geistig ermüdenden, schematischen Exerzierdienst („Drill") man möchte fast sagen gequält, ohne daß dieses Wort den Begriff der Mißhandlungen haben soll. Letztere dürften übrigens aber auch deshalb nicht allzu selten sein — und sollen angeblich auch bei dem meuterischen Bataillon vielfach stattgefunden haben —, weil sich die Offiziere gar nicht um ihre Leute kümmern. Obgleich von militärischer Seite behauptet wird, daß sich in dieser Beziehung die Verhältnisse gegen früher sehr gebessert haben, so haben doch die Vorfälle in der Wellington-Kaserne wieder klargelegt, daß der Dienst innerhalb eines britischen Bataillons hauptsächlich in den Händen der Feldwebel und Unteroffiziere liegt, die Hauptleute und Lieutenants sich wenig um denselben kümmern und selbst die unverheiratheten Offiziere nicht einmal zum Theil in der Kaserne wohnen. Letzteres soll nun allerdings anders werden, aber es hätte doch auch schon früher für entsprechende Wohnräume dieser Vorgesetzten in der unmittelbaren Nähe ihrer Leute gesorgt werden müssen: wahrscheinlich würden sich dann jene skandalösen Vorkommnisse nicht ereignet haben.

Nichts findet bekanntlich schnellere Nachahmung, als eine ganz besonders Aufsehen erregende strafbare Handlung. Ob nun ein innerer Zusammenhang mit obigem Ereigniß existirt oder nicht — Thatsache ist, daß sich gröbere Fälle von Insubordination im Laufe dieses Sommers bald nach dem von den Garde-Grenadieren gegebenen Beispiel wiederholt haben, ohne freilich solche Ausdehnung erlangt zu haben, so besonders bei dem in Cork garnisonirenden wallischen Regiment, bei einer Batterie in Exeter, einer Trainabtheilung in Chatham, ferner in Aldershot u. s. w.

Unter den diesjährigen größeren Uebungen sind die Kavalleriemanöver bei Uffington und Berkshire, ferner das alljährliche Pfingstmanöver der Volunteers, und namentlich die Flottenmanöver zu erwähnen.

Das Pfingstmanöver der Freiwilligen war in diesem Jahr besonders deshalb interessant, weil es zum ersten Mal einen gleichzeitig zu Wasser und zu Lande gegen Dover unternommenen Angriff zum Gegenstande hatte. Dem Angreifer standen zu diesem Zweck außer zwei Regimentern Infanterie, einem Kavallerie-Regiment und einer Batterie, welche Truppentheile als unbemerkt westlich von Dover gelandet angesehen wurden, noch ein Panzerschiff, vier Fahrzeuge und zwei Schleppdampfer zur Verfügung; die Schiffe sollten die Festung beschießen, während Generalmajor Le Quesne mit seinem Landdetachement durch einen geeigneten und überraschenden Angriff auf Fort Burgoyne die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen hatte. Der Vertheidiger besaß außer seinen Batterien ebenfalls zwei Regimenter Infanterie und etwas Kavallerie. Der Manöveridee entsprechend, brachten die Marinegeschütze die des Vertheidigers nach etwa zweistündiger Beschießung zum Schweigen und der Angreifer war eben im Begriff, in 6 Booten eine Landungsabtheilung auszuschiffen, um Dover zu nehmen, als die Uebung ihr Ende fand. Ob im Ernstfall die Einnahme unter sothanen Umständen und mit so schwachen Kräften überhaupt möglich gewesen wäre, ist wohl stark zu bezweifeln, doch verliert dadurch die Uebung selbst hinsichtlich der Ausbildung für die Volunteers nichts an Werth. An Unwahrscheinlichkeiten und taktischen Fehlern war übrigens sowohl hinsichtlich der Aufgabestellung, als auch der Ausführung kein Mangel, doch würde es zu weit führen, hierauf näher einzugehen.

Höchst eigenthümlich verliefen die diesjährigen Flottenmanöver, insofern, als die beiden Hauptflotten gar nicht zusammengetroffen sind, ja nicht einmal Fühlung mit einander erlangt haben. Der Grund davon lag in den ungenauen Dispositionen, und darin, daß der Angreifer, Vice-Admiral Sir M. Culme-Seymour, sich dies zu Nutze machend, in einer dem Operationsgebiet der feindlichen Flotte ganz entgegengesetzten Richtung bis jenseits der Azoren absegelte. Hierbei kam ihm der 24stündige Vorsprung, der ihm nach der Manöveridee zugestanden war, zu Statten, um den Verfolgungen des Gegners völlig zu entgehen.

Die Dispositionen hatten zwei Flotten von annähernd gleicher Stärke gegenübergestellt. Die „feindliche" Flotte (Angreifer) unter Vice-Admiral Sir M. Culme-Seymour, aus im Ganzen 19 Schiffen, darunter 8 Panzern, bestehend, sollte von ihrer Operationsbasis in Irland (Bantry-Bai) aus suchen, sich unter möglichster Vermeidung eines Zusammenstoßes mit dem Gegner auf einer der großen Handelslinien aufzuhalten, um durch Wegnahme von Handelsschiffen Großbritannien die Zufuhr abzuschneiden und seinen Handel nach Kräften zu schädigen. Dem Vertheidiger dagegen, Vice-Admiral

Sir George Tryon, dessen Namen noch vom vorjährigen Manöver her einen besonders guten Klang in den Ohren der blue jackets hat, war die schwere Aufgabe zugefallen, mit einer nur sehr wenig stärkeren Flotte (23 Fahrzeuge, darunter 9 Panzer) den Feind troß seines 24stündigen Vorsprunges aufzusuchen und ihn gewaltsam zu nöthigen, sich auf seine Kriegshäfen zurückzuziehen. Plymouth war dem Vertheidiger als Operationsbasis zugewiesen worden und auf Portland-Reede ein Reservegeschwader hauptsächlich aus Küstenvertheidigungs-Fahrzeugen zusammengezogen. Außer dem Hauptziel und -Zweck des Manövers zu sehen, inwieweit eine feindliche Flotte im Fall eines Krieges auf einer wichtigen Handelsstraße des Meeres halten und den Schiffsverkehr abschneiden könne, ohne sich in eine Hauptschlacht einzulassen, bezweckten dieselben in zweiter Linie noch, die vortheilhafteste Art für die Ausnutzung einer beträchtlichen Kreuzerflottille festzustellen, sowie ferner Klarheit über die Maßnahmen zu gewinnen, wie ein der obigen entsprechend zusammengesetztes Reservegeschwader von einem strategischen Punkt im Kanal aus die Unternehmungen der Hochseeflotte unterstützen und sich zugleich gegen die Torpedoboote schützen könne, endlich auch hinsichtlich der Taktik der Letzteren weitere Erfahrungen zu gewinnen. Zu letzterem Zweck war eine „feindliche" Torpedoboot-Flottille mit einem Kreuzer in Alderney versammelt, welche von den Normannischen Inseln aus gegen das Reservegeschwader oder irgend ein anderes Fahrzeug des Vertheidigers im Kanal vorgehen sollte.

Der Hauptzweck wurde, wie gesagt, nicht erreicht, da die Angreiferflotte, ihre unbeschränkte Freiheit der Aktion benutzend, verschwand und erst zehn Tage nach Beendigung der festgesetzten Manöverzeit in Torbay wieder vor Anker ging, nachdem sie 3500 Meilen, ohne den geringsten Unfall mit den Schiffen oder Maschinen erlitten zu haben, zurückgelegt und in der ganzen Zeit aber auf der vorgeschriebenen Handelsroute nur drei Handelsschiffe angetroffen hatte. Admiral Tryon hatte inzwischen nach Ablauf des befohlenen Vorsprungs Alles gethan, was in seinen Kräften stand, um mit Hülfe seiner Kreuzer die feindliche Flotte auf der Handelsstraße oder den irischen Gewässern aufzuspüren, war schließlich zu diesem Zweck selbst etwa 100 geographische Meilen bis auf die Höhe von Cap Finisterre vorgegangen, mußte aber am Schluß der vorgeschriebenen zehntägigen Manöverzeit unverrichteter Sache auf seine Operationsbasis zurückkehren.

Man muß daher wohl denen Recht geben, welche behaupten, die diesjährigen Flottenübungen seien mit Ausnahme des Umstandes, daß jede längere Seefahrt lehrreich und vortheilhaft für die Marine sei, resultatlos verlaufen, obgleich der gelungene Versuch Sir M. Culme-Seymours, Kohlenvorräthe auf hoher See einzunehmen, den er südwestlich der Azoren ausführte, eine praktische Lehre von wirklicher Bedeutung darstellt. Aber dies ist auch der einzige Erfolg und derselbe scheint denn doch, was die pekuniäre Seite der Sache anbetrifft, recht theuer erkauft. Die Pall Mal Gazette

sprach etwas drastisch aus, was viele empfanden: „Die Flottenübungen dieses Jahres haben einen lächerlichen Abschluß gefunden. Eine große Menge Kohlen sind unnütz verbraucht worden. Die Schiffe dampften in die See und darauf in den Hafen zurück. Zwei gewaltige Flotten haben Seewind gekostet, aber keine hat die andere zu sehen bekommen.“ Und die Times bemerkten ironisch über denselben Gegenstand: „Sir M. Culme-Seymour verschwand bei einem Vorsprung von 24 Stunden einfach in dem Weltenraum und blieb den Kreuzern Sir George Seymours unsichtbar. Hoffentlich ist dies Resultat befriedigend für die Admiralität und lassen sich wichtige Schlüsse aus dem dadurch zu Tage gebrachten Beweise folgern, daß zwei Flotten von ungefähr derselben Geschwindigkeit leicht, wenn sie durch eine 24stündige Fahrt von einander getrennt sind, die Verbindung miteinander verlieren können, namentlich wenn die Bewegungen der einen Partei nicht irgendwie beschränkt sind!“

Auffallend bleibt es jedenfalls und würde schwerlich bei uns unter ähnlichen Verhältnissen ein Gegenstück finden, daß ein Admiral, wie Sir Seymour, so wenig auf die ihm doch bekannten Intentionen der obersten Leitung eingeht und sich lediglich die Mangelhaftigkeit der ihm gegebenen Dispositionen zu Nutze zu machen trachtet. Als noch seltsamer muß es aber bezeichnet werden, daß, wie es hier der Fall war, eine so große Flotte wie die seinige sich fast drei Wochen auf dem atlantischen Ocean bewegen kann, ohne daß irgend eine Kunde von ihr die Heimath erreicht. Denn thatsächlich geschah letzteres erst 24 Stunden bevor sie wieder vor Anker ging, vorher waren die Schiffe verschwunden, als hätten die Wellen sie verschlungen — was aber die kühle Bevölkerung Old Englands nicht weiter beunruhigte.

Erfolgreicher als diese Uebungen waren die von einem tüchtigen und unternehmenden Führer geleiteten Angriffe der genannten Torpedoflottille, welche aus 2 Torpedoboots-Jägern, 1 Kreuzer und 12 Torpedobooten erster Klasse zusammengesetzt war. Ihre Erfolge gegen Kriegs- und Kohlenschiffe waren, obgleich dieselben theilweise von den Angegriffenen bestritten werden, so bedeutend, daß man jetzt in England zu der in letzter Zeit kaum noch gehegten Ueberzeugung gekommen ist, daß kein Hafen der Südküste von England gegen einen überraschenden, unmittelbar nach der Kriegserklärung erfolgenden Torpedoboots-Angriff von der französischen Küste her sicher ist und man ernsthafte Schutzmaßregeln für die weitere Sicherung der Kriegs- und Handelshäfen in Erwägung ziehen muß.

Nach der Veröffentlichung des Flottenbauplanes für das Finanzjahr 1890/91 sollen während dieses Jahres zwar aus Sparsamkeitsrücksichten keine neuen Summen für Kohlenstationen und Dockbassins ausgegeben werden, dagegen mehrere der schon im Bau begriffenen Panzer vollendet und ein weiterer Kreuzer von der Blonde-Klasse (1580 Tons, 3000 Pferdekräfte, 16,5 Knoten Geschwindigkeit) gebaut werden. Bis zum Jahre 1894 will

Großbritannien bekanntlich im Besitze von über 77 Panzerschiffen sein und betreibt daher den Bau der großen Schlachtschiffe mit möglichster Energie.

Was die oben erwähnten Kavalleriemanöver in Berkshire anbetrifft, so äußert sich die Presse über diese, bei welchen unter den Augen Sr. Kgl. Hoheit des Herzogs von Cambridge und unter Leitung des Generals Sir Evelyn Wood zum ersten Mal zwei Brigaden in der Stärke von etwa drittehalbtausend Mann zusammengezogen waren, recht befriedigt. Reiter, Pferde und Geschütze haben sich in bestem Lichte gezeigt und auch die dabei vertretene berittene Infanterie soll ihre volle Existenzberechtigung nachgewiesen haben. Theilweise wird eine größere Heranziehung der Yeomanry (berittene Miliztruppe) und eine häufigere Wiederholung dieser Manöver in noch größerem Maßstabe gewünscht. Bemerkenswerth ist die Bewegung, welche auch die englischen Kavalleristen nach dem Muster ihrer Kameraden in den kontinentalen Armeen im Feuergefecht geübt und verwendet sehen will; wie es außerdem heißt, sei auch eine wenigstens theilweise Bewaffnung der englischen Kavallerie mit Lanzen demnächst zu erwarten, zunächst allerdings nur für die vorderen Glieder.

(Schluß folgt.)

Uebungen in Rußland.

I. Die Uebungen bei Dünaburg.

Im vorigen Jahre rückten die Regimenter der 25. Infanterie-Division wie gewöhnlich am 27. Mai in das Lager, welches sich 2 Werst von der Stadt Dünaburg auf dem linken Ufer der westlichen Dwina befindet. In ökonomischer Hinsicht bietet das Lager viele Vortheile, Dank der Nähe der Stadt, in welcher bisher 3 Regimenter der Division ihre Winterquartiere hatten und wohin vom 12. September an auch das Ostrowski'sche Regiment vom Städtchen Kreslawka verlegt worden ist.

Im Laufe der ersten 6 Wochen der Lagerversammlung, das ist zur Zeit der Kompagnie- und eines Theiles der Bataillonsübungen, wurden die zu den Regimentern kommandirten Fähnriche der Reserve ausgebildet. Während der ganzen Dauer ihrer Uebung, wie auch bei der Prüfung, welche der Divisions-Kommandeur Generallieutenant Ofrosimoff mit ihnen vornahm, zeigten sich die Fähnriche würdig, zu Offizieren befördert zu werden. Trotz

der kurzen Uebungszeit hatten sie sich in genügender Weise die Obliegenheiten eines jüngeren Offiziers im Felde zu eigen gemacht und den ihnen vorgeschriebenen Kursus im Schießen beendet.

Außer der Uebung der Fähnriche der Reserve war eine besonders hervorragende Bedeutung in der diesjährigen Lagerversammlung in der erstmaligen Anwendung der neuen Schießvorschriften zu erblicken, welche ohne Abkürzung oder Aenderung durchgeführt wurden. Jetzt, nachdem der Schießkursus beendet ist, kann man die ungeheuren Vortheile der neuen Vorschriften gegenüber den alten nur hoch anerkennen. Man glaubte, daß nach der neuen Vorschrift die Schießausbildung in einem wesentlich geringeren Zeitraume beendet sein würde, als in den früheren Jahren, indessen verlangsamte sich dieselbe dadurch, daß die alten Schießstände sich als zu klein zeigten. Von der 10. Uebung an ist nach den neuen Vorschriften in Sektionen zu schießen; wenn der Schießstand in der Front nicht breit genug ist, so kann man nicht gleichzeitig mit zwei oder mehr Sektionen schießen. Deshalb müssen die Truppen entweder ihre Schießstände verbreitern, wo das möglich ist, oder sie beendigen ihre Schießausbildung wie bisher Mitte Juli. Uebrigens macht sich die Verspätung in der Beendigung der Schießausbildung dort, wo eine Verbreiterung der Schießstände nicht möglich ist, wie z. B. im Dünaburger Lager, reichlich durch den Nutzen bezahlt, welchen der neue Kursus den Sektions- und Zugführern bringt. Bei der 10., 11. und bis zur 18. Uebung einschließlich lernen die Sektions- und Zugführer gründlich die Feuerleitung ihrer kleinen Abtheilungen, was sich wiederum bei den Exerzierübungen und den Manövern deutlich bemerkbar macht. Im Allgemeinen hat sich das Schießen in einer Weise bei den Truppen eingelebt und wird dasselbe so gewissenhaft betrieben, daß es vielleicht angängig sein könnte, wenn die Inspektion der Schießausbildung etwas abgekürzt und dagegen die erübrigte Munition zu einer Wiederholung des Schießens in Sektionen, Zügen und Kompagnien verwendet werden könnte, dieses wichtigsten Theiles der neuen Schießausbildung, welcher die Sektions- und Zugführer veranlaßt, sich ihrer Obliegenheiten und ihres Einflusses auf die Mannschaft im Gefecht bewußt zu werden.

Vom 12. August an fand die allgemeine Versammlung statt, an welcher die 25. Artillerie-Brigade und das 9. Elisabethgrader Dragoner-Regiment theilnahmen. Die Infanterie empfing die Dragoner, der Gastfreundschaft des Russen entsprechend, mit einem kameradschaftlichen Frühstück, wobei den Mannschaften je ein Pfund Fleisch, Semmel und ein Glas Wodka gegeben wurde, den Offizieren wurde in dem Lokale des 98. Dorpater Infanterie-Regiments ein Frühstück servirt.

Mit Beginn der „Kleinen Manöver“ trat auch im Lagerleben die gewohnte Abwechselung ein. Leider wird die Belehrung durch die kleinen

Manöver durch die Menge der bestandenen Felder sehr beeinträchtigt, welche nicht nur in der nächsten Nähe von Dünaburg, sondern auch in weiterer Entfernung vorhanden sind. Dieser Uebelstand wurde einigermaßen durch die zehntägigen Uebungen ausgeglichen, welche in diesem Jahre von Dünaburg aus stromaufwärts der westlichen Dwina, vorbei am Städtchen Kreslawka, nach Pridruisk zu stattfanden.

Die ersten drei Tage bis nach Kreslawka war die Division in zwei Theile getheilt, der eine derselben, bestehend aus dem 97. Livländischen und dem 98. Dorpater Infanterie-Regiment, dem 14. und 89. Reserve- (Kadre-) Bataillon, 3 Batterien und 3 Eskadrons, manöverirte am linken, kurländischen Ufer der westlichen Dwina von Groß-Born nach Kreslawka, während der andere, bestehend aus dem 99. Iwangoroder und dem 100. Ostrower Regiment, 3 Batterien und 3 Eskadrons, sich auf dem rechten Ufer der westlichen Dwina von Dünaburg nach Kreslawka bewegte. Am ersten Manövertage wurden innerhalb der Regimenter gegenseitige Uebungen vorgenommen, am zweiten Tage wurden Manöver, Regiment gegen Regiment, und am dritten Tage brigadeweise ein Nachtmarsch mit Kavallerie und Artillerie nach Kreslawka ausgeführt. Das auf dem linken Dwina-Ufer entwickelte Detachement mußte in Kreslawka den Fluß überschreiten. Für gewöhnlich wird dort der Flußübergang durch eine Fähre vermittelt, welche infolge ihrer Bauart das Uebersetzen von Artillerie und Kavallerie nicht gestattet. Infolge rechtzeitig ausgeführter Rekognoszirung der Fähre und ihrer Zugänge wurden dieselben in einer Weise zugerichtet, daß man dreist Artillerie überfahren konnte. Nichtsdestoweniger hätte die Ueberfahrt mit einer Fähre allein für das Detachement fast zwei Tage oder mehr in Anspruch genommen, was der Disposition der Manöver widersprochen und Zeitverlust herbeigeführt hätte. Zur Beschleunigung des Uebersetzens hatten die Regimenter die in ihrem Besitze befindlichen großen Boote aus dem Lager nach Kreslawka herangeholt; außerdem hatte die Polizei gegen Bezahlung ein großes, den Bürgern des Städtchens gehöriges Boot in Beschlag genommen. Auf diese Weise bewerkstelligte die Brigade mit ihrer Kavallerie und Artillerie und ihren Fahrzeugen von früh 7 bis Abends 6 Uhr glücklich den Uebergang.

Von Kreslawka rückte die Division auf dem rechten Ufer der westlichen Dwina in zwei Kolonnen brigadeweise gegen Pridruisk gegen einen markirten Feind vor; am nächsten Tage wurde in der Umgegend von Pridruisk gegenseitiges Manöver, Brigade gegen Brigade, abgehalten. Auf dem Rückmarsch nach Kreslawka wurde in der Division ein Vormarsch in einer Kolonne ausgeführt. Einem plötzlich auftretenden markirten Feind gegenüber entwickelte sich die Division zum Angriff und setzte später den Vormarsch wieder in einer Marschkolonne nach Kreslawka fort, von wo aus in einer Kolonne nach dem Dünaburger Lager marschirt wurde.

Im vorigen Jahre sind die Regimenter der 25. Division während

der Versammlung im Lager dreimal besichtigt worden: vom Korps-Kommandeur, vom Kommandirenden des Militär-Bezirks und dem Schieß-Inspekteur.

Am 12. September rückten die Truppen aus dem Lager in ihre Winterquartiere in Stadt und Festung Dünaburg, indem sie ihre Pionier-Uebungen begannen. (Nach dem „Invaliden“.)

II. Die Uebungen in Volhynien.

Ueber die Organisation der Kavallerie. Die Volhynischen Manöver, an welchen 6 Kavallerie-Divisionen theilnahmen, lassen auf's Neue in erster Linie die Frage über die Organisation der Kavallerie hervortreten. Wir hatten zwei Arten derselben: die Divisions- oder Korps-Reiterei und die selbstständige Armee-Kavallerie, welche, in Korps zusammengezogen, jungen, energischen Kavallerieführern unterstellt war. Leider konnten die Vorzüge dieser Organisation nicht vollständig und nach allen Seiten hin gewürdigt werden, denn infolge der Anlage des Manövers waren die Entfernungen der beiden Gegner von einander zu gering, sodaß schon vom ersten Tage an, dem 6. September, der Zusammenstoß größerer Massen der beiden Kavallerie-Korps erfolgte. Infolge dessen wurde die ganze Thätigkeit der Armee-Kavallerie zu einem Zweikampf von Kavallerie-Massen vor der Front und auf den Flanken der Armeen.

Der Bestand an Kavallerie war folgender:

Armee von Ljublin:

Kavallerie-Korps Sr. Kaiserl. Hoheit des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch des Jüngeren:

13. Kavallerie-Division	26	Eskadrons	und Ssotnien	und 12	Geschütze
Kombinirte Kavallerie-Division	24	„	„ „	„ 12	„
Im Ganzen	50	Eskadrons	und Ssotnien	und 24	Geschütze
Divisions-Kavallerie:			24 „	„ 12	„

Die 4 Regimenter der 1. Donischen Kasaken-Division waren auf die Infanterie-Kolonnen vertheilt, von denen die Kolonnen (die Rudnjenski'sche und die Kowel'sche) aus je einer Infanterie-Division, die beiden anderen (die Grochowski'sche und die Wladimir-Volhynische) aus je einem Infanterie-Korps bestanden. Auf diese Weise gab die Vertheilung der 1. Donischen Kasaken-Division Veranlassung zu der Frage: Genügen 6 Ssotnien für ein Korps oder muß man 6 Ssotnien für die Division haben?

Armee von Volhynien.

Kavallerie-Korps des Generallieutenant Strukoff:

11. Kavallerie-Division	18 Eskadrons und		12	Geschütze
12. „	18 „ „		12	„
2. kombin. Kasaken-Division		18 Ssotnien	12	„
Im Ganzen	54 Eskadrons und Ssotnien und		36	Geschütze.

Die Kasaken-Regimenter der drei Divisionen, welche das Korps des Generals Strukoff bildeten, waren auf die Infanterie-Divisionen und Korps vertheilt.

Nach Beendigung der Manöver, nachdem man bis zu einem gewissen Grade in die Lage versetzt war, die Thätigkeit so großer Kavalleriemassen einer näheren Untersuchung zu unterziehen, wurden Ansichten auch über die Organisation der Kavallerie ausgesprochen, Ansichten von Autoritäten, welche volle Beachtung verdienen. Die Mehrzahl sprach sich dahin aus, daß es ungenügend sei, dem Korps 6 Ssotnien zu geben, daß vielmehr eine Brigade — 12 Ssotnien — unumgänglich nöthig sei, um zuallererst die Infanterie mit einer genügenden Menge von Kavallerie zu versehen und dann erst die übrige Masse von Kavallerie in Korps zusammenzuziehen, deren Bestand auf diese Weise in Friedenszeiten nicht vorher gesehen werden kann.

Das Manöver zeigte bez. Führung der Armee-Kavallerie, von wie großem Einfluß die Persönlichkeit eines jungen, energischen Führers auf den Erfolg der Gefechtsthätigkeit der Kavallerie und wie wichtig es ist, solche Führer schon im Frieden zu haben.

Die Organisation der Divisions- und Korpsreiterei bei den Volhynischen Manövern war eine zweifache: bei der Armee von Ljublin hatte man für ihre Beigabe eine ganze Kavallerie-Division — die erste Donische — zertheilt, bei der von Volhynien hatte man 3 Divisionen desorganisirt, indem man ihnen Kasaken-Regimenter entnommen hatte. Dem ersteren Verfahren, als weniger zersetzend, giebt man den Vorzug, aber nur weil man von zwei Uebeln das weniger große wählen will. Die Mehrzahl der Ansichten besteht darauf, daß es unumgänglich nöthig ist, den Bestand der vorhandenen Divisionen zu erhöhen, um nicht ihre Zahl zu verringern, sondern damit man aus jeder Division die Divisions-Kavallerie ausscheiden kann, ohne den bestehenden Typus von 24 Eskadrons bei der Division zu schwächen. Von Neuem tritt auf diese Weise die Frage einer unumgänglich nöthigen Vermehrung der Kavallerie an uns heran, welche in ihrem Wachsthum hinter den übrigen Waffen zurückgeblieben ist. (Nach dem „Raswjedtschik".)

III. An die Truppen des Kiewer Militär-Bezirks

wurde für die bevorstehenden großen Manöver im vorigen Jahre vom Kommandirenden eine Direktive erlassen, welche auch für fremde Militärs nicht ohne Interesse ist, und seien daher nachfolgende Punkte (nach dem „Invaliden") erwähnt.

1. Im Gefecht wird eine zum Angriffe vorgehende Schützenkette bekanntlich durch Abgang an Mannschaften geschwächt, welche aber nicht nur Todte und Verwundete, sondern auch Zurückbleibende sind, die bei jedem Halte auf dem Platze liegen bleiben. Dieser Umstand hat auch in anderen Armeen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und ist dort ein Offizier mit der

Aufsicht, daß Niemand zurückbleibt, beauftragt worden. Man hat auch die Erfahrung gemacht, daß eine im starken Feuer vorgehende Schützenkette, welche sich an einem gedeckten Platze niedergelegt hat, sehr schwer zu einem Erheben zum Zwecke weiteren Vorgehens zu bringen ist. In dieser Beziehung empfiehlt es sich, die Ausbildung im zerstreuten Gefecht so vorzunehmen, daß Niemand ohne das Kommando des Zugführers „Niederlegen“ es wagt, sich zu legen. Nach beendeter Ausbildung ist ein solches Kommando nicht mehr zu geben, bei allen Uebungen und Manövern ist der Angriff in der Schützenkette stehend auszuführen (die Leute sind nicht zu veranlassen, sich niederzulegen); dies ist im bevorstehenden Manöver anzuwenden. Im wirklichen Gefecht erhöht diese Art des Angriffs nicht die Zahl der Verluste, sondern verringert sie eher noch, denn die Verwundung eines stehenden oder liegenden Mannes ist auf Entfernungen über 300 Schritt schon im Frieden nicht leicht, im Gefechte ist sie vollkommen dem Zufalle unterworfen, aber dafür wird ein Angriff energischer und frischer sein, wenn ein jeder sieht, daß, bevor man den Feind nicht erreicht hat, man sich auch nicht vor seinem Feuer versteckt.

Nachdem der Kommandirende auf das Schädliche hingewiesen hat, wenn der einzelne Mann in der Schützenkette Deckung sucht, empfiehlt er den Kommandeuren, ganz besonders ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß die Reserven, wo sich nur irgendwie die Möglichkeit bietet, verdeckt aufzustellen sind. Sie sollen die reglementarischen Distanzen zwischen Kette und Reserve nicht als „heilig und unantastbar“ ansehen, sondern die Reserven von Deckung zu Deckung, je nachdem es nöthig und vortheilhaft erscheint, vorbewegen.

2. Die Artillerie hat ihre Aufmerksamkeit auf die unpraktische Art und Weise, wie die Wischer der Geschütze gehalten werden, zu richten; denn sowohl im Marsche mit aufgesessener Bedienung, als während der Thätigkeit in der Position lassen die nach oben gehaltenen Bürsten der Wischerenden sehr leicht selbst auf weite Entfernungen die Zahl der Geschütze erkennen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, befiehlt der Kommandirende, daß die Wischer nie — mit alleiniger Ausnahme des Parademarsches — senkrecht gestellt, sondern stets wagerecht gehalten werden sollen.

3. Es sind die Bestimmungen über Bedeutung und Anwendung der geheimen (Erkennungs-) Worte scharf in's Gedächtniß zurückzurufen. Man hat die Möglichkeit einer Täuschung immer im Auge zu behalten und, wenn man irgend einen Befehl auf Posten erhält, in wichtigeren Fällen nie zu vergessen (welcher z. B. ein Entfernen von den Posten oder einer Feldwache, einer Hauptwache verlangt), sich ganz sorgfältig davon zu überzeugen, daß der Befehl auch wirklich von der Person kommt, in deren Auftrage er übergeben wird, wie hoch auch dieser Vorgesetzte rc. stehen möge.

4. Bei den Manövern sind die Leute anzuweisen, sparsam mit den Patronen umzugehen, und sie nur da zu verwenden, wo es wirklich nöthig ist. Signale sind zu vermeiden.



Die Verwendung des Fesselballons.

Von **Kiefer,**
Sekonde-Lieutenant, komm. zur kgl. bayr. Luftschiffer-Lehr-Abtheilung.

Im Anfange des vorigen Jahrzehntes war die Militär-Aeronautik wieder sehr in den Vordergrund getreten und hatte stellenweise sehr großes Interesse beansprucht und auch gefunden. Der Optimismus, mit welchem man anfangs die Wiedergeburt dieser Kriegswaffe begrüßte, hatte die Vortheile, welche von derselben zu erwarten waren, etwas stark übertrieben und Anforderungen gezeitigt, welchen der Ballon, vor Allem in dem damaligen Zustande des Werdens, nicht im Geringsten genügen konnte.

Der Rückschlag blieb nicht aus. Den phantasievollen Hoffnungen der ersten Zeit rückte die Skeptik der Thatsachen auf den Leib und hatte an dem — erst im Entstehen begriffenen — Material und an den noch etwas vagen Anschauungen über dessen Verwendung berechtigte Aussetzungen zu machen, was wieder zur Folge hatte, daß bald eine große Partei entstand, welche dem militärischen Ballonwesen jegliche Lebensfähigkeit und Existenzberechtigung abstritt.

Nachdem nun aber in der allerletzten Zeit fast in allen militärischen Hauptstaaten das Ballonmaterial den Grad der Vollkommenheit erreicht hat, welchen es zu einer feldmäßigen Verwendung unbedingt bedarf, dürften die folgenden Zeilen nicht unzeitgemäß sein, welche es sich zur Aufgabe machen, die Leistungen und Vortheile eines Fesselballons, wie ihn die moderne Technik liefert, ausschließlich an der Hand der Thatsachen klarzulegen und auch ferner stehenden Kreisen zugänglich zu machen.

Anwendung fand in neuerer Zeit der Fesselballon durch die Franzosen in Tonkin, durch die Engländer im Sudan und durch die Italiener bei Massaua.

Die Berichte über die Benutzung seitens der Franzosen sind leider zu wenig in die Oeffentlichkeit getreten. Und doch wurde gerade bei dieser Gelegenheit dargethan, daß der Fesselballon auch in gefülltem Zustande für die Truppen bei den raschen Bewegungen des Feldkrieges kein Marschhemmniß verursacht, noch die Nothwendigkeit eines Verzichts auf die Dienste des Ballons aus diesem Grunde eintritt.

Hauptmann Aron, der Führer der französischen Luftschiffer-Abtheilung in Tonkin, legte im Anschluß an die Brigade Brière de l'Isle in der Zeit vom 4. bis 13. März 1884 den ganzen Marsch von Ha-noi nach Bac-ninh mit **gefülltem** Ballon zurück, leistete dabei am 12. März im Gefechte bei Toung-son wesentliche Dienste sowohl durch Beobachtung der Artillerie-

Wirkung wie der Bewegungen des Gegners, und dies Alles in Gegenden, deren Verkehrsverhältnisse keinerlei Vergleich mit den unserigen aushalten, mithin eine ganz hervorragende, noch nicht dagewesene Leistung. Der Ballon — noch dazu gefirnißt, also nicht die beste Art — blieb 13 Tage gefüllt, da er schon einige Tage vor dem Abmarsch zu Auffahrten benutzt worden war.

Vom 4. bis 12. April begleitete der gleiche Ballon, ebenfalls gefüllt, die Brigade Negrier von Ha-noi nach Hong-hoa unter theils recht widrigem Wetter, welches einigen Gasverlust verursachte, so daß am 6. April eine kurze Nachfüllung stattfinden mußte. Am 9. April fanden Beobachtungen gegen Hong-hoa statt, das 10 km entfernt lag, am 11. April nahm der Ballon an der Beschießung obigen Platzes theil; er war hierbei 7 bis 8 km von der Stadt entfernt und leistete gute Dienste im Erkunden der Artilleriewirkung und der von den Chinesen beim Rückzug eingeschlagenen Richtung.

In gleicher Weise nahm die Truppe unter Lieutenant Jullien vom 19. bis 31. Januar 1885 an der Expedition nach Kep theil, wobei wieder der Ballon vom 25. bis 31. Januar gefüllt transportirt wurde. Während dessen wurde der Ballon zu einer wohl gelungenen Täuschung des Gegners benutzt, der die französischen Hauptkräfte in der Nähe desselben vermuthete.

Aehnliche Verwendung wie in Tonkin fand der Ballon bei gleich guter Ausdauer des Materials durch die Engländer im Sudan und durch die Italiener in Massaua. Hierbei ist ein sehr eingreifender Fortschritt zu verzeichnen: in beiden Ländern wurde der Ballon aus trag- und fahrbaren Cylindern mit komprimirtem Wasserstoffgas gefüllt, da es die Dauer dieses Vorganges auf ³/₄ Stunden herabsetzte. In den Berichten, welche bekannt wurden, heißt es, daß die Ballons in Gebrauch waren; dieselben hätten gute Dienste gethan, ohne daß im Besonderen auf eine einzelne hervortretende Thatsache aufmerksam gemacht würde.

Was nun eine weitere Benützung des Fesselballons in neuester Zeit betrifft, so ist dieselbe in allen Staaten, welche solche Trains besitzen, sowohl auf Artillerie-Schießplätzen, als auch bei Belagerungsübungen, endlich auch bei größeren Manövern bethätigt worden. Aber es hat wohl noch kein Artillerieschießen stattgefunden, bei welchem die Beobachtung vom Ballon aus auch die Bedeutung für die Trefferwirkung gehabt hätte, ebensowenig eine Belagerungsübung, bei der den Ballonnachrichten die Rolle zugewiesen worden wäre, welche der Ballon nach den vielen theoretischen Betrachtungen und nach dem ihm manchmal entgegengebrachten Interesse hätte beanspruchen können. Was vollends gar die größeren Manöver anlangt, so dürfte überall der Einfluß der in Thätigkeit gesetzten Ballons, wie solches vor Allem in anderen Staaten der Fall war, auf die Truppenführung selbst ein minimaler sein.

Woran liegt nun diese Erscheinung: der Ballon ist eine schwerfällige, höchst unzuverlässige Maschine, lautet wohl allerseits die Anklage; man kann auf ihn nicht unbedingt rechnen und darum sucht man sich von ihm zu

emanzipiren, daher die Gleichgiltigkeit, die man ihm in der Praxis entgegenbringt!

Audiatur et altera pars.

Alle eben aufgeführten Verhältnisse, vor allen die drei Feldzüge, spielten sich in so kleinen Dimensionen ab, daß die einzelnen Aktionen eines Gefechtes weder räumlich noch zeitlich viel getrennt waren, so daß die gegenseitige Benachrichtigung leicht und rasch durch die gewöhnlichen Mittel ausgeführt werden konnte. Dasselbe gilt für die Schieß- und Belagerungsübungen, welche sich doch immer, im Vergleich zum Ernstfalle, in bescheidenen Grenzen bewegen, mit bestimmten Arbeitsstunden, ohne jede Unsicherheit über die gegenseitigen Verhältnisse und bei einer Unsumme von Mitteln, sich die nöthige Orientirung über den Gegner anzueignen, ohne einen schwerfälligen, unzuverlässigen Ballontrain.

Betreffs der größeren Manöver aber wird ja auch von anderen Seiten die Klage immer lauter, daß dieselben, eben was Raum und Zeit betrifft, der Wirklichkeit immer weniger entsprechen und zu falschen Bildern verleiten.

Nun, wenn Jemand zu klagen hat, so ist es vor Allem der Beobachter im Ballon. Im Verlauf von einigen Stunden spielt sich ein Gefecht ab, das in Wirklichkeit schon zur Einleitung diese Zeit beanspruchen würde. Dazu eine Sicherheit in der Beurtheilung der gegnerischen, womöglich nur markirten Verhältnisse, welche nicht den geringsten Vergleich aushält mit der Orientirung über die Gesammtlage im Ernstfalle. Was soll da ein Ballon noch Neues bringen?

Mit einem Worte, aus allen bisher stattgehabten praktischen Verwendungen des Fesselballons kann noch kein Schluß auf die wirkliche Tragweite seiner Thätigkeit gezogen werden, weil die Verhältnisse entweder zu klein, oder bei größeren Dimensionen dem Ernstfalle nicht entsprechend waren.

Zur weiteren Betrachtung sind vorerst die Hauptdaten über das Material eines modernen Ballontrains festzustellen.

Die rascheste und sicherste Art, einen Ballon zu füllen, ergiebt sich beim Gebrauch der Stahlcylinder mit komprimirtem Wasserstoffgase. Aus denselben kann das Volumen eines Ballons wohl in einer Viertelstunde entleert werden, allein das Abladen des Materials, die Montirung des Ballons, das Verbinden der einzelnen Cylinder mit der Hauptleitung nimmt ebenfalls einige Zeit in Anspruch, sodaß vom Anfahren des Trains bis zum Hochlassen des Ballons doch immerhin eine Stunde gerechnet werden muß.

Nun sei bei jedem Armee-Korps, vielleicht während des Marsches immer im Anschluß an die Korpsartillerie, ein Ballontrain eingeschaltet und zwar in der Stärke von 3 Ballons und 3 Füllungen; die 3 Ballons und eine Füllung befinde sich als erste Staffel an der eben bezeichneten Stelle in der Marschkolonne, während die zweite und dritte Füllung an die zweite Staffel der Artillerie sich anschließe. Diese erste Staffel des Ballontrains würde

bestehen aus einem sechsspännigen, einem vierspännigen und sechs zweispännigen Wagen, mithin einen Raum von ungefähr 100 m beanspruchen, gewiß keine zu weitgehende Vergrößerung der Marschkolonne; die zweite Staffel würde sich demnach aus zehn zweispännigen Fahrzeugen zusammensetzen, also in einer Länge von 120—130 m. Dieser Wagenpark kann überall hinfolgen, wohin sich die Fahrzeuge fortbewegen können. Des Weiteren ist zu betonen, daß auch an den gefüllten Ballon die gleichen Anforderungen an Marschleistung und Geschwindigkeit gestellt werden können, wie an eine Infanterie-Abtheilung, von einer Brigade aufwärts, und zwar mit Einrechnung des Zeitaufwandes, welcher sich beim Ueberschreiten von Hindernissen, wie Telegraphenleitungen 2c., ergiebt.

Was die Gefährdung des Ballons durch Artillerie- und Infanteriefeuer betrifft, so kann als feststehend betrachtet werden, daß der Ballon, wenn er sich länger in der Höhe halten soll, mindestens 1500 m von der Infanterie-linie und 5 km von der Artillerie entfernt sein muß. Ein Getroffenwerden des Ballons ist vorerst noch ohne weitgehende Folgen, weder für den Beob-achter, noch für das Material, da der Ballon sehr langsam fällt und die entstandenen Beschädigungen rasch wieder ausgebessert sind.

Für Beurtheilung des Ausblickes aus dem Ballon haben sich nach längerer Beobachtung folgende Anhaltspunkte ergeben: In der guten Jahres-zeit — Mai bis Mitte Oktober, also in der Periode, in welcher sich auch gewöhnlich die Aktionen des großen Krieges abspielen, kann mit einem sehr guten Glase, wie es die heutige Optik für derartige Zwecke liefert, bei guter Witterung und mit der Sonne im Rücken oder zur Seite bis auf 15 km deutlich gesehen werden und das mit einer Häufigkeit bis zu 70 %. Diese Deutlichkeit steigert sich in sehr vielen Fällen so sehr — immer ein sehr gutes Glas vorausgesetzt —, daß auf dieser Entfernung noch Farben an den Uniformen unterschieden werden können; sicher aber können, wenn überhaupt die Sehmöglichkeit so weit reicht, die Waffengattungen unschwer erkannt werden. Der Sonne direkt entgegen und dazu bei niedrigem Stande der-selben sinkt die Beobachtungsgrenze unter sonst guten Verhältnissen bis auf 7 km herunter, nimmt aber zu mit der Höhe der Sonne, so daß im Hoch-sommer um die Mittagszeit nach allen Richtungen fast gleich gut zu beobachten ist. Landregen schränkt bei vorgeschrittener Tageszeit (9—3 Uhr) den Aus-blick bis auf 3 km ein, gewöhnlicher starker Dunst auf 6 km. Kurz nach einem längeren Regen oder nach einem Gewitter wächst der Ausblick bedeutend und erreicht trotz ganz bedeckten Himmels meist die oben für gute Beleuchtung angegebene Grenze von 15 km, kommt noch helles Sonnenlicht hinzu, so wächst die Beobachtungszone bis auf 25 km. Diese Erscheinung ist allerdings von zu geringer Häufigkeit, als daß mit ihr gerechnet werden könnte.

Ein weiterer Faktor beim Gebrauch des Fesselballons ist der Wind: Bei ruhiger Luft vermag sich ein entsprechend konstruirter Feldballon auf

600 m anstandslos zu halten, mit zunehmender Windstärke muß er immer tiefer gehen und erreicht bei einer Windgeschwindigkeit von 7—8 m in der Sekunde und einer Beobachtungshöhe von 100 m das Ende seiner Leistungen.

Es ist aber zu bedenken, daß 8 m Windgeschwindigkeit im Sommer auf längere Dauer als 1—2 Stunden höchst selten eintritt, wenn nicht überhaupt schlechtes Wetter herrscht.

Nebenbei sei bemerkt, daß das Schwanken des Ballons für den Beobachter von keinerlei störendem Einflusse ist, wenn derselbe im Beobachten vom Ballon aus ausgebildet ist. Die mit dem Ballon eben erst bekannt gewordene oder noch wenig vertraute Persönlichkeit wird in dem Pendeln des Ballons allerdings ein sehr großes Hemmniß für eine vortheilhafte Beobachtung finden.

Nachdem nun die Bedingungen, unter welchen ein Fesselballon angewendet werden kann, festgestellt sind, so soll im Folgenden die Mitwirkung desselben bei einer großen Schlacht an der Hand jedermann geläufiger Gefechte aus dem Kriege 1870/71 applikatorisch weiter verfolgt werden. Es soll dieses Verfahren ohne alle Voraussetzungen stattfinden, nur die eine Annahme möge gestattet werden, daß damals schon der moderne Ballontrain zur Verfügung gestanden habe.

Wörth, 6. August.

(Karte des Generalstabswerkes.)

Der während des 5. niedergehende starke Regen hatte gegen Abend nachgelassen; um ½ 3 Uhr am Morgen des 6. war von Neuem ein heftiger Gewitterregen losgebrochen, welcher in der Morgendämmerung einen dichten Nebel zur Folge hatte. Mit dem hellen Tageslichte nahm dieser Dunst bedeutend ab, und als gegen ½ 6 Uhr die Sonne die Wolken durchbrach, war eine Fernsicht gegen Süden, Südwesten und Westen vorhanden, wie sie oben als eine seltene Erscheinung nach starken Regengüssen angeführt wurde. Es herrschte ganz leichter Wind.

Die 4. bayrische Division bezog am 6. August gegen 5½ Uhr eine Bereitschaftsstellung bei Mattstall. Die Nähe des Gegners und der für den morgigen Tag in Aussicht genommene Kampf lassen es als gerechtfertigt erscheinen, daß mit dem Füllen des Ballons des II. bayrischen Korps, welcher der 4. Division zugetheilt war, bereits um 6 Uhr begonnen wurde; bis 7¼ konnte derselbe längstens hoch sein.

Was war nun zu sehen?

Das Rekognoszirungsgefecht des V. Armeekorps hatte seinen Anfang genommen. Wenn auch die genaue Stärke der im Gefechte befindlichen preußischen Truppen, da sie Wörth (5 km) bereits betreten hatten, nicht festgestellt werden konnte, das konnte bestimmt angegeben werden, daß sich in dem ganzen Bereich des V. Armeekorps von Wörth rückwärts bis Preuschdorf keinerlei auffallende Bewegung zeige (4—5 km).

Die Biwaks und die sonstigen Stellungen der Franzosen konnten von Morsbrunn bis Nahweiler (5—9 km) leicht eingesehen und bestimmt werden.

Eben gingen stärkere Infanterie-Abtheilungen und zahlreiche Artillerie auf dem Höhenrande westlich Wörth in Position zur Abwehr des von dorther drohenden Angriffes (5 km).

Jetzt setzten sich auch Bataillone der 4. Division über Langensulzbach (3—4 km) in Richtung gegen Froschweiler und Nahweiler in Marsch, während gleichzeitig das Gefecht in Wörth verstummte und die preußischen Infanterie-Abtheilungen, welche dort gefeuert hatten, wieder auf das linke Sauerthal und gegen Preuschdorf und Diefenbach zurückgingen.

Nach kurzer Zeit, während die bayerischen Truppen westlich Langensulzbach bereits stark mit französischer Infanterie engagirt waren, Wiederbeginn des Gefechtes bei Wörth, speziell Auftreten größerer Artilleriemassen bei Diefenbach (6 km), und von 10 Uhr ab das Erscheinen weiterer Artillerie, sowie etwas vorher der Avantgarden-Infanterie des XI. Korps bei Gunstett und Spachbach (8 km).

Um 10½ Uhr trifft der Befehl vom Oberkommando ein, das Gefecht abzubrechen, was auch geschah, während sich die Verhältnisse längst geändert hatten.

Nebenbei sei erwähnt, daß sich auch ein weiter Ausblick in der Richtung gegen Bitsch bot, sodaß ein Anrücken von Abtheilungen vom Korps Failly's bald bemerkt werden konnte.

Es ist unnöthig, zu verfolgen, welchen Einfluß auf den Verlauf des Gefechtes obige Beobachtung gehabt hätte.

Der Vortheil, der aus dem Ballon erwuchs, war außer einer vollkommenen Aufklärung über die gegnerischen Verhältnisse eine genaue Orientirung über die Bewegungen und Absichten auf der eigenen Seite und dadurch die Garantie für das einheitliche Wirken der räumlich getrennten Theile.

Beim V. preußischen Korps konnte man sich in Folge des oben erwähnten Gewitters vielleicht veranlaßt gesehen haben, den Ballon zu entleeren, wenn er überhaupt schon gefüllt worden war; immerhin hatte es keine Schwierigkeit, bis 7 Uhr einen Ballon hochzulassen, und zwar am Ostabhang der Anhöhe westlich Preuschdorf.

Es konnte ein genauer Einblick in die Stellung der Franzosen auf den Anhöhen westlich Wörth genommen werden (6—8 km). Ob wohl das Rekognoszirungsgefecht noch stattgefunden hätte? Dieses Rekognoszirungsgefecht ist in allen seinen Phasen zu sehen. Das Gefecht ist um 8¼ Uhr beendigt. Nun sieht man kurz vorher bayerische Abtheilungen von Mattstall resp. Langensulzbach in die Gehölze westlich Langensulzbach verschwinden und gleich darauf den Beginn eines Infanteriegefechtes.

Das Thal von Langensulzbach (5 km) ist vollkommen einzusehen; denn die steile Anhöhe westlich der Alten Mühle ist im Vergleich zu der Beob-

achtungshöhe des Ballons (mindestens 400 m über dem Boden) unbedeutend und verhindert nicht den Einblick in das erwähnte Thal.

Um 7 Uhr bemerkt man das Eintreffen eines großen Theiles des XI. Korps bei Höllschloch (5 km).

Im weiteren Verlaufe der Schlacht sind die sämmtlichen Vorgänge beim XI., V. preußischen und I. und II. bayrischen deutlich zu sehen, ebenso wie die auf französischer Seite sich ergebenden Situationen.

Also auch hier genaue Orientirung über die Verhältnisse auf der gegnerischen wie auf der eigenen Seite.

(Schluß folgt.)

Die 14. Infanterie-Division am Schipka-Paß im Monat August 1877.

II.

Der Kampf vom 25. zum 26. und am 26. August.

Am 25. August ungefähr 7 Uhr Abends versuchten die Türken zwei Mal zum Angriff auf die Schützengräben auf dem „waldigen Berg" vorzugehen, wurden aber von den Unsrigen durch Feuer abgewiesen. Mit Einbruch der Nacht, welche, obgleich mondhell, doch geeigneter erschien, verdeckt heran zu kommen, gingen dieselben abermals und zwar sehr nahe an unsere Stellung mit bedeutenderen Kräften heran und versuchten von Neuem noch mehrmals unter Benutzung des Terrains die Schützengräben zu besetzen. Die Angriffe waren nicht einheitlich mit allen Kräften auf einmal unternommen und wurden deshalb leicht durch Feuergefecht abgeschlagen; es kamen aber doch einzelne Fälle vor, daß sie bis an die Gräben selbst herankamen, und mit dem Bajonett zurückgeworfen werden mußten. Es war zu ersehen, daß der Feind, nachdem es ihm gelungen war, auf die allergeringste Entfernung an den „waldigen Berg" heranzukommen, bei seinem Angriff den Zusammenhang in den einzelnen Truppen verloren hatte und daß keine einheitliche Führung die Angriffsbewegungen gleichzeitig ansetzte, was ihm auch große Verluste kostete.

Um 10 Uhr Nachts wurde vom kommandirenden General dem 3. Bataillon Regiment Volhynien befohlen, alle Truppentheile, welche Befestigungen

des „waldigen Berges“ besetzt hielten, abzulösen, da diese beträchtliche Verluste erlitten hatten. Nach seiner Ablösung sollte das 2. Bataillon desselben Regiments die Reserve bilden. Es erwies sich indessen als unmöglich, die Ablösung unter dem starken feindlichen Feuer auszuführen, denn ein Theil der feindlichen Kräfte lag in allernächster Nähe, nur wenige Schritt vor unserer Stellung und die übrigen befanden sich auch in sehr naher Entfernung. Zur Verstärkung der Besatzung wurde nur die 3. Schützen-Kompagnie des zur Ablösung bestimmten Bataillons vorgeschickt, während die übrigen vier Linien-Kompagnien dieses Bataillons am Abhang des „waldigen Berges“ in Reserve verblieben.

Der Befehl über die Besatzung des „waldigen Berges“ ging auf den Kommandeur des 3. Bataillons Regiments Volhynien, Flügel-Adjutant Oberst Grafen Adlerberg, über.

Die von Seiten des Feindes verschwenderisch ausgeschütteten Geschosse fuhren fort, uns namhafte Verluste zuzufügen; zu deren Ausgleich wurde die 9. nach der Mitte und später die 12. Kompagnie nach dem linken Flügel der Stellung vorgezogen, worauf nur noch 2 Kompagnien als Reserve verblieben. Mitternacht nahte heran, aber das Feuer wurde nicht schwächer, sondern verstärkte sich eher noch. Der ganze Raum vor dem „waldigen Berge“ war mit Feuer übersät, gerade als ob Kesselfeuer angezündet wären. Die Türken umfaßten unseren linken Flügel und begannen, den Graben der Länge nach zu bestreichen. Ihre Versuche, denselben zu nehmen, wurden erfolglos fortgesetzt. Nicht wenig Türken lagen namentlich am linken Flügel, wo sich die 3. Schützen-Kompagnie Volhynien befand, so nahe, daß man sich mit Steinen bewarf. Ein Mann erhielt einen Steinwurf derartig an den Kopf, daß man ihn nach dem Verbandplatz schaffte. Einen Unteroffizier traf ein Stein so vor die Brust, daß er umfiel; obwohl er in der Front blieb, klagte er noch lange über Brustschmerzen. Ein anderer Gemeiner wurde so verletzt, daß er halb todt fortgetragen wurde. Auch noch manche Andere erhielten mehr oder weniger starke Würfe. Die Unserigen antworteten ebenso.

Um die Türken zurückzuwerfen, welche sich so nahe vor unserer linken Flanke eingenistet hatten und den Schützengraben der Länge nach bestrichen, ging die halbe 12. Kompagnie unter dem Fähnrich Gladkochat offensiv vor, und es gelang ihr auch, den Feind etwas zurückzutreiben. Bei diesem Angriffe wurde neben einigen Verlusten von Mannschaften auch dem Fähnrich durch einen dicht vor ihm abgefeuerten Schuß das Gesicht verbrannt. Der Feind besetzte indessen nach kurzer Zeit seine Stellung wieder und flankirte den Graben von Neuem.

Ungeachtet der schwierigen Lage der Vertheidiger des „waldigen Berges“, in deren Reihen der Tod immer stärker wüthete und nicht wenig Opfer aus der Front forderte, fand doch unser braver Soldat auch hier Gelegenheit zu Scherzen. Ganz besonders belustigten sie sich über einen türkischen Hornisten,

welcher sich ganz nahe unserer rechten Flanke befand und immer mit Eifer „zur Attake“ blies, aber für seinen flehenden Ruf keine Liebhaber fand. Mitunter hörte man vor unserer Front den Ruf „Allah! Allah!“ aber zur Attake gingen sie trotzdem nicht über. Der Gewehrunteroffizier der 3. Schützen-Kompagnie, Unteroffizier Borisenko, scherzte auch über den Hornisten und über die „Allah“ rufenden Türken, welche sich trotzdem fürchteten, sich mit dem Bajonett zu messen, als ein russisch könnender Türke sich mit ihm in einen Zank einließ.

Es war schon Mitternacht vorüber, als das türkische Feuer noch immer stark genährt wurde. Die Vertheidiger der Befestigung nahmen allmählich so ab, daß auch noch die 11. Kompagnie dahin vorgenommen wurde. Unwillkürlich mußte jedem der Gedanke kommen, daß es besser sein müsse, zum Angriffe vorzugehen und die Türken mit dem Bajonett von den Befestigungen zurückzuwerfen, als ein so lästiges Feuer auszuhalten. Die Kommandeure der 3. Schützen- und 9. Linien-Kompagnie (Kapitän Fok und Lieutenant Simakoff) gingen den Schützengraben ab, in dem ihre Leute lagen, um sie davon in Kenntniß zu setzen, daß auf den Ruf „Hurrah“ mit dem Bajonett vorgegangen werden sollte. Die Soldaten freuten sich auf den Angriff, konnte man sich doch dann mit dem Feinde abfinden und sowohl die vom langen Sitzen schmerzenden Beine, als den Rücken wieder geradebiegen.

Man ging mit Hurrah auf die nahe vor der Stellung liegenden Türken vor, erreichte einige mit dem Bajonett, indessen die Mehrzahl ließ es nicht bis zu einem Bajonettkampf kommen, sondern lief vorher weg. Kaum hatte man sich von der Attake erholt, als der türkische Hornist schon wieder hinter einem Baume hervorblies; er war dem Bajonett entgangen und zeigte sich wieder vor der Front. Der Kapitän Fok ergriff das Gewehr eines Soldaten, um den Hornisten niederzuschießen. „Nicht so, Euer Wohlgeboren, so muß man es machen!“ sagte der Gemeine Kalina Semenjei, indem er seinem Kompagnieführer das Gewehr wegnahm und sich auf den Hornisten stürzte. Anfangs waren die Soldaten starr vor Entsetzen über die Verwegenheit ihres Kompagniekameraden, denn dort, wo der Hornist war, kamen nicht wenig Türken vor, aber nachdem sie sich besonnen hatten, stürzten sie kameradschaftlich ihrem Genossen zur Hülfe nach. Kalina Semenjei nahm den Hornisten gut auf's Korn, machte ihm mit dem Bajonett den Garaus, erhielt aber selbst eine Kugel in's Bein. Ein Theil der Türken entging dem Bajonett, die andern wurden niedergestochen. Wenn auch die Nachbarn dieser Attake weniger wurden, so erlitten auch wir anderen nicht wenig Verluste durch das Feuer der Türken. Von den an dem Angriffe theilnehmenden Offizieren kam nicht einer heiler Haut davon. Den Kapitän Fok verwundeten sie am Kopf, den Lieutenant Simakoff im Gesicht, den Fähnrich Tipawski wurde die Handwurzel zerschlagen, der Fähnrich Saposchkoff erschossen, in dem Augenblicke, als er sich aus dem Schützengraben erhob, um

auf das allgemeine Hurrah mit den Uebrigen vorwärts zu stürzen, er fiel in den Graben zurück. Im Ganzen genommen, waren aber unsere Leute mit ihrer kühnen Attake in Hinsicht auf ihre Abrechnung mit Bajonett und Kolben zufrieden.

Später wurde wieder ein schonungsloses Feuergefecht von beiden Seiten eröffnet. Mitunter ließ sich in dieser Nacht ein verzweifelter Ruf nach Patronen von irgend einem Soldaten hören. Dies ist kein guter Ruf, denn wenn er endlich von unseren Gegnern auch gehört wurde, dann konnten diese Nutzen daraus ziehen, wenn sie einmüthig und energisch handelten und in dieser Zeit angriffen. Aber unsere Stellung wurde trotzdem während der ganzen Nacht durch Feuergefecht gehalten, und der Gegner konnte sich nicht konzentriren, um mit seiner ungeheuren Uebermacht das kleine Detachement, welches den „waldigen Berg“ vertheidigte, zu erdrücken. Nach dem Bajonettangriff war ein Theil unserer schwer verwundeten Mannschaften zwischen den Unserigen und den Türken liegen geblieben. Ihr herzzerreißendes Gestöhn ließ unseren Leuten keine Ruhe; sie erkannten Manche an der Stimme. Einige Male stürzten sich Soldaten vor, um ihre Kameraden zu retten; aber da hätte man von Neuem Attaken machen mögen, denn abermals lagen Leute zu Zehnen da; es wurde deshalb auch beschlossen, die Zurückgelassenen nicht auffammeln zu lassen.

Noch vor der Morgendämmerung schickte Graf Adlerberg seinen Adjutanten mit einer Meldung zum Korps-Kommandeur, in welcher er entweder um Verstärkung oder um den Befehl zum Rückzuge bat, da nur noch eine Kompagnie sich in Reserve befand und die Türken die linke Flanke zu umgehen anfingen. Es gab keine Verstärkung mehr. Das Regiment Minsk war allein noch intakt; es war in dieser Nacht angekommen, und wenn dieses auch nach dem „waldigen Berge“ geschickt worden wäre, so wäre keine Reserve mehr übrig geblieben.

General Radetzky gab den Befehl zum Rückzug und zur Besetzung der vorderen Befestigungen des Volhynischen Berges, wohin auch — und nicht weiter — befohlen wurde, zurückzugehen. Gleichzeitig erhielten das 1. und 2. Bataillon Regiments Minsk den Befehl, vom Brjansker Häuschen nach der Dragomiroff-Batterie vorzurücken.

Es fing an zu dämmern, als der Adjutant den Befehl des Korps-Kommandeurs überbrachte. Zu derselben Zeit war die letzte halbe Kompagnie zur Verstärkung nach dem Logement abgesendet worden, die erste halbe Kompagnie war etwas früher dahin abgegangen. Graf Adlerberg schickte den Adjutanten, Fähnrich Lasareff, nach dem Laufgraben, um den Befehl zum Rückzug zu übergeben, und begab sich selbst nach dem Volhynischen Hügel, um Vorsichtsmaßregeln zu treffen für den Fall, daß die Türken die Zurückgehenden verfolgen sollten.

Noch bevor Fähnrich Lasareff bis zu den Befestigungen des „waldigen

Berges“ gekommen war, traf er den Kommandeur des 2. Bataillons Volhynien und theilte ihm den Befehl zum Rückzug mit.

Mit Tagesanbruch gingen die Türken von Neuem zwei Mal zum Angriff vor, wurden aber jedes Mal abgeschlagen; unsere Artillerie verstärkte Mogens ihr Feuer gegen den „kahlen Berg“. Auch von Seiten der Türken wurde das Artillerie- und Infanteriefeuer stärker. Nachts hatte man aus dem Gewehrfeuer den Schluß ziehen können, daß der Gegner stark war, als es Tag wurde, konnte man sich davon durch Augenschein überzeugen. Hinter jeder Deckung sahen die rothen Fez' hervor, während auf unserer Seite kein volles Bataillon zu dieser Zeit mehr vorhanden war.

Bei einem derartig heftigen Feuer, wie hier, war es nicht leicht, die Anordnungen zum Rückzug zu treffen. Ein vorgeschickter Unteroffizier, welcher den Befehl zum Rückzug bekannt geben sollte und den ältesten in der Befestigung befehligenden Offizier suchte, theilte ihn den jüngeren Offizieren und Mannschaften mit, die dem Befehl indessen mit Mißtrauen entgegen kamen. Man konnte dort nicht davon überzeugt werden, denn man sah aus der ganzen Situation deutlich, daß, wenn der Feind seine Angriffe mit derselben Energielosigkeit weiter unternähme, er auch die Stellung nicht würde nehmen können. Deshalb glaubte der Lieutenant Simakoff, welcher zu dieser Zeit der älteste Offizier in derselben war, auch nicht an die Richtigkeit des überbrachten Befehles und sagte: „Melde, daß keine Gefahr sei. Wir können uns halten!“ Von Neuem kam der Befehl und wurde abermals nicht geglaubt: „Bringe mir schriftlichen Befehl, ohne schriftlichen Befehl gehen wir nicht zurück!“ sagte Lieutenant Simakoff abermals, welcher ungeachtet einer erhaltenen Wunde in der Front geblieben war und wo er sich auch den Verband hatte anlegen lassen. Es wurde noch ein Fähnrich zurückgeschickt um zu erfahren, ob der Befehl zum Rückzug wirklich gegeben worden sei. Während dessen verging die Zeit. Der schriftliche Befehl wurde gebracht und die Anordnung für den Rückzug im Logement selbst getroffen, trotzdem hörten doch einige Mannschaften nicht, daß nach dem Volhynischen Hügel zurückgegangen werden sollte, der etwa 500 Schritt hinter dem „waldigen“ lag. Es war ungefähr 8 Uhr, als der Rückzug begann. Man konnte die Stellung nicht verlassen, ohne daß die Türken sie nicht sofort einnahmen und die Zurückgehenden mit Feuer zu verfolgen begannen. Es war noch gut, daß in Richtung nach dem Volhynischen Berg hin sich Abgründe, die mit Wald bewachsen waren, befanden und einigermaaßen vor dem von dem Berge herabgeschütteten Feuer schützten.

Die Einen gingen nach dem Volhynischen Berg zurück, die anderen, die nicht wußten wohin, versuchten zur Central-Batterie zu gelangen, wurden aber vom Grafen Adlerberg nach dem Volhynischen Berge zurückgeschickt, wo sie sich rangirten und weitere Befehle erwarteten.

Um zu beweisen, wie stark das Feuergefecht in dieser Nacht auf dem

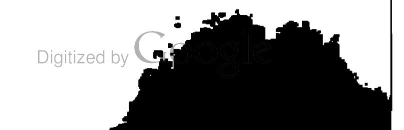
„waldigen Berg“ war, genügt anzuführen, daß allein das 3. Bataillon des Regiments Volhynien, dessen Theile zu verschiedener Zeit in die Stellung kamen und sogar zum Theil erst gegen Morgen, doch einen Verlust von 195 Mann an Todten und Verwundeten erlitten hatte.

Die Mannschaften der Regimenter Podolien und Schitomir wurden vom Volhynischen Berge nach dem Brjansker Häuschen geführt, wo sich auch das 3. Bataillon Schitomir befand. Die 2 Kompagnien des 14. Schützen-Bataillons gingen zum Lagerplatz der übrigen Kompagnien ihres Bataillons ab. Dann führte Graf Adlerberg, einem vom derzeitigen Kommandeur der 2. Brigade der 14. Infanterie-Division gegebenen Befehle entsprechend, die 2 Bataillone des Volhynischen Regiments nach dem ersten Hauptverbandplatze zurück. Es erwies sich, daß der Befehl des Korps-Kommandeurs falsch überbracht worden war, und General Radetzky schickte um 11 Uhr, als er gesehen hatte, daß vom Volhynischen Hügel alle Truppen weggeführt wurden, 4 Kompagnien des Orel'schen Regiments dahin. Der Berg war indessen nicht verlassen gewesen, denn verschiedene Mannschaften, welche den „waldigen Berg“ später als die Anderen verlassen und nicht gewußt hatten, wohin sich wenden, hatten die vorderen Befestigungen besetzt und führten ein Feuergefecht mit den Türken. Die Kompagnien des Orel'schen Regiments hatten den Befehl, sich auf die Vertheidigung des Volhynischen Berges zu beschränken und auf einzelne Schüsse nicht zu antworten. Das Gefecht wurde abgebrochen. Die Türken dachten nicht daran, zum Sturm überzugehen, aber die Beschießung sowohl mit Gewehr- als Geschützfeuer von Seiten des Feindes dauerte in heftiger Weise fort. Von unserer Seite führte nur die Artillerie den Kampf ziemlich energisch fort. Die 2 Batterien der 14. Artillerie-Brigade gaben an diesem Tage 469 Schuß ab; die anderen Geschütze, welche in der Position standen, schossen nicht weniger.

Nachts schaffte man nach dem Schipka 2 Geschütze der 1. Batterie der 9. Artillerie-Brigade, welche Batterie Nr. 4 besetzten, die den „waldigen“ und den „kahlen Berg“ beschoß.

So endigte der sechstägige, fast ununterbrochene Kampf, bei brennender Sonne, ohne warme Nahrung, mit solcher allein von Zwieback, bei sehr großem Mangel an Wasser, gegen weit stärkere Kräfte als die unserigen und in einer unter den ungünstigsten Verhältnissen von uns besetzten Stellung; er wurde nicht zum Vortheil unseres Gegners beendigt. Durch die heldenmüthigen Anstrengungen aller Truppen, welche den Berg besetzt hatten, waren die Türken mit ungeheuren Verlusten abgeschlagen worden, trotz des Werthes der türkischen Soldaten, welchen wir alle Gerechtigkeit zuerkennen müssen.

Unser Vorgehen zum Sturm zuerst gegen den „waldigen“, dann gegen den „kahlen Berg“ endigte für uns ungünstig, hauptsächlich in Folge der ungenügenden Stärke der zu diesen Zwecken vorgeschickten Abtheilungen. Das erste Mal sollten 4 Bataillone, wenn man das Seiten-Detachement mit



einrechnet, und dann noch 1 Bataillon, im Ganzen also 5 Bataillone, eine feste, von einem weit stärkeren Gegner besetzte Stellung nehmen. Wir haben keine genauen Angaben über die Stärke des Gegners, mit welchem wir auf dem „waldigen“ und „kahlen Berge“ kämpften. Wir wissen nur, daß durch Suleiman Pascha am 23. 8 bis 9 Bataillone nach dem „kahlen Berge“ geschickt worden sind, außerdem ist dem südlichen Detachement befohlen worden, links flankirend zu wirken, aber mit wie starken Kräften sie das thaten, ist uns nicht bekannt. Wir wissen auch, daß diese Flanke der feindlichen Truppenvertheilung durch 5 von Wessel Pascha abgeschickte Bataillone am 25. August noch verstärkt wurde. Nach den Worten von Augenzeugen kann man die Stärke der Türken auf diesem Flügel auf ungefähr 20 Bataillone schätzen. Man führte also einen Angriff mit 1 gegen 4 aus.

Auf dem Schipka wiederholten sich bei dem Angriffe seitens der Unterführer alle die Fehler, welche sich schon bei dem Uebergange über die Donau bei Sistowa gezeigt hatten. Die Reserve, welche der Schützenlinie folgte, stürmte oft in diese vor, wenn es durchaus nicht nöthig war. Die Kompagnien, welche sich mit der Schützenkette beim Sturme auf den „waldigen Berg“ vermischten, waren schließlich noch gerechtfertigt; es lag an dem Wege, den sie im Terrain nehmen mußten. Im Walde zerriß die Kette oft, und Verzögerungen vergrößerten die Zwischenräume noch.

Zu dem oben Dargelegten erlaube ich mir noch über unsere Artillerie zu erwähnen, daß deren Thätigkeit nicht immer zeitgemäß war, woran aber die Artilleristen keine Schuld trugen. Sie waren früh und spät auf der Höhe ihrer Bestimmung, sie halfen der Infanterie kameradschaftlich. Aber die Führer, welche sowohl die Angriffs- wie die Rückzugsbewegungen leiteten, vergaßen mitunter das Vorhandensein der Artillerie, oder erinnerten sich ihrer zu spät, sodaß die Artillerie den Angriff nicht gehörig vorbereitete und beim Rückzug nur wenig unterstützte. Mitunter ereignete es sich, daß die Artilleristen erriethen, um was es sich handelte, und dann richteten sie ihr Feuer dahin, wo es nöthig war, ohne sich zu schonen und erwiesen der Infanterie ungeheure Dienste. So war es beim Sturm auf den kahlen Berg und sodann beim Rückzug von diesem nach dem waldigen und von letzterem nach dem Volhynischen Berge. Selbst die Attake auf den waldigen Berg war nicht im nöthigen Maße von der Artillerie vorbereitet. Einige Batterien wußten sogar nicht einmal etwas von dem beabsichtigten Angriffe. Mir ist bekannt, daß die Batterie No. 7, wo sich der Zug des Lieutenants Sidorin befand, nicht von dem bevorstehenden Angriffe benachrichtigt war und nur das Gerücht gehört hatte, daß er vorbereitet werde, aber wann ganz besonders, davon wußte Niemand etwas. Es scheint auch, daß Batterie No. 8 nichts von unserem Angriff wußte, weil sie so spät in Thätigkeit trat. Man muß annehmen, daß auch diese Batterie ihr Feuer eröffnete, als sie die Bewegung unserer Kolonnen nach dem „waldigen Berg“ erkannte.

Außerdem hatte die Artillerie keinen einheitlichen Befehl durch einen höheren Führer, welcher die Thätigkeit sämmtlicher Batterien den Umständen oder erhaltenen Befehlen gemäß leitete. Die Theilung in der Wirksamkeit der Batterien führte dazu, daß keine besseren Resultate bei den Kämpfen am Schipka erzielt wurden.

Unsere Verluste in den ersten sechs Tagen der Vertheidigung des Schipka waren sehr bedeutende. Außer dem Kommandeur der 14. Infanterie-Division, Generalmajor Dragomiroff, welcher am 24. August verwundet wurde, und dem Kommandeur der 2. Brigade der 9. Infanterie-Division, Generalmajor Deroschinski, welcher am 25. August fiel, hatten wir folgende Verluste:

	Offiziere		Mannschaft		Vermißt		Im Ganzen	
	todt	verw.	todt	verw.	Offiz.	Mannsch.	Offiz.	Mannsch.
Regiment Brjansk	3	28	149	592	—	27	31	768
„ Orel	1	9	106	403	—	14	10	523
„ Volhynien	2	11	97	342	—	—	13	439
„ Minsk	—	—	5	5	—	—	—	10
„ Podolien	1	9	22	192	—	34	10	248
„ Shitomir	2	20	79	362	—	65	22	506
13. Schützen-Bataillon	—	6	37	108	—	6	6	151
14. „ „	1	4	26	102	—	9	5	137
15. „ „	1	2	9	42	—	—	3	51
16. „ „	—	8	30	158	—	12	8	200
2. u. 5. Batt. 9. Art.-Brig.	1	3	11	50	—	—	4	61
10. Donische Kas.-Batt.	—	—	1	6	—	—	—	7
2. u. 3. Batt. 14. Art.-Brig.			keine	Verluste				
Im Ganzen:	12	100	572	2362	—	167	112	3100

Die Türken erlitten weit größere Verluste. Laut Meldung Suleiman Paschas verloren sie 5000 Mann todt; alsdann muß man etwa 10 000 Mann verwundet rechnen; nach englischen Berichten sollen am ersten Tage 6000, an den folgenden 4 Tagen 12 000 Mann Verlust türkischerseits gewesen sein.

Die ärztliche Hülfeleistung für die Verwundeten geschah an drei Orten. Der erste Verbandplatz war in der nicht vollendeten türkischen Kaserne, dem sogenannten Volhynischen Häuschen, welches in der Mitte zwischen dem Nikolaus-Berge und der Central-Batterie lag unter den flankirenden Schüssen des Feindes sowohl von rechts als von links. Die Hülfe leisteten dort die Regimentsärzte und Feldscheere. In den ersten 6 Tagen der Vertheidigung des Schipka häuften sich die Verwundeten dort so, daß Manche ziemlich lange warten mußten, ehe sie einen Verband erhielten. Das Verbandzeug reichte auch nicht, es wurde jeder zur Hand befindliche Lappen verwendet, z. B. Hemden oder Zelte. Später wurden Verwundete, die selbst gehen konnten, in Gabrowo untersucht, die Schwerverwundeten fuhr man auf Wagen oder trug sie auf Tragen nach dem zweiten Verbandplatz, aber nur Nachts, denn

der Weg dahin lag unter starkem Feuer des Feindes. Der zweite Verbandplatz war das Lazareth der 9. Infanterie-Division, er lag hinter dem Berge Rascheïsk, hinter dem Brjansker Häuschen. Dort waren die Aerzte dieses Lazareths und zwei Chirurgen. Von da schaffte man die Kranken in das Lazareth der 14. Infanterie-Division in Gabrowo auf Lazareth-Lineïken, Intendantur-Transportwagen und einheimischen Fahrzeugen.

Der dritte Verbandplatz war das Feldlazareth der 14. Infanterie-Division, welches unter der Leitung des Divisionsarztes stand und seine Thätigkeit am 24. August eröffnete. Es war in der Schule von Gabrowo aufgeschlagen, hatte 450 Plätze dort und 50 Plätze in einem Frauenkloster. Außerdem wurden fünf große und ein kleines Zelt aufgeschlagen, aber auch das reichte nicht aus, man mußte Kranke in der Schule an allen möglichen Orten placiren, in den Korridoren, im Hofe, in Gärten; dennoch lagen alle auf Stroh, aber unter den sengenden Sonnenstrahlen. In Privathäusern waren auch Verwundete.

Das Lazareth, welches auf 83 Mann berechnet war, nahm am 25. August 1243 Verwundete auf, am 27. 327, am 28. 187 Verwundete und 26 Kranke. Wenn nicht die Hülfe des Rothen Kreuzes gewesen wäre, welches mit Wäsche, Wein, Thee, Zucker, Desinfektions- und Verbandmitteln aushalf, so wäre das Lazareth in eine noch schwierigere Lage versetzt worden.

Es war gar nicht möglich, die Schwerverwundeten von den leichter Verwundeten zu sondern. In der ersten Zeit waren 8 Aerzte, 4 barmherzige Schwestern (darunter die Gemahlin des Kommandeurs des podolischen Regiments Oberst Duckonin) und 5 Feldscheere, so daß einige Verwundete gegen 4 Tage ohne Verband blieben. Erst mit dem Transport von Verwundeten in die Hospitäler von Drnowo und Tirnowa — am 25. August 75, am 26. 890 Mann — und der Ankunft eines Professors mit 3 Assistenten und 6 Studenten, wurde die Lage des ärztlichen Personals etwas erleichtert, welches von der schweren Arbeit buchstäblich entkräftet war.

Krankenwärter waren 200 Mann im Lazareth, von denen 85 nach dem Schipka-Berg zum Tragen der Verwundeten entsandt waren, die 115 übrigen reichten nicht aus zur Pflege einer solchen Masse von Verwundeten. Eine Anzahl Bulgaren, 20 Mann mit 30 Arbeitern, leistete große Dienste, außerdem waren 7 bulgarische Knaben in Küchen und Zelten kommandirt.

Für den Transport von Verwundeten aus Gabrowo nach Drnowo und Tirnowa war eine ungeheure Anzahl Fahrzeuge nöthig; z. B. waren am 26. August für 890 Mann 325 Fahrzeuge zusammengebracht worden.

(Schluß folgt.)

Wolfram-Geschosse für Handfeuerwaffen.

II.

Wir haben früher schon der Vorzüge Erwähnung gethan, welche Herr Professor Dr. Bruns den neuen, mit Mantelgeschossen ausgerüsteten Gewehren kleinen Kalibers in humanitärer Beziehung deshalb zuerkennt, weil sie reinere und glattere Wunden mit engeren Schußkanälen ergeben, deren Gesammtcharakter einen günstigen Heilungsverlauf befördert, sowie Verstümmelung und Verkrüppelung häufiger vermeiden läßt, als dies früher bei den großkalibrigen Handfeuerwaffen mit mantellosen Bleigeschossen zu ermöglichen war.

Fragt man nun, wie sich die Wolframgeschosse in dieser Hinsicht verhalten, so ist freilich nicht in Abrede zu stellen, daß die anfänglich gefertigten Geschosse, deren Beschaffenheit, wie natürlich, überhaupt noch manches zu wünschen übrig ließ, bei einem Schießversuch gegen Pferdeleichen ein nichts weniger als zufriedenstellendes Ergebniß lieferten. Wahrscheinlich infolge unzureichender Pressung des Wolframpulvers in den Hülsen, oder wegen zu geringer Widerstandsfähigkeit der Mäntel, erwies sich ihre Festigkeit als so unzulänglich, daß sie an größeren, härteren Knochen vollständig zerschellten und der frei gewordene Wolframkern fast wieder in seine ursprünglichen pulverförmigen Bestandtheile aufgelöst wurde. Diese zahllosen kleinen Bruchstückchen vertheilten sich überall hin im Schußkanal und würden daher im wirklichen Fall viel gefährlichere, schwieriger und langsamer heilende Wunden hervorgebracht haben, als dies bei den ältesten Waffen größten Kalibers und mit Weichbleikugeln vermuthlich jemals der Fall gewesen ist.

Jenen schwerwiegenden Uebelstand hat man indeß, dank der fortschreitenden Vervollkommnung in der Fabrikation der Wolframgeschosse, längst so gründlich und durchgreifend zu beseitigen gewußt, daß bei dem abermaligen Beschuß einer Pferdeleiche Ergebnisse erzielt werden konnten, die, vom Standpunkt des Arztes beurtheilt, wohl darthun dürften, daß das Wolframgeschoß den Anforderungen der Menschlichkeit ebenfalls vollauf zu entsprechen vermag und den Hartblei-Mantelgeschossen auch dann mindestens nicht nachsteht, wenn es sich darum handelt, mit dem größtmöglichen Maß der Waffenwirkung zugleich eine für die Heilung möglichst vortheilhafte Wundgestaltung zu vereinigen. —

6. Beurtheilung.

Gegen die von Herrn Major Mieg vorgeschlagene „ideale" Konstruktion des Wolframgeschosses (7,5 mm Durchmesser, 33 mm Länge und 19,3 g

Gewicht) könnte vielleicht der Einwand erhoben werden, daß es sich mehr empfehlen würde, demselben den Durchmesser (8,0 mm) und das Gewicht (14 g) des gewöhnlichen, 30 mm langen Hartblei-Mantelgeschosses zu geben, um die hohe Dichte des Wolframmetalls lediglich zu Gunsten einer möglichst großen Verkürzung des Geschosses zu verwerthen, ohne in den sonstigen Konstruktions-Verhältnissen eine nennenswerthe Aenderung vorzunehmen.

Dieser Gedanke hat auf den ersten Blick unstreitig viel Bestechendes: man spart gegenüber dem 19,3 g schweren Geschoß an je 100 Patronen ein Gewicht von 530 g oder reichlich ein Pfund; das Geschoß wird nur 20 bis 21 mm lang, mithin 13 bis 12 mm kürzer, als das „ideale“ 7,5 mm Wolframgeschoß; um dasselbe Maß verkürzt sich auch die Patrone, welche dadurch nicht nur an sich bedeutend handlicher wird, sondern auch zugleich eine verhältnißmäßige Verkürzung des Schlosses bezw. des Gewehrs gestattet; bei gleicher Patronenzahl können die Patronentaschen und -kasten kleiner und leichter gehalten, die Belastung des Mannes um etwa ein Kilo und das Ladungsgewicht der Patronenwagen um mindestens anderthalb Zentner verringert werden; bei gleicher Last des Mannes und der Fahrzeuge kann man andererseits eine entsprechend größere Schußzahl mitführen; dabei bleiben Ladung, Patronenhülse, Rückstoß, Gasdruck, Mündungsgeschwindigkeit — kurz, die gesammten für die innere Ballistik der Waffe maßgebenden Bedingungen gänzlich unberührt, und trotzdem erzielt man in gewissen Grenzen die nicht zu unterschätzenden Vortheile flacherer Flugbahnen, einer langsameren Abnahme der Geschwindigkeit und lebendigen Kraft des Geschosses und einer erhöhten Trefffähigkeit, da die Verkürzung des Geschosses um nahezu 40 % (von 33 auf 20 bis 21 mm) in etwa demselben Maße auch eine Verkleinerung seines vom Luftwiderstand getroffenen Oberflächentheils bedingt.

Soweit sprächen also alle Umstände unbestreitbar für den in Rede stehenden Vorschlag; etwas anders stellt sich aber die Sache, wenn man auch der Kehrseite der Münze einige Beachtung schenkt. Von den drei Werthen, welche, wie wir oben sahen, die ballistische Ueberlegenheit des Wolframgeschosses über das Bleigeschoß in erster Reihe bedingen: dem größeren Gewicht, der höheren Querschnittbelastung und der kleineren, dem Luftwiderstand preisgegebenen Oberfläche, ist ausschließlich der letztgenannte zur Verbesserung der Flugbahn-Verhältnisse benutzt worden, wogegen die beiden andern, welche in Bezug auf die äußere Ballistik mindestens die gleiche Bedeutung und Wirksamkeit besitzen, wie die Verkleinerung der Geschoß-Oberfläche, keinerlei Berücksichtigung und Verwerthung gefunden haben. Der Gewinn, welchen man mit dem kürzeren und leichteren 8 mm-Wolframgeschoß ohne Zweifel erzielen kann, würde daher unter allen Umständen sehr erheblich geringer ausfallen, als die außerordentlichen Vortheile, welche dem längeren und schwereren Mieg'schen 7,5 mm-Geschoß eigen sind. — Man wird deshalb Herrn Major Mieg gewiß darin bei-

pflichten müssen, daß es für jedes Geschoßmetall nur **eine**, seinem Eigengewicht entsprechende **beste** Geschoß-Konstruktion gebe — und diese beste Form glaubt er für das Wolframmetall eben in seinem eigenen Entwurf gefunden zu haben, dessen Vorzüge so überwiegend groß sind, daß man die dargebotene hervorragende Steigerung der Wirkung mit einem verhältnißmäßig so geringfügigen Mehrgewicht, das den Mannschaften und Fahrzeugen zufällt, wohl ohne Bedenken und Skrupel gern erkaufen wird.

Eine andere Reihe kritischer Einwürfe gegen Herrn Major Mieg's Vorschläge bringt ein im „Archiv für die Artillerie- und Ingenieur-Offiziere des deutschen Reichsheeres"*) unter der Ueberschrift „Wolfram als Material für Geschosse der Infanteriegewehre" veröffentlichter sehr beachtenswerther Aufsatz, der offenbar aus der Feder eines gewiegten Ballistikers geflossen ist.

Nachdem er das Vorkommen, den Bedarf an Wolfram für die Ausrüstung der deutschen Infanterie mit Wolframgeschossen und die Kosten der letzteren kurz besprochen hat,**) wendet sich der Herr Verfasser naturgemäß zu der „Hauptfrage": Was leistet das Wolframgeschoß im Vergleich zum Bleigeschoß? Sind die Vortheile so groß, daß man einen höheren Preis überhaupt anlegen kann?

Um hierüber Klarheit zu gewinnen, stellt er das Mieg'sche 7,5 mm-Wolframgeschoß mit den Mittelwerthen von 18,5 g Gewicht, 0,419 g Querschnittbelastung auf das qmm, 640 m Mündungsgeschwindigkeit***) und 385 mkg lebendiger Kraft an der Mündung dem französischen 8 mm-Lebel-Geschoß gegenüber, welches nach den Mittheilungen der spanischen „Revista cientifico-

---

*) 53. Jahrgang, 96. Band, 10. und 11. Heft, Oktober-November 1889, XXII, S. 519—525.

**) Dabei ist ihm übrigens, nebenher bemerkt, ein kleiner Irrthum untergelaufen. Er veranschlagt die Kriegsstärke der deutschen Infanterie zu 2 Millionen Gewehre mit je 250 Patronen = 500 Millionen Patronen und errechnet aus dem Bedarf von 15 g Wolfram für jedes Geschoß den Gesammtbedarf zu 300 000 Centnern Wolfram. Die Rechnung ergiebt indeß nur 15 500 = 7500 Millionen Gramm = 7,5 Millionen Kilo = 150 000 Centner, also gerade die Hälfte.

***) Diese Angaben sind einem Aufsatz („Das Wolframgeschoß") in Nr. 197 der „Allgemeinen Zeitung" vom 18. Juli 1889, S. 2970, entnommen, worin das Geschoßgewicht auf 18 bis 19 g, die Querschnittbelastung (irrthümlich) auf 0,445 g für das qmm und die Mündungsgeschwindigkeit auf 630 bis 650 m beziffert ist. Wie man sieht, decken sich diese Zahlen nicht völlig mit den von Herrn Major Mieg selbst gegebenen Werthen (Geschoßgewicht = 19,3 g, Querschnittbelastung = 0,437 g und Mündungsgeschwindigkeit = 624 m); aber der Unterschied ist kein nennenswerther: die lebendigen Kräfte beider Geschosse an der Mündung sind einander nahezu gleich, und die Anfangsgeschwindigkeiten verhalten sich fast genau wie die Quadratwurzeln aus den Geschoßgewichten. Infolge seiner höheren Belastung und kleineren Mündungsgeschwindigkeit bleibt das schwerere Geschoß dem andern auf allen, außer den nächsten Entfernungen sogar noch durchweg überlegen.

militar“ 16 g*) wiegt, 0,319 g Querschnittbelastung, 620 m Mündungsgeschwindigkeit und 314 mkg lebendige Kraft an der Mündung hat.

Welchen Einfluß die Gewichts- und Geschwindigkeitsgrößen beider Geschosse auf die Gestaltung ihrer Flugbahnen und die Länge der bestrichenen Räume ausüben, ergiebt sich schon aus der nachstehenden Zusammenstellung, in welcher auf den Entfernungen von 600 m ab der bestrichene Raum proportional den Kotangenten der Fallwinkel gesetzt ist. In Wirklichkeit ist er wegen der Krümmung der Geschoßbahn bekanntlich größer, und auf 600 m wird der Fehler schon ziemlich bedeutend. Dessenungeachtet darf er hier, wo es sich um einen Vergleich beider Geschosse handelt und die Rechnung für beide nach demselben Verfahren ausgeführt ist, unbedenklich vernachlässigt werden.

Entfernung	Geschwindigkeit des		Erhöhungswinkel des				Fallwinkel des				Bestrichener Raum für 1,7 m Zielhöhe	
	Wolfram- Geschosses	Lebel- Geschosses	Wolfram- Geschosses		Lebel- Geschosses		Wolfram- Geschosses		Lebel- Geschosses		Wolfram- Geschoß	Lebel- Geschoß
m	m	m	Grad	Min.	Grad	Min.	Grad	Min.	Grad	Min.	m	m
0	640	620	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
200	515	487	—	8,5	—	10	—	10	—	12	200	200
400	414	384	—	21	—	25	—	31	—	34	400	400
600	344	318	—	40	—	45	1	1	1	10	96	88
800	301	283	1	4	1	12	1	43	1	59	57	50
1000	277	259	1	33	1	44	2	38	2	59	37	33
1200	256	239	2	5	2	23	3	37	4	9	27	23
1400	237	221	2	43	3	7	4	47	5	33	20	17
1600	222	205	3	27	3	58	6	12	7	15	16	13
1800	208	191	4	16	4	58	7	47	9	16	12	10
2000	194	178	5	13	6	5	9	51	11	46	10	8

Schon diese Gegenüberstellung gestaltet sich, wie gesagt, sehr günstig für das Wolframgeschoß; trotzdem erscheint es mindestens zweifelhaft, ob die obigen Zahlen der wirklichen ballistischen Leistung beider Waffen völlig entsprechen. Welcher Quelle die Angaben der „Revista cientifico-militar“ entstammen, ob sie errechnet oder erschossen sind, und welchen Grad von Zuverlässigkeit sie demgemäß beanspruchen dürfen, ist mir unbekannt; andererseits liegt auch kein triftiger Grund vor, die theoretische Richtigkeit der Rechnung anzuzweifeln, durch welche die Flugbahn des Mieg-Geschosses festgelegt worden ist. Wenn man aber die letzteren errechneten Werthe mit den entsprechenden erschossenen Größen vergleicht, so wird man finden, daß zwischen den Fallwinkeln (bezw. den bestrichenen Räumen) des 7,5 und des 8,1 mm-Wolfram-Geschosses nur verschwindend kleine Unterschiede obwalten. Nun liegt es aber auf der Hand, daß ein 7,5 mm-Geschoß von 18,5 g Gewicht, 0,419 g Querschnittbelastung auf das qmm und 640 m Mündungsgeschwindigkeit einem 18 g schweren 8,1 mm-Geschoß,

*) Nach den „Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens“, Jahrgang 1888, S. 596, soll das Gewicht des Lebel-Geschosses nur 14 g betragen.

dessen Querschnitt nur mit 0,349 g belastet ist und dessen Mündungsgeschwindigkeit nur 597 m beträgt, an ballistischer Leistung auf allen Entfernungen unbedingt wesentlich überlegen sein muß. Meines Erachtens ist daher schon das hier in Rede stehende Wolfram- (geschweige denn das auf den größeren Abständen noch leistungsfähigere Mieg'sche Ideal-) Geschoß bei dem oben durchgeführten Vergleich entschieden zu kurz gekommen. Es kann deshalb auch offenbar nicht befremden, daß jene Zahlen den erwähnten Erwartungen, welche Herr Major Mieg in Betreff der Vorzüge seines Geschosses vor den gewöhnlichen Hartblei-Mantelgeschossen hegt, nicht völlig entsprechen; dessenungeachtet bringen auch sie die erhebliche ballistische Ueberlegenheit, welche das 7,5 mm-Wolframgeschoß besonders auf den weiteren Entfernungen über das 8 mm-Geschoß des Lebel-Gewehrs besitzt, bereits sehr deutlich zum Ausdruck.

Die Schußweite, bei welcher der Scheitelpunkt der Flugbahn gerade auf + 1,7 m liegt, so daß ihre ganze Länge noch eben in den bestrichenen Raum fällt und damit dessen Maximum erreicht wird, beträgt für das Wolframgeschoß gegen 525, für das Lebel rund 500 m.

Von 900 m an steht jenes dem Lebel auf allen Entfernungen an Endgeschwindigkeit durchschnittlich um etwa 200 m Schußweite voran, d. h. das Lebel-Geschoß hat auf a m nur noch dieselbe Endgeschwindigkeit, wie das Wolfram-Geschoß erst auf a + 200 m, und dies Verhältniß gestaltet sich mit der wachsenden Entfernung stetig günstiger für Wolfram.

Dasselbe gilt hinsichtlich der Länge der bestrichenen Räume von etwa 1200 m ab.

Eine zweite, unten folgende Zusammenstellung enthält die Werthe der lebendigen Kräfte beider Geschosse auf den Entfernungen von 0 bis 2000 m; sie macht zugleich das Verhältniß ersichtlich, in welchem jene Werthe sowohl an sich zu einander stehen, als auch unter Berücksichtigung der verschieden großen Geschoß-Querschnitte, welche wesentlich mit in Betracht kommen, wenn es sich um das Eindringen in widerstandsfähige Ziele, also um die Durchschlagskraft handelt.

Da der Querschnitt des Wolframgeschosses nur 44,17, der des Lebel aber 50,27 qmm beträgt, so ist jenes gegen dies schon dadurch um reichlich 13 % im Vortheil.

In Betreff der lebendigen und namentlich der Durchschlagskraft wird Herrn Major Miegs mehrerwähnte Voraussage durch die nebenstehende Tabelle im allgemeinen zur Genüge bestätigt. An lebendiger Kraft ist das Wolfram dem Lebel von 600 m an um 200 und von 1400 m an um 400 m Schußweite voraus; an Durchschlagskraft ist es ihm im Mittel fast um 50 % überlegen und übertrifft es auf 400 m Entfernung schon um mehr als 200, auf 800 m fast um 400 und auf 1300 m bereits um 600 m Schußweite.

Entfernung	Lebendige Kraft des Wolfram- Geschosses	Lebendige Kraft des Lebel- Geschosses	Verhältniß der lebendigen Kraft des Lebelgeschosses zum Wolframgeschoß an sich	Verhältniß der lebendigen Kraft des Lebelgeschosses zum Wolframgeschoß auf die Einheit des Querschnitts bezogen
m	mkg	mkg	1:	1:
0	385	314	1,23	1,39
200	243	194	1,25	1,41
400	157	120	1,30	1,47
600	108	82	1,34	1,51
800	83	65	1,29	1,46
1000	70	55	1,29	1,46
1200	60	47	1,30	1,47
1400	52	40	1,30	1,47
1600	45	34	1,32	1,49
1800	40	30	1,33	1,50
2000	35	26	1,37	1,54

Diese gewaltige Mehrleistung des Wolfram an Kraft erkennt. auch der Herr Verfasser des Aufsatzes im „Archiv“ bereitwillig an; indeß hält er es zugleich für angezeigt, vor einer Ueberschätzung dieses Vorzuges zu warnen. „Die Durchschlagskraft des Lebelgeschosses ist auf allen Entfernungen mehr als ausreichend, um einen Menschen außer Gefecht zu setzen, und das ist doch das Wichtigste.“

Dieser Bemerkung vermag ich mich nicht anzuschließen. Daß das Geschoß einer Handfeuerwaffe auf allen Entfernungen, auf denen sie vernünftigerweise überhaupt noch gebraucht werden kann, genügende Kraft besitzt, um durch günstige Treffer lebende Ziele außer Gefecht zu setzen, ist keine neue und bisher unerhörte Leistung; das kannte und konnte man auch schon vordem. Daß man sich aber mit diesem, verhältnißmäßig doch nur bescheidenen Maß von Durchschlagskraft ohne weiteres zu begnügen und jede darüber hinausgehende Mehrleistung als entbehrlich oder gar überflüssig betrachten dürfte, muß bestritten werden.

Die Feuerwirkung der heutigen Infanterie auf den eigentlichen Gefechtsentfernungen hat gegen früher eine so gewaltige Steigerung erfahren, daß die sorgsamste Ausnutzung aller sich irgend darbietenden natürlichen und eine möglichst ausgiebige Herstellung künstlicher Deckungen unerläßlich wird, um den Kampf überhaupt längere Zeit durchführen zu können, ohne die Gefechtskraft der Truppe vollständig zu erschöpfen.

Die Artillerie wird häufig in der Lage sein, entweder jene Deckungen zu zerstören, oder der feindlichen Infanterie auch hinter denselben mit ihren Spreng- und Streugeschossen wirksam beizukommen. Soll sie aber diese schwierige und zeitraubende Aufgabe allein lösen, so wird dies unter allen Umständen einen unverhältnißmäßig großen Aufwand von Schießbedarf und

Schüssen erheischen und trotzdem besonders dann kaum gelingen, wenn sich die Batterien gleichzeitig gegen das Feuer der feindlichen Artillerie selbst ihrer Haut wehren müssen. Jedenfalls würde ihre Wirkung gegen die gedeckte Infanterie des Gegners wesentlich unterstützt und erleichtert werden, wenn die eigene Infanterie Gewehre und Geschosse führt, deren Kraft ausreicht, um wenigstens die schwächeren der im Gelände vorhandenen oder künstlich geschaffenen Deckungen mit hinlänglichem Kraftüberschuß zu durchschlagen und so den dahinter vergeblich Schutz suchenden Gegner in wirksamster Weise selbst zu bekämpfen, ohne dabei lediglich auf den Beistand der Artillerie angewiesen zu sein. Die erwähnten hervorragenden Eigenschaften und Leistungen des Wolframgeschosses in Bezug auf Durchschlagskraft dürften daher wohl dazu angethan sein, ihm im künftigen Infanteriekampf auch in jener Hinsicht eine wesentliche Ueberlegenheit gegenüber anderen, mit geringerer Kraftleistung ausgestatteten Waffen zu sichern. Außerdem darf nicht übersehen werden, daß die Angaben der eben genannten Zusammenstellung lediglich die lebendige Kraft und den Flächeninhalt des Querschnittes der beiden in Vergleich gestellten Geschosse in Rechnung ziehen. Dagegen ist die größere oder geringere Festigkeit, Härte und Starrheit des Geschoßkörpers unberücksichtigt geblieben, obwohl diese Eigenschaften das Verhältniß der lebendigen zur Durchschlagskraft ebenfalls erheblich und oft in höherem Maße, als geringe Unterschiede der Querschnittsgrößen beeinflußen. Wenn Geschosse beim Eindringen in widerstandsfähige Ziele namhafte Stauchungen oder sonstige Formveränderungen erleiden, so wird ein gewisser Theil ihrer Kraft schon durch die im Geschoßmetall eintretenden Verschiebungen verbraucht und dieser Bruchtheil geht natürlich der Kraft verloren, welche das Geschoß auf das Durchschlagen des Zieles verwenden kann. An einer früheren Stelle äußert der Herr Verfasser über diesen Punkt: „Auf einen Verlust an Durchschlagskraft infolge von Formveränderung ist bei beiden Gewehren" (Mieg und Lebel) „nicht zu rücksichtigen, da auch bei den ummantelten Bleigeschossen nur unbedeutende Formveränderungen wahrgenommen sind."

Dies trifft nun aber nach den eigenen Angaben zuverlässiger französischer Quellen nicht zu. Die „Revue du cercle militaire" brachte vor einiger Zeit folgenden Auszug aus dem im „Mémorial de l'artillerie et de la marine" abgedruckten Bericht über die in 1887 und 1888 seitens der Kommission von Gavre ausgeführten Schießversuche zur Ermittelung der Durchschlagskraft des Lebel-Geschosses:*)

„Die Versuche sollten feststellen, welche kleinsten Stärken für Deckungen aus Kohle, Holz, Erde, Sand, Eisenblech, weichem und hartem Stahlblech gegen das Lebel-Geschoß auf verschiedenen Entfernungen und unter wechselnden Verhältnissen noch genügen. Es wurde mit gewöhnlichen Patronen auf

*) „Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens", Jahrgang 1889, „Notizen" S. 149/50.

10—40—200 und 500 m geschossen; die Schußrichtung lag theils senkrecht zum Ziel, theils bildete sie mit diesem Winkel von 30 und 45 Grad."

„Die nachstehende Zusammenstellung enthält die zum Schutz gegen Lebel-Geschosse noch eben ausreichend befundenen Maße:

Stoff der Deckung	Stärke der Deckung in cm auf Entfernungen von		
	10 m	200 m	500 m
Preßkohle	22	30	40
Stückkohle	10	15	30
Sand	11	45	40
Erde.	25	45	40

Auf 10 m Abstand boten Kohle, Sand und Erde dem Eindringen der Geschosse einen sehr großen Widerstand; auch zeigten die Geschosse bedeutende Formveränderungen."

„Die Durchschlagskraft wächst (in gewissen Grenzen) mit der Entfernung und wird auf 200 m am größten, wobei die Geschosse keine Formveränderung mehr erleiden; auf 500 m wird die Eindringungstiefe im allgemeinen geringer;*) sie nimmt daher erst von einem bestimmten Abstand an mit der Auftreffgeschwindigkeit ab. Diese auffallende Erscheinung wird der unregelmäßigen Drehung der Geschosse im ersten Theil ihrer Flugbahn zugeschrieben."**)

„Das Eindringen in andere Stoffe erfolgt nach einem bestimmten Gesetz unter regelmäßiger Zunahme der Eindringungstiefe mit der Auftreffgeschwindigkeit.

*) Das trifft nur für Sand und Erde zu, für Preß- und Stückkohle aber nicht. Bei diesen Stoffen wächst vielmehr die Durchschlagskraft mit der Entfernung bis zur Versuchsgrenze von 500 m und möglicherweise noch darüber hinaus. Die Geschosse müssen daher mindestens auf 200, vielleicht aber auch auf 500 m noch Formveränderungen erfahren haben.

**) Dieser Anschauung widerspricht (offenbar mit vollem Recht) die Redaktion der „Mittheilungen" (a. a. O.). Sie macht dagegen hauptsächlich folgendes geltend: Zunächst müßte erst erwiesen werden, daß die Drehung der Geschosse im ersten Theil der Bahn thatsächlich eine unregelmäßige ist, wozu kein Anlaß vorhanden zu sein scheint. Sollte indeß jene Unregelmäßigkeit wirklich bestehen, so müßte sie auch in allen Stoffen ähnliche Wirkungen hervorrufen, was nicht der Fall ist (s. die zweite Zusammenstellung der Schußwirkungen gegen Holz, Eisen und Stahl). Die Ursache der geringeren Eindringungstiefe auf den kleineren Entfernungen kann daher nur in der bedeutenden Formveränderung gefunden werden, welche die Lebel-Geschosse beim Eindringen in Kohle, Sand und Erde erleiden. Daß aber diese Formveränderungen nur bis zu einer gewissen Entfernungs- und Geschwindigkeitsgrenze eintreten, erklärt sich aus der ungleichmäßigen Beschaffenheit der genannten Stoffe, welche keineswegs eine durchaus gleichartige Masse, sondern ein höchst unregelmäßiges Gemenge von harten und weichen, groben und kleinen Körpern bilden. Die großen und festen Stücke aber sind es eben, welche die Formveränderungen der Geschosse hervorbringen, wenn deren Geschwindigkeit so erheblich ist, daß die getroffenen Theilchen keine Zeit zum Ausweichen haben.

Stoff der Deckung	Stärke der Deckung in mm auf Entfernungen von			
	10 m	40 m	200 m	500 m
Tannenholz . . .	900	—	600	500
Eichenholz	200	—	180	150
Eisenblech	12	—	6	4
Weiches Stahlblech .	10	9	4	2
Hartes Stahlblech. .	—	4	—	—

„Nach diesen Ergebnissen besitzt das Geschoß M/86 eine wesentlich größere Durchschlagskraft als das M/74; aber diese Ueberlegenheit schwindet rasch mit zunehmender Entfernung.“

Zur Bestätigung der in der Anmerkung auf S. 143 am Schluß dargelegten Ansicht, daß die ungleichmäßige Beschaffenheit der beschossenen Ziele von wesentlichem Einfluß auf die Verschiedenheiten in den Eindringungstiefen der Geschosse sei, führt die Redaktion der „Mittheilungen“ (a. a. O.) als Beispiel noch das Ergebniß der Beschießung eines Sandsacks an, gegen den mit österreichischen Stahlmantelgeschossen M/88 auf 10 m Entfernung gefeuert wurde.

Fünf Schuß ergaben Eindringungstiefen von bezw. 20—28—50—60 und 68 cm. Die nur 20 und 28 cm tief eingedrungenen Geschosse zeigten größere oder geringere Formveränderungen, während die Geschosse mit 50 bis 68 cm Eindringungstiefe völlig unversehrt waren. Der verwendete Sand bestand aus anscheinend vollkommen gleichmäßigem feinem Flugsand.

Hartblei-Mantelgeschosse sind sonach beim Eindringen in widerstandsfähige Ziele nicht nur „unbedeutenden“, sondern unter Umständen sogar sehr erheblichen Formveränderungen preisgegeben, welche ihre Durchschlagskraft in hohem Maße beeinträchtigen. Wenn nun das Wolframgeschoß infolge seiner größeren Festigkeit und Härte ein wesentlich günstigeres Verhalten in jener Hinsicht zeigt, so liegt darin ohne Zweifel ein entschiedener Vortheil, welcher der ohnehin so erheblichen Durchschlagskraft dieser Geschosse erst zu voller Geltung verhilft.

Durch das Gesagte dürfte zur Genüge dargethan sein, daß die überlegene Kraft des Wolframgeschosses keineswegs als eine gleichgültige und werthlose Zugabe zu seinen anderen ballistischen Eigenschaften aufgefaßt werden kann, und daß es nicht gerechtfertigt erscheint, die weit geringere Durchschlagskraft des Lebelgeschosses für „mehr als ausreichend“ zu erklären.

An dieser Stelle möchte ich zugleich überhaupt und ganz im allgemeinen davor warnen, von Urtheilen, welche der Leistungsfähigkeit einer neuen Waffe in der einen oder anderen Richtung das schmeichelhafte Zeugniß höchster Vollkommenheit ohne jegliche Einschränkung ausstellen, einen allzu freigebigen Gebrauch zu machen. Wie zahlreiche und durchgreifende Wandlungen in der Bewaffnung der Infanterie sowohl wie der Artillerie haben wir nur während

der letzten drei Jahrzehnte erlebt und mit durchgemacht; wie viele Waffen haben wir kommen und — gehen sehen, welche sich so ziemlich alle — unmittelbar nach ihrer Einführung! — als die reinen Musterbilder zweifelloser Vortrefflichkeit darstellten. Sie überragten weitaus und in jedem Sinne nicht allein die — selbstverständlich — viel weniger vollkommenen Vorgänger, welche durch sie ersetzt und verdrängt wurden, sondern in der Regel auch alle ähnlichen Waffen, die in den Heeren benachbarter Staaten schon länger vorhanden oder zufällig auch eben erst zur Einführung gelangt waren.

Noch heute erinnere ich mich gern eines beredten Feuerwerkers, welcher einst der Königlichen Artillerie-Prüfungskommission zugetheilt war und uns Fähnrichen im Jahre 1859 die damals noch in die Schleier tiefsten Geheimnisses gehüllte 9 cm Stahlkanone C/61 zu erläutern hatte. Seine denkwürdige Rede, die von Lob und Anerkennung triefte, von Tadel oder Zweifel aber keine Spur aufwies, schloß er mit dem geflügelten Wort: „Bei diesem Geschütz giebt es keine Treffwahrscheinlichkeit mehr, sondern nur noch Treffsicherheit!“ —

O ja, zu ihrer Zeit waren sie alle wirklich „mehr als ausreichend“ und thaten, wie bekannt, meist auch auf dem Schlachtfelde ihre Schuldigkeit in reichem Maße. Aber bald — oft nur zu bald! — traten neue Erfindungen und Fortschritte zu Tage, welche jene älteren und nunmehr veralteten Waffen rücksichtslos von dem wankenden Sockel ihrer hinfällig gewordenen Vollkommenheit hinabstießen und sie — zum alten Eisen warfen, denn sie waren urplötzlich — „durchaus unzureichend“ geworden. Und so ging es weiter und wird immerdar so weiter gehen ohne Aufhören. Darum beherzige man es wohl, daß eine Waffe niemals zu vollkommen sein, nie irgend eine Eigenschaft, welche zur Steigerung ihrer Wirkung beiträgt, in zu hohem Maße besitzen kann, es sei denn, daß dieser Vorzug sich nur auf Kosten eines anderen, ebenso wichtigen (wie z. B. Leichtigkeit und Beweglichkeit, Haltbarkeit und Dauer) erreichen ließe. Unfehlbar und sicherer als vieles Andere wird früher oder später der Tag kommen, an welchem auch die Wirkung jener Waffe schon wieder „nicht mehr ausreichend“ ist. Damit dieser Tag wenigstens möglichst spät erscheine, nehme man bei jeder Neueinführung soviel des Guten, wie man irgend erhalten kann, und verbanne weit alle „grauen“ Theorien, die für das Gegentheil Stimmung zu machen suchen, wie z. B. die auch schon hier und da emporgetauchte merkwürdige Auffassung, daß ein Geschütz nicht nur zu schlecht (das wäre sehr zu begreifen), sondern auch zu gut schießen könne, daß es besser treffen würde, wenn es etwas schlechter schösse. —

Um indeß von dieser kleinen Abschweifung wieder zu dem eigentlichen Gegenstand unserer Besprechung zurückzukehren, kann ich nur wiederholen, daß auch die große Ueberlegenheit des Wolframgeschosses an Durchschlags-

kraft nichts weniger als belanglos und überflüssig ist, sondern, daß sie im Gegentheil als eine wesentliche Ergänzung der anderen ausgezeichneten ballistischen Leistungen dieses Geschosses freudig zu begrüßen und im Infanteriegefecht nutzbringend zu verwerthen sein wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Luftballons im Kriege.

Unter dieser Ueberschrift bringt la France militaire vom 12. Dezember 1890 einen kurzen Aufsatz, der einige neue Gesichtspunkte über die Verwendung dieses Kriegsmittels aufstellt, so daß die Wiedergabe in unserer Zeitschrift angebracht erscheint.

In den letzten Manövern hat man an der Verwendung der Fesselballons viel Kritik geübt. Die Sache ist die, daß man zu viel von ihnen verlangt hat. Der Fesselballon kann sehr nützlich sein, besonders auf den Flügeln, wo er gestatten wird, die weit ausholenden Manöver zu erkennen, wie solche die Deutschen im Feldzuge 1870 angewendet haben und wie sie in den nächsten Feldzügen in noch viel häufigerem Grade vorkommen werden. Eine andere Frage ist, ob man die Einzelheiten der feindlichen Bewegungen wird verfolgen können. Man kann den Ballon nicht ausreichend nahe an die Feuerlinie bringen, weil er Gefahr laufen würde, von den Geschossen getroffen zu werden. Man muß ihn also auf hinreichende Entfernung zurückhalten. Es könnte unter diesen Umständen scheinen, daß der Nutzen des Fesselballons sehr anfechtbar ist. Aber doch hat diese Kriegsmaschine vollauf ihre Daseinsberechtigung: bei den heutzutage auftretenden Heeren ist es für den Oberbefehlshaber äußerst schwierig, in jedem Augenblick die Lage seiner Divisionen und Korps zu kennen; der Beobachter auf dem Ballon kann ihm vollständig Aufklärung geben. 1889, bei den großen Herbstübungen des XVI. Armeekorps, hat der General de Sesmaisons, Unterchef des Generalstabes, sich seiner andauernd bedient. Der General Berge, welcher das Armeekorps kommandirte, vermochte so die Bewegungen seiner beiden Divisionen in Einklang zu bringen. Bei einer aus 7 oder 8 Korps zusammengesetzten Armee wäre es offenbar prächtig, wenn jedes Korps seinen Ballon besäße. Man würde auf diese Weise eine Luft-Telegraphie einrichten und der Oberbefehlshaber könnte in jedem Augenblick über den Gang des Ge-

fechtes in Kenntniß sein. Man würde so die elektrische Telegraphie vervollständigen, welche immer unzureichend sein wird. Aber ein Ballon für jedes Korps würde einen großen Ballast bedeuten. Am besten wäre es, wenn man einen Ballon in der Nähe des Oberbefehlshabers, im Centrum, und einen Ballon auf jedem Flügel hätte.

Bisher hat man bei den großen Manövern nur einen einzigen, für sich allein operirenden Fesselballon gesehen. Es wäre mindestens interessant, deren zwei oder drei zusammenzubringen und den Versuch zu machen, ob diese Luft-Telegraphie neuer Art praktisch sein würde.

Bei den ungeheuren Ausdehnungen, welche die Schlachtfelder in den Zukunftskriegen machen werden, ist es ganz unerläßlich, alle Mittel des Verkehrs zwischen dem Oberbefehlshaber und den Unterführern zu vermehren. Eine Meldung, ein Befehl zur rechten Zeit können eine Niederlage abwenden.

Der Feldherr muß Stunde für Stunde den Bewegungen seiner Korps folgen können.

Das System der Anwendung mehrerer Ballons kann auf den ersten Blick theoretisch erscheinen; aber vor seiner Verwerfung würde man einen gründlichen Versuch machen müssen, der entscheidend sein würde. Gelingt er, so würde er zur Aufstellung einer gewissen Zahl von Luftschiffer-Kompagnien nöthigen, denn die 4 jetzt bestehenden sind unzureichend. Nebenbei bemerkt: es ist bedauerlich, diese 4 Kompagnien zerstreut zu sehen, wie sie es sind bei den 4 Genie-Regimentern. Wir sähen sie lieber in einem einzigen Bataillon vereinigt um das Mutterhaus, das will sagen: die Luftschiffer-Kompagnie von Chalais. —

Luftschiffer-Bataillon? . . . Warum nicht? Wir haben doch beim Genie ein Eisenbahn-Regiment. Die Ausbildung würde dabei sicherlich sehr gewinnen. Man sähe dann diese Spezial-Sappeure nicht mehr ein Polygon schanzen oder die Bataillonsschule durchmachen. Ausschließlich mit ihrem Dienstzweig beschäftigt, werden sie vorzügliche Luftschiffer abgeben. Unterwiesen von Offizieren, die durchaus Spezialisten sind, werden sie selbst vollendet werden.

Je weiter man geht, je mehr wird man Spezialisten zu schaffen gezwungen sein; es sind die drei Dienstjahre kaum ausreichend, um einen guten Luftschiffer zu bilden. Was wird aus diesen Sappeuren, wenn man sie eine ganz andere Arbeit ausführen läßt, als das Handwerk, welches sie im Felde auszuüben gezwungen sind? Demnach drängt sich die Schaffung eines Bataillons Luftschiffer, in unmittelbarer Abhängigkeit von dem Etablissement von Chalais auf und es ist das baldige Einlenken in diesen neuen Weg zu wünschen. . . . 130.

Der französische und der britische Wettbewerb um Erreichung Timbuktu's.

Militär-geographische Skizzen von **Carl Stichler.**

Zu den größten Strömen der Erde zählt der Niger, dessen Beherrschung in neuester Zeit zu einem eifrigen Wettbewerben Frankreichs und Großbritanniens auf westafrikanischem Boden führt. Großbritannien hat seit nahezu einem Jahrhundert hier viel Forschungen anstellen lassen und dann sich rechtzeitig beeilt, wenigstens die Mündungsgebiete dieses großen westafrikanischen Stromes an sich zu reißen.

Frankreich ging dagegen von den Senegalgebieten auf Festlandswegen seit einem Jahrzehnt mit einer „Diskretion" vor, die man in früherer Zeit bei französischen Staatsmännern und Heerführern fast stets vermißte, sobald es sich um wirklich großartige Eroberungs- oder Aneignungsentwürfe auf afrikanischem oder sonst recht interessanten Terrain im „Namen der Civilisation" handelte.

Die am 6. April dieses Jahres (1890) erfolgte Einnahme von Segu-Sikoro durch den französischen Major Archinard (wobei dieser am rechten Ufer der Dscholiba [Oberlauf des Niger] gelegene und 30 000 Einwohner zählende Haupthandelsplatz den Franzosen zufiel, ohne daß diese auch nur einen Mann einbüßten) hat den Briten mehr zu denken gegeben, als diese bei den letzthin mit deutschen Staatsmännern gepflogenen Unterhandlungen wegen Abgrenzung anderer afrikanischer Interessensphären zugestehen mochten.

„France équatoriale" am Kongo und „l'influence française" am Niger giebt den Briten Stoff zu Erwägungen kaltkritischer Art auf militärischem Gebiete. „L'influence française" schreitet am Niger gegen Timbuktu hin nicht mit psalmensingenden und theeschlürfenden Branntweinhändlern oder Missionären vor, sondern mit bewaffneten Kolonnen und armirten Kanonenbooten. Hinter diesen französischen Bahnbrechern erfolgt im oberen Nigergebiet (wie wir im Maiheft 1890 der „Neuen Militärischen Blätter" nachwiesen) die Etablirung von guten Straßenzügen, ausreichenden militärischen Sicherungsanlagen und gleichzeitig auch die Errichtung von Eisenbahnen in den bestgeeignetst gelegenen Zwischenlandspartien.

Großbritannien, dessen Staatsmänner seit Generationen mit Bestimmtheit annahmen: der Niger müsse ganz und gar im Bereiche britischer Interessensphäre verbleiben, erlebt nun herbste Enttäuschung bei Wahrnehmung der neuesten Wendungen und Ereignisse in den oberen Nigergebieten.

Scharfe Reibungen und gelegentlich vielleicht auch Zusammenstöße und kriegerische Entladungen direkter oder indirekter Art werden in Zukunft hier kaum zu vermeiden sein; falls nicht Großbritannien vorzieht, in Anbetracht der hier von Frankreich gewonnenen und gesicherten Festlandsstellungen und Ausbreitungslinien solider Art „muthig zurückzuweichen."

Frankreich wandte verhältnißmäßig spät diesen afrikanischen Hinterlandspartien seine Beachtung zu. Weiland General Faidherbe gab den Anstoß zur Richtung des neuen Vorgehens, und daß dieser in den afrikanischen Kolonialbestrebungen Frankreichs erfahrene General das Rechte dabei traf, lehren die bis dahin erreichten und zum Theil unerwartet leicht errungenen Erfolge deutlichst.

Vergleichen wir historisch die französischen und die britischen „Forschungsanstrengungen", die den Machterweiterungsbestrebungen am Niger Grundlage gewähren sollten, so finden wir Generationen hindurch zunächst nur Briten thätig. Jahrhunderte hindurch waren mit der Strombenennung Niger die sonderbarsten Irrthümer verbunden. Bei den Geographen der Vorzeit führte nach Duveyriers und Saint-Martins Forschungen der Lauf des Wadi-Igherghar in der nördlichen Sahara die Benennung Niger ebenfalls, und die arabischen Geographen des Mittelalters glaubten sogar, daß der sagenhaft bekannte große Nigerstrom mit dem Nil in Verbindung stände.

Die „Travels in Africa", von Wilhelm Georg Browne im Jahre 1799 herausgegeben, bekämpften zuerst in ernstlicher Weise die Idee: daß der Niger mit dem Nil in Zusammenhang stehe. W. G. Browne (geboren 1768 in London, ermordet 1813 an der persischen Grenze auf russischem Gebiete) hatte in den Jahren 1792 bis 1798 vorzugsweise den Nordosten sowie den mittleren Theil Aegyptens als Forscher durchreist und dann Syrien und Persien besucht in gleicher Weise. Als er seine Afrika- und Orientreise begann (1792), hatte noch kein Europäer die Gestade des eigentlichen Nigerstromes betreten oder überhaupt auch nur dessen Anblick erlebt.

Der am 10. September 1771 zu Fowlshiels bei Selkirk in Schottland geborene und dann als Hülfswundarzt im Dienst der Ostindischen Kompagnie bis zum Jahre 1793 thätig gewesene Mungo Park war der erste Europäer, der den Niger erblickte (20. Juli 1796), erreichte und zum Theil auch die Richtung von dessen Lauf ermittelte.

Als Mungo Park im Jahre 1793 nach England zurückgekehrt war, erhielt die „African-Association" zu London die Nachricht: daß der in ihrem Dienste auf einer Forschungsreise begriffen gewesene Major Houghton auf westafrikanischem Gebiete getödtet worden sei. Sobald diese Kunde weitere Verbreitung gefunden, bot Mungo Park bereitwilligst seine Dienste der „African-Association" an, und diese zögerte nicht, das Anerbieten anzunehmen, um damit einen Ersatz für die verloren gegangene Kraft zu gewinnen.

Am 22. Mai 1795 begab sich Mungo Park nach der englischen Faktorei

Pisania am Gambia, um sich dort für seine Erforschungsreise zum Niger eingehender vorbereiten zu können. Die Erlernung der Mandingosprache nahm eine Frist von mehreren Monaten in Anspruch, dann begann die von Westen zumeist gegen Osten gerichtete Bereisung der Negerkönigreiche: Mulli, Bondu, Kädschaga, Kasson, Kaarta und Ludamar. Den Durchzug durch die meisten Gebiete ermöglichte Mungo Park durch geeignete Spenden an die Herrscher und Stammeshäuptlinge. Vergeblich warnte der gutmüthige und aufrichtige Herrscher von Kaarta vor weiterem Vordringen gegen Osten zum großen Nigerstrome.

Da das Reich Kaarta damals im Kriege gegenüber den ostwärts gelegenen Staatswesen stand, mußte nach der ganz richtigen Meinung des Negerfürsten sein Gast Mungo Park Gefahr laufen, als Feind oder Spion aufgegriffen und behandelt zu werden.

Der im 25. Lebensjahre erst stehende Schotte war aber keineswegs gesonnen, von seiner vorgenommenen Nigertour abzustehen, und drang darum, getreu den übernommenen Aufträgen, gegen Osten vor, wo der gewaltige, von allen Volksstämmen dieser Gebiete gerühmte Strom sich zeigen mußte.

Nahe der Unheilsstätte, an der zuvor der Major Houghton seinen Tod gefunden, gerieth im Beginn des Monats März 1796 Mungo Park in die Gewalt des grausamen Negerkönigs Ali. Härteste, qualvollste Gefangenschaft bei rohester Behandlung und wiederholter Gefährdung seines Lebens, veranlaßte hier den fast ganz ausgeraubten Forscher, mit einem kühnen Fluchtversuche das Aeußerste zu wagen und die Weiterreise gen Osten fortzusetzen.

Dieses gewagte Unternehmen gelang trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse. In der dritten Woche seiner verwegenen Flucht erreichte Mungo Park endlich am 20. Juli 1796 einen Punkt, von dem aus er die Stromfläche des Niger erblicken konnte. Dem Laufe dieses Gewässers folgend, so lange nur immer die Wildniß dies gestattete, mußte Mungo Park endlich doch wieder umkehren, als unüberwindbare Hindernisse seiner weiteren Tour sich entgegenstellten.

Mit flüchtenden Negern war er der Gefangenschaft Ali's entronnen und zum Niger gelangt, hatte dann Bammako am Niger (die heutige französische Militär- und Kanonenbootstation) erreicht, und war in das Königreich Mandingo hineingereist, wo er in der Hauptstadt Kamalia sieben Monate hindurch als Kranker weilte. Es blieb ihm zur Erreichung der englischen Faktorei Pisania am Gambia, seiner Ausgangsstation, nichts anderes übrig, als mit dem Sklavenhändler Karfa Taura einen Vertrag abzuschließen für die Beförderung zur genannten britischen Niederlassung.

Am 10. Juni 1797 erreichte Mungo Park mit einer Hauptkarawane des erwähnten Sklavenhändlers die Faktorei Pisania, am 15. Juni (1797) begab er sich über Antigua heimwärts und erreichte dann glücklich London am 25. Dezember desselben Jahres. Der erste Europäer, der mit Ueber-

stehung unsäglicher Mühen und Beschwerden die Gestade des Niger betreten und als Forscher hier Beobachtungen und Wahrnehmungen gemacht hatte, hatte jetzt wieder sein Heimathland schauen und nun berichten können.

Seine in London 1799 herausgegebenen „Travels in the interior of Afrika“ (deutsche Ausgabe noch im gleichen Jahre in Hamburg erschienen) beschrieben seine Erlebnisse und Entdeckungen in diesen interessanten Hinterlandspartien des westafrikanischen Sudan.

Schon schien es, als hätte Mungo Park seine Forscherlaufbahn für immer abgeschlossen, denn im Jahre 1801 ließ er sich als Wundarzt im südschottischen Städtchen Peebles am Tweed nieder, nnd hatte dabei wohl kaum noch die Absicht, zu unruhiger, aufreibender Forscherthätigkeit nochmals zurückzukehren.

Für die „African-Association“ war es jedoch von größter Wichtigkeit, genauere Berichte über die Ausdehnung, Beschaffenheit, Verzweigung und hauptsächliche Laufrichtung des großen westafrikanischen Stromes zu erlangen. Daß derselbe die fruchtbarsten und dichtbevölkertsten Landstriche des afrikanischen Westens durchströme und mit dem seit uralter Zeit als Handelsplatz berühmten Timbuktu in nahe Berührung vielleicht komme (in Wirklichkeit ist nur eine Distanz von 3½ Wegstunden zwischen dem Nigerstapelplatze Kabara und der Stadt Timbuktu), war für die in London residirende Gesellschaft Grund genug, wieder bedeutende Unkosten an eine neue Forschungsunternehmung zu wagen.

Im Jahre 1805 finden wir Mungo Park wieder im Dienste der Londoner „African-Association“ auf westafrikanischem Boden. Jetzt war seine neue Unternehmung in richtigerer Erkenntniß der Sachlage mehr militärisch organisirt. Als Mungo Park von Portsmouth aus Großbritanniens Küste verließ, bestand seine Begleitung aus dem Chirurgen Anderson, dem Zeichner Scott, einem Offizier, dreißig Soldaten und sechs Handwerkern.

Das Städtchen Gorée (auf einer Insel an der Küste der französischen Kolonie Senegambien, zwei Kilometer südöstlich vom Kap Verte gelegen und einen guten Hafen besitzend) war nun zum Ausgangspunkt der neuen Nigererforschungsreise ersehen worden. Mungo Park's Aufgabe richtete sich dahin, entlang dem Niger Timbuktu zu erreichen; über dessen Bedeutung, Größe und Werthbemessung für Handelsbeziehungen damals noch arg gefabelt wurde.

Nachdem auf dieser wieder gegen Osten sich richtenden Afrikareise die Westgebiete Senegambiens passirt waren, machte der Manding-Priester und Handelsmann Isaak den landkundigen Führer und Begleiter der Mungo Park'schen Unternehmung. Nur mit noch 11 (nach anderen Angaben gar nur noch mit 7) europäischen Begleitern erreichte Mungo Park im Monat August 1805 nach viermonatlicher Landreise das am Niger gelegene Bammaku — in der Luftlinie circa 1000 Kilometer vom Ausgangspunkte Gorée, wo man im April aufgebrochen, entfernt. Fast Alle waren leidend von den

Einwirkungen des Klimas und durch die Entbehrungen der beschwerdereichen Reise.

Man begann hier die Fahrt stromabwärts auf dem Niger, und auch diese Stromfahrt muß anstrengend und gefährlich genug gewesen sein. Im November 1805, als die Mungo Park'sche Unternehmung zu Sansandig — heute ebenfalls in französischem Besitze! — am Niger rastete, waren von den Europäern nur noch Mungo Park, der Lieutenant Martyn und 3 Soldaten am Leben. Dennoch wollte man die Tour nach Timbuktu hin fortsetzen und dabei den dorthin sich richtenden Lauf des Niger genau erforschen. Das Gewagte der weiteren Reise einsehend, sandte Mungo Park von Sansandig aus den schon erwähnten Manding-Priester und Handelsmann Isaak mit seinen Tagebüchern, Aufzeichnungen und Briefen nach Gambia zurück, wo der ehrliche Neger auch richtig die anvertrauten Schriftstücke den englischen Beamten übergab. Es waren die letzten Lebenszeichen Mungo Parks, die den Weg zur Heimath fanden.

In Sansandig fand sich der Forscher veranlaßt, aus seinen bisherigen zwei Fahrzeugen ein einziges Schiff für die Fortsetzung der Fahrt zu bauen. Mit dem neuen Boot, Dscholiba genannt, gedachte er die Landestätte Timbuktu's erreichen zu können.

Im Beginn des Jahres 1806 hatte Mungo Park mit Lieutenant Martyn, den einzig noch am Leben gebliebenen drei englischen Soldaten, sowie mit drei Negern und einem eingeborenen Steuermanne die Weiterreise stromabwärts fortgesetzt. Im Königreiche Haussa fühlte sich der Herrscher beleidigt, daß diese winzige Fremdlingsschaar die Stromfahrt durch sein Gebiet ertrotzen wollte ohne Entrichtung reicher Spenden. In einem engeren Nebentheile des Flusses, wo zwischen Felswänden und Klippen die Durchfahrt ohnehin mühsam und gefährlich genug gestaltet war, wurde Mungo Parks Boot plötzlich von den in Schaaren hier lauernden Schwarzen mit Steinwürfen und Pfeilschüssen überschüttet. Nachdem sämmtliche Gefährten bis auf einen gefallen waren, wollte Mungo Park mit Davonschwimmen den letzten Rettungsversuch wagen, erlag aber dabei den weiteren Steinwürfen und Pfeilschüssen der erbitterten Neger und versank rettungslos in den Fluthen.

Durch die alljährlich zur afrikanischen Westküste am Gambia damals ziehenden Sklavenhändler erfuhr man in den englischen Faktoreien noch vor Ende des Jahres 1806 die näheren Umstände vom vollständigen Untergange Mungo Parks und seiner Expedition. Der Privatmann Mungo Park war als Forscher im Dienste der Privatgesellschaft „African-Association" mit seinen Begleitern gefallen, berechnete Old-England sehr kühl und sann keineswegs auf eine vielleicht kostspielige Vergeltungsunternehmung. Ueber die Endung des damals Kuára genannten großen Nigertheils erschöpfte man sich jetzt nach wie vor in allerlei Vermuthungen. Für gewöhnliche Erfragung bei den die inneren Gebiete durchreisenden heimischen Handelsleuten und

Sklavenhändlern erwies sich der Umstand als außerordentlich erschwerend, daß der Niger in den verschiedenen Ländern und Stammesgegenden auch ganz verschiedene Benennungen führte. Wollte man Gewißheit über den Stromlauf und dessen Eignung für militärische Eroberungszüge und Handelszwecke in genügendem Maße erlangen, so mußte man unbedingt mit Einsetzung eigener Kräfte neue Unternehmungen wagen. „Ob der Kuára genannte Stromtheil wirklich im Meerbusen von Guinea ausmünde?" war zunächst noch eine offene Frage von besonderer Wichtigkeit für die unmittelbar interessirten Kreise Großbritanniens.

Die Erreichung Timbuktu's mit der Erforschung des Niger zu verbinden, war jetzt ein Hauptbestreben britischer und französischer Forschungsreisender.

Der nordamerikanische Seemann Robert Adams, der im Jahre 1812 bei einem Schiffbruch an der Küste der Sahara als Matrose mit dem Leben davongekommen war und von streifenden Beduinen aufgegriffen wurde, war im weiteren Verlaufe seiner Afrikaabenteuer bis nach Timbuktu hin als Sklave verhandelt worden. Dieser auf niedriger Bildungsstufe stehende Mann hatte dann nach erfolgtem Wiedererreichen der europäisch regierten Kolonialgebiete viel vom Glanze und von der Größe Timbuktu's gefabelt. Da auch die Angaben der heimischen afrikanischen Handelsleute arg differirten, und die Einwohnerzahl des vielbesprochenen innerafrikanischen Hauptplatzes bald auf 12 000, bald auf 200 000 beziffert wurde, konnte man kein klares Bild von dem wahren Umfange der sagenhaft berühmt gewordenen Stadt gewinnen.

Die Timbuktu-Forschung wurde jetzt Hauptzweck jeder Niger-Erkundungsreise. Die Sache interessirte nun die fachgelehrten Kreise so weit, daß Preise für die Erreichung Timbuktu's ausgesetzt wurden.

Major Alexander Gordon Laing, geboren 27. Dezember 1794 zu Edinburgh, wagte zunächst eine Timbuktu-Tour, erreichte auch sein Ziel, endete dann aber am Niger bei Sansandig als Held und Märtyrer für seine religiöse Ueberzeugung.

Laing weilte schon im Jahre 1820 als Lieutenant und Adjutant des britischen Gouverneurs Sir Charles M'Carthy an der Sierra-Leoneküste. In dieser Zeit unternahm die englische Regierung Schritte, die einerseits Anknüpfung geregelter Handelsverbindungen mit afrikanischen Häuptlingen, andererseits Unterdrückung und gänzliche Beseitigung des Sklavenhandels bezwecken sollten.

Von Freetown, dem Amtssitze des Gouverneurs, reiste Laing zwei Mal im dienstlichen Auftrage in das Innere des Landes hinein, um dort in oben angedeuteter Hinsicht die Stimmung und Haltung der maßgebenden Stammeshäuptlinge zu erforschen. Laings Reise führte aufwärts an dem Fluß Rokelle entlang und bis in das Quellgebiet des Niger, wandte sich dann nordwärts nach Falaba, und bog darauf in der Thalgegend zwischen Telico und Karimuja wieder südwestwärts, einer Flußrichtung folgend, zur Küste ab. Mit

dem Könige der Fulahs von Futta-Jallu hatte er Verbindungen angeknüpft, die sich bewährten; doch konnte Laing in dieser Richtung nicht fortfahren, da der ausbrechende mörderische Aschantikrieg zunächst keine weiteren Reisen oder Verhandlungen hier gestattete. Der Gouverneur Sir Charles M'Carthy fiel in diesem Kriege. Der neue Gouverneur Campbell rächte seinen Vorgänger, schlug die Aschantis und unterwarf die zunächst gelegenen Gebiete derselben auf die einzig hier angezeigte Weise mit energischem Vorgehen. Die unbändig vordem gewesenen Stämme sahen sich jetzt zur Tributleistung gezwungen. Laing war nach dem Tode Mac Carthy's nach Großbritannien zurückgerufen worden, um dort über den Stand der Angelegenheiten zu berichten. Als er in bester Weise dies gethan, wurde ihm ein neuer ehrenvoller Auftrag zugetheilt. Timbuktu zu besichtigen und den Lauf des Niger zu erforschen, war der Hauptzweck des neuen, von der englischen Regierung an Major Laing ertheilten Auftrages.

Zu diesem Zwecke begab sich Laing nach Tripolis im Jahre 1825, um von dort aus quer durch die Saharagebiete sowohl Timbuktu, als dem Niger zuzureisen. Ehe Major Laing Tripolis verließ, ehelichte er die Tochter des dortigen britischen Konsuls Warrington und verließ am Tage nach der Hochzeit (am 16. Juli 1825) Tripolis, um mit einer nach Timbuktu reisenden Karawane die Wüstenreise anzutreten. Am 18. August 1825 erreichte Major Laing wirklich Timbuktu, doch war es ihm nicht vergönnt, zurückzukehren und persönlich über seine Wahrnehmungen zu berichten.

Sein letztes Schreiben datirte vom 27. Dezember 1825 von Tual. Ein Ausflug, den dieser kühne und hochherzige Brite von Timbuktu aus aufwärts des Nigerstromes bis Sansandig gewagt, führte ihn in den Machtbereich eines fanatischen Araberscheikhs, der den Reisenden mit aller Gewalt zum Islam bekehren wollte. Major Laing wollte als englischer Offizier und gläubiger Christ seiner Manneswürde nichts vergeben und zog es darum vor, den Märtyrertod zu erleiden. Er wurde nach muhamedanischer Manier erdrosselt, als er Muhamed nicht den bekannten Anruf widmen wollte. Sein Afrikareise-Tagebuch erschien unter dem Titel: „Itinéraire de Tripoli de Barbarie à la ville de Timbuctu, par le Cheykh Hagg-Casem, 1826“, und wurde vom französischen Vicekonsul Delaporte redigirt.

Laing's Ausflug nach Sansandig war übrigens nicht ganz freiwillig erfolgt, denn bald nach erfolgter Ankunft in Timbuktu war der verwegene Brite dort als Ungläubiger erkannt und als solcher vertrieben worden.

10 000 Franken hatte die geographische Gesellschaft in Paris als Preis für den ersten Reisenden ausgesetzt, der die Timbuktureise vollständig ausführen würde. Auf eine geradezu originelle Art und Weise erwarb sich nun diesen Ehrenpreis ein französischer Bäckerssohn, der nur untergeordnete Kenntnisse besaß, aber mit unglaublicher Verwegenheit die Aufgabe löste.

Der am 19. September 1799 zu Mauzé in Poitou als Sohn eines

Bäckers geborene René Caillié war im Jahre 1816 mit einem französischen Schiffe nach dem Senegal gereist und verfügte bei dieser Reise nur über eine Baarschaft von sechszig Franken. Der junge Mann schloß sich der Expedition des englischen Majors Gray an, welche zum Niger vordringen wollte, aber bald eine vorzeitige und unglückliche Beendigung fand. Caillié kehrte nach der französischen Senegalkolonie zurück. Der dortige Gouverneur Baron Royer fand Gefallen an diesem munteren Landsmann, verschaffte ihm (1824) zum Tauschhandel geeignete Waaren, und Caillié zog nun mit dem anvertrauten Gute in das Land der Braknas, um bei diesem maurischen Volksstamme in der Sprache wie auch in den Sitten und in den Gebräuchen sich Fertigkeit anzueignen.

Das Zutrauen der Braknas gewann er mit ganz klug berechneten Vorspiegelungen; nach zwei Jahren kehrte er im Besitze einiger Tausend Franken zurück und erfuhr nun in der Kolonie von seinem Gönner, dem französischen Gouverneur Baron Royer, daß die geographische Gesellschaft zu Paris 10 000 Franken als Preis für den ersten Reisenden ausgesetzt habe, der die Timbuktureise unternehmen und durchführen würde. Sogleich erklärte Caillié dem Gouverneur, daß er jetzt ungesäumt die Timbuktutour unternehmen wolle, um den ausgesetzten Preis zu verdienen.

Eigenthümlich war die Route, die der junge Mann einschlug. Mit neuen Waaren versehen, tritt er am 22. März 1827 von der Nunezmündung an der Sierra-Leoneküste seine Reise an, die zunächst nach Kakondy am Nunezflusse führte. Ein französischer Kaufmann hat ihm Empfehlungen an Handelsleute des Mandingostammes mitgegeben, denen er sich nun anschließt, um in ihrer Gesellschaft zum Niger zu gelangen. Von Kakondy aus zog diese Karawane in der Richtung gegen Osten über Kinsang, Lautege, Kebali, Fugumba und dann nordwärts von Timbo, ohne diesen Platz zu berühren, nach Kambaja. Auf dem Wege von dort südostwärts nach Kankan überschritt man im Stammgebiete der Wassulu's mehrere kleinere Zuflüsse des oberen Niger, sowie den beginnenden Strom selbst. Dann ging die Reise, wieder südostwärts abbiegend, über Sigala, Filadugu und Sambatilika nach Time im Gebiete der Mandingoneger, wo nun Caillié schwer erkrankte und in Folge dessen erst am 9. Januar 1828 seine Weiterreise fortsetzen konnte. Oestlich vom Ula Ba (Rother Fluß) und ebenso östlich vom Bachori (Weißer Fluß) zog Caillié dem mittleren Nigertheile zu. 2000 Francs mochte seine Baarschaft betragen haben, als er Kakondy mit den Mandingo-Handelsleuten verlassen hatte in maurischer Kleidung. In dieser Verkleidung und bei seiner Sprachfertigkeit wurde ihm das Passiren der Gebiete, die zuvor noch nie eines Europäers Fuß betreten, ziemlich leicht. Gelegentlich kam es ihm darauf auch nicht an, seine Abstammung und religiöse Ueberzeugung vollständig zu verleugnen und den afrikanischen Begleitern oder Häuptlingen recht derbe Lügen zu erzählen.

Von Time ging seine Reise (im Januar 1828) über Cacoru, Tale, Tengrela, Fara, Timbale und Tumana; worauf er über Duasso, Coloni und Nomu nach dem am Niger gelegenen Galia wanderte. Der Niger war erreicht, dennoch ging Caillié von hier noch nicht flußabwärts nach Timbuktu, sondern begab sich erst noch entgegengesetzt nach Djenni. Dort schiffte er sich endlich auf einem Nigerfahrzeuge ein und erreichte nach nahezu einmonatlicher weiterer Stromfahrt auch wirklich den Landeplatz Kabara und gleich darauf Timbuktu selbst.

Caillié betrat die Stadt Timbuktu als Bettler und wußte den dortigen Muhamedanern gar rührende Dinge zu erzählen. Danach war er von den barbarisch in Aegypten eingedrungenen Franzosen als Kind geraubt worden, wollte nun zum Islam zurückkehren und war deswegen gesonnen, nach Mekka zu pilgern. Diese Vorspiegelung leistete ihm, der ohnehin jetzt mehr einem Orientalen, denn einem Europäer gleichen mochte, hier vorzügliche Dienste.

Vierzehn Tage weilte Caillié in Timbuktu, dann schloß er sich einer Karawane an, die nordwärts zur Sahara ihre Richtung nahm und den frommen Bettler gern bei sich duldete. Während der zweimonatlichen Wüstenwanderung mußte der beherzte Franzose unsäglich leiden und entbehren, endlich wurden angebaute marokkanische Gegenden erreicht und nach erfolgter Ankunft in Tanger nahm den erschöpften Timbuktu-Reisenden der dortige französische Vicekonsul Delaporte gastlich auf.

Letzterer meldete auch die erfolgte Ankunft Caillié's der geographischen Gesellschaft in Paris und verschaffte dem aller Baarmittel Entblößten auch die benöthigte freie Ueberfahrt nach Toulon im Monat September 1828.

Ungeheures Aufsehen erregte nach erfolgter Ankunft und stattgefundener Berichterstattung in Paris die Reiseleistung Caillié's. Die Briten wollten das Ganze als Schwindel und Trug erklären, allein Ortsangaben, Reisefristen und ähnliche Notizen des Mannes stimmten.

Der ausgesetzt gewesene Preis von 10 000 Franken wurde Caillié zuerkannt, das Kreuz der Ehrenlegion und ein Jahresgehalt von 1000 Franken ergänzten die Belohnung. Der Reisende, der hier, ohne besondere oder umfassendere Kenntnisse zu besitzen, die große Aufgabe gelöst, war eine originelle Erscheinung. Ohne Phantasie, sowie ohne Vorurtheil und ohne vorgefaßte gelehrte Meinung, hatte er schlicht und getreu über das berichtet, was er selbst gesehen und näher beobachtet hatte. Der Geograph Jomard ordnete seine Angaben und gab sie dann mit vielen Anmerkungen unter dem Titel: „Journal d'un voyage à Timbouctou et à Jenné dans l'Afrique centrale" in 3 Bänden zu Paris im Jahre 1830 heraus.

Caillié, der dann sich verheirathet und auf einem kleinen Gute in der Umgebung von Paris niedergelassen hatte, starb am 25. Mai 1838.

Er hatte nochmals im Dienste der französischen Regierung Afrika durchreisen wollen, um Verbindungen festländischer Art zwischen den neuerworbenen

nordafrikanischen Gebietstheilen Frankreichs und den reichen Minen bei Buri in Bambuk zu ermitteln; die Regierung versagte ihm jedoch die Mittel wegen Mangels genügend wissenschaftlicher Bildung 2c. 2c., wohl auch aber zumeist deswegen, weil seine Körperkräfte unter den Nachwirkungen der früheren Beschwerden und Entbehrungen kaum noch besondere Reiseleistungen erwarten ließen.

In der Zeit, in der Caillié in Senegambien noch für die afrikanische Inlandsreise sich vorbereitete, waren auch die Briten nicht müßig gewesen. Es lag in der Grundrichtung ihrer Forschungszwecke, daß sie möglichst die im französischen Besitze befindlichen Ausgangspunkte an der Senegambischen Küste nun vermieden, wo es sich um genaue Erkundung des Nigerlaufes und seiner Zugänge handelte. Daher zeigt sich schon bei Laing und dann bei anderen britischen Forschern der sonst befremdende Umstand, daß sie vom Norden her die Wüste Sahara durchreisen, um zum Niger zu gelangen und dessen Laufrichtung zu erforschen.

Hugh Clapperton tritt in der Reihe der nun von Nordafrika's Gestaden her wieder zum Nigerstrome vordringenden britischen Reisenden in den Vordergrund. Geboren im Jahre 1788 zu Annan in der schottischen Grafschaft Dumfries, gelangt Clapperton schon mit 17 Jahren als Kaufmannslehrling auf ein hauptsächlich zwischen Liverpool und den nordamerikanischen Küstenplätzen verkehrendes Handelsschiff. Bei Zollvergehen ertappt, wird er gezwungen, in der britischen Kriegsmarine Dienst zu nehmen. Muth und bewiesene Talente veranlassen seine Beförderung zum Marinelieutenant, worauf er sogar zum Kommandanten eines britischen Kriegsschiffes auf dem Eriesee ernannt wird.

1817 kehrt er nach Schottland zurück und lebt daselbst als ein auf Halbsold gesetzter britischer Offizier. Während eines Aufenthaltes zu Lochmaten lernt er Walter Oudney kennen, der im Auftrage der „African-Association" eine Forschungsreise nach Afrika vorbereitet. Clapperton schließt sich an, und als Dritter im Bunde gesellt sich zu ihnen der verwegene Major Dixon Denham, dem eine solche Tour als ein Abwechselung bringendes Unternehmen gerade recht behagte. Er sollte auch die schnurrigsten Kriegsabenteuer dann auf afrikanischem Boden erleben.

Hugh Clapperton wurde von einem Diener Namens Richard Lander begleitet, dem später die Erkundung des unteren Nigerlaufes wirklich gelang.

Nach kurzem Aufenthalte in Tripolis erfolgte im Monat Februar 1822 daselbst der Aufbruch zu der gen Süden sich richtenden Landreise. Noch war die alte geographische Ansicht von einem Zusammenhange des Nigerstromes mit dem Nile nicht widerlegt. Diese Landreise sollte nach dem vorher vereinbarten Entwurfe des Unternehmens Klarheit schaffen. Clapperton war leider nicht genügend in wissenschaftlicher Beziehung vorbereitet für diese Aufgabe; und Major Dixon Denham war für ruhige, sachgemäß bleibende

Forschung verloren, sobald sich Gelegenheit zu militärischer Bethätigung und zur Theilnahme an Kämpfen bot. Dieser Gesellschaftszusammensetzung entsprachen dann auch die Ergebnisse der ziemlich verfehlten Unternehmung.

Ueber Mursuk, der Hauptstadt in der Oase Fezzân, die einen Ausgangspunkt für die meisten Wander- und Handelskarawanen zum Sudan bildet, begab man sich nach Bornu, wo Major Denham sich jetzt von der Expedition trennte, um auf eigene Gefahr weiter vorzubringen und Abenteuern nachzugehen. Major Denham begab sich zunächst nach Kuka am Westgelände des Tsade-See's und stellte sich am Hoflager des dortigen Scheikh Schunim el Kalmi, des damaligen eigentlichen Beherrschers von Bornu, vor. Da der genannte Herrscher gerade im Kriege gegenüber den Fellahtah's stand, bot dem Major sich hier wieder Gelegenheit, an einem Feldzug theilzunehmen, bei dem er sogar in afrikanische Kriegsgefangenschaft gerieth, aber auf beinahe drollige Weise wieder aus dieser entkam. Als die sieghaft gebliebenen Feinde über die Theilung der Beute und Zusprechung der Gefangenen in heftigen Streit geriethen, verkroch sich Major Denham unter den Bauch eines Pferdes und entwich dann nachträglich auf schlaueste Weise zunächst wieder nach Bornu. Die Bestimmung der geographischen Lage des Tsade-See's war seine nächste Leistung.

Clapperton war unterdessen mit Oudney ebenfalls am Ufer des Tsade-See's gewesen, war dann am Südsaume der großen Wüste entlang und zum Theil auch durch gebirgige Flußgegenden westwärts über Kano nach Sokoto vorgedrungen, und hatte hier nun auch einen Zufluß des Niger erreicht, ohne jedoch darüber Gewißheit erlangen zu können. Die Weiterreise wurde dann bald darauf verwehrt; Oudney erlag den Reiseanstrengungen und Klimaeinwirkungen im Jahre 1824, und Clapperton sah sich nun zur Rückreise veranlaßt. Er vereinigte sich wieder mit Major Denham und kehrte mit diesem über Tripolis nach Großbritannien zurück im Jahre 1825.

Major Denham wurde nach erfolgter Rückkehr in die Heimath zum Oberstlieutenant befördert, begab sich dann in das englische Kolonialgebiet an der Sierra-Leoneküste, wurde dort nach dem Tode des Kapitäns Owen zum Gouverneur ernannt, starb aber dann plötzlich im Jahre 1828 im Alter von 43 Jahren.

Hatte Clapperton's Bericht über die stattgefundene Bereisung Innerafrikas auch erheblichen Werth, soweit allgemeinere Erweiterung geographischer Kenntnisse dabei in Betracht gelangte, so war der Hauptzweck derselben doch verfehlt worden. Der Lösung des großen, von der Vorzeit her übernommenen geographischen Räthsels, bezüglich des Unterlaufs und der Mündung des Nigerstromes, war man dabei nicht näher gekommen.

(Schluß folgt.)

Kriegstagebuch des hessischen Generalstabes über den Feldzug von 1792 in der Champagne und am Main.

Nach einem archivalischen Original (Marburger Staatsarchiv) bearbeitet von

Dechend,
Premier-Lieutenant im Hessischen Füsilier-Regiment Nr. 80.

IV.

II. Theil.

Tagebuch des Feldzuges in der Champagne 1792 vom Rückzuge der Verbündeten an bis zur Besetzung von Coblenz durch die Hessen.

Von Verdun bis Coblenz vom 8. bis 27. Oktober (einschl.).

Uebersicht der Zeitereignisse: Nachricht über die Wegnahme von Speyer durch die französische Rheinarmee unter Custine; Landgraf Wilhelm verläßt sein Korps. Der Rückzug der Verbündeten wird, nachdem alle weiteren Pläne des Herzogs von Braunschweig in Folge des wieder erwachenden Mißtrauens auf österreichischer Seite aufgegeben worden sind, unter den schwierigsten Verhältnissen weiter fortgesetzt. Die österreichischen Hülfskorps Hohenlohe und Clerfait werden nach Belgien abberufen, Verdun und Longwy müssen am 12. bezw. 22. Oktober aufgegeben werden. Der Fall von Mainz veranlaßt die Vorausfendung der Hessen nach Coblenz, um dieses wenigstens zu retten. Custine's Vortruppen bei Castellaun.*)

Montag, den 8. Oktober. Das hessische Korps stand, nachdem es sich von Clermont und Braincourt zurückgezogen, noch immer vor Verdun, und zwar linker Hand der Chaussee von Nixeville. 7 Bataillons, nämlich das Garde-Grenadier-Regiment, Regiment Garde, Leib-Regiment und Grenadier-Bataillon von Philippsthal kouronnirten die Anhöhe. Ungefähr 1000 Schritt mehr links stand das Grenadier-Bataillon von Eschwege hinter der sogenannten Philippsthal'schen unvollendeten Reboute auf Postirung, und die Regimenter Carabiniers und Leibdragoner kampirten hinter dem erhabenen Terrain zwischen dem Gros der Infanterie und dem Grenadier-Bataillon von Eschwege. Die preußische Batterie von Plümicke war vor dem Intervalle der Garde und des Leib-Regiments. Die leichten Truppen deckten den rechten Flügel und das Centrum des Korps. Der Obrist Schreiber stand mit dem Husaren-Regiment, dem preußischen Kavallerie-Detachement des Majors von Osten und dem Jägerkorps bei Maison rouge auf der Chaussee von Nixeville. Das leichte Infanterie-Bataillon von Lenz stand

*) 33 km von Coblenz entfernt.

hinter dem vor der Front der Infanterie liegenden Walde, und zwar links vorwärts der Garde, und hatte einen Verhau vor sich. Die Kommunikation des leichten Infanterie-Bataillons mit den übrigen Vorposten rechter Hand*) wurde durch ein Kommando von 1 Offizier und 50 leichten Infanteristen unterhalten, welches gerade vor der Garde stand und ebenfall einen Verhau vor sich hatte. Links von dem leichten Infanterie-Bataillon stand ein Infanterie-Kommando im Walde und deckte zugleich die Front der Kavallerie. Außerdem hatte das Korps zwei stehende Kommandos, das eine von 2 Rittmeistern, 3 Offizieren, 7 Unteroffizieren, 80 Pferden unter dem Rittmeister Davidis zu Chatillon l'abbaye und das andere von 40 Husaren und 1 Offizier 30 Jägern unter dem Husaren-Rittmeister Kellerhaus in Longnyon zurückgelassen. Die schwere Bagage war unter Führung des Karabinier-Rittmeisters von Buttlar in Grand Bras hinter Verdun. Die kaiserliche Armee des Fürsten von Hohenlohe stand dem hessischen Korps zur rechten Hand und die Linie derselben lief über die große Chaussee, so, daß Fromeréville vor ihrem rechten Flügel lag.

Die französische Armee unter dem General Dumouriez**) stand auf den Anhöhen von Sivry la Perche und hatte auch Fromeréville besetzt. Die Avantgarde derselben unter den Generalen Kellermann und Dillon hatte sich unserem linken Flügel immer mehr genähert und nicht nur die Chaussee von Dugny, sondern auch sogar schon den linken Theil des vor unserer Front liegenden Waldes besetzt und ihre Vorposten mit unserem Infanterie-Kommando allignirt, auch gegenüber der sogenannten Philippsthal'schen Redoute eine viel solidere Schanze angelegt und dieselbe mit 8pfündern versehen.

In dieser Position wartete man die Ankunft der preußischen Armee, welche sich über Grand Pré zurückgezogen hatte, ab. —

Mit Anbruch des Tages rückte ein feindliches Korps auf der Chaussee von Nixeville vor und attakirte unsere Jäger. Es konnte aber nichts ausrichten und blieb, nachdem es sich aus dem Schußbereich gezogen hatte, in einiger Entfernung stehen, um die Jäger zu observiren, welche ihm einige Leute todtgeschossen hatten und sie vor seinen Augen begruben.

Gegen 10 Uhr wurde zwischen den Kavallerievedetten und den französischen Vorposten vom preußischen General-Lieutenant Grafen von Kalkreuth und den französischen Generalen Labarolière, der die Kellermann'sche Avant-

*) Das Korps Hohenlohe hatte bei Fromeréville eine Stellung auf beiden Seiten der Straße Verdun—Clermont genommen, das Flügelverhältniß beider verbündeten Korps war also das gleiche geblieben. Später hörte dies auf, Alles verwandelte sich in eine Kolonne.

**) Kellermann war ungeachtet der Weisung Dumouriez, die Verbündeten in der linken Flanke zu fassen, nach Dillon aufgeschlossen und stand in Dombasle, während Dillon Sivry la Perche und mit seinen leichten Truppen Charny besetzt hatte.

garde kommandirte, und Galband*) ein Waffenstillstand verabredet. Dieser Zeitpunkt wurde benutzt, um jenseits Verdun fouragiren zu lassen. Der dritte Theil sämmtlicher Pferde der Kavallerie, Infanterie und Artillerie unter Bedeckung von 100 Mann Infanterie und 100 Pferden nahm um 1 Uhr Nachmittags den nächsten Weg durch Verdun und theilte sich alsdann in zwei Kolonnen. Die erste Kolonne mit der stärksten Eskorte marschirte auf Fleury und Douaumont und zog allda und aus Vaux und Bezonveaux alle Fourage oder Früchte an sich; die zweite Kolonne ging über Grand Bras auf Louvemont und fouragirte allda, wie auch in Beaumont, den Vorwerken rechter Hand und in Ornes.

Das Feuer der feindlichen Artillerie auf die vor unserem linken Flügel angelegte Redoute wurde fortgesetzt, auch ward das Gefecht unserer Vorposten im Walde so lebhaft, daß das ganze Korps mit der Front nach dem Walde zu ausrücken mußte. Das 1. Bataillon Garde-Grenadiere marschirte wieder nach seinem Posten auf die Chaussee nach Nixeville, wurde aber durch die heftige Kanonade genöthigt, sich rechts und links in den Wald zu ziehen, wo es bis zum Abend stehen blieb und erst, nachdem Alles ruhig war, wieder in's Lager rückte. Das 2. Bataillon blieb auf seinem Platze zur Reserve stehen. Das Regiment Garde schwenkte links, um mit dem Leib-Regiment eine parallele Stellung mit dem Walde zu nehmen, und, nachdem dieses geschehen, allignirten sich mit ihnen, und zwar auf des ersteren rechten Flügel, 2 kaiserliche Bataillone, welche 4 Kanonen mitbrachten und vor der Front plazirten. In dieser Stellung sollte der Angriff erwartet werden. Das kaiserliche Lager war ausgerückt.

Die feindliche Batterie wurde durch die preußische gar bald zum Schweigen gebracht, nachdem eine von den Haubitzgranaten, welche nach ihr geworfen wurden, einen Munitionskarren in die Luft sprengte, einen Oberstlieutenant tödtete und an 10—20 französische Artilleristen verwundete.

Dahingegen wurde das Gefecht im Walde immer hitziger und der Oberst Lentz, welcher zu schwach war, die Franzosen zurückzutreiben, bat sich Unterstützung aus. Es wurden ihm gleich hinter einander zwei Detachements, jedes zu hundert Mann, unter Kommando eines Kapitäns zugeschickt. Durch diese Unterstützung sah sich der Oberst in den Stand gesetzt, die Franzosen in ihre vorherige Position zurückzutreiben. Hierauf hatte das Gefecht ein Ende und gegen Abend rückte das Korps wieder in's Lager. In der Redoute auf dem linken Flügel wurde 1 Artillerist todtgeschossen und die leichte Infanterie hatte 1 Todten und 4 Blessirte im Walde. Den Verlust der

*) Auch Dillon nahm daran Theil. Man hoffte, die Preußen zu einer Trennung von den Oesterreichern zu veranlassen, und wenn auch die Versuche deswegen an sich fruchtlos blieben, so wurden doch die erneuten preußisch-französischen Verhandlungen Anlaß zur Anfachung des Mißtrauens auf österreichischer Seite und dadurch mittelbar zur Trennung der Verbündeten.

Franzosen im Walde rechnet man auf 10—14 Todte und Blessirte, auch brachten die Jäger 3 Gefangene ein. Während dieses Gefechtes kam ein Adjutant vom preußischen General-Lieutenant von Kalkreuth zu dem General-Lieutenant von Biesenrodt und meldete, daß die Franzosen sich erboten hätten, mit dem Feuern aufzuhören, wenn man ihnen den ganzen Wald einräumen wolle. Dieses Anerbieten wurde natürlich verworfen. Hätte man den Rath befolgt, welcher während des Gefechtes von einem fremden Offizier ertheilt wurde und den Wald dem Feinde eingeräumt, so würde dies bei dem Rückzuge des Korps von den übelsten Folgen gewesen sein.

Das Gefecht währte über zwei Stunden und es gebrach wegen des anhaltenden Feuers endlich auch an der Munition. Ehe die Kommandos ankamen, mußten viele leichte Infanteristen wegen Mangels an Patronen den Wald verlassen. Den Infanterie-Kommandos wurden darauf Patronen abgenommen und unter jene vertheilt, worauf ein heftiges Feuer entstand, welches den Feind endlich zum Weichen brachte.

Um diese Zeit kam auch der Herzog von Braunschweig auf unserem linken Flügel an, um die Unterredung mit den feindlichen Generalen fortzusetzen, und es wurde ein Waffenstillstand bis zum folgenden Nachmittag geschlossen.

Heute wurde die traurige Lage des Korps durch die schnelle Abreise des Herrn Landgrafen Hochf. Durchl. sehr vermehrt. Höchstdieselben erhielten des Vormittags die Nachricht, daß die feindliche Armee des Generals Custine Speyer und Mainz eingenommen habe und gerade auf Hessen losgehe. (Das Gerücht wegen Mainz war nicht begründet.) Die Gefahr der eigenen Lande, die Sorgfalt für das Vaterland nöthigten den Landgrafen, das Korps zu verlassen in der Hoffnung einer baldigen Wiederkehr.*) Höchstdieselben ließen dem General-Lieutenant von Biesenrodt durch einen Offizier bekannt machen, daß Sie ihm das Kommando des Korps übertrügen, um es zurückzuführen. Ungeachtet das Korps die landesväterlichen Absichten des Herrn Landgrafen nicht verkannte, so machte es doch die Trennung von seinem bisherigen Anführer, der alle Beschwerlichkeiten und Gefahren mit ihm getheilt hatte, sehr niedergeschlagen. Die Lage des Korps wurde mit jedem Tage schlimmer. Den Menschen fehlten Lebensmittel und Ruhe. Man hatte daher die Feldkessel größtentheils zur Bagage geschickt und die Offiziere selbst begnügten sich mit Brod und, da Branntwein immer seltener wurde, mit Wasser. Da das Korps beständig alarmirt wurde, Tags und Nachts ausrücken und oft die Zelte abbrechen und naß und kothig aufladen und ebenso wieder aufschlagen mußte, so hatte man auch diese zum Theil weggeschickt und brachte Tag und Nacht

---

*) Das Tagebuch des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm III. beurtheilt diese plötzliche Abreise des Landgrafen sehr abfällig. In der That gab derselbe auch zugleich Befehl, daß das Korps sofort in die Heimath zurückmarschire, eine Sache, die sich allerdings nicht ausführen ließ.

auf grundlosem Boden bei Feuern zu, welche oft von dem anhaltenden Regen und Wind ausgelöscht wurden. Dies Alles entkräftete die Leute sehr und im Lazareth zu Verdun lagen um diese Zeit an 300 Kranke inkl. einiger Blessirten. Die Kavallerie- und andere Pferde waren ohne Fourage; bekam ein Offizier etwas Heu, so ging dieses beim nächsten Ausrücken verloren oder es wurde durch Regen und Koth zu Mist. Die Kavalleriepferde standen Tag und Nacht gesattelt und die übrigen angeschirrt und gepackt im Regen und Koth. Sie fielen daher zusehends und blieben, wo sie fielen, liegen, wodurch das Lager der Menschen mit stinkenden Aesern vermischt wurde.

Der Feind rückte immer dichter auf, und hätte er in dem Walde gerade vor der Garde Posto gefaßt, so wäre die Gefahr so viel größer gewesen, da sich nicht eine einzige Schippe vorfand und man also nicht im Stande war, eine Flesche anzulegen. Gegenmaßregeln wurden immer schwieriger und die Geschäfte und Besorgungen immer häufiger, und außer den Generalen befanden sich nur noch beim Generalstab 1 Adjutant, 2 Brigade-Majors, 1 Brigade-Adjutant, sodann 1 Quartiermeister-Lieutenant und 1 Volontair.

Dienstag, den 9. Oktober. Heute wurde das auf dem linken Flügel hinter der Philippsthal'schen Redoute stehende Grenadier-Bataillon von Eschwege durch das 1. Bataillon Leib-Regiments abgelöst, worauf dasselbe sein altes Lager auf dem linken Flügel vom Grenadier-Bataillon von Philippsthal bezog.

Die gestrigen Fourageurs kamen heute wieder ein.

Der Waffenstillstand wurde auf 24 Stunden verlängert. Dennoch rückten gegen 5 Uhr Nachmittags die feindlichen Generale Kellermann und Dillon mit einer Kolonne gegen den Posten von Maison rouge an, um denselben förmlich anzugreifen, und ließen auf unsere Vorposten feuern. Da dem Oberst Schreiber im nämlichen Augenblick bekannt gemacht wurde, daß der Waffenstillstand verlängert worden sei, so ließ er zwar sein Korps ausrücken, allein er schickte den feindlichen Generalen einen Offizier entgegen und ließ ihnen sagen, daß man Ordre habe, auf ihre Truppen nicht zu schießen, daß man sich aber eine Erklärung über ihre Absichten ausbäte, um unsere Maßregeln darnach zu nehmen. Sie stellten das Feuer sogleich ein und es kam zu einer freundschaftlichen Unterredung zwischen den Kommandeurs der leichten Truppen und den französischen Generalen, worauf die Franzosen nach ihrem vorigen Posten zurückgingen. Es wurde ausgemacht, daß eine Farm, die zwischen den Vorposten lag, die Grenze sein und während des Waffenstillstandes von keinem Theile besetzt werden solle.

Mittwoch, den 10. Oktober. Die Konvention mit dem Feinde ward bis zur Aufkündigung verlängert. Verschiedene österreichische Offiziere und andere hatten zwischen den Vorposten Unterredungen mit den Franzosen.

Des Nachmittags gab der Herzog von Braunschweig in Glorieux die Ordre, daß um 12 Uhr Nachts aufgebrochen und durch Verdun zurückmarschirt

werden solle. Ehe noch beim Korps die Disposition dazu entworfen und ausgegeben werden konnte, geschah beim Hohenlohe'schen Korps schon der Retraiteschuß. Die Zelte wurden sogleich in größter Stille abgebrochen und nebst allen Munitionswagen und per Bataillon eine Kanone mit einer Eskorte nach Verdun geschickt. Die preußische Batterie ging zur nämlichen Zeit vom Korps ab. Nach der Ordre sollten die Hessen den Weg durch das „Obere Thor" nehmen. Es fand sich jedoch, daß dieses nicht existirte und daß die Hessen zur porte de secours der Citadelle ein= und zur porte de victoire auspassiren, die Kaiserlichen aber zur porte de France ein= und zur porte de chaussée auspassiren sollten. Da die hessische Bagage schon unterwegs und von dieser Berichtigung nicht unterrichtet war, so nahm ein Theil derselben den Weg der kaiserlichen Bagage, welcher mitten in der Stadt so gut als thunlich redressirt wurde. Um diese Zeit, es mochte um 9 Uhr Abends sein, passirte schon das k. k. Husaren=Regiment von Wurmser die Stadt. Der Herzog ließ dem General=Lieutenant von Biesenrodt bekannt machen, daß der Feind die Konvention durchaus nicht länger halten wollte und empfahl beim Rückzuge wohl auf der Hut zu sein. Er wollte bei dem Fürsten von Hohenlohe in Glorieux noch verschiedene Weisungen geben, allein um 10 Uhr marschirte schon die kaiserliche Infanterie ebenfalls ab. Ihr folgte zur nämlichen Zeit unsere Kavallerie. Um 11 Uhr setzte sich die Infanterie in zwei Kolonnen in Marsch. Die erste renversirte Kolonne oder das 1. und 2. Bataillon Garde=Grenadiere und 1. Bataillon Garde marschirte rechts ab den Berg hinunter auf der Chaussee von Nixeville durch Regret und Glorieux. Die zweite Kolonne oder das 2. Bataillon Leib=Regiments und 2. Bataillon Garde marschirte links ab und nahm den Weg durch die Weinberge bei der Kapelle vorbei. Das Korps des Oberst Schreiber machte die Arrièregarde auf der Chaussee von Nixeville. Die zwei Grenadier=Bataillone deckten den Abmarsch durch die Weinberge und das Grenadier=Bataillon von Eschwege rückte dabei auf den ehemaligen Platz des 2. Bataillons Garde, um die leichte Infanterie aufzunehmen, worauf auch diese folgte. Das 1. Bataillon Leib=Regiments marschirte von seinem Posten auf der Chaussee von Dugny längs der Maas ab und fiel in seine Tour ein. Der Kapitän von Gröning II. vom Leib=Regiment behielt den Berg besetzt, bis Alles abmarschirt war. Der Lieutenant von Haller von diesem Regiment hatte das äußerste Piket nach dem Feinde zu und seine Posten standen 40—50 Schritt von den feindlichen, allein auch dieses Piket zog sich nebst der Arrièregarde der leichten Infanterie so behutsam zurück, daß, ungeachtet um diese Zeit schon alle kaiserlichen Feuer aus waren, der Feind unsern Abmarsch nicht bemerkte und die ganze Nacht über ruhig in seiner Stellung blieb. Unsere Kolonnen stießen bei Glorieux zusammen, sodaß die rechter Hand geradeaus blieb und die andere ohne merklichen Halt einfiel, daher von hier ab Kavallerie und Infanterie in einer Kolonne marschirte.

Donnerstag, den 11. Oktober. Das Korps marschirte durch Verdun durch und kam gegen 6 Uhr des Morgens auf einen Berg, eine halbe Stunde hinter Verdun zu stehen. Obgleich die Entfernung dieses Lagers von dem vorigen nicht völlig zwei Stunden betrug, so ging der Marsch doch so langsam, daß das Korps sieben Stunden dazu brauchte und nachher noch zwei Stunden unter dem Gewehr stehen bleiben mußte, bis endlich gegen 8 Uhr die Emplacements der Regimenter abgesteckt waren. Mittags kam der Herzog, besah das Lager und gab Befehl, daß dasselbe am andern Tage verändert werden solle. Die Höhe von Belrupt oder St. Michel wurde mit dem Lager dergestalt kouronnirt, daß die Kavallerie und nach einem starken Intervalle der rechte Flügel der Infanterie die Front nach Verdun, das Centrum nach der Maas und der linke Flügel nach Haudainville hatte. Die Grenadier-Bataillone standen auf einer Höhe mehr links und hatten Front nach Belrupt, wobei Eschwege einen Haken bildete. Die Franzosen besetzten das von uns verlassene Terrain und verbrannten Alles, was sie daselbst vorfanden. Der leichten Infanterie, welche an der Maas postirt war, kamen sie auf jenseits der Maas so nahe, daß dieselbe die Posten aus ihrem Feuerbereich ziehen mußte. Es wurden Jäger nach Verdun kommandirt, um aus den Schießscharten nach denjenigen, welche der Stadt zu nahe kamen, zu feuern.

Der Fürst von Hohenlohe stand bei Eix. Nach der Disposition des Herzogs sollte dieser nebst dem hessischen Korps erst den 14. über Etain marschiren, allein der feindliche General Dillon hatte wirklich, nachdem er die Höhe von Barthélemy, ungefähr 350 Klaftern (= 680 Meter ungefähr, 1 Klafter = 1,95 Meter) von der Citadelle, besetzt und eine Batterie von 6—12pfündern und 4—8pfündern errichtet, den Kommandanten von Verdun, General-Lieutenant von Courbière, aufgefordert und hielt mit dem General-Lieutenant Grafen von Kalkreuth eine Unterredung in Glorieux, wobei sich Dillon äußerte, daß er bei gutwilliger Räumung der Stadt den Abzug der preußischen Truppen nicht beunruhigen, sondern selbst die Fortschaffung der transportablen Kranken befördern wolle.

Des Abends kam die Ordre zum Marsche. Da der Rückzug wiederum heimlich geschehen sollte, so gingen blos die Munitionswagen unter Bedeckung von 1 Offizier 15 Mann*) auf der Chaussee bei der Festung vorbei und nahmen den Weg nach Etain. Das Korps aber sollte nebst den Kanonen rückwärts über das Feld in die Chaussee nach Etain einfallen, welche durch das kaiserliche Lager führte. Nach 9 Uhr wurde in aller Stille mit linksum folgendermaßen abmarschirt:

Leib-Dragoner-Regiment.
Karabinier-Regiment.

*) Die „kleine" Bagage war hier mit angeschlossen, sie wird an anderen Orten als schwerer Uebelstand mit angeführt und kann noch an 100 Wagen betragen haben.



2./1. Bataillon Leib-Regiment,
2./1. Bataillon Garde,
2./1. Bataillon Garde-Grenadier-Regiment,
Grenadier-Bataillon von Eschwege,
Grenadier-Bataillon von Philippsthal.

Arrièregarde:
Leichtes Infanterie-Bataillon,
Detachement von Osten,
Husaren,
Jägerkorps.

Nöthigenfalls sollte der Oberst Schreiber auch über die 2 Grenadier-Bataillons disponiren. — Dieser Abmarsch war sehr schwierig, und die unvermeidlichen Unfälle dieser Nacht hatten leider Einfluß auf alle folgenden Märsche.

Der Weg vom Lagerplatz nach der Chaussee war ein Feldweg. Der schnelle Aufbruch und die Nacht verhinderten, daß derjenige, welcher die ersten Truppen links abführte, auch die folgenden, die noch nach der Maas und Verdun Front hatten, anwies, den kürzesten Weg einzuhalten und ihm zu folgen. Hierzu kam der allzufrühe Abmarsch der Grenadier-Bataillons und das nahe Herankommen der Arrièregarde, welche nun über die Marschlinie der anderen gingen, und die Dunkelheit der Nacht, sowie die blendenden vielen Feuer verhinderten Jeden, sich zu orientiren. Hierbei hatte ein Theil der schon gänzlich entkräfteten Artilleriepferde den Weg durch ein thonartiges, steifes Terrain zu nehmen, aus welchem kaum 12 Pferde und 30 Menschen eine dreipfündige Kanone herauszuziehen vermochten. Die Munitionswagen, welche auf der Chaussee bei der Festung vorbeimarschirt waren und eine Stunde umgegangen hatten, kamen viel früher an dem Orte an, wo die Bataillone auf die Chaussee treffen sollten. Um keines der Geschütze im Stiche zu lassen, mußten die Wagen halten, die Pferde wurden ausgespannt und mit ihnen auf dem Felde in der größten Dunkelheit umhergeritten, um die auf demselben zerstreuten und beinahe in's Erdreich ganz versenkten Kanonen aufzusuchen und auf die Chaussee zu bringen. Eine Kanone des 2. Bataillons Garde konnte erst gegen 3 Uhr Morgens von der Stelle und nachgebracht werden. Durch diesen Aufenthalt und solche Hindernisse konnten die Bataillone nicht aufschließen. Erst als es Tag wurde, konnten sich die ganz vom Korps Abgekommenen und die ganze Nacht in der Irre auf dem Felde herummarschirten Bataillone, halben Bataillone und einzelnen Soldaten sammeln. Nach einem Herummarschiren von 2 bis 3 Stunden fand sich z. B. das Grenadier-Bataillon von Philippsthal gleichsam durch Zauberei wieder an dem Orte, von wo es wegmarschirt war. Das Lazareth hatte dazu heute einige hundert Leichtkranke in die Bataillone geschickt, welche diese mit Mühe erreichten und sich, nachdem manche beim Abmarsch aus dem Lager

Schuhe oder Sohlen in dem Kothteig eingebüßt, in der Nacht verkrochen, um auszuruhen und der Kolonne alsdann mit mehr Gemächlichkeit zu folgen. — Gegen 5 Uhr des Morgens, nachdem die Kanonen alle auf die Chaussee waren gebracht worden, kamen die Pferde erst wieder vor die Munitionswagen, waren aber so abgemattet, daß das Kommando mit den Wagen beinahe eine Stunde hinter der Arrièregarde zurückblieb. — Zu diesem Wege von 3/4 Stunden hatte das Korps 7 Stunden zugebracht. Der Marsch ging nun in der Nacht bis diesseits des Ortes, wo das kaiserliche Lager gestanden.*) Das Korps machte hier einige Stunden bei gehöriger Vorsicht Halt und zündete Feuer an, um sich zu sammeln.

Freitag, den 12. Oktober. Mit Anbruch des Tages wurde wieder aufgebrochen. Die Wege waren grundlos und das Wetter sehr naß. Todte Pferde bezeichneten die Direktion der Kolonne. Die Kavallerie mußte Reiter absitzen lassen und ihre Pferde an die Artillerie abgeben; dennoch blieben einige Munitionswagen auf der Chaussee stehen, und es ging verschiedene Bagage verloren, da die Pferde häufig fielen. Zum Glück preßte der Feind die Arrièregarde nicht, sondern es ließen sich nur einzelne Kavalleristen sehen, um unseren Marsch zu beobachten. Gegen Mittag passirten wir Etain und machten hinter der Stadt Rendezvous, und zwar neben dem Regiment von Wurmser.

Da man die Nachricht bekam, daß der Feind schon linker Hand auf der Flanke marschire und der Fürst von Hohenlohe mit seiner Armee aufbrach, so marschirte das hessische Korps noch gegen Abend eine Stunde weiter und nahm abermals ohne Zelte unweit Senon eine Stellung, da die Truppen nicht mehr weiter zu gehen vermochten. Auf diesem kurzen Marsche blieben wieder einige Munitionswagen und etwas Bagage stehen. Die leichte Infanterie und Bataillon Philippsthal stellten sich rechter Hand der Chaussee mit Front nach Etain an einem Walde auf, die Husaren, Jäger und das Grenadier-Bataillon von Eschwege mehr rückwärts linker Hand der Chaussee. Hinter den leichten Truppen durchschnitt die Infanterie die Chaussee, und hinter ihr stand die Kavallerie. Die Artillerie blieb auf der Chaussee halten.

Die Kaiserlichen marschirten heute bis Rouillon-Pont**), wo ihr Hauptquartier war.

Sonnabend, den 13. Oktober. Um 2 Uhr Nachts brach das Korps wieder auf, passirte gegen Mittag das Dorf Spincourt, wo es Halt machte, um auszuruhen und einen Theil der Zurückgebliebenen zu erwarten, alsdann weitermarschirte und gegen Abend in einen Wald auf der Höhe bei Martin Fontaine***), eine Stunde von Longnyon, kam, um die Nacht daselbst zu bleiben. Einige Munitions- und Bagagewagen, die, wie oben gesagt, hinter

*) d. i. Eix.

**) etwa 8 km nördlich Senon auf derselben Straße nach Longnyon.

***) d. i. Ferme de la Fontaine St. Martin.

der Arrièregarde waren, mußten wegen Mattigkeit der Pferde und dem wieder starken Aufdringen der Feinde und besonders der bewaffneten Bauern, die aus den Wäldern an der Chaussee schossen, stehen gelassen werden. An einem Marsche von 2 Stunden wurden jetzt gewöhnlich 5 bis 6 zugebracht, und doch blieb ein großer Theil der Soldaten, die vor Hunger und Mattigkeit nicht mehr fortkonnten, zurück.

Das Korps hatte folgende Stellung inne: Die Infanterie, auf deren Flügeln die 2 Grenadier-Bataillons eingerückt waren, stand halb rechts, halb links der Chaussee. Die Jäger und die leichte Infanterie lagen in einem Walde vor dem linken Flügel linker Hand der Etainer Straße. Die leichte Kavallerie lag in Ronorois*), die schwere marschirte bis Longnyon, wo sie sich einquartirte. Das Hauptquartier war in der Stube eines zerstörten Meierhofes.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Frankreich.

Langsam aber sicher bricht sich die Ansicht Bahn, daß die militärische Vorbildung, wie sie die französischen Rekruten für ihren Heeresdienst durch die „Schüler-Bataillone" erhalten *sollen*, keine Vorbildung *ist*. Eine einst begeisterte Anhängerin der Jugendwehr, la France militaire, bekennt ihren Irrthum in dieser Beziehung jetzt ganz offen und — da auch in Deutschland mit Zähigkeit Viele die zweijährige Dienstzeit für hinreichend erachten, falls die Jugend militärisch vorgebildet ist —, so sollen einige Sätze dieses Bekenntnisses hier Platz finden, bekannt werden und — vielleicht — etwas wirken.

Mit den Schüler-Bataillonen sind wir auf den Holzweg gerathen. Vergebens würde man solche bei den Deutschen suchen; das sind viel zu praktische Leute dazu. Man hat nur die glänzende, aber unwichtige Außenseite der Frage ins Auge gefaßt bei uns; von da bis zum Soldatspielen war nur ein Schritt. Man hat also, — da die Kompagnie eine zu schwache Einheit erschien — Schüler-Bataillone eingerichtet mit uniformirten Chargen und diese ganze kleine Gesellschaft hat eine Flinte erhalten, eine unschuldige Flinte, die nicht schießen kann. Und nun bildete man sich ein, der Armee einen Dienst zu erweisen, indem man gut oder schlecht — meistens mehr

*) etwa 3 km vorwärts, südlich des Korps auf der Straße Longnyon—Etain gelegen.

schlecht als gut — die Hantirung mit der Waffe und das geschlossene Exerzieren ausführen ließ, ohne daran zu denken, daß es später, beim Regiment, schwieriger sein würde, einen „Schul-Bataillöner“ auszubilden, als einen Rekruten, der noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt hat, weil man damit anfangen muß, ihn alle bösen Gewöhnungen vergessen zu machen, die er erworben hat, als er „auf Teufelholen“ seine Waffenhandhabung und seine Exerzierkünste lernte. . . . Und dann: wo bleibt das Allerwichtigste? Waffenhandhabung, geschlossenes Exerzieren: ein verschwindender Theil, etwas ganz Nebensächliches! Formirung des Mannes, seine soldatische Erziehung, Ausbildung der Kompagnie und des Bataillons im Gelände, das sind die Hauptsachen! . . . Also scheint das Ende der Schüler-Bataillone gekommen zu sein!

In derselben Nummer — 24. November 1890 — klagt, mit voller Begründung, la France militaire: „Initiative! Das ist ein Wort, welches man oft gebraucht, aber kaum in die That übersetzt, besonders bei der Marine-Infanterie, bei der man zu sehr in den altherkömmlichen Geleisen wandelt. Wir erfahren, daß in gewissen Hafenstädten, gelegentlich der Rekruteneinstellung, Truppenkommandeure Ausbildungspläne durch Kommissionen, bestehend aus einem Offizier jeden Grades, haben aufstellen lassen. Diese Pläne müssen aufs Peinlichste und Tag für Tag von den Kompagniechefs befolgt werden. Noch mehr, man fordert von Letzteren, daß sie sich bei dem Exerzieren einfinden und dabei bleiben, von Anfang bis zur letzten Minute, gerade wie die unter ihrem Befehl stehenden Korporale.“ Da sieht es allerdings mit der Initiative der Kompagniechefs bedenklich aus!

Andererseits scheint die Pflege der Disziplin keine sonderliche Unterstützung zu finden durch Vorgänge, wie sie z. B. folgendermaßen sich darbieten. Der von der Altersgrenze erreichte und dadurch in den Ruhestand eingehende General Carmier, Kommandant der 32. Infanterie-Brigade, erläßt nachstehenden Tagesbefehl an die ihm unterstellten Truppen: „In grausamer Weise von der Altersgrenze erreicht und unter dem 9. November (1890) in den Ruhestand versetzt, während ich auf der Beförderungsliste der älteste Infanterie-Brigadier war, der zum Divisionskommandeur befördert werden mußte, sage ich Euch nicht ohne lebhafte und berechtigte Bewegung Lebewohl u. s. w.“

Dazu macht l'Avenir militaire, welches den Tagesbefehl im ganzen Umfange bringt, eine treffende Bemerkung: „Es ist vielleicht nicht gut, vom Gesichtspunkte der Disziplin aus, zu sehen, daß ein General seine Truppen zu Zeugen nimmt seiner Enttäuschung hinsichtlich seines Avancements. Aber in dem vorliegenden Falle ist eine volle Entschuldigung da: der ehrenwerthe General Carmier mußte reglementarisch seine lange und glänzende militärische Laufbahn durch den Empfang des dritten Sternes gekrönt sehen und er wäre vor Eintritt der Altersgrenze auch befördert worden, wenn nicht bei der letzten Juli-Beförderung der Generalsekretär des Präsidenten der Republik über den Kopf von mehr als 60 seiner Kameraden hinweggegangen wäre.“

Die Thatsache steht fest: sie ist ebenso beredt, wie der Erfolg solcher öffentlichen Verhandlungen auf der Hand liegend. . . .

Ueber das Bajonettfechten bei der Infanterie sagt la France militaire: demselben müßte ein besonderer Werth beigelegt und es müßte auf praktische Weise getrieben werden. „Nun, davon sind wir weit ab! Was verlangt man vom Manne? Daß er verstehe, „in Stellung“ zu gehen, vorwärts-rückwärts zu gehen, nach rechts und nach links Front machen, einen Stoß in die Luft stoßen, eine Parade ausführen und einen Stellungswechsel — und das ist Alles. Man geräth in Entzücken, wenn eine Reihe von 20 Mann im Ganzen und auf Kommando einige dieser Bewegungen ausführt und dann erscheint die Ausbildung vollendet. Das Alles ist in der That doch nur Blendwerk. Ein solches Vorgehen macht den Infanteristen nicht mit den Schwierigkeiten des Fechtens vertraut. Kraft, Geschicklichkeit, Entschlossenheit hat er gar nicht nöthig, da er keinen Widerstand zu überwinden, keinem Gegenstoß, keiner List auszuweichen hat. — Man muß befürchten, daß im Felde der so unvollständig ausgebildete Soldat unfähig ist, sich zu vertheidigen. Um ihm das nöthige Selbstvertrauen zu geben, müßte er unter allen Umständen im Kontrafechten ausgebildet werden, Mann gegen Mann, wie dies bei allen Fechtübungen erforderlich ist. . . .“ Danach scheint es mit der Pflege des Bajonettfechtens im französischen Heere nicht weit her zu sein. . . .

Die Regierung, welche sich so streng erweist bei Ertheilung der Erlaubniß des Uniformtragens der Reserve- und Territorial-Offiziere, duldet den Unfug, der mit dem Anlegen der Galons — (Gradabzeichen der Chargen im Heere) — seitens Unbefugter getrieben wird. Da erzählt la France militaire: Von den Zöglingen der Schülerbataillone an bis zu den Unterbeamten mehr oder weniger ehrenwerther Handelshäuser, schmückt sich Jeder seine Aermel mit den Galons, ganz nach Belieben. So trägt der Angestellte eines bekannten Hauses eine vollständige Gala-Uniform eines Kapitäns. Derselbe vergnügt sich damit, täglich mehrmals an dem Posten vor dem Maza-Gefängniß vorbeizugehen, um sich die militärischen Ehrenbezeugungen erweisen zu lassen: die meisten Soldaten fallen darauf hinein und merken erst am Lachen der Vorübergehenden ihren Irrthum. Mit Recht verlangt das Blatt, daß gegen diesen Unfug von oben her eingeschritten werde, welcher einmal es den Soldaten unmöglich mache, die Vorgesetzten herauszukennen, dementsprechend ihnen den vorgeschriebenen Gruß zu erweisen, sodann aber die Uniform und deren Träger herabsetze. Heißt es nicht, die Stabsoffizier-Epaulettes und den Federbusch des Generals in den Staub ziehen, wenn man sie den Kirchendienern gestattet?“ . . .

Wiederum dasselbe Blatt klagt am 30. November 1890: „Der Frieden mit Dahomey ist am 3. Oktober d. J. geschlossen . . . aber um welchen Preis!? Nach einem Feldzuge von 6 Monaten folgendes Ergebniß: eine Million verausgabt, mehrere hundert Soldaten getödtet oder an Krankheiten gestorben, endlich eine jährliche Abgabe von 20 000 Francs an den König von Dahomey zu entrichten. In unserer Lage an der Küste hat sich nichts geändert, es sei denn, daß unser Einfluß und unser Ansehen verringert sind.“ Die Feindseligkeiten begannen am 21. Februar 1890. Die nach und nach verstärkten Franzosen lieferten die Gefechte bei Zobbo (1. März), Kotonu (4. März), Godomé (25. März), Dagla (28. März) und Atioupa

(20. April). Aber nach diesen Siegen gingen die Truppen immer zurück, so daß sie in den Augen der wilden Völkerschaften fast als Besiegte erschienen. Die Dahomeyer haben niemals das Selbstvertrauen verloren; sie rechneten auf das Wetter und die Krankheiten, und sie behielten Recht, denn wir, die Sieger sind es, die um den Frieden gebeten haben. Der französische Gesandte, der die Geschenke des Präsidenten der Republik zu überreichen hatte, wurde als Besiegter empfangen und in Abomé zurückbehalten. Endlose Verhandlungen. Der Admiral schließlich, die unverschämten Forderungen des Königs von Dahomey für unannehmbar erachtend, verlangte telegraphisch Instruktionen. Die Antwort ward ihm: „Schließen Sie Vertrag um jeden Preis". Und so kam es, daß man dem besiegten König Abgaben zahlt. Und wir sind des Friedens jetzt nicht sicherer als vorher. Wir sind gesunken, Dahomey ist gestiegen an Ansehen, der König kann nach Belieben seine Raubzüge wieder beginnen, denn er hat den Vertrag nicht selbst unterzeichnet.

Unser orientalisches Frankreich ist auf gutem Wege (Madagaskar), aber unser occidentales nicht. Wir haben an England den größten Theil des Sudan, einen Theil des Niger- und das ganze Gambie-Thal überlassen; wir lassen den deutschen Einfluß sich in Marokko ausdehnen. Wer steht uns dafür, daß diese beiden Mächte sich nicht vereinigen werden, um uns in der Sahara derartige Schwierigkeiten zu bereiten, daß die Verbindung zwischen Algier und unsern Besitzungen am Senegal niemals möglich sein wird? Jedenfalls hat unser Einfluß im westlichen Sudan einen verhängnißvollen Schlag erlitten; England wird diesen Mißerfolg ohne Zweifel verschärfen. Der Feldzug gegen Dahomey muß wieder aufgenommen werden. Es war nöthig: entweder sich mit der Behauptung seiner Stellungen zu begnügen, oder einen kräftigen Vorstoß in das Herz des Landes zu machen, Abomé zu erreichen und dort zu bleiben; aber die halben Maßregeln kosten viel und nützen nichts. Das werden wir leider zu früh empfinden . . .

Es ist im Werke, daß die Militär-Attachés bei den Gesandtschaften im Auslande fortan mindestens Obersten sein sollen, da — angeblich — der Rang vieler jetzigen Bevollmächtigten als Majors oder Kapitäns zu Unzuträglichkeiten geführt hat. — 8.

Literatur.

Der Soldatenfreund. Kalender für katholische Soldaten. Von P. Hermann Koneberg, Ritter des eisernen Kreuzes. 1891. Sechster Jahrgang. Donauwörth bei L. Auer.

Wir brauchen dieses treffliche kleine Büchlein nicht mehr besonders zu schildern und zu empfehlen: seit mehreren Jahren haben wir unseren Lesern dasselbe

angezeigt. Der sechste Jahrgang ist ebenso gediegen und reichhaltig, wie die früheren. Das Heft eignet sich seiner Billigkeit halber, — bei schmucker Ausstattung — zu Weihnachtsgeschenken an katholische Soldaten. 2.

Uniformkunde. Lose Blätter zur Geschichte der Entwickelung der militärischen Tracht in Deutschland. Herausgegeben, gezeichnet und mit kurzem Texte versehen von Richard Knötel. Heft 1. Rathenow. Verlag von Max Babenzien. 1890.

Richard Knötel ist mit der neueren Militär-Literatur, so zu sagen, verwachsen. Hat doch sein Griffel in ernster und launiger Weise die verschiedensten Erzeugnisse der Militär-Literatur illustrirt: wir brauchen sein Loblied nicht erst zu singen. Vielmehr sind wir, wo wir auf seine Spuren treffen, sicher, daß wir ihnen getrost nachgehen dürfen und unsere Mühe belohnt sehen werden. Nunmehr hat unter oben angeführtem Titel Herr Knötel ein Lieferungswerk vorbereitet, das ganz vortreffliche, charakteristische Beiträge liefert zur deutschen Uniformkunde: Bilder mit kurzen, historischen 2c. Erläuterungen. Beabsichtigt ist das Erscheinen von jährlich 10 Heften à 1,50 Mark: jedes Heft enthält fünf in vorzüglichem Handkolorit ausgeführte Blätter, die im Einzelverkauf je 40 Pfennige kosten. Das erste Heft, das uns zugegangen ist, enthält auf je einem Blatt Kurbrandenburg, Sachsen und Bayern, auf zweien Preußen u. zw. in der oben genannten Reihenfolge: Regiment Anhalt 1698; — Banner der freiwilligen Sachsen 1814; — Grenadier-Tambour 1809; — Belling-Husar 1758; — Grenadier-Jäger 1807. 3.

Jahresbericht über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. 16. Jahrgang 1889. II. Theil: Berichte über die einzelnen Zweige der Kriegswissenschaften. Herausgegeben von H. von Löbell, Oberst z. D. Berlin 1890. E. S. Mittler & Sohn. 5 Mark.

Wie wir im Juli-Augustheft 1890 unserer Blätter sagten, war es ein entschuldbarer Fehler, aber ein Fehler immerhin, die Jahresberichte pro 1889 in zwei Theile zu zerlegen. Er mußte entsprechend gekürzt werden, so daß der Stoff in einen, wenn auch starken Band zusammengedrängt wurde: letzteres ist im „Vorwort" zu dem nunmehr vorliegenden Theil für die Folge bestimmt zugesichert worden. Dieser II. Theil pro 1889 ist in hohem Grade interessant: behandelt er doch die einzelnen Zweige der Kriegswissenschaften und sind doch bedeutende, fast umwälzende Aenderungen eingetreten in der Taktik der Infanterie, Kavallerie, Feld-Artillerie und des Festungskrieges sowie im Gewehrwesen und in der Pulverfrage: — Vortrefflich gelungen erscheint der Bericht über die „Taktik der Infanterie" und in demselben die auf zwei Seiten zusammengefaßte, ganz vorzügliche Darlegung des Einflusses, den rauchfreies Pulver, — die größere Rasanz, Treffsicherheit, Durchschlagskraft der kleinkalibrigen Gewehre bezw. Geschosse, auf das Gefecht und die Gefechtsführung haben werden. Fesselnd ist bei der Kavallerie-Taktik die Beurtheilung der Lanze als Waffe der modernen Reiterei; bei der

Artillerie des Feldes ist die Verurtheilung der Korpsartillerie zu bemerken, Darlegung des Einflusses des rauchfreien Pulvers auf den Artillerie-Kampf; Vorbereitung des Infanterie-Angriffs auf verschanzte Stellungen. Der genau 60 Seiten umfassende „Bericht über das Befestigungswesen", der ja seines Werthes durchaus nicht entbehrt, konnte, u. E., um die Hälfte gekürzt werden; es bedarf ja doch dieser langathmigen Darlegungen, wie sie zum Theil sich finden, wahrlich nicht. Der Herr Berichterstatter will den ganzen Werdeprozeß vorführen; für die Leser der Jahresberichte genügt eine knappe Darlegung der Hauptergebnisse mit verbindendem Texte! Erfreut haben wir uns der sachlichen und in Kürze vollständigen Uebersicht über die „kriegs- und heeresgeschichtliche Literatur". Noch mehr aber haben wir Freude, eine wahrhaft „ketzerische" Freude darüber, daß aus Raummangel diesmal die „Nekrologe" fortgelassen sind: wir sind sehr dafür, daß die Jahresberichte wirklich bedeutenden Offizieren einen kurzen Nachruf widmen; aber — der „Maßstab" der Berichte in dieser Hinsicht findet wohl kaum irgendwo Zustimmung. 127.

Geschichte des Infanterie-Regiments Kaiser Wilhelm König von Preußen (2. Würtemb.) No. 120. Im Auftrage des Regiments für Unteroffiziere und Mannschaften dargestellt von Petermann, Premier-Lieutenant. Stuttgart 1890. Verlag von W. Kohlhammer.

Die Schrift, deren Reinertrag für Bedürftige und Invaliden des Regiments bestimmt ist, trägt ihr Motto: „Gehorsam, furchtlos und treu" — mit vollem Recht. Das über 200 Jahre alte Regiment hat eine bewegte, thatenreiche Vergangenheit, auf die es mit Stolz zurückblicken kann. Und die pflichtreue Arbeit im Frieden, die muthigen und entschlossenen Handlungen in den vielen Kriegen seit Wien, Ofen und Mohacz — sie machten es dem ohnehin gewandten und beredten und patriotisch-begeisterten Herrn Verfasser der Schrift leicht, eine anziehende Erzählung, eine treffliche „Regimentsgeschichte" zu liefern. Dieselbe verdient Beachtung weit über den Kreis der 120 er und der Württembergischen Truppen hinaus. Einige Bildnisse und Schlachtenskizzen einfacher Ausführung bilden eine dankenswerthe Beigabe der Schrift. 4.

Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland. Von Max Jähns. Zweite Abtheilung. XVII. und XVIII. Jahrhundert bis zum Auftreten Friedrich des Großen 1740. München und Leipzig 1890. Druck und Verlag von R. Oldenburg. 12 Mark.

Ueber die Anlage des Werkes, das den 21. Band der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" bildet, sowie über die erste Abtheilung giebt unser Juli-Augustheft 1890 Rechenschaft. Auch die schnell gefolgte zweite Abtheilung — ein dicker Band von 912 zum großen Theil enggedruckten Seiten — erweckt zunächst im Leser das Gefühl der eigenen Beklemmung gegenüber dem „stupenden" Wissen des Offizier-Gelehrten Jähns! — Hier sieht der Kritiker sich entwaffnet — und

er empfindet gar nicht die Lust, Fehler und Mängel aufzusuchen und aufzudecken, sondern freut sich der reichlichen Gaben des Buches und wühlt in dessen Schätzen. Wir sehen von der Aufzählung der Kapitelüberschriften gänzlich ab und behalten uns einen Rückblick auf das Ganze vor, sobald die 3. und zugleich Schlußabtheilung erschienen sein wird. 127.

Fürst Bismarck. Sein Leben und Wirken. Von Hermann Jahnke. Reich illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Berlin 1890. Verlag von Paul Kittel.

Die treffliche und bildliche Darstellung der Hefte 7 bis 12 hält sich auf der Höhe der ersten 6, — und wird dem großen Manne gerecht, den sie dem deutschen Volke zunächst, — aber dann auch der ganzen Mit- und Nachwelt vor Augen führt. Das Heft schließt mit der Kriegserklärung 1866. Danach wird das Werk, worüber wir nicht böse sind, die geplante Zahl von 14 Lieferungen voraussichtlich nicht unwesentlich überschreiten. 6.

Ne quid nimis. Offener Brief an den Verfasser von „Videant consules“. Von Friedrich Wilhelm Schultze. Berlin 1890. Verlag von Richard Wilhelmi.

Wir verweisen auf die ausführliche Besprechung der Brochüre „Vindeant consules“, unter der Ueberschrift: „Die literarische Mobilmachung V.“ im Juli-Augustheft 1890 unserer Blätter. Herr „Friedrich Wilhelm Schultze“ giebt nun eine Antwort, die jedenfalls prickelnd und packend ist und zweifelsohne zu dem Besten gehört, was in diesem Austausche der Meinungen geschrieben worden ist. Und da wir auf diesem Gebiete uns nun einmal befinden, lenken wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf eine andere Schrift, die ihrer kernigen, selbstständigen Denk- und Schreibart nach als eine bedeutende bezeichnet werden muß:

„**Offener Brief an Se. Durchlaucht den Fürsten Bismarck** von einem ehemaligen deutschen Nihilisten. Berlin 1890. Verlag von Ad. Zoberbier.“

Und schließlich gehört in diese Gattung der neuesten, hervorragenden militärpolitischen Schriften noch eine dritte:

Westeuropa kasakisch oder geeint. Die Nothwendigkeit einer französisch-deutschen Versöhnung, dargelegt von C. Koettschau, Oberstlieutenant a. D. Straßburg i. E. 1890. Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt.

Der Herr Verfasser ist einer der geistvollsten Militärschriftsteller der heutigen Zeit, der zugleich die Sprache meisterhaft handhabt: seine Darlegungen erregen stets lebendiges Interesse, mag man sie schließlich als zutreffend befinden oder ablehnen. In der vorliegenden Brochüre wird, angesichts der — nicht heute, nicht morgen — aber nach langen Jahren sicherlich drohenden Ueberfluthung West- und Mitteleuropas durch die Moskowiter, die Nothwendigkeit des Zusammenschließens aller bedrohten Kulturmächte, besonders aber der „Erbfeinde“ — Deutschlands und

Frankreichs — erwiesen. Einigen sich diese Staaten bezw. Völker nicht, so werden sie allesammt Beute der Russen. . . . .

Einer begreiflichen Befriedigung geben wir hier, hinsichtlich der zuerst genannten Schrift „Ne quid nimis" noch Ausdruck. „Caveant consules" hatte die Vorzüge des französischen Heeres, insbesondere des Offizierkorps, gegenüber dem deutschen laut betont; Herr Friedrich Wilhelm Schultze tritt ihm entgegen und sagt, als Waffe sich unserer Zeitschrift bedienend: „Sie rühmen die Disziplin und den Geist, diese wesentlichsten und ersten aller Eigenschaften bei den Franzosen; andere sind weniger davon begeistert. Kennen Sie nicht zufällig die dankenswerthe Auswahl lieblicher Stilblüthen, welche die „Neuen Militärischen Blätter" — (unter „Correspondenz") — seit Jahren aus dem Avenir militaire, dem Progrès militaire und dem France militaire getroffen haben. Da ist viel Erbauliches zu lesen. Es ist wahr, manche dieser niedlichen Sächelchen berühren den in der Armee herrschenden Geist nicht unmittelbar; fast durch die Bank sind sie indeß von unverkennbarer symptomatischer Bedeutung."

Eine bessere Anerkennung konnte unser Herr Mitarbeiter nicht finden als durch dieses Urtheil und durch den Umstand, daß — gestützt auf unsere besagte „Korrespondenz" der beiden letzten Jahre — Herr Friedrich Wilhelm Schultze seinem Caveant-Gegner hinsichtlich der behaupteten Ueberlegenheit des französischen Offizierkorps heimleuchtet. 6.

Im Felde. Erfahrungen und Bilder aus dem täglichen Leben im Kriege. Von einem aktiven älteren Offizier. Berlin 1890. Verlag von R. Eisenschmidt. Preis: 7,50 Mark.

Zwei schlaflose Nächte hat mir dieses Buch verursacht — und doch danke ich dem ungenannten Verfasser herzlich: die Darstellung hat mich so gefesselt, daß ich mich nicht von derselben losreißen mochte. Wie eine Novelle, die in den Schilderungen des Gefechts u. s. w. den Charakter des Dramas annimmt, liest sich die Schrift, die da einen jungen Reservelieutenant vom Augenblicke der Mobilmachung geleitet durch alle Phasen der Entwickelung des Krieges hindurch bis zum Schlusse, zur Rückkehr in die Heimath. Ich habe als Mitkämpfer in den Feldzügen Kaiser Wilhelms des Siegreichen mich wieder mitten hineinversetzt gefühlt in die gewaltigen, spannenden, Kopf, Herz und Körper so ganz und voll in Anspruch nehmenden Kampfeszeiten mit ihren erhebenden und niederschlagenden, ihren fröhlichen und traurigen Vorgängen, Eindrücken, Wirkungen —: mit geradezu packender Natürlichkeit hat der Verfasser solche Bilder heraufbeschworen! Und wie muß seine Darstellung nun auch die noch kriegsunkundigen „jungen" Kameraden ergreifen, die übrigens auch schon zum Theil die Mitte der dreißiger Lebensjahre überschritten haben! Und nicht nur einen Genuß bietet diesem Nachwuchs das Buch, sondern eine fortlaufende, eindringliche, umfängliche Belehrung, so zwar, daß dieselbe sich wie ein rother Faden durch die ganze Erzählung hindurchzieht, aber ohne sichtbar zu werden —, wenn diese Ausdrucksweise gestattet und verständlich ist. In

gefälliger, ausgesuchter Weise ziehen, — an praktischen Vorgängen bestätigt, — die Paragraphen der Felddienst-Ordnung, der Schießvorschrift, des Exerzier-Reglements (Theil II.) vor unsern geistigen Augen vorüber; und besonders der Offizier des Beurlaubtenstandes, auf den das Buch vom Verfasser in erster Linie zugeschnitten ist, trägt reichen Gewinn aus der Lektüre davon. Ich glaube behaupten zu können, daß — mögen die Meinungen über alle Bücher mehr oder weniger auseinandergehen — über das Buch „Im Felde" nur die eine, allgemeine Ansicht herrschen wird: dasselbe ist ein vortreffliches.

Die Feldzüge des Feldmarschalls Radetzky in Oberitalien 1848 und 1849. Von Hermann Kunz, Major a. D. Mit 7 Schlachten-Skizzen. Berlin 1890. Verlag von Richard Wilhelmi.

Nicht eigentlich „Kriegsgeschichte" schreibt der Herr Verfasser, dessen Name in der Militär-Literatur binnen weniger Jahre einen guten Klang gewonnen hat, sondern an die gedrängte Darstellung kriegsgeschichtlicher Ereignisse knüpft er taktische Belehrungen, die zwar auch der ältere und älteste Offizier mit Nutzen und Interesse lesen wird, die aber in erster Linie für die Auffassung jüngerer Offiziere zugeschnitten sind. Gerade in dieser Beschränkung auf das nachwachsende Führerthum des Heeres liegt der besondere Werth der Schrift; die „Theorie des großen Krieges" nützt dem Lieutenant im Durchschnitt nichts. Und die Arbeiten des Major Kunz regen zu eigener Thätigkeit und eigenem Urtheil sehr geschickt an.

Die Feldzüge Radetzky's in Oberitalien haben, so sagt Major Kunz, für uns Deutsche ein doppeltes Interesse, einmal, weil sie lehren, zu welch hohen Leistungen die uns eng' verbündete österreich-ungarische Armee bei guter Führung befähigt ist, dann aber, weil sie beweisen, daß es auch der Minderzahl möglich ist, einen überlegenen Gegner bis zur Vernichtung zu schlagen. In unserer Zeit wird die Bedeutung der numerischen Ueberlegenheit vielfach so überschätzt, daß es nützlich erscheint, einmal den augenfälligen Beweis dafür zu betrachten, daß endgültig doch die überlegene Tüchtigkeit eines Heeres und seine bessere Führung den Sieg entscheiden, keineswegs aber die höhere Zahl seiner Bataillone für den Erfolg ausreicht....

Also nochmals: Die Schrift verdient uneingeschränkte Anerkennung! 128.

Strategisch-taktische Aufgaben nebst Lösungen. Von H. von Gizycki. Heft 6 Vierte, nach der Felddienst-Ordnung umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Hannover 1889. Helwing'sche Verlags-Buchhandlung.

Das interessante Heft führt die besondere Ueberschrift: „Rückblicke", weil es, — zusammenfassend die allgemeinen Gesichtspunkte, Lehren, Regeln, — die in den Aufgaben der ersten fünf Hefte in den konkreten Fällen getroffenen Maßregeln u. s. w. sich zusammenhängend verbreitet über höchst nützliche und lehrreiche Dinge, wie: Strategie und Taktik; — Erfolg, Zufall, Glück im Kriege, — Herbstmanöver —

Stellung und Lösung von Aufgaben; — die einzelnen Waffengattungen, Verluste, Marschleistungen u. s. w., endlich: das rauchlose Pulver mit seinen Folgenwirkungen.

Zum Schlusse thut das Heft noch den „Ausblick in die Zukunft": Welche Aenderungen die Kriegführung durch neue Erfindungen im Laufe der Zeit noch erfahren wird, läßt sich nicht annähernd übersehen. Die Natur des Krieges wird aber stets dieselbe bleiben. Lebensgefahr, Mühseligkeiten, Ungewißheit, Halbdunkel und hohe Verantwortlichkeit werden dem Kriege stets als wesentliche Eigenthümlichkeiten anhaften. Um aber in Lebensgefahren, unter Mühseligkeiten, im Felde der Ungewißheit, im Halbdunkel und unter der schwersten Verantwortlichkeit handelnd auftreten zu können, dazu werden wir stets nicht nur eines hellen und scharfen Blicks, sondern noch mehr eines eisernen Willens bedürfen, der uns erst den Muth, die Ausdauer, Kühnheit und Entschlossenheit zum Handeln verleiht. Die kriegerischen Tugenden werden deshalb stets mehr im Charakter als im Intellekt wurzeln . . . 6.

Die Kriege Friedrichs des Großen. Erster Theil. Der Erste Schlesische Krieg 1740—1742. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Erster Band. Die Besetzung Schlesiens und die Schlacht bei Mollwitz. Mit 14 Karten, Plänen und Skizzen, sowie 3 Handzeichnungen des Königs. Berlin 1890. Bei E. S. Mittler & Sohn. Kgl. Hofbuchhandlung. 16 Mark.

Ein zweiter Band wird die Geschichte des I. schlesischen Krieges beenden; wir hoffen, in kurzer Frist. Wenn man auch bei dem Erscheinen eines so gewaltigen und umfangreichen Werkes billig sich gedulden muß: man thut es ungern und möchte bald wissen wie es weiter geht.

Einem Werke, wie dem vorliegenden gegenüber kann man einen doppelten Standpunkt einnehmen. Entweder man verfährt kritisch, d. h. wenn man in der äußerst seltenen Lage ist, ganz genau in dem behandelten Stoffe bekannt zu sein, also man prüft und zergliedert Plan, Umfang, Durchführung, in Inhalt und Form der Darstellung und weist die vermeintlichen oder wirklich vorhandenen mehr oder weniger bedeutenden Mängel nach; oder man traut in diesen Beziehungen unbedingt der Sachkenntniß und bona fides des oder der Verfasser, verzichtet auf das Besserwissenwollen im Einzelnen und giebt sich ungestört, behaglich dem Genusse des Werkes hin, wie es da ist. Letztere Art ist, Gott Lob, die weitaus am meisten verbreitete; zu ihr gehört auch der Schreiber dieser Zeilen, der sich mit aller Herzensfreudigkeit an der Hand der trefflich geschriebenen Darstellung hineinvertieft hat in die Geschehnisse der ersten Regierungszeit unseres großen Königs. Es bringt der erste Abschnitt des Buches „die Lage und Gestaltung der politischen Verhältnisse vom Regierungsantritt König Friedrich II. bis zum endgültigen Bruche mit Oesterreich. Juni 1740 bis Januar 1741"; sodann: eine Uebersicht über die Beschaffenheit der kriegführenden Heere; die Kriegs- und Fechtweise bei Beginn des

Ersten Schlesischen Krieges und schließlich: eine Beschreibung des Schauplatzes des Ersten und Zweiten Schlesischen Krieges.

Der zweite Abschnitt schildert die Besetzung von Schlesien und die Winterquartiere: 16. Dezember 1740 bis 2. April 1741; der dritte: die Operationen vom 2. bis 9. April und die Schlacht bei Mollwitz am 10. April 1741. Es folgen dann zahlreiche, höchst interessante Anlagen aller Art und die trefflichen Karten, Pläne und Skizzen.

Zahlreiche handschriftliche bisher unbenutzte Quellen erschlossen sich der kriegsgeschichtlichen Abtheilung aus den bereitwilligst verstatteten Kriegsarchiven von Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Königreich Sachsen, Braunschweig, Anhalt u. s. w., sowie aus massenhaften Einsendungen von städtischen Behörden, Familien und Einzelnen. „Es liegt also nun ein genügendes Material vor, um die Thaten schildern zu können, die den Namen des großen Königs mit unvergänglichem Glanz umgeben und Preußen die Bahn öffneten zur Europäischen Großmachtstellung."

Und daß diese Schilderung lichtvoll, würdig, anziehend ist, das bedarf bei unserer kriegsgeschichtlichen Abtheilung keiner weiteren Versicherung. 4.

Aus dem siebenjährigen Kriege. Tagebuch des preußischen Musketiers Dominicus. Herausgegeben vom Würzburger Universitäts-Oberbibliothekar Dr. D. Kerler. Mit 10 [zum Theil bekannten] Liedern und einem Personenverzeichniß 125 Seiten 8° (2,25 Mk.). München 1891, C. H. Beck.

Im April-Maiheft 1886 der „N. M. Blätter" wurde (S. 381) gesagt: „Lohnend dürfte es sein, die Quellenforschung zur Historiographie des 7jährigen Krieges auch auf die etwa noch vorhandenen Briefe und Tagebücher des Mannschaftsstandes sich erstrecken zu lassen." Bekanntlich gab es beim Fridericianischen Heere in Reihe und Glied eine große Zahl von Persönlichkeiten, die mit mehr als Elementarschul-Kenntnissen ausgerüstet waren. Zu ihnen gehörte obengenannter Musketier, welcher mit dem 2. Bataillon des Inf.-Regiments „von Quadt" 1756 aus Soest in den Krieg marschirte.

Unser Dominicus, ein sorgfältig erzogener, des Französischen mächtiger westphälischer Cantonist, bethätigte als Kriegstagebuchschreiber einen im Kaufmannsberuf ihm angeregten Sinn für arithmetische, geographische und statistische Feststellungen. Unsere Hochachtung verdient er als streng religiöser, in Königstreue fest verharrender Mann: ein Elitesoldat während Preußens schwierigstem Kriege. Kennzeichnend für unseres Dominicus Herzensbildung sind 2 Scenen. „Ich kam in ein [böhmisches] Haus, wo sie soeben Brod gebacken; solches wurde alles weggenommen; die Frau hatte viele kleine Kinder und klagte; ich gab ihr das meine wieder." — „Unser 16 kamen [unweit Böhmisch-Friedland] beim Armen ins Quartier, hatte Nichts zu leben, nur 1 Kuh, die gleich geschlachtet wurde. Wie wir weggingen, weinte der Bauer, hielt uns an, wir sollten ihm doch was geben; ich gab ihm 3 gute Groschen." (S. 7 u. 11.) Wir nennen dies: freiwillige Tapferkeit, stilles Verdienst.

Da, wie erwähnt, auf das Belangreiche solcher Privat-Kriegstagebücher hingewiesen worden in den „N. M. Blättern“, so geben wir auch hier unserem Beifall über die Drucklegung der Aufzeichnungen des Musketiers Dominicus Ausdruck. Jedoch, wie ja oft es im Menschenleben geschieht, wir genießen diese Freude nicht ungetrübt. Das vorliegende Büchlein erinnert uns leider an die fatale Ungenauigkeit der Eigennamen in 2 alten Biographien Fouqué's. (Vgl. Mil.-W.-Bl. 1868, Nr. 45, S. 366.) Außerdem erschwert die unverändert reproducirte Schreibart die Durchlesung jenes Tagebuchs. So z. B. marschirt, S. 33, Dominicus 2 Stunden lang durch eine „lindene Halle“. Wir müssen uns dies erst übersetzen in — Lindenallee. Weiterhin findet man (S. 69) den Satz: „Wir rückten vor, wo sie mit Hobitzen nach uns feurtten nach unsem Regment, den vor unsem Regment war eine Anhöhe, wo man über ihr Lager sehen konntte, wo der König alzeit hinkam wen er recognoscirte.“ — Derart wird des Lesers Geduld beansprucht.

Nahe liegt die Frage nach Herkunft (Kauf, wann, wo — oder Erbschaft) dieses in der Würzburger Hochschulbücherei aufbewahrten Kriegsmanns-Tagebuchs. Denkwürdiges über Friedrich den Gr. ist dem Mscpt. beigefügt — lt. S. XI des vorl. Büchleins —; vielleicht hätte sich Druck dieser Beilage gelohnt. Nicht beistimmen können wir der Aeußerung im Vorwort, S. V: „Wenn schon die Tagebücher von Officieren gar häufig nur mangelhaft über die Vorgänge auf dem Kriegstheater [1756—63] unterrichten, nicht selten geradezu irreführen . . .“ Ebenso betreffs des „schlimmen Handels“ S. VIII. Rühmen können wir nicht, daß das Dominicus'sche Tagebuch „frei von Verherrlichung der Waffengenossen, des Vaterlandes und des großen Königs.“

Gegen ein Paar der von großer Belesenheit und ausdauerndem Fleiß zeugenden „Noten“ läßt sich Widerspruch erheben. Betreffs Koliner Verlustangabe verweisen wir auf Oeuvres T. IV, 130 (nicht auf Retzow'sche Zahlen). Uebrigens liefern uns diese Noten einen augenfälligen Beweis des hohen Werths der — durch verläßliche Genauigkeit sich auszeichnenden — Veröffentlichung der politischen und militärischen Correspondenz Friedrich des Großen 1756—1763, seitens der Kgl. preuß. Academie der Wissenschaften.

Aeußerst wenig Bücher giebt es, die gänzlich ohne Fehler; aber ungern gewahrt man stets, bei streng prüfender Durchsicht eines Geschichtsbuchnovums, daß ein schöner Urstoff unbefriedigend benützt wurde. Ein englisches Sprichwort lautet: „Give him a saddle and he will find a horse!“

Berlin, 24. Januar 1891. Gr. L.

Kleine Mittheilungen.

Japan. Große Manöver. Gegenwärtige Zusammensetzung des stehenden Heeres. Zum ersten Male haben 1890 große Manöver, wie in Europa, stattgefunden. Die Truppen, die an denselben theilgenommen haben, umfaßten die Garde- und 2 Armee-Divisionen, im Ganzen 20 000 Mann, in etwa gleicher Stärke auf beiden Seiten; beide verfügten über Pontonier- und Telegraphen-Abtheilungen. Oberleiter der Manöver war der den Rang eines Feldmarschalls bekleidende Prinz Aourissougara. Zu Grunde gelegt war die Annahme, daß eine feindliche Armee an zwei Punkten sich ausschiffte, um auf Tokio zu marschiren. Die Manöver haben sich keineswegs der Zufriedenheit des Prinzen zu erfreuen gehabt, welcher sich insbesondere sehr ungünstig äußerte über den Aufklärungsdienst der Kavallerie und die Langsamkeit der Bewegungen gewisser Truppentheile.

Gegenwärtig besteht die japanesische Armee aus 1 Garde- und 6 Armee-Divisionen. Jede der Letzteren ist zusammengesetzt aus 4 Infanterie-Regimentern à 3 Bataillonen, 1 Artillerie-Regiment zu 6 Batterien, 1 Reiterschwadron, 1 Genie- und 1 Train-Bataillon. Bei der im Uebrigen ebenso zusammengesetzten Garde-Division hat jedes Infanterie-Regiment nur 2 Bataillone. Das Heer zählt auf dem Friedensfuße 56 000 Mann. Es hat großes Interesse, die bemerkenswerthe Entwickelung der militärischen Macht Japans zu verfolgen. Dies Land wird in der That bei jedem Streit, der China hineinzieht, eine große Rolle spielen, da die Japanesen die natürlichen Nebenbuhler der Bewohner des himmlischen Reiches sind. Die Russen, welche seit langer Zeit die Möglichkeit eines Krieges mit China in's Auge fassen, unterhalten sehr freundschaftliche Beziehungen mit Japan. Einen öffentlichen Beweis für das zwischen beiden Regierungen bestehende gute Einvernehmen bietet der Besuch, welchen im Herbst 1890 die russische Flotte des stillen Meeres Japan abstattete. 5.

Oesterreich. Einjährig-Freiwillige. Kriegshunde. Die Einjährig-Freiwilligen im österreichisch-ungarischen Heere zerfallen jetzt in zwei gesonderte Klassen. Die Besten — die erste Klasse bildend — dienen nur ein Jahr; die anderen zwei Jahre. Zum ersten Male liegen die Ergebnisse der Neuordnung vor, daß nämlich diejenigen Einjährigen, welche das Reserve-Offizier-Examen nicht bestanden haben, zu einem zweiten Dienstjahre verpflichtet werden können. Im militärischen Jahre 1888—89 hatten von 2924 Einjährigen das bewußte Examen nur 53 Prozent genügend bestanden. Dahingegen wurden 1889—90 von 2938 Einjährigen 81 Prozent zugelassen; 5 Prozent von diesen verzichteten auf die Prüfung, 11 Prozent fielen durch. Danach haben insgesammt 450 noch ein zweites Jahr

zu dienen, welche größtentheils von Neuem an dem Ausbildungs-Kursus theilnehmen und am Schlusse sich der Prüfung unterwerfen dürfen. Also: die Einrichtung hat praktischen Werth.

Seit einigen Jahren macht man in der Armee, besonders bei den Okkupationstruppen in Bosnien und der Herzegowina, Versuche mit der Ausbildung und Erziehung von Hunden für militärische Zwecke. Anscheinend sind die Ergebnisse den aufgewendeten Summen nicht entsprechend. Das Generalkommando in Serajewo hat die Truppenkörper auf gründlichere Arbeit in diesem Punkte hingewiesen. Bis jetzt sind nur mehrere Preise vierter Klasse, ein solcher dritter, aber keiner erster oder zweiter Klasse an Unteroffiziere und Gefreite bewilligt. 2.

Frankreich. Alter der Hauptleute. Kriegs-Unkosten. Eisenbahnwachen. Das Forst-Jägerkorps. Anfangs Dezember 1890 bezogen, nach l'Avenir militaire, 298 französische Infanterie-Kapitäns das höchste Gehalt, d. h. sie waren über 13 Jahre in ihrer jetzigen Charge. Dabei sind sie fast alle verhältnißmäßig jung, insofern nur 16 von ihnen vor ihrer Beförderung zum Stabsoffizier von der Altersgrenze erreicht, die anderen 282 aber früher oder später zum Major avanziren werden. Nun sind seit mehreren Jahren, und besonders im Jahre 1889—90, nur 75 Kapitäns befördert; daraus ergiebt sich, daß die Letzten der 282, von denen hier die Rede ist, erst nach 17jähriger Hauptmannszeit in die höhere Charge aufrücken. — Das kommt noch schlimmer. Die Jahre 1878—81 liefern etwa 700 Hauptleute, von denen 200 höchstens der Altersgrenze zum Opfer fallen. Danach werden die 81er Hauptleute 19 bis 20 Jahre in ihrer Charge verweilen. L'Avenir erklärt das Beförderungsgesetz, das derartige Früchte zeitigt, für unbrauchbar und empfiehlt, das Beispiel der Deutschen nachzuahmen. — Der Vorsitzende der Budgetkommission der französischen Kammer hat im November 1890 u. A. folgende Mittheilung gemacht: Die Kriege des zweiten Kaiserreiches, ohne den von 1870/71, haben Frankreich 2565 Millionen Franks gekostet; der Krieg 1870/71, einschließlich der Entschädigung von 5 Milliarden an Deutschland, im Ganzen 8820 Millionen; — so sind dadurch die Staatsschulden um nahezu 12 Milliarden gewachsen. Der Feldzug in Tunis hat 126 Millionen gekostet, der in Madagaskar 21 und der in Tonkin 270 Millionen. Die Gesammtziffer der seit dem ersten Kaiserreich von den Franzosen verbrauchten Kriegskosten beläuft sich auf über 16 Milliarden Franks. —

Ende November 1890 fand die erste Uebung im Einberufen und im Dienst der französischen Eisenbahnschutztruppen statt, im Gebiete des XIII. Armeekorps. Es waren 1180 der Territorialarmee, und zwar den Jahrgängen 1866 bis 1870 angehörende Mannschaften einberufen, im Umkreise von 10 Kilometern um den Versammlungsort. Alle Leute waren pünktlich erschienen, — eines Sonnabends — und lange vor 10 Uhr, der Stunde des Dienstbeginns, in Posten eingetheilt und mit Gewehr und Säbel-Bajonett ausgerüstet. Es handelte sich um den Versuch der Bewachung der Bahnstrecken im Abschnitt Gilly-Chamat. Im Kriegsfall würde

diese Linie die ganze Artillerie von Clermont an die Ostgrenze befördern; die Züge würden sich ohne Unterbrechung folgen, und es leuchtet ein, daß man mit der größesten Aufmerksamkeit die Zugänge zur Strecke überwachen muß, um zu verhüten, daß die geheimen Sendlinge des Feindes sie nicht versperren oder in die Luft sprengen. Welche ungeheure Störung würde durch einen nur mehrstündigen Aufenthalt verursacht werden — sagt Le Progrès militaire. — Der Dienst begann also um 10 Uhr Vormittags und endete um 5 Uhr Abends, nur für die Bahnhofswachen dauerte er bis 11 Uhr Abends. Die Leute versahen etwa 2 Stunden Postendienst; die einzelnen Posten waren durch Schildwachen mit einander in Verbindung. Unteroffizier-Ronden sorgten für straffe Dienstausführung. Die Leute waren bei den Einwohnern einquartiert. Sie erhielten 1 Mark per Tag, die Unteroffiziere 1½ Mark. Am Sonntag wurde der Dienst abermals von 7¾ Morgens bis Mittags 12 Uhr abgehalten; um 3 Uhr Nachmittags rückten die Mannschaften ein. — Seitdem haben schon an mehreren anderen Orten derartige Einberufungen stattgehabt, über deren Verlauf anscheinend die französische Heeresleitung sehr befriedigt ist. . . .

Unter dem 18. November 1890 ist eine Umformung des Forst-Jägerkorps erfolgt („corps des chasseurs forestiers"), welche eine bedeutende Vermehrung an brauchbarsten Reserve-Offizieren und der Grenzbezirksvertheidigung besonders für Frankreich bedeutet.

Die zu Einheiten — je nach der Zahl des vorhandenen Personals: zu Kompagnien, Sektionen oder Detachements — zusammengestellten Forstjäger sollen innerhalb des Bezirkes, in welchem sie ihren (Friedens-) Dienst versehen, also mit dem Gelände, Wegenetz u. s. w. auf's Genaueste bekannt sind, die Operationen der Feldarmeen oder die Vertheidigung der festen Plätze unterstützen. Die gewöhnlichen Aufseher bilden die Gemeinen, die Oberaufseher die Unteroffiziere; die Offiziere werden entnommen aus den höheren Forstbeamten, welche auf der Forst-Hochschule gebildet sind und zwar können letztere die militärischen Grade vom Unterlieutenant aufwärts bis einschließlich zum Oberstlieutenant der Reserve oder der Territorial-Armee erhalten. Zu Vorgesetzten in den Kompagnien u. s. w. sollen, soweit irgend möglich, diejenigen Forstbeamten bestimmt werden, welche bereits im Frieden die Vorgesetzten der Aufseher sind. Die Zahl der Vorgesetzten ist festgestellt auf höchstens — bei einer Kompagnie: ein erster Hauptmann als Chef, ein zweiter Hauptmann, zwei Lieutenants, ein Feldwebel, fünf Unteroffiziere, acht Korporale, zwei Spielleute (und kann nöthigenfalls auf zwei Offiziere beschränkt werden); bei einer Sektion auf höchstens die Hälfte der Kompagniekadres (bezw. Beschränkung auf einen Offizier); bei einem Detachement höchstens ein Viertel der Kompagniekadres, event. kein Offizier.

Natürlich bleibt eine bedeutende Zahl höherer Forstbeamten überschießend, die nun der Armee als Reserve- oder Territorial-Offiziere überwiesen werden. Die Aufstellung der einzelnen Kompagnien 2c. nach Mannschaften, Offizieren wird in den Mobilmachungsarbeiten vorbereitet; der Kriegsminister hat das Recht, dieselben schon vor dem Mobilmachungsbefehl in Thätigkeit treten zu lassen. Mit der Ein-

berufung durch die Ordre gehören die Einheiten des Forst-Jägerkorps zum Heere selbst und genießen seitens des Gegners die völkerrechtliche Achtung als geordnete Truppentheile, wie sie denn Anspruch auf gleiche Rechte, Ehren und Belohnungen mit den letzteren haben. Dem Kriegsminister ist das Recht der Besichtigung der Abtheilungen des Forst-Jägerkorps beigelegt; doch soll dabei der Forstdienst möglichst wenig gestört werden. In Summa: ein vorzüglicher Zuwachs zur Heereskraft, diese zusammengefaßten Elemente brauchbarster, energischer, schußgeübter, rüstiger, ortskundiger Männer. 129.

Holland. Hülfsmittel zur Uebung im Entfernungsschätzen. (Nach „De militaire spectator".) In der Zeitschrift „Die Natur" ist die Beschreibung eines Entfernungsmessers enthalten, der sich durch Einfachheit und durch sehr genaue Ergebnisse auszeichnet.

Da im Infanterie-Gefecht meist keine Zeit und die erforderliche Ruhe vorhanden ist, um selbst auch den einfachsten Entfernungs-Messer zu benützen, bleibt eben als einziges Mittel das Entfernungs-Schätzen.

Vielfältige und gewissenhafte Uebungen in den verschiedensten Bodengestaltungen sind hierfür Hauptsache. Hülfsmittel zur Erleichterung dieser Uebungen dürfen daher andererseits nicht unversucht bleiben.

Der nachstehend beschriebene Entfernungsmesser, welcher mit Erfolg schon längere Zeit bei den Uebungen benutzt wurde, ist nach denselben Grundsätzen, wie der eben erwähnte, angefertigt und wird nur als Hülfsmittel bei den Uebungen im Entfernungsschätzen empfohlen.

Auf einem Stück Karton oder einem Kupferplättchen, unten mit Handhabe, werden auf einer Grundlinie nahe neben einander die Umrisse eines Reiters, eines stehenden und eines knieenden Infanteristen von 0,0375, von 0,0255 und bezw. 0,015 m Höhe gezeichnet und genau ausgeschnitten. Auf einer Seite werden die Figuren weiß und die Handhabe roth, auf der anderen Seite umgekehrt roth und weiß gefärbt.

Um nun den Abstand zu schätzen, auf dem ein oder mehrere Mann als Ziele stehen, hebt ein Gehülfe des Beobachters, des Schätzenden, den Entfernungsmesser an seinem Griff auf eine ihm angegebene Höhe. Der Beobachter tritt selbst in die Linie des aufgestellten Zieles und des Instrumentes, und soweit hinter Letzteres zurück, bis dessen Figur und das Ziel scheinbar dieselbe Größe haben. Der Abstand des Beobachters vom Instrument, das ist die Zahl in Schritten zu 75 cm mit 50 multiplizirt, ergiebt die gesuchte Entfernung in Metern.

Die hierbei möglichen, größten Fehler betragen im Ganzen etwa 0,1 der gesuchten Entfernung, denn die Größe des Infanteristen mit Kopfbedeckung schwankt zwischen 1,6 und 1,8 m. Für die mittlere Höhe von 1,7 m beträgt der Fehler bei den größten Differenzen $^1/_{17}$ der gesuchten Entfernung.

Eine weitere Abweichung kann verursacht werden durch Abweichung der Größe der Schritte von 0,75 m. Uebungen im Schrittabgehen vermindern diese Ab-

weichungen auf 2 bis 3 cm, für welche der Fehler dann höchstens $^1/_{25}$ der gesuchten Entfernung beträgt.

Wenn schlimmsten Falls diese beiden Fehler gleichzeitig begangen werden, beträgt die Abweichung 0,1 der wirklichen Entfernung.

Eine solche Genauigkeit ist für den angestrebten Zweck genügend.

Der Gehülfe des Beobachters kann auch den Entfernungsmesser im Interesse der Sicherheit der Ergebnisse auf der Mündung des Gewehrs oder einem andern Gegenstande ruhen lassen.

Es ist nothwendig, daß das Ziel ganz sichtbar sei. Bei einiger Uebung kann man das Instrument auch ebenso gut bei Zielen benutzen, wenn dieselben nur theilweise sichtbar sind.

Bei hellem Wetter kann man die Uebung bis auf 1000 m ausdehnen.

Ein häufiger Gebrauch des Entfernungsmessers macht den Beobachter bald damit so vertraut, daß das Schätzen der Entfernungen auf dem Gefechtsfelde als das zweckmäßigste Verfahren stets erscheinen wird.

(„Heeres-Zeitung" nach „Natur".)

— Das Giffard'sche Gasgewehr. Auf dem Schießstande zu Brüssel wurde seitens des Herrn Vesy, des Vertreters der Erfindungs-Patente von Herrn Paul Giffard, deren derselbe nicht weniger als 200 besitzen soll, die neue Waffe vorgeführt, wozu sich der belgische Kriegsminister, General Pontus, sowie verschiedene höhere Offiziere, Techniker &c. persönlich eingestellt hatten. Ein Bericht darüber enthält folgende Einzelnheiten:

„Es war ein in St. Etienne umgearbeiteter kleiner Chassepot-Karabiner. General Pontus hat zuerst mit demselben auf 25 Meter Entfernung geschossen, worauf jeder der Anwesenden zur Handhabung des Gewehrs eingeladen wurde. Die Geschosse sind konisch und werden einzeln — ähnlich wie beim Einzel-Hinterlader — geladen; für das Militär-Gewehr ist im Schaft ein Kugelmagazin in Aussicht genommen, woraus durch eine Feder nach jedem Schuß eine Kugel in den Lauf befördert wird. Das angewandte flüssige Gas ist flüssige Kohlensäure. Die Herstellung derselben ist längst bekannt und die Wiederfüllung einer geleerten Kartusche, worin sich bis zu 300 Tropfen befinden, ist leicht zu bewerkstelligen und sehr billig. Durch das Anziehen eines Abzugs wird aus der unter dem Laufe angebrachten Kartusche jedesmal ein Tropfen durch ein Ventil hinter das Geschoß gebracht, dieser sucht sich nun gleich wieder in Gas zu verwandeln und entfaltet dabei seine Triebkraft, welche die Kugel fortschleudert. Die von Herrn Vesy hervorgehobenen besonderen Eigenschaften dieser neuen Erfindung sind folgende: Weder Feuer noch Rauch werden erzeugt; jede Verschleimung des Laufes ist vermieden und daher das häufige Putzen ganz überflüssig. Vorzügliche Präzision; immer gleiche Feuerfähigkeit; Vermeidung des starken Rückstoßes; Ausgeschlossensein jeder Erhitzung des Laufes, selbst nach Hunderten von Schüssen; Schnelligkeit des Ladens; große Mengen von Munition in kleinem Raume; äußerste Billigkeit des Schusses; Vermeidung schädlicher Aus-



strömungen durch das Fulminat des Pulvers; Unverderblichkeit der Ladung, die durch Nässe nicht leiden soll. Die bei der Probe Anwesenden haben in Entfernungen von 10–25 Metern geschossen.“ — Das Ergebniß ist nach einem der „Kölner Ztg.“ zugegangenen Bericht folgendes gewesen: Der Kolbenstoß ist äußerst gering, der Knall nicht stärker als ein Peitschenknall; aus dem Gewehrlauf giebt sich die Wirkung der chemischen Agentien, womit anstatt des Pulvers geladen wird, in der Weise kund, wie beim Bestäuber eines Riechfläschchens. Dagegen ist die Wirkung des Schusses nur eine äußerst geringe und dürfte das Giffard- oder Vesy-Gewehr sich zu weiterer Ausbildung nur als Salonwaffe eignen. Nach einem Bericht des „Précurseur“ soll die Durchschlagskraft auf 10 Meter bei einer Kugel von 4 Gramm nicht über 1½ Centimeter in Holz von mittlerer Widerstandsfähigkeit betragen haben. Auch sollen nur 40 Schüsse aus der Kartusche abzufeuern gewesen sein und die Schleuderkraft bei den letzten Schüssen stetig abgenommen haben. Auch die „Etoile Belge“ sagt, daß das vorgezeigte Gewehr nur eine Salonflinte gewesen sei. Herr Vesy verlangt von der belgischen Regierung eine Million Franken für Erlaubniß zur ausschließlichen Verwendung des Patents in Belgien. Vor einigen Tagen soll das für Jagdwaffen anwendbare Patent von England und Amerika für je eine Million verkauft worden sein, während das mit besonderer Vervollkommnung ausgearbeitete Modell für Kriegswaffen Frankreich zugesichert sein soll. Ferner wird berichtet, daß Herr Giffard schon soweit sei, ein Militär-Gewehr von 1500 Meter Tragweite zu konstruiren, die französische Regierung aber eine solche von 2500 Meter verlange, welche der Erfinder zu erreichen glaube.

Die 8zöllige Giffard-Kanone soll Dynamit-Granaten 10 Kilometer weit schleudern können, — so wird wenigstens von Herrn Vesy behauptet. Nach den Erfahrungen, welche der Genfer Physiker Pictet bei seiner Erfindung der Verflüchtigung der Kohlensäure gemacht hat, kann man jedoch den Druck nur auf 50 Atmosphären bringen, und von da bis zu 350 Atmosphären ist es noch sehr weit. Zudem hat das jetzt allgemein gebräuchliche Pulver beinahe 4000 Atmosphären.

Eine weitere nicht unwichtige Nachricht liegt aus Paris vor. Hiernach hat der Kriegsminister de Freycinet in diesen Tagen Herrn Paul Giffard in einer Audienz empfangen und sich über dessen Gasgewehr Vortrag halten lassen. In Folge dessen sollen, wie man hört, demnächst praktische Schießversuche in Paris stattfinden. Man neigt nach Mittheilungen französischer Blätter der Ansicht zu, daß die neue Erfindung vornehmlich für die Artillerie praktische Verwendung finden könne.

Wir möchten wiederholt unsere Ansicht dahin aussprechen, daß die Erfindung selbst eine offenbar beachtenswerthe ist. Die Einrichtung des Gewehrs wird als eine geniale bezeichnet, und da dieselbe in der That drei wichtige Eigenschaften zu besitzen scheint, nämlich

1) die, daß der Schuß keinen Rauch hinterläßt,
2) daß das Gewehr keinen Rückstoß veranlaßt und
3) daß der Schuß fast unhörbar ist,

so scheinen hier Vorbedingungen gegeben zu sein, welche die Erwartung nicht unbegründet erscheinen lassen, daß der Erfinder des neuen Gasgewehrs in einiger Zeit eine brauchbare Kriegswaffe von genügender Tragweite herstellt. Die Zukunft wird hierüber Aufklärung bringen. („Darmstadter Militär-Zeitung".)

— Experimente mit Bellit. In England wurden vor einer hauptsächlich aus militärischen Autoritäten gebildeten Kommission Versuche mit Bellit durchgeführt. Bellit ist einer jener neuen Sprengstoffe, wie sie in der jüngsten Zeit überall auftauchen. Die schwedische Marine, welche diesen Sprengstoff zuerst versuchte, führte denselben als Sprengladung für die Torpedos und Seeminen, ferner auch als Sprengladung der Geschosse ein. Bellit besteht aus Dinitrobenzol und Ammoniumnitrat in gewissen Prozentverhältnissen. Im warmen Zustande ist Bellit plastisch, und man kann dasselbe in beliebige Formen bringen, die im kalten Zustande beibehalten werden. Bellit ist gegen Schlag, Druck, Reibung oder Flamme unempfindlich und entwickelt bei der Explosion keinerlei gesundheitsschädliche Gase. Die Explosion kann nur mittels eines starken Detonateurs eingeleitet werden.

Bei den ersten Versuchen versenkte man 680 g Bellit unter Wasser, um die Wirkung einer Mine darzulegen; durch die Explosion wurde eine große Wassergarbe in die Höhe gehoben. Die Experimente, welche die Sicherheit des Sprengstoffes erweisen sollten, bestanden im Entzweibrechen der Patrone, im Lagern derselben zur Hälfte auf Kohlenfeuer und durch Explosion der anderen Hälfte, im Aufthauen der gefrorenen Bellitpatrone auf offenem Feuer. Ein Eisenblock von 54 kg Gewicht wurde von einer Höhe von 6 m auf eine Anzahl von Bellitpatronen fallen gelassen; der Effekt dieses Experimentes bestand darin, daß die Patronen zu einem groben Pulver zermalmt wurden. Dieses zermalmte Bellit lud man in eine zinnerne Röhre und brachte sie auf einer Eisenbahnschiene zur Explosion, wodurch ein großes Stück der Schiene abgesprengt wurde. In eine Ausnehmung von 0,6 m Tiefe wurde ½ kg Bellit, mit ½ kg Sprengpulver gemengt, eingelegt. Die Explosion des Sprengpulvers verursachte ein Zerstäuben des Bellits nach allen Richtungen hin. Eine Bellitpatrone wurde dann aus einem Gewehre mit einer Ladung von 5 g Pulver gegen eine Eisenblechscheibe auf vier Schritte Distanz abgeschossen. Die Patrone wurde in kleine Bestandtheile zertrümmert, explodirte aber nicht. Dieser Versuch bewies insbesondere, daß Bellit sich als Sprengladung für Geschosse vorzüglich eignet, und daß weder der anfängliche Chock noch die Energie des Aufschlages oder die Reibung diesen Sprengstoff zur Explosion zu bringen vermag. Versuche, die mit dem Absprengen gleicher Quantitäten Dynamits und Bellits auf Eisenblechen vorgenommen wurden, bewiesen, daß Bellit mächtiger wirkt als Dynamit.

Großes Interesse erregten die mit Bellit durchgeführten Versuche mit Bezug auf dessen ballistische Eigenschaften. Es wurde eine 15 cm-Kugel von 14,5 kg Gewicht, zuerst aus einem Mörser mit einer Ladung von 14 g des besten Gewehrpulvers abgefeuert. Die erreichte Wurfweite betrug 36 m. Dasselbe Geschoß wurde

aus dem Mörser bei Anwendung einer Ladung von nur 7 g Bellit abgefeuert und erreichte eine Wurfweite von 86 m.

Die Schlußexperimente zeigten die Wirkung des Bellits als Minenladung. Eine Landmine, enthaltend 4 kg Bellit, wurde auf 1½ m Tiefe vergraben. Durch die Explosion wurde ein Trichter von 2 m Tiefe und 4 m Durchmesser ausgeworfen. Diese Versuche zeigten den Werth des Bellits für kriegerische Zwecke, zu Sprengungen ꝛc. ꝛc. („Art.- u. Genie-Wesen" nach „Iron".)

— Das neue englische Infanteriegewehr besprach Oberst Slade, Kommandant der Schießschule zu Hythe und Mitglied der Gewehrkommission, in einem Vortrag in der militärischen Gesellschaft zu Aldershot. „Army and Navy Gazette" bringt nun in ihrer Nr. 1568 vom 8. Februar v. J. einen größeren Auszug dieses, den Titel „Modern military rifles" führenden Vortrages und entnehmen wir daraus folgende Angaben:

„Im Eingange des Vortrages weist Oberst Slade darauf hin, daß alle Staaten Europas die große Friedenspause seit 1877 dazu benützten, um sich für den nächsten Krieg mit einer zeitgemäßeren Bewaffnung vorzubereiten. Auch England blieb in dieser Richtung nicht zurück und hat seiner Infanterie ein neues Gewehr zugedacht, dessen Erprobung durch die Truppen in Indien, Egypten, Halifax und daheim vorzügliche Resultate ergeben hat. Das Magazin desselben bildet ein Kompromiß zwischen den üblichen Packetladungen mit fester oder abnehmbarer Stahlbüchse und ist für acht Patronen in zwei Reihen angeordnet.

Die Annahme des kleinen Kalibers führte eine radikale Aenderung der Gewehrmunition herbei. Zuerst versuchte man allseits als Triebmittel das bisherige Schwarzpulver in losem Zustande, später in komprimirter Form. Schließlich machten sich die Chemiker aller Staaten an die Bildung eines kräftigen, aber rauchfreien Pulvers für die neuen Waffen, haben aber bisher wenig Erfolg gehabt.

Aber nicht nur das Triebmittel, sondern auch das Geschoß bereitete zahlreiche Schwierigkeiten. Verschiedene Konstruktionen wurden in England versucht, darunter solche ganz aus Kupfer, später solche mit weichen Stahl- und Schmiedeisen-Mänteln statt des Nickels; dabei erprobte man auch verschiedene Fettungen und änderte selbst das Pulver noch ein bischen. Endlich hatte man es so weit gebracht, daß die Metallablagerung im Laufe beim Schnellfeuer aufhörte, entdeckte aber jetzt, daß man an Geschoßgeschwindigkeit bedeutende Einbuße gegenüber der als Muster angesehenen Munition mit Schwarzpulver und jener mit rauchfreiem Pulver erlitten habe.

Erstere wurde nämlich von Rubin*) (Kommandant der schweiz. Munitionsfabrik in Thun) bezogen und ist hier bekanntlich die Pulverladung zu einem nahezu cylindrischen Korn mit centralem Kanal zusammengepreßt. Dabei war die Mündungsgeschwindigkeit des Geschosses ca. 1830 Fuß (557,8 m) bis 1850 Fuß (563,9 m).

Als Forderung für die Leistung des neu einzuführenden rauchfreien Pulvers

*) „Army and Navy Gazette" nennt den weltbekannten Vorkämpfer für das kleine Kaliber konsequent „Ruhi".



hat man die, vom Nobel'schen Präparate gelieferte Geschoßgeschwindigkeit von 2200 Fuß (670,5 m) aufgestellt und für dieselbe schon die Aufsatzhöhen rc. des neuen Gewehres konstruirt. Ein Versuchspulver mit dem Namen „Cordit" hat auch schon eine Geschwindigkeit von 2250 Fuß (685,8 m) geliefert.

Wie man aus Obigem ersieht, ist die Munitionsfrage für das neue Gewehr noch eine offene und sind noch zahlreiche Versuche nothwendig, bevor die Entscheidung über ein neues Pulver fallen kann, denn Englands Soldaten haben unter den verschiedensten Klimaten zu fechten, denen allen das neue Pulver andauernden Widerstand leisten muß. Der Gewehrkommission wurde vielfach der Vorwurf gemacht, sie habe eine Waffe ohne Munition geschaffen. Oberst Slade erklärte nun, daß das Gewehr ursprünglich für Patronen mit einem komprimirten Schwarzpulverkorn konstruirt wurde, welche Munition man zu den Versuchen aus Thun (von Rubin) bezog. Seither wurde die Pulver- und Geschoßfrage dem „Explosivmittel-Comité" übertragen und damit der Gewehrkommission jedwede Kontrole, aber auch die Verantwortung entzogen.

Die höchste Aufsatzstellung für Schwarzpulver-Patronen hätte 2800 Yards betragen und erweitert sich für das neue rauchlose Pulver bis zu 3500 Yards (3200 m). Mit ersteren Patronen erzielte eine aus je 9 Mann von vier Infanterie-Regimentern kombinirte Abtheilung im September 1888 beim Beschießen einer markirten Bataillonsmasse (von 4 Komp.) folgende Treffresultate:

Distanz		Treffer	
Yards	m	im Ganzen	in % der Schußzahl
2000	1828	181	48
2400	2194	109	29
2800	2560	104	18

Von den neuen 7,7 mm-Patronen wiegen 115 Stück ebensoviel wie 70 Stück für das 11,43 mm-Martini-Henrygewehr.

In der dem Vortrage folgenden freien Diskussion übte der frühere Artillerie-Oberst Wake an dem neuen Gewehre eine scharfe Kritik gegenüber dem Mannlicher-Gewehr, von welchem Muster er ein Exemplar vorzeigte. Er behauptete dabei, das englische Gewehr erfülle nur eine einzige jener sechs Bedingungen, welche Oberst Slade vor mehreren Jahren angekündigt hatte, und zwar sei dies die Verminderung des Laufkalibers.

Zum Schlusse der Diskussion trat der Vorsitzende, General-Adjutant Lord Wolseley, der Ansicht entgegen, daß die erst vor einiger Zeit gegründete militärische Gesellschaft zu Aldershot dem alten militär-wissenschaftlichen Verein (Royal United Service Institution) zu London in seinem Wirken Eintrag thue, wo doch die junge Vereinigung andere, bescheidenere Ziele anstrebe, als die große Mustereinrichtung in London. Im Gegentheil würde er wünschen, daß auch an anderen Orten noch mehr solcher kleinen Zusammenkünfte von Offizieren zur Besprechung von Gegenständen des Soldatenberufes geschaffen werden. („Armeeblatt".)

— Ballonaufstieg in Gibraltar. Am 7. Dezember 1889 wurde (schreibt der Korrespondent der „Admiralty and horse guards gazette") in Gibraltar ein etwas gewagter Ballonaufstieg unternommen. Die Theilnehmer waren Professor Dale, Kapitän Kirkpatrick, Lieutenant Greenfield, Lieutenant Webb (South-Staffordshire-Regiment) und Lieutenant Fowler (Black Watch). Die Angelegenheit erregte am Orte eine große Aufregung, da erst ein Ballon einen Aufstieg von dem Felsen versucht und der betreffende Luftschiffer bei dieser Gelegenheit sein Leben eingebüßt hatte.

Als der Ballon losgelassen war, stieg er reißend schnell und durchflog bald die Wolke, die stets über dem Felsen hängt, wenn ein westlicher Wind weht. In einer Höhe von 5600 Fuß ward die Hitze sehr stark, in der That größer, als irgend einer der Reisenden sie je vorher empfunden hatte, und war die Folge davon ein rascher Gasverlust. Der Ballon blieb in dieser Höhe etwa zwanzig Minuten, fast stationär, wie man meinte, doch ward plötzlich entdeckt, daß er sich in südwestlicher Richtung bewegte und bereits die südlichsten Landspitzen Spaniens passirt hatte. Die Lage der Luftschiffer war sicherlich keine beneidenswerthe, um nicht zu sagen, gefährliche, da im Ballon Gas nur noch für eine zweistündige Fahrt vorhanden war. Es war die Wahrscheinlichkeit für das Niedersinken des Ballons in der Meerenge vorhanden, und wenn die Luftschiffer selbst die afrikanische Küste erreichten, so würden sie sich inmitten verrätherischer Araber befunden haben. Glücklicher Weise bemerkte Professor Dale unter sich eine sich in westlicher Richtung bewegende Wolke, und trieb nun der bis 4000 Fuß gesenkte Ballon mit einer Schnelligkeit von etwa acht Meilen in der Stunde gegen Kap Tarifa. Die See war völlig ruhig und das Panorama überwältigend. Nach Norden zu konnte man die Berge um Ronda sehen mit der Sierra Newada im Hintergrunde; nach Süden zu lag Afrika, während fast direkt unter dem Ballon sich die Säulen des Herkules befanden.

Der Ballon verließ Gibraltar um ¼2 Uhr, und etwa 20 Minuten vor 3 Uhr bemerkten die Luftschiffer unter sich etwas, was ein allmähliger Abhang zu sein schien und auf welchem man zu landen beschloß. Die Gondel stieß auf den Erdboden des Bergabhanges auf, streifte dann, wieder abprallend, die Wipfel einiger Bäume und landete dann zweihundert Yards weiter hinauf, wo der Anker schließlich etwa 1000 Fuß über der See an einem steilen Abhange des Berges, zwei (englische) Meilen von der Straße nach Tarifa, faßte. Man hatte die größten Schwierigkeiten, den Ballon den steilen Abhang hinabzubringen, da er auch ohne Gondel ein bedeutendes Gewicht repräsentirte; mit Hilfe einiger Bauern ward er schließlich auf Maulthiere verpackt. Die Gesellschaft begab sich zu Pferde nach Tarifa und kehrte am andern Morgen nach Gibraltar zurück.

— Ueber das Reinigen der Chronometer. C. Beuchel, Uhrmacher in Odessa, veröffentlicht in der „Deutsche Uhrmacherzeitung" folgende werthvolle Winke über das Reinigen der Chronometer. Sind fünf bis sieben Jahre vergangen, ohne



daß ein Chronometer gereinigt wurde, so sind zumeist sämmtliche Zapfen und namentlich die der Unruhe so bedeutend angegriffen, daß sie in den gereinigten Löchern sehr stark wackeln. Für die Zapfen der Radwellen möchte dieser Umstand noch angehen, hingegen wird der Gang von eingelaufenen Unruhezapfen so bedeutend beeinflußt, daß hierin der alleinige Grund zu suchen ist, wenn das Chronometer nach der Reinigung schlechter geht, als zuvor.

Die Erklärung dafür ist sehr einfach. Das Chronometer ist in seinem Gehäuse so aufgehängt, daß es beim Schwanken des Schiffes nahezu in horizontaler Lage verbleibt, und die Aufhängung ist so eingerichtet, daß die Bewegungen mit einiger Reibung vor sich gehen. Diese Reibung bewirkt aber den Umstand, daß man sagen kann: das Chronometer nimmt stets eine etwas veränderte horizontale Lage ein. Dies ist unzweifelhaft die Ursache des schlechten Ganges, denn es entsteht durch die in ihren Löchern abgelaufenen Zapfen der Unruhe eine immerwährend veränderte Stellung dieser letzteren zum Gangrade und den übrigen Theilen der Hemmung.

Das Gangrad sowie auch die übrigen Räder sind infolge ihrer Leichtigkeit und infolge der viel größeren Kraft, durch welche sie bewegt werden, in der Lage, daß ihre Zapfen stets den ihnen in den Löchern gestatteten Raum an derselben Stelle einnehmen, an welche sie gedrückt werden. Bei der Unruhe ist dies jedoch nicht der Fall, da dieselbe viel zu schwer ist und bei der geringsten Aenderung in der horizontalen Lage eine andere Stellung zur Hemmung einnimmt. Diese Unregelmäßigkeiten bedingen zunächst eine Ungleichheit in der Größe der Schwingungsbogen und ferner eine größere Reibung in den Löchern der Unruhzapfen, weil letztere die Form des Loches angenommen haben. Ein Nachpoliren der Zapfen, um ihnen die gerade Form wiederzugeben, ist gänzlich unstatthaft und verschlimmert die Sache, hingegen ist das Erneuern der Unruhewelle die rationellste Hilfe; das Chronometer verliert dadurch nichts an seinem Werthe und geht nach der Reinigung ebensogut als zur Zeit seines besten Ganges. *Eine solche theuere Reparatur wird durch häufiges Reinigen hintangehalten.*

Da auch das beste Oel nach zwei Jahren sauer und dickflüssig wird, so sollten Chronometer nach dieser Zeit gereinigt werden. Hat aber ein Chronometer nach zwei Jahren noch gute Gänge, so sollte der letzte Termin der Reinigung unter keinen Umständen länger als auf drei Jahre hinausgeschoben werden. Befolgt man diese Regeln, so kann eine solche Uhr 15 bis 20 Jahre gute Dienste leisten, ohne größerer Reparaturen zu bedürfen. („Seewesen".)

Eine Tafel zu dem Aufsatz „*Ballistisch-technische Betrachtungen über das kleinkalibrige Gewehr. Von Karl Ganzer*" erscheint im März-Heft.

Ballistisch-technische Betrachtungen über das kleinkalibrige Gewehr.

Mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Gewehres 88.

Von
Karl Ganzer,
Sekondelieutenant im k. b. 13. Infanterie-Regiment Kaiser Franz Joseph von Oesterreich.

III.

Am treffendsten zeigen uns die Eindringungstiefen in Sand, welche wichtige Rolle die Beibehaltung der Geschoßform für die Erhöhung der Durchschlagskraft spielt. Während beim Bleigeschoß die Eindringungstiefen auf den kürzeren Entfernungen, auf welchen doch die Endgeschwindigkeit am größten ist, in Folge der eben durch diese große Endgeschwindigkeit veranlaßten stärkeren Deformirung des Geschosses sehr klein sind und mit dem Wachsen der Entfernung, also mit der Abnahme der Endgeschwindigkeit und somit auch der Deformirung, bis zu einer gewissen Grenze zunehmen: sind bei den Mantelgeschossen diese Eindringungstiefen auf den näheren Entfernungen entsprechend den größeren Endgeschwindigkeiten die größten und nehmen mit dem Wachsen der Entfernung ab; hier kann eben der Einfluß der Endgeschwindigkeit voll zur Geltung kommen, da das Geschoß garnicht deformirt wird. So betragen die Eindringungstiefen des 11 mm-Bleigeschosses in Sand auf 100 m 16 cm, auf 800 m 24 cm, auf 1000 m 36 cm — von hier an nehmen sie wieder ab; jene des Mantelgeschosses 88 dagegen betragen auf 100 m 90 cm, auf 800 m 35 cm, auf 1800 m 10 cm. Im Allgemeinen nimmt die Durchschlagskraft des kleinkalibrigen Geschosses im Vergleich zu unserem früheren um etwa $^3/_4$ zu, welches Maß jedoch durch die Art des Deckungsmittels sehr verändert werden kann. Deckungen von sandiger Erde müssen zum Beispiel für die Zukunft eine Dicke von mindestens 75 cm haben; Deckungen von moorigem Boden hingegen eine solche von 1,50 m; bis zu dieser Mindeststärke müssen die Brustwehren bei Schützengräben erhöht werden. Weitere Beispiele für die Eindringungstiefen des Mantelgeschosses giebt die Schießvorschrift 1889 in Ziffer 23. Die zur Deckung erforderlichen Stärken für verschiedene Materialien giebt die Ziffer 18 der Feldpionier-Vorschrift 1890.*)

*) Hinsichtlich der durch das Mantelgeschoß verursachten Verwundungen verweise ich auf: Dr. Paul Bruns, die Geschoßwirkung der neuen kleinkalibrigen Gewehre 2c.



Einen großen **Einfluß auf die Truppenführung** übt diese immense Durchschlagskraft dadurch aus, daß auf 400 m sicher noch 4 Menschenkörper durchschlagen werden, und daß mit Rücksicht hierauf Kolonnen stärker gefährdet sind als Linien. Nehmen wir z. B. bei einer Kompagniekolonne an, daß die Trefffläche dreimal so groß ist als jene Fläche, welche von den Leuten nicht ausgefüllt wird — ich meine hier die Zwischenräume zwischen den Köpfen, Beinen ꝛc., so treffen von sämmtlichen Geschossen $^3/_4$, und zwar — das ist das Charakteristische — jedes derselben 4 Mann; das übrige Viertel der Geschosse geht durch die Zwischenräume. Die zu hoch und zu kurz gehenden Geschosse können hier und in den folgenden Fällen außer Betracht gelassen werden. Nehmen wir nun dieselbe Kompagnie in Linie an, so verhält sich die Trefffläche zu den Zwischenräumen ebenfalls wie 3 zu 1 — es treffen also auch hier wie oben $^3/_4$ aller Geschosse, aber jedes derselben nur 2 Mann. Im letzteren Falle beträgt demnach der Verlust nur die Hälfte. — Wollten wir noch weiter gehen und das zweite Glied in die Lücken des ersten treten lassen, so erleiden wir die gleichen Verluste wie bei gedecktem zweiten Glied. Betrachten wir nämlich jedes Glied für sich, was eben die Durchschlagskraft der Geschosse ermöglicht, so verhält sich in jedem Glied die Trefffläche zu den Zwischenräumen wie 3 zu 1; jedes Glied wird also von $^3/_4$ aller Geschosse getroffen, was, wie oben, einen Gesammtverlust von zweimal $^3/_4$ aller Geschosse ergiebt. Durch ähnliche Ueberlegungen kommen wir zu dem Resultat, daß bei eingliederiger Linie der Verlust nur einmal $^3/_4$ aller Geschosse beträgt, daß hier also der Verlust noch geringer ist. Am günstigsten gestalten sich die Verhältnisse natürlich in der geöffneten Ordnung; verhält sich hier z. B. die Trefffläche zu den Zwischenräumen wie 1 zu 3 (1 Schritt Abstand von Mann zu Mann), so beträgt der Verlust nur $^1/_4$ aller Geschosse. — Aus diesen Gründen muß zum Mindesten die **Kolonne der Linie weichen**, denn unsere Gegner haben ja fast gleich gute Gewehre; allerdings muß man hierbei die Schwerfälligkeit der Linie mit in Kauf nehmen. Wenn das Terrain Deckung bietet, kann natürlich die Kolonne nach wie vor Verwendung finden. Da die Anwendung der Linie auf den größeren Entfernungen, jenseits 1000 m, schon oben gefordert wurde, so wird zukünftig die Linienformation auf allen Distanzen des Gefechtsfeldes die vorherrschende sein. Diesbezügliche Bestimmungen enthält aber die neue Schießvorschrift vom Jahre 1889 noch nicht.

Zweiter Abschnitt.

Technik.

Bei der bisherigen Besprechung der ballistischen Leistung und deren Ursachen sind bereits jene Konstruktions-Verhältnisse unseres kleinkalibrigen Gewehres (deutsches Gewehr 88) besprochen worden, welche der **Ballistiker**

forbert; im Folgenden sollen nun jene Vorrichtungen im Bau desselben angegeben werden, welche hauptsächlich der Taktiker verlangt. Die Forderungen in dieser letzteren Beziehung erstrecken sich im Großen und Ganzen: auf größtmögliche Einfachheit des Schlosses und Verschlusses, sowie der Mehrladevorrichtung, auf möglichst ungehinderten, bequemen Gebrauch des Gewehres, sowie auf große Festigkeit desselben. Kleinere Aenderungen nicht prinzipieller Natur werde ich im Folgenden nicht berühren.

Bei unserem bisherigen Gewehr 71/84 leistet einzig und allein die rückwärtige Fläche des rechtsseitigen Hülsenausschnitts, gegen welche sich die Kammerleitschiene anlegt, dem Druck der Pulvergase nach rückwärts den erforderlichen Widerstand. Der Rückstoß wird also nur auf der rechten Seite aufgefangen und hierdurch der Waffe eine Erschütterung nach rechts gegeben. Hierin liegt zum größten Theil die Ursache des theilweisen Rechtsschusses unseres bisherigen Gewehres, der auf den größeren Entfernungen des Feuergefechts, 5—600 m, schon ca. eine Mannsbreite betrug. Außerdem kommt auch noch die nachtheilige Einwirkung dieses rechtsseitigen Auffangens des Rückstoßes auf die Waffe in Betracht; Risse im Kolbenhals rühren meistens hiervon her, denn durch den Rückstoß rechts wird der Kreuztheil der Hülse im ersten Moment nach links gestoßen. Diesen Uebelständen mußte bei einem neuen Gewehr abgeholfen werden, d. h. es mußten Anordnungen getroffen werden, den Rückstoß central aufzufangen, sollte das Gewehr allen Anforderungen an eine moderne Waffe entsprechen. Zu diesem Zweck standen zwei Verschlußarten zur Verfügung: der Gradzugkolbenverschluß des österreichischen Ingenieurs Mannlicher, welcher beim österreichischen Gewehr 86 und 88 verwendet ist, sowie eine auf den Prinzipien des Vetterli-Verschlusses beruhende Kolbenverschluß-Konstruktion. Die letztere kam beim deutschen Gewehr 88 in Verwendung. Es mochte auf den ersten Blick auffallen, daß das deutsche Gewehr nicht auch den in der Militärliteratur soviel besprochenen und auch wegen seiner einfacheren Ladebewegungen so sehr bevorzugten Gradzug-Kolbenverschluß erhalten hat. Die Lade- und Verschlußbewegungen bestehen bei demselben in einem einfachen Vor- und Zurückführen des Verschlusses, und der Verschluß des Laufes wird dadurch bewirkt, daß sich ein am hinteren Ende des Verschlußstücks (Kammer) angebrachter Riegel, ein einfacher Eisenstab, gegen eine Ausnehmung des Gehäuses stemmt und hierdurch das Verschlußstück und den Verschlußknopf am Zurückweichen verhindert. Ein unten am Griffstück (Schlößchen) angebrachter keilförmiger Ansatz hebt diesen Riegel vor dem Oeffnen des Verschlußstücks und drückt ihn abwärts in die Ausnehmung des Gehäuses nach dem Vorschieben desselben. Zu diesem Zweck muß das Griffstück, welches den Knopf trägt, beim Oeffnen des Verschlusses zunächst allein, d. h. ohne das Verschlußstück, eine Rückwärtsbewegung ausführen und umgekehrt beim Schließen des Verschlusses zuletzt,

wenn das Verschlußstück schon vorn ist, allein eine Vorwärtsbewegung. Der Schloßmechanismus ist ähnlich dem des Mausersystems. Neben den einfacheren Lade- und Verschlußbewegungen soll dieser Verschluß die Möglichkeit gestatten, die Ladebewegungen im Anschlag auszuführen, wodurch die Feuerschnelligkeit noch erhöht würde. Diesen Vorzügen stehen jedoch folgende ungünstige Umstände gegenüber: 1. Wie oben erwähnt, kommen zum Schloßmechanismus noch zwei neue, sehr empfindliche Theile hinzu, ohne daß andere wegfallen (unserm bisherigen Mauserverschluß gegenüber). 2. Der Verschluß wird lediglich durch den verhältnißmäßig schwachen Riegel hergestellt, dessen dauernd sichere Funktionirung in Frage gestellt werden kann. 3. Um das Hinabdrücken des Riegels in die Ausnehmung des Gehäuses für alle Fälle sicher zu stellen, muß das Schließen sehr kräftig erfolgen; ebenso erfordert das Oeffnen des Verschlusses einen bedeutenden Kraftaufwand; die österreichische Waffen-Instruktion sagt auch: „Zum Schließen wird der Verschlußkolben durch einen Stoß auf den Knopf vorgeschoben"; und an anderer Stelle: „Zum Oeffnen des Verschlusses wird der Knopf und mit ihm der Verschlußkolben mit einem kräftigen Zug zurückgezogen". 4. Wenn schon das einfache Vor- und Zurückführen des Verschlusses bis zu einem gewissen Grad den Mißstand im Gefolge hat, daß die Patrone mit einem Stoß in das Patronenlager eingeführt und ebenso mit einem Ruck die Hülse wieder entfernt wird, wodurch allein schon an den Auszieher sehr hohe Anforderungen gestellt werden, so wird dieser Mißstand durch die oben angeführte, heftige Manipulation mit dem Verschluß noch bedeutend erhöht. — Das Ausführen der Ladebewegungen im Anschlag läßt sich in der Praxis wohl nur in liegender Körperlage ausführen, und hier ist dies unbequem und muß mindestens der Kopf jedesmal vom Kolben weggenommen werden. Diese schwerwiegenden, nicht gerade für diese Verschlußart sprechenden Umstände ließen wohl die deutsche Heeres-Verwaltung zu dem Entschluß kommen, den Gradzugkolben-Verschluß zu verwerfen und eine dem Vetterli-Verschluß ähnliche Verschluß-Konstruktion anzunehmen.

Der Rückstoß wird hier von zwei am vorderen Ende der Kammer — — beim Vetterli-Verschluß am Schlößchen (Ring) — oben und unten vorstehende Warzen aufgefangen, welche in entsprechende Ausdrehungen des nach rückwärts über das Lauf-Ende vorstehenden Hülsenkopfes durch die Drehung der Kammer schraubenförmig eingeführt werden; auf diese Weise wird der Rückstoß oben und unten gleichmäßig, also central auf die Hülse übertragen. Das Einführen der Patrone und das Ausziehen der Hülse geschehen wie beim bisherigen Mauser-Verschluß durch die drehende Bewegung der Kammer allmählich. Die Kammerleitschiene wird — zur Erleichterung des Verschlusses entbehrlich. Die Rückwärtsbewegung des Verschlusses wird in Ermangelung der mit der Kammerleitschiene fortfallenden Kammerscheibe durch den linksseitlich in die Kammerbahn hereinragenden Haltestollen begrenzt. Der Schloß-

mechanismus ist jenem des Mausersystems (Infanterie-Gewehr 71/84) gleich. In weiterer Folge handelt es sich um die Uebertragung des Rückstoßes von der Hülse auf den Schaft. Bei unserem früheren Gewehr 71/84 wird diese Uebertragung durch die Verbindungs- und hauptsächlich durch die schmale Kreuzschraube vermittelt. Hierdurch werden sehr hohe Anforderungen an den Kolbenhals gestellt, und beim Gewehr 88, bei welchem der momentane erste Rückstoß der Pulvergase ein heftigerer ist, würden durch die Kreuzschraube stets Schaftsplitterungen in der Nähe des Kreuztheils vorkommen. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, hat beim Gewehr 88 die Hülse vorn unten einen Zapfen, welcher in ein eisernes Lager, das Zapfenlager mit Mutter, eingreift; dieses Zapfenlager geht quer durch den ganzen Schaft hindurch; Zapfen und Zapfenlager besorgen allein die Uebertragung des Rückstoßes von der Hülse auf den Schaft und zwar in einer Weise, daß der Schaft hierdurch keinen Schaden nimmt. In diesem Sinne, also in Bezug auf die Haltbarkeit der Waffe, kann von einer Abschwächung des Rückstoßes durch den Zapfen gesprochen werden; der Gesammtrückstoß, wie er für die Schulter des Schützen fühlbar ist, wird hierdurch nicht verändert.

Als zweite prinzipieller Aenderung beim Gewehr 88 begegnen wir der geänderten Mehrlade-Vorrichtung. Wenn wir auch ganz absehen von den Schwierigkeiten in der Unterweisung des Mannes im Gebrauch des bisherigen Rohrmagazins — denn sie muß und kann zur Vollkommenheit gebracht werden —, so machen sich doch auch auf dem Gefechtsfelde Nachtheile der verschiedensten Art, theilweise sogar taktischer Natur, geltend, welche fast dazu führen, die volle Kriegsbrauchbarkeit unserer bisherigen Mehrlade-Vorrichtung — nicht des ganzen Gewehres — anzuzweifeln.*) Der Mann darf von den acht Patronen seines Magazins nur in entscheidenden Momenten Gebrauch machen, während er trotzdem genöthigt ist, mit dem Gewehr das Gewicht der acht Patronen, welche in ihrer ungünstigen Lagerung im Vorderschaft dem Gewehr ein zu großes Vordergewicht geben, über das ganze Schlachtfeld mitzutragen. Nicht selten folgen nun solche Momente rasch aufeinander; ich erinnere nur an die Vorbereitung des Sturms durch Magazinfeuer und an die Verfolgung des weichenden Gegners wiederum durch Magazinfeuer. In einem zweiten und den folgenden, ohne Gefechtspause getrennten entscheidenden Momenten ist das Gewehr lediglich Einzellader, ebenso dann, wenn das Magazin ausgeschossen ist, und die Feuerschnelligkeit soll noch andauern. Hierzu tritt noch ein weiterer ganz wesentlicher Umstand: je einfacher und daher je mechanischer eine Waffe gebraucht werden kann, desto leichter ist die Handhabung der Feuerdisziplin, desto größer ist die Garantie für deren richtige, zweckentsprechende Verwendung und vollkommene Ausnützung. Dies bedingt aber nicht nur möglichst wenige und einfache

*) Das französische Lebel-Gewehr hat noch das Rohrmagazin im Vorderschaft.



Ladegriffe, sondern dieselben müssen auch unter allen Umständen die gleichen bleiben, damit der mechanische Gebrauch der Waffe nicht durch Hinzukommen eines neuen Griffes unterbrochen wird, und damit der Mann gerade in den wichtigsten Momenten, wenn der Gegner möglichst rasch mit Feuer überschüttet werden soll, seine volle Aufmerksamkeit diesem zuwenden kann und nicht durch besondere Manipulationen am Gewehr hiervon abgelenkt wird. Am besten glaube ich nun die Mehrlade-Vorrichtung unseres neuen Gewehres 88 damit charakterisiren zu können, daß ich sage: die voraufgeführten nachtheiligen Umstände sind hier durchweg beseitigt, und allen Anforderungen, die man an ein Repetirgewehr stellt, ist voll und ganz entsprochen.

Um das Magazin des Gewehres 88 kurz zu schildern, will ich nur anführen, daß sich unterhalb der Patronen-Einlage ein mit dem Abzugsbügel aus einem Stück hergestellter Kasten befindet, in welchen der hintere Theil eines zweiarmigen Hebels, des Zubringers, hereinragt. Der vordere kürzere, aber verstärkte Arm mit dem Drehungszapfen des Hebels befindet sich vor dem Kasten, aber unter einem Verschluß mit demselben. Auf diesen Arm wirkt in der Richtung nach abwärts durch Vermittelung eines Druckbolzens eine starke Spiralfeder, wodurch der hintere Arm stets nach oben gedrückt wird. Ist nun ein Rahmen mit 5 Patronen eingeführt, so drückt dieser hintere Arm die Patronen stets so hoch, daß die oberste vor dem Verschlußknopf sich befindet und beim Schließen des Verschlusses in den Lauf geschoben wird. Der Rahmen wird durch einen Haken, den Rahmenhalter, verhindert, mit den Patronen dem Druck des Zubringers nach oben zu folgen und fällt, wenn er leer ist, von selbst unten heraus. Das Einführen eines 5 Patronen haltenden Rahmens in den Magazinkasten erfordert nicht mehr Zeit und Geschicklichkeit als früher das Laden einer Patrone.*) Von einer Schwierigkeit in der Ausbildung, von einer Verwirrung des Mannes im Gefecht, von einem Ablenken seiner Aufmerksamkeit vom Gegner auf das Magazin, von einem Aufhören der Feuerbereitschaft, also von einem Ausgeschossensein des Magazins in dem Sinne, wie es beim Rohrmagazin der Fall ist, von all' diesen Uebelständen ist beim Gewehr 88 keine Rede.

Zwei Punkte möchte ich noch besonders hervorheben. Die Ladegriffe sind durch Wegfall des Einführens der einzelnen Patrone bei allen Feuerarten vereinfacht, mithin bei gleicher Feuergeschwindigkeit die Zeit von einem Schuß bis zum anderen eine größere, die mechanische Thätigkeit, und somit auch die Ermüdung des Mannes, eine geringere. Diese Umstände müssen zu einem besseren Zielen führen, also die „Qualität des Feuers“ erhöhen. Die sehr einfache Ladeweise des Gewehres mit je 5 Patronen sichert eine

*) Dieses Prinzip der Pack- oder Bündel-Ladung möchte ich als jenes bezeichnen, dem die Zukunft gehört.

dauernde Feuerbereitschaft und ermöglicht somit in den entscheidenden Momenten die „Quantität des Feuers“ so lange als nothwendig auf gleicher Höhe zu erhalten. Diese zwei nicht zu unterschätzenden Vorzüge unseres neuen Gewehres: Erhöhung der Qualität des Feuers im gewöhnlichen Gefechtsverlauf und dauernde Erhöhung der Quantität derselben in entscheidenden Momenten müssen streng voneinander getrennt werden, da sie gleichsam den Ausgangspunkt für die Ausbildung des Mannes im Gebrauch seines Gewehres bilden; hierbei ist aber ganz wesentlich die große Wichtigkeit des ersteren Vorzuges, der Erhöhung der Qualität des Feuers, zu betonen, da die einseitige Auffassung, daß der Hauptvorzug des neuen Gewehres nur in der dauernden Feuerschnelligkeit liegt, zur gefährlichsten und unzeitgemäßen Munitions-Verschwendung führen muß.

An die Möglichkeit der Abgabe eines dauernden Schnellfeuers anschließend, komme ich nun zur dritten wesentlichen Neuerung im Bau des Gewehres 88. War schon bei unserem früheren Gewehr die Erhitzung des Laufes nach rasch aufeinanderfolgender Abgabe von etwa 10 Schüssen eine derartige, daß die Berührung desselben nicht gerade die angenehmsten Empfindungen hervorrief, so würde beim neuen Gewehr nach der gleichen Schußzahl eine Berührung des Laufes zur Unmöglichkeit werden — ohne Verbrennung —, da die Erhitzung desselben sehr viel größer ist als bei Gewehr 71/84; denn auch die Ursachen dieser Erhitzung nehmen zu, nämlich: die durch den starken Drall und die größere Schnelligkeit des Geschosses im Lauf hervorgerufene Reibung des harten Geschoßmantels an den Seelenwänden, sowie der Druck und die Erhitzung der Pulvergase. Wie hindernd nun ein stark erhitzter Lauf auf die Handhabung des Gewehres einwirkt, ist bekannt. In Folge dieser größeren Erhitzung des Laufes ist auch dessen Ausdehnung eine viel größere und die Schwingungs-Verhältnisse sind viel bedeutendere. Wenn nun schon früher die Gewehrringe und der Schaft den Lauf in seiner Ausdehnung und Schwingung sehr behinderten — von den nachtheiligen Einwirkungen der Schaft-Verbiegungen gar nicht zu reden — so müßte dies bei Gewehr 88 in noch viel höherem Maße der Fall sein, wodurch die Präzision sehr leiden würde. Mit Rücksicht auf alle diese Uebelstände wurde der Lauf mit einem Stahlblech-Mantel umgeben, der hinten auf der Hülse aufgeschraubt und vorn mit seinem Mundring einfach auf den Lauf aufgeschoben ist. Dieser Laufmantel ist in Folge der zwischen ihm und dem Lauf befindlichen Luftschicht einer Erhitzung nicht unterworfen, höchstens bei lang andauerndem Schnellfeuer in minimalem Maße, und giebt dem Lauf, der völlig freiliegt und auch keine Lötstellen mehr trägt, vollkommene Freiheit für Ausdehnung und Schwingung. Dieser letztere Umstand ist mit ein wesentlicher Faktor der größeren Präzision des Gewehres 88.

Schließlich möchte ich noch die Länge des Gewehres 88 zu 1 m 24,5 cm

gegen 1 m 30 cm des Gewehres 71/84 anführen, sowie das Gewicht des ersteren zu 3,8 kg gegen 4,6 kg des früheren Gewehres 71/84. — Noch weiter mit dem Gewicht des Gewehres herabzugehen, verbot einmal die Erreichung genügender Festigkeit des Gewehres, und dann auch der Rückstoß, welcher mit Rücksicht auf die Erhaltung der Waffe und die Schulter des Schützen das beim Gewehr 71/84 erreichte Maß nicht überschreiten durfte. In dieser Hinsicht wird der höhere Druck der Pulvergase durch das leichtere Geschoß ausgeglichen, so daß die Rückstoß-Geschwindigkeit beim Gewehr 88 nur um weniges größer ist, als beim Gewehr 71/84; während sie hier 2,36 m beträgt ($25 \cdot 435 = 4600 \cdot x$), errechnet sich dieselbe beim Gewehr 88 auf 2,398 m ($14{,}7 \cdot 620 = 3800 \cdot x$).*) Trotz dieser etwas größeren Rückstoß-Geschwindigkeit beim Gewehr 88 wird für die Schulter des Schützen der Rückstoß doch weniger fühlbar, als beim Gewehr 71/84, da die Rückstoßarbeit oder die lebendige Kraft beim Gewehr 88 infolge des um 800 g geringeren Gewehrgewichts eine etwas kleinere ist; sie beträgt hier nur 1,115 mkg ($y = [3{,}8 \cdot 2{,}4^2] : 19{,}6$)**), beim Gewehr 71/84 dagegen 1,307 mkg ($y = [4{,}6 \cdot 2{,}30^2] : 19{,}6$). Diese Abminderung der Rückstoßwirkung kann nicht verfehlen, auf das praktische Schießen einen sehr günstigen Einfluß auszuüben.

Wenn auch nicht zu den wesentlichen Neuerungen am Gewehr 88 gehörig, so möchte ich doch zum Schluß noch die Aenderungen in der Visireinrichtung etwas näher betrachten. Es möchte auffallen, daß bei der Anbringung der Visirmarken die Visirstellungen 400, 1900, 1950 und 2000 weggelassen wurden. Das Fehlen der Marke 400 erklärt sich aus der großen Rasanz der Flugbahn auf den näheren Entfernungen. Anders dagegen bei den höheren Visirstellungen. Ich glaube als Grund für das Weglassen derselben lediglich anführen zu sollen, daß bei so hochgestelltem Schieber der Zwischenraum zwischen diesem und dem Gestell, mithin auch das Gesichtsfeld so klein würde, daß ein Auffinden des Ziels, noch dazu auf diesen weiten Entfernungen, sehr schwer oder unmöglich wäre und mit Rücksicht hierauf diese Marken besser weggelassen wurden. — Des weiteren glaube ich noch die durch die bessere ballistische Leistung bedingten geringeren Visirhöhen einer näheren Erörterung unterziehen zu müssen, da sie für das praktische Schießen von nicht zu unterschätzendem Einfluß sind. Ganz abgesehen von dem Wegfall des unbequemen tiefen Einsetzens des Kolbens in die Schulter bei den hohen Visirstellungen, resultirt aus den geringen Visirhöhen für alle Entfernungen eine Verminderung des Einflusses

*) Der noch in Betracht kommende Quotient der Pulverladung, um welchen das Geschoßgewicht bei dieser Berechnung erhöht werden müßte, wurde in beiden Fällen weggelassen, da dessen Größe für das neue Gewehr-Blättchenpulver noch in keiner Weise ermittelt ist. Das Resultat wird hierdurch nur ganz unbedeutend verändert.

**) Halbes Produkt aus: Masse und Quadrat der Geschwindigkeit.



des Gewehrverdrehens auf das Schußresultat. Je geringer nämlich die Erhebung des Visirkammes über die Seelenachse ist, desto weiter wird der Schnittpunkt der Visirlinie mit der Seelenachse vor die Mündung hinaus verlegt und desto weniger weit wird bei verdrehtem Gewehr die Seelenachse unter dem Visir seitlich hinausgeschoben, um ein desto geringeres Maß wird aus diesen Gründen die verlängerte Seelenachse das Ziel seitwärts der Visirlinie treffen, desto näher am Haltepunkt wird mithin das Geschoß, das ja stets der Richtung der Seelenachse folgt, in das Ziel einschlagen. Die Entfernung des Schnittpunktes der Visirlinie mit der Seelenachse vom Korn berechnet sich

für das Standvisir bei Gewehr 71/84 auf 2,5 m, bei Gewehr 88 auf 6 m,
für die kleine Klappe bei Gewehr 71/84 auf 2 m, bei Gewehr 88 auf 4 m.

Nehmen wir nun an, das Gewehr wird so weit verdreht, daß der Visirkamm auf der einen Seite um 1 mm tiefer steht, als auf der anderen, was einem Verdrehungswinkel von 2° 35′ 10″ entspricht — und dieses Maß dürfte bei schlechten Schützen häufig vorkommen —, so beträgt die Seitenabweichung des Geschosses bei Verwendung des Standvisirs:

auf 100 m bei Gewehr 71/84 3 cm, bei Gewehr 88 1,5 cm,
„ 200 m „ „ 71/84 6 cm, „ „ 88 3 cm,
„ 250 m „ „ 71/84 7,5 cm, „ „ 88 4,75 cm;

bei Verwendung der kleinen Klappe:

auf 250 m bei Gewehr 71/84 10 cm, bei Gewehr 88 5,8 cm,
„ 300 m „ „ 71/84 12 cm, „ „ 88 7 cm,
„ 350 m „ „ 71/84 14 cm, „ „ 88 8,2 cm.

Aus diesen Berechnungen geht hervor, daß der in mehr oder minder großem Maße doch häufig vorkommende Zielfehler des Gewehrverdrehens bei Gewehr 88 bei weitem nicht von solcher Tragweite ist, als beim Gewehr 71/84, eine Erscheinung, die der Präzision des Gewehres indirekt gewiß sehr zu statten kommt und um so freudiger begrüßt werden kann, als ja gerade heutzutage Endzweck aller Schießausbildung das Präzisionsschießen ist.

In den vorstehenden Betrachtungen glaube ich ein allgemeines Bild von der Entstehungsweise, den Konstruktionsverhältnissen und der ballistischen Leistung der kleinkalibrigen Gewehre überhaupt und im besonderen des deutschen Gewehres 88 entworfen und hierdurch den großen Fortschritt nachgewiesen zu haben, welcher mit der Einführung dieser Waffe in der Gewehrfrage gemacht wurde. Mit Rücksicht auf diese Errungenschaft in der Waffentechnik sollte man allerdings glauben, die Meinung theilen zu können, daß die Gewehrfrage jetzt auf eine lange Reihe von Jahren hinaus als gelöst zu betrachten sei. Dem ist jedoch entgegenzuhalten, daß von einer Lösung der Gewehrfrage für eine gewisse Zeit überhaupt nicht gesprochen werden kann; denn selbst wenn wir die Kaliberfrage für die nächste Zukunft als

abgeschlossen betrachten wollen — denn eine weitere Reduzirung des Kalibers dürfte länger auf sich warten lassen, als die bisherigen Verringerungen desselben —, so steht doch außer allem Zweifel, daß der Erfindungsgeist der Gewehrtechniker nicht ruht und wir über kurz oder lang mit einer neuen Verbesserung der Handfeuerwaffen überrascht werden; ich erinnere nur an die Verwendung der Elektrizität, der komprimirten Luft, der Abschwächung des Rückstoßes durch irgend ein Zwischenmittel und an die weitgehenden Folgerungen, die sich hieraus ergeben, an die Ausnutzung des Rückstoßes zur Bethätigung der Ladebewegungen u. s. w. — Doch, genug davon! — ich möchte sonst am Ende den Gedanken wachrufen, daß jenes Gewehr, welches wir soeben erhielten, schon wieder veraltet sei! Und ein solches Kriterium von unserem vorzüglichen Gewehr wäre gewiß ebenso unberechtigt als ungerecht: Schauen wir zurück auf die Entwicklung der Handfeuerwaffen und wir bekommen die Ueberzeugung, daß der mit der Einführung des Gewehres 88 gemachte Fortschritt nach menschlicher Berechnung in nächster Zeit nicht wird überholt werden, dieses Gewehr also sicher auf mehrere Jahre hinaus unsere Armeewaffe bleiben wird; legen wir ferner jenen relativen Maßstab an unserem Gewehr an, mit dem allein der momentane Werth einer Waffe gefunden werden kann, ich meine den Vergleich mit den Waffen der anderen Großstaaten, und wir können uns von unserem Gewehr in jeder Hinsicht, sowohl in Bezug auf Festigkeit und Einfachheit der Konstruktion, als auch in Bezug auf die ballistische Leistung die erhebenden Worte zurufen:

„Das deutsche Gewehr steht obenan!“

Aus England.

XV.

Der Kampf für und gegen die Monstergeschütze dauert in England weiter fort und es wird natürlich, solange eine Persönlichkeit wie Lord George Hamilton, der zeitige Marineminister, so energisch für dieselben eintritt, an einen Wechsel des jetzigen Prinzips wohl nicht zu denken sein. In der That ist es ja ein gewichtiger Grund, für die 111 Tons-Geschütze und ihre Verwandten einzutreten, wenn man erwägt, wie der Chef der Marineverwaltung betont, daß ein jedes Fahrzeug, das der Wirksamkeit der Riesen-

kanone verfällt, aufhört noch irgend weiter Schaden zu thun; andererseits fällt doch dagegen in das Gewicht, daß diese Geschütze selbst von den riesenhaftesten Fahrzeugen immer nur in geringster Anzahl getragen werden können, daß der Mechanismus ein äußerst komplizirter und empfindlicher ist und leicht in Unordnung gerathen kann, womit in demselben Augenblick die halbe Offensivkraft des Schiffes mit einem Schlage verloren geht, sowie daß das Treffen des Zielobjekts auf weitere Entfernung doch immerhin eine sehr schwierige Aufgabe ist, welche leichter von drei 35 Tons-Geschützen als von einem 111 Tons-Geschütz gelöst werden mag. Naturgemäß hängt von dem Stehen oder Fallen dieses Prinzips auch das des Baues der Riesenschiffe ab und die Zahl der Freunde jenes Systems, welches eine große Anzahl kleinerer Fahrzeuge mit höchstens 35 Tons-Geschützen dem jetzigen der Panzerkolosse vorzieht, scheint in der englischen Marine nicht klein zu sein. Lord George Hamilton aber, der Marineminister, bezeichnet dagegen das 111 Tons-Geschütz geradezu als „das wirksamste Geschütz, welches die Welt je gesehen hat" und welches selbst bei einem in Italien stattgefundenen Prüfungsschießen das deutsche 120 Tons-Geschütz geschlagen hätte; auch betont er ferner, daß es durch seine Wirksamkeit in hervorragender Weise dem artilleristischen Grundsatz der Feuerkonzentration entspreche und daß seit Einführung der Hinterlader überhaupt noch kein einziger Offizier oder Mann durch einen aus Anlaß der Riesengeschütze vorgekommenen Unfall getödtet oder invalide geworden, noch auch irgend ein Geschütz völlig unbrauchbar geworden wäre. (Die auf der „Victoria", dem „Benbow", dem „Collingwood", dem „Kite", der „Caroline" 2c. vorgekommenen Unfälle müssen danach seiner Zeit in der englischen Presse übertrieben worden sein?) Von anderer Seite wird angeregt, die Wirksamkeit der jetzigen schweren Geschütze durch aus kleineren Kalibern zu feuernde Dynamit-Granaten zu ersetzen, von welchen die von der Grayden-Gesellschaft angefertigten absolut keine Explosionsgefahr bieten sollen.

Mit der gern im Tone triumphirender Ueberzeugung abgegebenen Versicherung, das „beste Geschütz und Gewehr in der Welt" zu besitzen, sollten unsere Nachbaren jenseits des Kanals fernerhin etwas vorsichtiger umgehen, nachdem es zu einem öffentlichen Geheimniß geworden ist, daß das neue seiner Zeit in gleicher Weise laut gepriesene Gewehr schließlich sich so wenig bewährt hat, daß man es, wie verlautet, bereits wieder bei einzelnen Regimentern einzuziehen beginnt. Die Befürchtungen, die wir mehr scherzhaft als ernst darüber in unserem letzten Bericht (vgl. Juniheft, S. 365) äußerten, scheinen sich daher noch schneller als man denken konnte erfüllen zu wollen. Ob der Umstand dabei mitwirkend ist, daß, wie man sagt, die Wunden, welche das zu dem Gewehr gehörige Geschoß verursacht, so schreckliche sind, daß sie als mit den humanitären Prinzipien der Genfer Konvention nicht im Einklang stehend erachtet werden können, was sehr unglaublich klingt, oder

ob die Wirkung der Waffe den Erwartungen wirklich nicht entspricht, ist nicht bekannt. Soviel ist sicher, daß das neue Gewehr vielfach bisher nicht das Vertrauen der Mannschaften in gleichem Maße zu gewinnen vermochte, als dies bei dem Martini-Henry-Gewehr der Fall war. Mit der Nachricht von dem Einziehen des Gewehres steht allerdings jene scheinbar im Widerspruch, welche besagt, daß Mr. Stanhope unweit Caterham einen 4000 Yards langen Schießstand für die Garde anzulegen beabsichtige, auf welchem Schießübungen mit dem neuen Gewehr auf weite Entfernungen stattfinden sollen und daß in Birmingham zur Zeit mit dem größten Eifer an der schleunigen Fertigstellung des Bedarfs für die Armee weiter gearbeitet werde. Daß der Kriegsminister ein Exemplar des neuen Magazingewehrs seinem amerikanischen Kollegen zugestellt hat, fand, wie hier beiläufig erwähnt werden mag, in einem Theil der Presse eine scharfe Verurtheilung. Wir vermögen nicht einzusehen warum, denn gleichviel, ob das Gewehr wirklich eine solche Wunderwaffe ist, wie anfangs behauptet wurde, oder nicht, wie manche jetzt meinen — ein Geheimniß würde es doch, nachdem es einmal an die Truppen, wenn auch nur an einzelne Theile derselben ausgegeben ist, nicht mehr bleiben. Ueber solche kindlichen Ansichten ist man wenigstens auf dem Kontinent längst hinaus.

Die wie eine Seeschlange sich immer wieder den entsetzten Blicken der Majorität von neuem präsentirende Kanaltunnel-Vorlage erschien auch in diesem Sommer wieder im Unterhause. Der unermüdliche Showman dieses Wunderthieres und Lieblingsgeschöpfes der Techniker sowohl wie der liberalen Politiker, Sir Edward Watkin, suchte diesmal die Gunst der Majorität der Volksvertreter für seinen Schützling dadurch zu gewinnen, daß er nur um die Ermächtigung bat, die Versuchsarbeiten fortsetzen zu dürfen und es dann der derzeitigen Regierung überlassen bleiben sollte, zu entscheiden, ob, wenn diese Versuche von Erfolg gekrönt waren, der Tunnel wirklich gebaut werden sollte oder nicht. Vergebens aber war all sein Locken, vergebens seine Erinnerung, daß einst der vielverehrte Führer der Konservativen, Lord Beaconsfield, sich dafür erklärt hatte, der Präsident des Handelsamtes, Sir M. Hicks-Beach, erhob sich und beantragte seitens der Regierung die Ablehnung der Vorlage aus den bekannten Gründen, daß der Tunnel eine Gefahr für die politische und militärische Sicherheit bedeute, seine fortifikatorische Sicherung enorme Kosten verursachen werde — er wußte, daß dies Argument bei vielen Volksvertretern Ausschlag gebend sein werde — und selbst in Beziehung auf den Vortheil, der dem Handel des Landes daraus erwachsen könne, die Nachtheile noch überwiegend seien. Der laute Beifall, der seinen Worten folgte, zeigte, daß auch diesmal wieder die Majorität seine Ansichten und die ähnlichen der beiden maßgebenden Militärs, des Herzogs von Cambridge und des Lord Wolseley theilte. Vergebens versuchte dann der unermüdliche und immer jugendfrische Gladstone seinen Gegnern das Lächerliche ihrer Be-

fürchtungen hinsichtlich einer feindlichen (d. i. französischen) Invasion vor Augen zu führen, erinnerte triumphirend daran, daß England zehnmal in Frankreich, jenes aber noch nicht in England gewesen sei und britische Truppen zeitweilig allein oder gemeinschaftlich mit anderen Mächten die Hauptstadt des Landes besetzt gehalten hätten, daß also Frankreich eine direkte Verbindung mehr zu fürchten habe, als das vereinigte Königreich — die Vorlage, für welche die zweite Lesung beantragt war, wurde mit 234 gegen 153 Stimmen abgelehnt, um . . . bis zur nächsten Session wieder zu ruhen.

Außer den von Regierungs- und militärischer Seite geltend gemachten Bedenken gegen das Tunnelprojekt werden von den Gegnern desselben noch angeführt, daß durch eine solche direkte Verbindung Großbritanniens mit dem Kontinent die Handelsflotte des Landes, sowie der Handel der großen Ströme, der Themse, des Humber, des Severn und Mersey geschädigt werden würde; ferner daß für eine Sicherung des Inselreiches, welches jetzt durch die Flotte gegen jeden Angriff geschützt sei (?), diese Hauptwaffe Großbritanniens dann völlig illusorisch werde, daß schließlich ein Tunnel ein wegen möglicher Risse, Zerstörung durch Erdbeben ꝛc. stets höchst gefährlicher Bau sei u. s. w.

Was die militärischen Bedenken gegen das Tunnelprojekt anbetrifft, so finden wir eine ausführliche Widerlegung derselben, der wir uns in den meisten Punkten anschließen möchten, in der United Service Gazette. Damit unsere Leser ausführlicher über das pro und contra in der so oft auftauchenden und für alle Staaten Europas so wichtigen Frage unterrichtet und sich selbst ein positives Urtheil darüber zu bilden im Stande sein mögen, geben wir in Folgendem noch einen Auszug der in dem angesehenen englischen Fachblatt darüber erschienenen Ausführungen.

Die hauptsächlichsten militärischen Gründe, welche gegen den Bau eines Tunnels unter dem Kanal geäußert werden, sagt United Service Gazette, sind: erstens, daß eine Kolonne direkt durch den Tunnel marschiren und den jenseitigen (englischen) Ausgang besetzen könne, zweitens, daß Truppen, ohne eine vorher erkennbare Konzentration, überraschend aus dem Innern Frankreichs durch den Tunnel nach England hinübergeführt werden, die dortigen Truppen überraschen und von hier direkt auf London marschiren können, und drittens, daß eine zu Wasser entsandte Streitmacht von dem englischen Tunnelausgang Besitz nehmen und diesen so lange halten könne, bis eine Armee durch das Bauwerk selbst hindurchmarschirt ist. Die erste Befürchtung ist wohl die schwächste, die von Niemanden mehr ernstlich gehegt und vom Grafen Moltke selbst für unmöglich erklärt worden ist. Die zweite scheint im ersten Moment eher berechtigt zu sein, aber es müsse doch für unmöglich erklärt werden, daß eine zu diesem Zweck genügend starke Truppenmasse, ohne daß es sofort allgemein bekannt würde, zusammengebracht werden könnte, auch würde bereits der erste mit feindlichen Truppen besetzte Zug alles



alarmiren und dann durch ein einziges Sprenggeschoß sowohl selbst zusammengeschossen werden, als auch durch seine eigenen Trümmer alsbald den Tunnel sperren. Die dritte Befürchtung ist die bei weitem bedeutsamste und dennoch ebenfalls grundlos, denn dazu wären so große und umständliche Vorkehrungen nöthig, daß eine geheime Betreibung derselben unmöglich wäre, und vor allem müßte zum Gelingen dieses Planes doch erst die englische Flotte aus dem Kanal vertrieben oder überlistet sein. Was ferner die Ausschiffung einer zu Wasser transportirten Landtruppenmacht für Schwierigkeiten bietet, hat der Krimkrieg gezeigt; trotzdem die Truppen ohne vom Gegner daran verhindert zu werden an das Land gesetzt wurden, so erwies es sich dennoch damals als eine Unmöglichkeit, dieselben auch am ersten Tage mit genügender Bagage und Munition zu versehen, so daß ein in der folgenden Nacht vom Feinde unternommener Angriff die gelandete Armee voraussichtlich vernichtet haben würde. Auch wäre es für die Franzosen — wenn man wirklich annehmen will, daß die Landung gelänge, ohne daß der Tunnel vorher gesprengt oder sonst die vorzusehenden Sicherheitsmaßnahmen in Anwendung gekommen seien — doch immer noch nöthig, auch die Befestigungen bei Dover in Besitz zu bekommen, bevor ein einziger von hier aus abgefeuerter Schuß die Pump- oder Ventilationsvorrichtung des Tunnels zerstört hätte. Das seien doch alles Annahmen und Gedanken, deren Eintreffen kaum denkbar sei. Wolle man aber wirklich annehmen, daß alle Vorsichtsmaßregeln außer Acht gelassen wären und alle Sicherheitsmaßnahmen versagt hätten, dann könnte sich freilich der Tunnel den Franzosen bei einem Einfall in England in gewisser Weise nützlich erweisen, aber dies sei schließlich auch mit der von der Küste nach London führenden Eisenbahnlinie der Fall. Die entscheidende Thatsache ist allein die maritime Stärke: „ein Einfall ist unmöglich, so lange die britische Flotte die Herrschaft zur See behält, er wird sofort ausführbar, ganz unabhängig davon, ob ein Tunnel da ist oder nicht, sowie die Flotte diese Herrschaft verliert.“ Diese letzteren Worte kennzeichnen auch nach unserer Ansicht den Kernpunkt der ganzen Streitfrage und die Bedeutung einer direkten Verbindung Großbritanniens mit dem Festlande erscheint in kommerzieller Beziehung und namentlich auch mit Rücksicht auf das Projekt, eine direkte Eisenbahnverbindung zwischen dem Mutterlande und Indien herzustellen, für so überaus wichtig, daß das Land alle Mittel bereitstellen muß, um den Tunnelbau durch eine ständige Suprematie auf dem Meere gegen jeden Gegner sicher zu stellen. Natürlich könnte diese Sicherheit noch durch die Anlegung einer starken Festung am englischen Ausgang des Tunnels erhöht werden. Es erscheint in der That unglaublich, daß die Mehrzahl der denkenden Militärs und Politiker des Landes sich nicht allmählich zu dieser Ansicht bekehren lassen sollte.

Die Schwierigkeit, den alljährlich nothwendigen Ersatz für die Armee zu schaffen, welche wieder aus dem letzten Jahresbericht des General-Inspekteurs

des Rekrutirungswesens*) deutlich hervorgeht, obgleich sich derselbe noch den Anschein giebt, mit den Ergebnissen des letzten Jahres leidlich zufrieden zu sein, fährt fort, die Gemüther mit großer Sorge für die Zukunft zu erfüllen. Von den während des letzten Jahres neu zur Einstellung gelangten 32 087 Rekruten waren 15 000 noch nicht 19 Jahre alt, können daher doch im Allgemeinen nur als minderwerthiges Material bezeichnet werden, während 1500 Mann das Alter von 23 Jahren überschritten hatten. Also nur die Hälfte des den Bedarf noch nicht deckenden Ersatzes befand sich in dem Alter von 20 bis 23 Jahren, welches von fast allen Armeen Europas zum Eintritt in den Militärdienst für das geeignetste gehalten wird. Und trotzdem die kurze (siebenjährige) Dienstzeit eingeführt ist, trotzdem die Körpermaße für die Tauglichkeit zum Diensteintritt in letzter Zeit bekanntlich bis an die Grenze des Möglichen heruntergesetzt worden sind, hat doch der Armeebedarf nicht volle Deckung finden können, da der Militärdienst beständig unpopulärer wird und selbst Irland, einst das gesegnete Land für die Werbebureaus, jetzt nicht einmal den Bedarf seiner eigenen Regimenter mehr zu decken im Stande ist. Wie soll sich dies aber denn für die Zukunft gestalten, welche die Zahl der Manquements in arithmetischer Progression steigern muß. Bedenkt man ferner, daß eine weitere Besserung des Arbeitsmarktes, wie sie zu erwarten steht, einen noch ungünstigeren Einfluß auf das Resultat der Rekrutirung ausüben muß, als dies schon unter den jetzigen Verhältnissen der Fall ist, daß dem gegenüber die Ausdehnung des durch Waffengewalt zu schützenden Ländergebietes des britisch-indischen Kaiserreiches sich in beständigem Wachsthum befindet, so kann man die ernsten Besorgnisse der patriotischen Presse und die Rathlosigkeit, mit welcher man hier der Frage: „Was wird das werden?“ gegenübersteht, nicht bloß verstehen, sondern muß sie theilen. Wie ungenügend erscheinen jetzt schon die militärischen Kräfte des Landes, dessen Macht und Reichthum vor allem in seinen über den ganzen Erdball vertheilten Kolonien wurzelt, mit Rücksicht auf die schwere Aufgabe, die diesen Kräften im Falle eines großen Krieges für den Schutz und die Sicherung des Landes gestellt ist. Ein weiterer Rückgang noch über die jetzige Minimalgrenze hinaus muß mit Rücksicht darauf, daß doch der Ausbruch eines großen Krieges weder als unmöglich, noch als in endlos weiter Ferne liegend bezeichnet werden kann, als äußerst gefährlich für die Sicherheit und die Ehre des Reiches bezeichnet werden. Die Hausmittelchen, welche man vorschlägt, um die Rekrutirungsziffer zu heben, erscheinen in ihrer Wirkung, selbst wenn sie zur Anwendung gebracht werden sollten, doch nicht als durchgreifend genug, um die Gefahr des Uebels dauernd zu beseitigen. Größere Fürsorge für das bürgerliche Fortkommen des gedienten Soldaten in Form von Civilversorgung oder sonstiger gesicherten Arbeitsbeschaffung — denn die absolvirte Dienstzeit gilt jenseits des Kanals keineswegs, wie bei uns an und für sich, als eine Em-

*) Bergl. Neue Militärische Blätter, Juniheft 1890, S. 508.

pfehlung für einen Bittsteller, eher das Gegentheil —, bessere Verpflegung, größere Bequemlichkeit und mehr Annehmlichkeiten in den Kasernen, über welche Punkte wir schon an anderer Stelle sprachen, noch größere Freiheit des Mannes, im Verein mit noch weniger Dienst, sowie eine angemessenere Behandlung, von denen wir die Letztere als eine berechtigte, die größere Freiheit aber geradezu als eine in ihren Folgen schädliche Forderung erachten, und endlich die von Vielen als bestes und allein wirksames Mittelchen vorgeschlagene Solderhöhung. Auch mit dem letzteren Gedanken können wir uns nicht einverstanden erklären, da der Sold, wie schon oben erwähnt, bereits jetzt der höchste in Europa und für Tomny bei der Billigkeit, mit denen er seine Lebensbedürfnisse in den Kantinen kaufen kann, ausreichend ist; eine Erhöhung desselben würde nur einer weiteren Ausbreitung desjenigen Uebels Vorschub leisten, das schon jetzt neben der Desertion als ein Krebsschaden der Armee bezeichnet werden muß: der Trunkenheit. Wir dagegen stimmen, als das einzige Mittel, Großbritannien aus seiner nicht unbedenklichen Lage mit einem Schlage zu befreien, der zur Zeit freilich noch kleinen Zahl von Politikern und Militärs zu, deren ceterum censeo die Forderung ist: Annahme des Prinzips der allgemeinen Wehrpflicht mit gewissen, den besonderen Verhältnissen des Vereinigten Königreichs angemessenen Modifikationen. Und wir sind der festen Ueberzeugung, daß der fortschreitende Mangel an geeignetem und zum Eintritt in die Armee bereiten Rekrutenmaterial die Verwirklichung der Forderung in nicht mehr zu ferner Zeit in Aussicht stellt. Hierdurch auch allein würde die Armee und der Dienst in ihr jene Popularität gewinnen, welche ihr nicht künstlich durch Wort und Schrift verschafft werden kann, und deren sie sich in den meisten anderen Staaten des Kontinents erfreut.

Folgende dem vorläufigen Armeebericht für 1889 entnommene Zahlen beleuchten schlagend die oben ausgesprochenen Klagen und Befürchtungen. Alle Theile der Armee ohne Ausnahme, wird darin ausgeführt, werden von dem erwähnten Rekrutenmangel betroffen; die reguläre Armee (Linie und Reserve) ist um nicht weniger als 5000 Mann hinter ihrer etatsmäßigen Stärke zurück, die Miliz hat 19 811 Manquements, die Yeomanry (berittene Miliz) ist um 251 Mann schwächer als die vorhergehenden Jahre, und die Zahl der Volunteers hat sich seit 1887 um 4000 Köpfe vermindert.

Der Gesundheitsbericht der Armee-Medizinal-Departements, welcher im vorigen Jahre später erschien, diesmal aber bereits im Juli ausgegeben wurde, bezieht sich auf das Jahr 1888. Wenngleich die Zusammenstellung eines solchen Berichtes, namentlich bei einem so großen Kolonialreich, naturgemäß sehr mühsam und zeitraubend ist und längere Zeit in Anspruch nimmt als die Abfassung und Veröffentlichung irgend eines anderen ähnlichen Aktenstückes, so erscheint es doch immerhin recht spät, daß dieser Bericht erst anderthalb Jahre nach Ablauf des betreffenden Zeitraumes und etwa ein

Jahr nach den denselben Zeitraum behandelnden Jahresberichten der Armee (Preliminary und General Annual Returns of the British Army) und dem Jahresbericht des General-Inspekteurs des Rekrutirungswesens veröffentlicht wird.

Dem Bericht selbst entnehmen wir folgende Zahlenangaben. Von im Ganzen 198 851 Warrant-Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen, welche Zahl die durchschnittliche Stärke der während des Jahres 1888 im Mutterlande und in den Kolonien dienenden Heeresmacht bezeichnete, wurden 193 233 in das Lazareth aufgenommen, 1845 starben, 2078 wurden als Invaliden nach Hause gesandt, 2776 als ganzinvalide entlassen, und die Zahl der beständig wegen Krankheit vom Dienst Ausfallenden belief sich auf 10 715 Mann. Die Gesammtziffer der Offiziere betrug in diesem Jahre 3868; bei diesen sind 1189 Krankheits- und 18 Todesfälle zu verzeichnen. Die Krankheiten der Offiziere bestanden hauptsächlich aus Störungen der Verdauungs- und Athmungsorgane sowie aus Fiebern.

Zum Schluß geben wir noch in zwangloser Reihenfolge einige kleinere Notizen über bemerkenswerthere Ereignisse wieder, welche in der verschiedenen in- und ausländischen Presse Erwähnung fanden.

Versuche mit dem lenkbaren „Brennan-Torpedo" fanden in diesem Sommer statt und zeigten, daß der Torpedo durch die Größe seiner Sprengladung und durch seine Lenkbarkeit besonders zur Vertheidigung nicht zu breiter Wasserstraßen, Hafeneingängen u. s. w. sehr geeignet und hierin den gewöhnlichen Torpedos überlegen ist. Seine Geschwindigkeit beträgt 26 Knoten, seine Schußweite 2700 Meter; die Sprengladung ist Dynamit (bis über 100 Kilogramm). Abgeschossen wird er durch eine am Land befindliche Dampfmaschine von 100 Pferdekräften, welche im Innern des Geschosses angebrachte Stahldrähte auf Walzen abrollt, wodurch dann die Schraube in Bewegung gesetzt wird. — Bei einem Anfang Mai in Portsmouth abgehaltenen Vergleichsschießen zwischen Panzer und Geschützen bewiesen sich wieder die von Commel & Co. in Sheffield angefertigten 10$^1/_2$ Zoll dicken Panzerplatten, welche aus Stahl und Eisen bestehen und ein Gewicht von 10$^1/_2$ Tons haben, auf das Vorzüglichste. Weder die Palliser-, noch die Holzer-Geschosse vermochten sie zu durchbohren. — Nach den erfolgreichen Versuchen, die Lieutenant Jones während des diesjährigen Sommers in Lydd angestellt hat, erwartet man jetzt mit Bestimmtheit hier die Formation eines Ballon-Detachements. Das Kriegsministerium verhielt sich bisher der Idee gegenüber, die Luftschifffahrt in den militärischen Dienst zu übernehmen, ablehnend, weil es den Ballon für zu gefährdet durch das feindliche Feuer erachtete. Die neuen Versuche haben aber gezeigt, daß es fast unmöglich erscheint, einen Ballon in angemessener Höhe als Zielpunkt zu nehmen. Man hofft, daß das Kriegsministerium zugleich mit diesem neuen Schritt sich auch dem militärischen Brieftaubenwesen zuwenden wird. Bisher zeigte man sich hier auch gegen

diese von allen anderen Armeen bereits sehr gepflegte Einrichtung ebenso ablehnend wie z. B. gegen die Idee der Vorpostenhunde, so sehr auch die Einführung der Letzteren von einer größeren Anzahl Offiziere empfohlen wird. — Das erste berittene Infanterie-Regiment, welches zum Dienst bei dem ersten Armeekorps (das zweite steht erst auf dem Papier) verwendet wird, ist seit dem Frühjahr in einer Stärke von 1100 Offizieren und Mannschaften in acht Kompagnien formirt und vollkommen mit allen Bedürfnissen und Ausrüstungsgegenständen versehen. Die Lösung der Sattel- und Packfrage machte größere Schwierigkeiten. — In der ersten Hälfte des Juni wurde der an Stelle des früheren Wimbledoner neu errichtete Groß-Schießplatz der National Rifle Association in Bisley im Beisein des Prinzen und der Prinzessin von Wales durch ein mehrtägiges Meeting eröffnet. Ihre Königliche Hoheit feuerte den ersten Schuß ab. Obgleich der neue Schießplatz ungünstiger, weil weiter von London entfernt ist, als der frühere, so hofft man doch auf rege Theilnahme aller Bevölkerungsklassen, um so mehr, als die Direktion der South-West-Bahn sich zu Konzessionen bezüglich der Fahrtbeschleunigung und Fahrpreisermäßigung bereit finden lassen dürfte. In diesem Jahre zeigt die Mitgliederzahl dieses i' erster Linie patriotischen Zwecken dienenden Groß-Schützen-Vereines jedenfalls eine weitere Zunahme. Sergeant Bates von den ersten Warwick-Volunteers erschoß den Preis der Königin, die goldene Medaille, und sein ganzer Heimathsort feierte darauf in begeisterter Weise seine Rückkehr. Es wäre wohl zu wünschen, daß auch die deutsche Bevölkerung allmählich, wie in England, dem Sport in seinen verschiedensten Zweigen ein größeres und allgemeineres Interesse zuwende, da jedes echte Sportvergnügen mittelbar zur Hebung männlichen Sinnes und körperlicher Tüchtigkeit, daher zur Erhöhung der Wehrfähigkeit beiträgt. — In Chatham wurden mehrere Offiziere der dortigen großen Marinewerkstätten vom Dienst suspendirt, da sie verdächtig sind, fremden Personen vertrauliche amtliche Mittheilungen gemacht zu haben. — Es wird beabsichtigt, zum Zweck einer besseren Ausbildung der Kavallerie Churn in ein permanentes Uebungslager nach der Art des von Aldershot umzuwandeln. — Zwei höchst verdienstvolle Offiziere der britischen Armee, die Generalmajore Brackenbury*) und Wymun, sind im vorigen Sommer fast zu gleicher Zeit und unter besonderen Umständen der Armee entrissen worden. Der Erstere wurde im Eisenbahnwagen besinnungslos, vom Schlage getroffen, aufgefunden und starb gleich bei seiner Ankunft in London Bridge Station, der Letztere verschied auf einer Reise durch Deutschland in einem Kölner Hotel ebenfalls ganz plötzlich an einem Herzschlage. General Wymun war der Chef der Ingenieurtruppen und schon 86 Jahre alt. General Brackenbury hatte den Krimkrieg mitgemacht und 1866 Benedek, 1870 Prinz Friedrich

*) Nicht zu verwechseln mit dem vorher genannten Chef des Intelligence-Department.



Karl auf seinem Zuge nach Le Mans, 1877 General Gurko über den Balkan als Berichterstatter der „Times“ begleitet und auch an den Kämpfen gegen die Aschantis, Zulus und Mahdisten Theil genommen. Er war ein bedeutender militärischer Schriftsteller, der u. A. auch eine sehr gute und sehr sympathisch gehaltene Schilderung des Lebens und der Thaten Friedrich's des Großen verfaßt hat. An fremden Orden waren diesem für die britische Armee namentlich auf geistigem Gebiet sehr verdienstvollen General außer dem der französischen Ehrenlegion auch das eiserne Kreuz und ein bayerisches Ehrenzeichen verliehen worden.

In Chatham wurde im Mai das von den Offizieren und Mannschaften des Ingenieurkorps dem tapfern und unglücklichen Vertheidiger von Chartum, General Gordon, gestiftete Denkmal in Gegenwart des Prinzen von Wales, des Herzogs von Cambridge, des Kriegsministers, Lord Wolseleys und vieler anderer Generale und sonstiger Persönlichkeiten von Rang enthüllt. Das aus Bronze gefertigte Denkmal stellt Gordon dar, wie er, auf einem Kameel reitend, seine letzte Reise durch die Wüste nach Chartum antritt. Sein Haupt ist mit einem Fez bedeckt und in der rechten Hand hält er einen Stock. Ein auf dem Sockel befindliches Medaillon trägt die folgende Inschrift: „Charles George Gordon vom Königlichen Geniekorps, Ritter des Bathordens, General-Major der britischen Armee, Mandarin von China, Pascha der Türkei, General-Gouverneur des Sudan. Er wurde geboren in Woolwich am 28. Januar 1833 und getödtet in Chartum am 26. Januar 1885. Errichtet von dem Königlichen Ingenieurkorps.“

Die Verwendung des Fesselballons.

Von **Kiefer,**
Sekonde-Lieutenant, komm. zur kgl. bayr. Luftschiffer-Lehr-Abtheilung.

II.

Vom XI. Korps war die 27. Division mit der Korpsartillerie, wie befohlen, um 7 Uhr Vormittags bei Höllschloch eingetroffen und hatte Anstalten getroffen, für den heutigen Tag hier stehen zu bleiben; der Angriff auf die französische Stellung war ja auf den 7. festgesetzt.

Die Nähe des Gegners ließ es angezeigt erscheinen, in Bälde einen Ballon hochzulassen. Zudem vernahm man von 8 Uhr ab den schon vorher einmal gehörten Kanonendonner immer heftiger aus Nordwesten herüberschallen.

Um $9^3/_4$ Uhr konnte der Ballon hoch sein und zwar zweckmäßig 2 km weiter westlicher an der Straße nach Gunstett (3 km östlich dieses Ortes).

Die eigene Avantgarde steht bei Spachbach und Bachmühle im heftigen Gefecht (4 km); nördlich derselben feuert starke Artillerie gegen die Anhöhen westlich Wörth (4—5 km). In Wörth selbst lebhaftes Infanteriegefecht (5 km). Ganz im Nordwesten, in den Wäldern westlich von Langensulzbach, heftiges Infanteriegefecht (8 km).

Auf der ganzen langgestreckten Anhöhe am rechten Sauerufer starke französische Abtheilungen aller Waffen, jedoch gegen Süden nicht über 1 km nördlich Morsbrunn hinaus.

Diese Meldungen konnte der kommandirende General schon um 10 Uhr bekommen haben, während er sie thatsächlich erst bei seinem Eintreffen in Gunstett nach 11 Uhr erhielt.

Auch von diesem Ballon waren demnach eingehende Meldungen über die Verhältnisse bei den Nachbartruppen und über die gegnerischen Stellungen, im Besonderen über die Ausdehnung des rechten Flügels zu erlangen.

Beim Hauptquartier in Sulz konnte das Verlangen, die befohlene Rechtsschwenkung und Konzentrirung der Armee zu beobachten, ein Hochlassen des Ballons am Morgen des 6. rechtfertigen; gewiß veranlaßte dazu der von $^1/_2$8 Uhr ab aus der Richtung von Wörth herüberschallende Kanonendonner, zumal doch die Absichten für den 6. und 7. den Oberführern bereits mitgetheilt waren. Im ersteren Falle konnte der Ballon schon um 7 Uhr benützt werden, im letzteren war er längstens bis $8^1/_2$ Uhr hoch. Was konnte von ihm aus gesehen werden?

Anfangs ein noch nicht besonders starkes Gefecht in und um Wörth, starke französische Infanterie- und Artillerie-Abtheilungen, letztere im Feuer zwischen Wörth und Froschweiler auf den dort befindlichen Höhen (11—12 km); Vorrücken stärkerer Infanterie-Abtheilungen gegen die Wälder nordöstlich Froschweiler und östlich Nehweiler; in diesen Gehölzen (13 km) allem Anscheine nach ein heftiges Infanteriegefecht (Langensulzbach selbst konnte wohl nicht eingesehen werden); dann nach kurzer Zeit Aufhören des Gefechtes in Wörth (12 km) und Vorrücken immer stärkerer französischer Infanterie-Abtheilungen gegen die oben erwähnten Gehölze östlich Nehweiler. Hierauf Wiederbeginn des Feuers bei Wörth, Auffahren starker diesseitiger Artillerie-Abtheilungen östlich dieses Ortes zu beiden Seiten der Straße Diefenbach—Wörth (11 km); Fortschreiten dieses Gefechtes über Wörth hinaus auf die westlich liegenden Abhänge.

Etwas vorher schon Beginn eines Gefechtes bei Spachbach und von 10 Uhr ab Eingreifen der Artillerie des XI. Korps bei Gunstett (11 km); wahrscheinlich auch den Standpunkt der 21. Division bei Höllschloch (8 km).

Diese sämmtlichen Beobachtungen waren bis $10^1/_4$ Uhr gemacht worden, also zwei Stunden eher zu Händen des Kronprinzen gekommen, als es in

Wirklichkeit der Fall war, welcher die meisten erst von 12 Uhr ab auf dem Ritte zum Schlachtfelde erhielt.

Im weiteren Verlauf der Schlacht wurde der Ballon des XI. Korps bis $1^1/_2$ km östlich Gunstett vorgebracht, der des V. Korps bis nahe an Diefenbach, in die unmittelbare Nähe des Armeekommandos. Besonders durch letzteren Ballon war somit dasselbe in den Stand gesetzt, jeder Zeit über die jeweilige Stellung der verschiedenen Korps, über das Fortschreiten des Gefechts auf allen Punkten des Schlachtfeldes gleichzeitig orientirt zu sein, wozu noch die zuverlässigen Nachrichten über den Gegner kamen.

Es erübrigt noch zu betrachten, wie sich die Verhältnisse für einen Ballon auf Seite der Franzosen gestaltet hätten.

Sobald mit Tagesanbruch Aussicht auf besseres Wetter wurde, begann man mit dem Füllen des Ballons. Derselbe konnte bis 7 Uhr längstens hochgelassen werden und zwar westlich Froschweiler und Elsaßhausen, hart am Ostrand des dort befindlichen Waldes. Solange die Sonne noch etwas tief stand, beeinträchtigte dieselbe die Fernsicht gegen Nordosten; zu sehen waren aber schon trotz der waldigen Gegend die Stellungen der Bayern bei Mattstall, weil diese Ortschaft hoch liegt (6,5 km), und bei Lembach (8 km), da das Lembacher Thal gerade längs der Beobachtungslinie läuft; ferner die Anmarschlinie derselben Mattstall—Langensulzbach; ebenso war der Bereich des V. Korps vollständig einzusehen (6—7 km), auch konnten die Bewegungen der 21. und 22. Division während des weiteren Verlaufes des Vormittags bald entdeckt werden (von 8 km an abwärts).

Der Ballon hielt sich ohne Zweifel an dem oben angegebenen Platze bis 12 Uhr; er war um diese Zeit noch 5,5 km von der nächsten Artillerielinie und 2 km von der nächsten deutschen Infanteriestellung entfernt; mithin konnte noch der Anmarsch der Württemberger von Höllschloch an beobachtet werden (9—10 km), zumal von ungefähr 11 Uhr ab die Beleuchtung für den französischen Ballon immer günstiger wurde.

Mac Mahon erhielt somit durch den Ballon sehr bald Einblick in die deutschen Verhältnisse, speziell über deren Bewegungen gegen seinen rechten Flügel, eine Orientirung, wie er sie trotz der hohen Lage seiner ganzen Stellung, wie im Besonderen seines persönlichen Standortes, nimmermehr erlangen konnte.

16. August.

Am 16., 17. und 18. August herrschte sehr warmes Wetter bei grellem Sonnenlichte und sehr wenig bewegter Luft.

Zuerst möge die Situation auf französischer Seite betrachtet werden. Am 15. und in der Nacht auf den 16. lagerte das II. französische Korps westlich von Rezonville und südlich der großen Straße, das VI. nördlich derselben und ebenfalls westlich von Rezonville, die Garde bei Gravelotte.

Die Korps sollten am frühen Morgen den Abmarsch nach Westen antreten, doch traf am 16. August um 5 Uhr Morgens von Bazaine eine Abänderung dieses Befehls ein, mit dem Beifügen „es werde wohl (hier auf dem linken Flügel) erst am Nachmittag aufgebrochen werden.“ In Folge dessen wurden die eben verlassenen Biwaks wieder bezogen. Die Ballons der drei Korps, zumal ja der Rückzug angetreten werden sollte, dürften wohl entleert gewesen sein. Auf obigen Befehl wurden sie wieder gefüllt. Bis 7 Uhr konnten dieselben hoch sein und zwar der vom II. oder VI. Korps unmittelbar nördlich Rezonville (Cote 900) der Ballon der Garde bei Gravelotte. Letzterer konnte im Verlaufe des ganzen Tages diesen Standort einhalten, da die nächste Infanterie nicht über 2500 m, die nächste deutsche Artillerie nicht über 6 km herankam; der Ballon bei Rezonville mußte nach Mittag etwas mehr nach Norden auf Cote 983 verbracht werden und verblieb hier bis zum Ende des Kampfes.

Von diesem Ballon aus war einzusehen:

Die ganze Straße von Gorze nach Corny, da dieselbe gerade in der Beobachtungsrichtung verläuft (5—10 km); das Gelände westlich der Straße Gorze—Vionville, ja sogar noch westlich Puxieux—Mars la Tour (8—14 km); in der Richtung der Straße Dampitoux—Gorze konnte deutlich bis Chambley (9 km) beobachtet werden, speziell war die Mulde von Trouville nach Gorze vollkommen einzusehen.

Mit einem Worte: der vollkommen isolirte Kampf des III. preußischen Armeekorps und der 5. und 6. Kavallerie-Division war ohne Zweifel in seiner Gesammtheit zu übersehen, ferner wurde das Herannahen der Theile des preußischen X. Korps lange genug vorher bemerkt, um in aller Muße Gegenmaßregeln treffen zu können.

Der Ballon von Gravelotte sah die ganze Straße von Gravelotte nach Ars ein (5 km) trotz des waldigen Geländes, da genannte Straße sich ebenfalls in der Beobachtungsrichtung erstreckt; ebenso das Moselthal. Von welcher Bedeutung gerade die Nachrichten aus diesem Ballon gewesen wären, kann man erwägen, wenn man bedenkt, wie besorgt Bazaine besonders für den linken Flügel war.

Somit wäre den Franzosen an diesem Tage aus dem Ballon vor allem eine höchst vortheilhafte Kenntniß der gegnerischen Verhältnisse erwachsen.

Der Ballontrain des preußischen III. Armeekorps befand sich bei der 6. Division, welcher auch die Korpsartillerie zugetheilt war.

Um 8 Uhr Vormittags war dieselbe bei Buxière aufmarschirt; es traf die Meldung ein: „Feindliche Vorposten zwischen Trouville und Vionville“; gleichzeitig konnte man Lager bei Vionville und Rezonville erkennen. Diese Thatsache genügte, um einen Ballon zu füllen; bis kurz vor 9½ Uhr war derselbe hoch, nachdem soeben gemeldet worden war, daß der Gegner im Rückzug gegen Norden begriffen sei.



Was war um diese Zeit zu sehen?

„Im Vordergrund die Stellung der 5. und 6. Kavallerie-Division, der Kampf der Vortruppen der 5. Division im Bois de Vionville, ferner der Standort der keineswegs im Abzug begriffenen drei französischen Armeekorps II, VI und Garde; ferner war deutlich zu erkennen, daß sich vorläufig keinerlei französische Truppen westlich der Linie Vionville—Marcell befanden. Eben begann auch die Division Vergé nach Süd-Osten Terrain zu gewinnen.“

Lauter Nachrichten von größter Wichtigkeit für den zur Orientirung vom großen Hauptquartier eingetroffenen Oberstlieutenant von Bronsard, welcher um 9½ Uhr nur melden konnte, „daß man sich zum Angriff auf ein feindliches Lager bei Rezonville anschicke.“

Außerdem war der kommandirende General des III. Korps fortwährend über den Stand des Gefechtes bei den räumlich etwas auseinandergedehnten Kampfgruppen der 2 Infanterie- und 2 Kavallerie-Divisionen unterrichtet.

Im weiteren Verlauf des Gefechtes folgte der Ballon dem Vorrücken der 6. Division und nahm einen neuen Standort etwas südlich Trouville, wo er bis zum Abend bleiben konnte.

Der Anmarsch der 20. Division, speziell das Nahen der Brigade Woyna, wurde schon um 2 Uhr bei Chambley bemerkt, während diese langersehnte Hilfe erst um 4 Uhr zur Gewißheit wurde; mit Leichtigkeit konnte ein Zusammenwirken der Theile des X. Korps unter sich und mit dem III. Korps erreicht werden.

Demnach entsprang auf preußischer Seite aus dem Ballon als Vortheil ein weitgehender Einblick in die feindlichen Streitkräfte, vor allem in die Bewegungen derselben, dazu noch fortwährende Orientirung über die Gefechtslage der eigenen Truppen und die Möglichkeit, die herankommenden Verstärkungen nach Zeit und Raum entsprechend einsetzen zu können.

17. August.

Um 4½ Uhr Vormittags traf Prinz Friedrich Karl bei Flavigny ein, um 6 Uhr Se. Majestät der König.

Es konnten benutzt werden der Ballon des III. Korps, welcher während der Nacht bei Trouville verblieben war, oder der des IX. Korps, während bei Mars la Tour der Ballontrain des X. und von 10½ Uhr ab der des XII. zur Verfügung stand.

Die damalige Situation läßt es erklärlich erscheinen, daß bei Flavigny und bei Mars la Tour während des ganzen Tages die Ballons hoch blieben. Von denselben aus war das ganze Gelände zwischen Rezonville—Point du jour—Amanvillers—St. Privat—Jarny — alles Entfernungen innerhalb 15 km — einzusehen. Es waren somit bis 2 Uhr, um welche Zeit der Befehl für den 18. August ausgegeben wurde, aufklärende Nachrichten über die Bewegungen der vorwärts befindlichen französischen Armeekorps in hin-

reichender Menge sicher zu erlangen, im besonderen über deren allmählichen Abzug auf „das Plateau von Plappeville", zumal die Beleuchtung mit wachsender Tageszeit immer vortheilhafter wurde, da das obengenannte Gebiet nach Norden und Nordosten liegt, also der Beobachtende die Sonne im Rücken oder zur Seite hatte.

In gleicher Weise erhielt Bazaine von dem Ballon der Garde, welcher bis zum Steinbruch südlich Point du jour zurückgebracht wurde, sehr werthvolle Nachrichten über die Verhältnisse vor seinem linken Flügel, da von hier aus, nicht gerechnet den weiten Blick nach Westen und Südwesten, bis Buxières—Puxieux—Mars la Tour (15 km im Maximum), das ganze Moselthal bis Novéant (12 km) vollkommen einzusehen war, also auch die auf dieser Strecke gebauten Uebergänge des VII. und IX. Korps bei Corny.

18. August.

Für das preußische Hauptquartier stand bei Flavigny oder noch besser etwas weiter östlich bei Rezonville ein Ballon, gestellt vom VII. oder VIII. Korps, bereit. Derselbe konnte um 6 Uhr beim Eintreffen Sr. Majestät des Königs bereits hoch sein.

Bei der II. Armee, im besonderen beim IX. und als Reserve beim III. und X. Korps, traten die gefüllten Ballons um 5 Uhr den Marsch mit an und zwar nicht hochgelassen. Diese Bewegung konnte umsomehr im gleichen Tempo mit den übrigen Truppen ausgeführt werden, als ja die Divisionen in sich massirt vorrückten.

Der Ballon des Garde-Korps wurde mit der Maschine hochgelassen transportirt, wenigstens bis Joinville, eine Maßnahme, welche leicht statthaben konnte, da von Mars la Tour bis zum genannten Ort eine ganz gute Straße führt, ohne besondere Hindernisse für den Ballon.

Als die Korps ins Gefecht traten, hielt der Ballon des IX. Korps etwas westlich von Verneville, in der Nähe des in Reserve stehenden III. Korps, der des Garde-Korps bei Batilly (beide Plätze 6 km von der nächsten französischen Artilleriestellung.)

Der Beobachter im Ballon beim Hauptquartier sah nun das ganze Plateau vom Steinbruch südlich Point du jour bis Amanvillers (8—10 km) vollkommen ein, höchstwahrscheinlich, wenigstens von etwa 10 Uhr ab, auch das Biwak der französischen Garde bei Plappeville (12 km); ferner den ganzen Vormarsch der II. Armee vom ersten Moment an, und konnte insbesondere den der Garde bis St. Privat verfolgen, wo die ansteigende Ebene zwischen St. Marie aux Chênes and St. Privat profilartig ins Auge fallen mußte (14 km).

Den äußersten linken Flügel der II. Armee konnte man bis Jarny (10 km) beobachten; hier verschwand derselbe und kam wohl auch später nördlich von St. Marie für den Ballon in Rezonville nicht mehr zum Vor-

schein, doch war sicher noch das Eingreifen der Artillerie des XII. Korps zu bemerken (15 km).

Für die Ballons des IX. und besonders des Garde-Korps wurde die wirkliche Ausdehnung des rechten französischen Flügels um mindestens drei Stunden früher als in Wirklichkeit zur Gewißheit. Vollkommene Orientirung herrschte über das Thun der eigenen Nachbartruppen.

Somit ergab sich aus der Verwendung von Ballons eine Sicherheit über die gegnerischen wie eigenen Verhältnisse, welche nicht viel zu wünschen übrig ließ.

Auf französischer Seite stand von Tagesanbruch an ein Ballon, gestellt von der Garde, westlich des Forts Plappeville, also in nächster Nähe des Hauptquartiers, ein Ballon vom III. oder IV. Korps östlich Amanvillers, einer vom VI. Korps östlich von St. Privat. Sämmtliche Ballons konnten bis zum späten Abend die genannten Plätze einhalten, da sie sämmtlich die entsprechende Entfernung von den deutschen Artilleriestellungen hatten.

Vom Ballon von Plappeville aus beobachtete man den Anmarsch des preußischen VIII., III. und IX. Korps (nicht über 12 km) vollkommen deutlich, nicht so gut zu erkennen war der Marsch des VII. Korps, da derselbe im Moncat-Thal stattfand und diese tief eingeschnittene Schlucht von dem heutigen Standpunkte des Ballons nicht vollständig einzusehen war.

Der Ballon von Amanvillers erkannte schon sehr früh den Anmarsch des preußischen IX., III. und X. Korps, in gleicher Weise das Vorrücken des Garde- und des XII. Korps (nicht über 12 km); ebenso unschwer bekam der Ballon von St. Privat sehr frühen Einblick in die Gefahren, welche gerade diesem, aus bekannten Gründen schwächer gehaltenen Flügel drohten, da von hier aus besonders der Marsch des Garde- und des sächsischen XII. Korps zu beobachten waren.

Bazaine hätte somit sehr gewichtige Meldungen über den Gegner von seinem Ballon erhalten.

In gleicher Weise wie die bisher angeführten Schlachten könnten auch Beaumont und Sedan behandelt werden, und zwar mit dem gleichen Erfolge, doch werden obige Beispiele genügen, um den Werth des Fesselballons für den Feldkrieg zu beleuchten. Im Feldkriege hängt die Tragweite einer Meldung viel mehr von dem Zeitpunkte des Eintreffens ab als im Festungskriege. Die einzelnen Gefechtsmomente der modernen Schlacht sind zeitlich und räumlich soweit auseinander gerückt, daß der Ballon seine nicht zu leugnende Schwerfälligkeit durch den weiten Ausblick, welcher sich von ihm aus bietet, wieder gut machen und Meldungen von größter Bedeutung, fast gleichzeitig mit dem betreffenden Vorgange und dazu noch sicherer zur Verfügung stellen kann, als es durch die sonstigen Mittel des Feldkrieges an solchen Tagen möglich ist. Natürlich bleibt der Ballon immer abhängig vom Wetter, aber dabei kommt ihm, dem Gehilfen des großen Krieges, sehr zu

statten, daß eben auch der große Krieg fast ausschließlich in einer Jahreszeit geführt wird, wo sich dieser hindernde Einfluß seltener und nie von längerer Dauer geltend macht.

Nun wird auch zugegeben werden, daß der Ballon bis jetzt zur Entfaltung seiner werthvollen Anlagen noch keine richtige Gelegenheit gehabt hat, weder in den früher erwähnten Gefechten kleinerer Dimension, noch bei den größeren Friedensmanövern, da dieselben viel zu rasch vorüberziehen. Das schließt freilich eine stete Verwendung des Ballons bei diesen Gelegenheiten wie bei den sonstigen Friedensübungen nicht aus, hat dieselbe doch das eine Gute zur Folge, daß Beobachter ausgebildet werden, welche den zu Gebote stehenden weiten Ausblick auch auszunützen und die sich darbietenden Bilder zu kombiniren verstehen. Auf diese Maßregel muß vor Allem das Hauptgewicht gelegt werden. Denn was nützt der beste Ballon, wenn kein Beobachter vorhanden ist?

Würde man ähnlich, wie es bei obigen Kämpfen des Feldkrieges geschah, bei irgend einer Belagerung sowohl innerhalb wie außerhalb der Festung einen modernen Ballon substituiren, so würde man gewiß die schon bisher ohne besonderen Widerspruch behaupteten Vortheile bei einer derartigen Verwendung wieder finden: beim Vertheidiger frühzeitige Orientirung über die Anmarschrichtung und Vertheilung der Belagerungsarmee, über die Angriffsfront, über größere Ansammlungen von Material und Truppen des Angreifers; genaue Nachweisung von gedeckt liegenden Batterien und sonstigen Zielen, Beobachten der Schußwirkung im Allgemeinen; für den Angreifer Einblick in die Lagerplätze der Truppen innerhalb des Fortgürtels; baldige Erkennung von beabsichtigten Ausfällen, außerdem die nämlichen Vortheile für die Artillerie wie beim Vertheidiger. Aber bei gerechter Abwägung der Mittheilungen, welche der Ballon im Festungskriege machen kann, und die ohne schädlichen Zeitverlust meist auch auf anderem Wege zu erhalten sind, mit denen, welche im Feldkriege aus der Beobachtung sich ergeben, wird man die Wahrheit zugeben müssen, daß der Ballon die werthvollste und einschneidendste Thätigkeit nicht, wie bisher fast allgemein angenommen, bei einer Belagerung, sondern an den bedeutungsvollen Tagen der modernen Feldschlacht entwickelt, welche auf die gegenseitige Vernichtung der aktiven Streitkräfte abzielt, und deren Ausgang viel heftiger auf das Wohl und Wehe der Nation wirkt, als der lange vorauszusehende und doch nicht aufzuhaltende Fall einer Festung.

Wolfram-Geschosse für Handfeuerwaffen.*)

III.

7. Rückstoß.

Ich wende mich nun zu dem am meisten in's Gewicht fallenden Bedenken, welches der Herr Verfasser des öfters berührten Aufsatzes im „Archiv" gegen die praktische Ausführbarkeit der Vorschläge des Herrn Major Mieg geltend macht, und das einen allerdings sehr wichtigen Punkt, die Größe des Rückstoßes, betrifft. Die bezüglichen Darlegungen folgen hier fast wörtlich, da ihre gedrängte Fassung und logische Gliederung, sowie die häufige Einfügung unentbehrlicher Zahlenwerthe eine Wiedergabe alles Wesentlichen in abgekürzter Form nahezu ausschließt oder doch jedenfalls nicht lohnend erscheinen läßt:

„Wir sind der Ansicht, daß der Rückstoß unter solchen Verhältnissen, wie sie angeführt sind, viel zu groß ist, um auf die Dauer und namentlich bei Schnellfeuer vom Schützen ertragen zu werden. Beim Infanteriegewehr M/71**) berechnet sich die lebendige Kraft des Rückstoßes auf etwa 1,66 mkg. Bei den von Mieg angestellten Versuchen darf das Gewicht des Gewehres zu nur 4 kg, daß des Pulvers (wir nehmen ein kräftiges, dem französischen Pulver ähnliches an) zu 4 g angenommen werden. Die lebendige Kraft des Rückstoßes errechnet sich alsdann zu etwa 2,2 mkg,***) d. h. rund 32% größer als beim Infanteriegewehr M/71.

Will man den Rückstoß nicht stärker als beim Infanteriegewehr haben, so muß man sich bei 18 g schweren Geschossen und einem Gewehrgewicht von 4 kg mit einer Anfangsgeschwindigkeit von rund 570 m begnügen. Will man aber dieselbe Anfangsgeschwindigkeit wie beim Lebelgewehr (620 m) haben, ohne den Rückstoß über den beim Infanteriegewehr M/71 vorhandenen zu vermehren, dabei aber das Gewicht des Gewehrs auf 4 kg herabsetzen, so muß das Geschoßgewicht auf etwa 16 g vermindert werden. Damit käme man ungefähr auf dieselben Verhältnisse wie bei dem französischen Gewehr. Daß hier die Querschnittsbelastung wegen des etwas größeren Kalibers, 8 mm gegen 7,5 mm, um ein Geringes nachsteht — 0,32 g beim

*) Mit Erlaubniß des Herrn Verfassers aus dem bei R. Eisenschmidt in Berlin erschienenen Buche „Wolfram-Geschosse".

**) „Gewicht des Gewehrs 4,5 kg, des Geschosses 25 g, der Pulverladung 5 g, Anfangsgeschwindigkeit 440 m: $\frac{(25 + 2,5)^2 \cdot 440^2}{2 \cdot 9,8 \cdot 4500} = 1659$ mg $= 1,66$ mkg."

***) $\frac{(18,5 + 2)^2 \cdot 640^2}{2 \cdot 9,8 \cdot 4000} = 2196$ mg.

Hebelgewicht gegen 0,35 g auf das Quadratmillimeter — ist für das Gewehr von kleinerem Kaliber immerhin ein Vortheil; indeß glauben wir, daß man auch unter Anwendung von Bleigeschossen noch ein Gewicht von 16 g erreichen kann beim 7,5 mm Kaliber.

So lange es nicht gelungen ist, den Rückstoß, oder sagen wir besser, die Wirkung des Rückstoßes auf den Schützen erheblich abzuschwächen, ist von der Anwendung schwerer Geschosse und mithin von einem spezifisch schwereren Geschoßmaterial kein erheblicher Vortheil zu erwarten. Die Wolframgeschosse würden bei gleichem Gewicht und gleichem Kaliber etwas kürzer als Bleigeschosse ausfallen. Die Waffe brauchte daher einen weniger starken Drall als jetzt, was aber wieder erst dann von besonderem Vortheil wäre, wenn es gelänge, die Grenze des Kalibers, die jetzt bei 7,5 mm liegt, noch weiter herabzusetzen. Es wäre dann wohl denkbar, daß die Bleigeschosse hierbei so lang würden, daß ihnen nicht mehr die nöthige Umdrehungsgeschwindigkeit ertheilt werden könnte.

Nun ist es zwar möglich, durch elastische Zwischenmittel die Wirkung des Rückstoßes auf den Schützen abzuschwächen. So ist beim englischen Henry-Martini-Gewehr*) ein Gummipuffer vorhanden, und auch Mieg erwähnt in seiner „Theoretischen äußeren Ballistik" S. 224, daß er einen solchen aus Weichgummi gefertigten Puffer, welcher sich auch sonst als kriegsbrauchbar und vortheilhaft erwies, bei seinen Versuchen erprobt habe; derselbe habe sich ganz vorzüglich bewährt. Nach unseren Erfahrungen ist ein solcher Gummipuffer durchaus kriegsunbrauchbar, weil jeder Gummi, selbst bei sorgfältigster Aufbewahrung, nach kurzer Zeit seine Elastizität verliert. — Aus dem zu Rathenow erscheinenden Sammelwerk „Die Kriegswaffen", III. Band, V. Heft, ersehen wir, daß Mieg auch noch eine andere auf der Verwendung von Schraubenfedern in Verbindung mit einem Mantelrohr beruhende Vorrichtung zur Abschwächung des Rückstoßes erdacht hat. Erweist sich diese als zweckmäßig und kriegsbrauchbar, dann, aber auch erst dann dürfte die Frage der Wolframgeschosse in ein anderes Stadium treten."

Zu diesen Ausführungen möchte ich folgendes bemerken:

Zunächst muß zugegeben werden, daß die Rückwirkung des Schusses bei dem deutschen Infanteriegewehr M/71 (= 1,66 mkg) allerdings wohl das höchste, für den Schützen auf die Dauer und besonders im Schnellfeuer noch erträgliche Maß der Beanspruchung darstellen wird. Selbst die neuesten Gewehrmuster mit so erheblich gesteigerten Geschoßgeschwindigkeiten dürften eher einen schwächeren als stärkeren Rückstoß ergeben. Legt man z. B. das Gewehr- und Geschoßgewicht, sowie die Mündungsgeschwindigkeit des franzö-

*) Gewicht des Geschosses = 31,1 g, Gewicht der Pulverladung = 5,5 g, Mündungsgeschwindigkeit = 416 m, Gewicht des Gewehrs = 5 kg: $\frac{(31,1+2,75)^2 \cdot 416^2}{19,62 \cdot 4000} = 2,527$ mkg.



fischen fusil M/86 (Lebel) mit bezw. 4,185 kg*), 16 g und 620 m zu Grunde und nimmt das (mir unbekannte) Gewicht der Pulverladung zu höchstens 4 g an, so erhält man die Rückwirkung des Schusses nur wenig über 1,5 mkg.**)

Man wird daher nicht umhin können, dem Herrn Verfasser beizupflichten, wenn er es für geboten erachtet, entweder die lebendige Kraft, und somit auch die Rückwirkung des Geschosses entsprechend zu verringern, oder wenigstens den Eindruck des Rückstoßes auf den Schützen durch Anwendung federnder Zwischenmittel möglichst zu mildern. Wenn er aber hierfür auf Grund seiner Erfahrungen Gummipuffer als „durchaus kriegsunbrauchbar" bezeichnet, „weil jeder Gummi selbst bei sorgfältigster Aufbewahrung nach kurzer Zeit seine Elastizität verliere", so möchte diese

*) Dienstliche „Instruction sur l'armement, les munitions, les champs de tir et le matériel de l'infanterie". Paris 1888. 1re partie. Armement et munitions. S. 34.

**) $\frac{(16+2)^2 \cdot 620^2}{2 \cdot 9{,}8 \cdot 4185} = 1519$ mg.

Die Formel, nach welcher dieser und die früher angegebenen Werthe der lebendigen Kraft des Rückstoßes errechnet sind, ist meines Wissens noch nicht allgemein als zweifellos richtig anerkannt; namentlich stößt sich Mancher bei oberflächlicher Betrachtung daran, daß im Zähler nicht nur die Mündungsgeschwindigkeit, sondern auch die Summe des Geschoß- und des halben Ladungsgewichts im Quadrat auftritt.

Auch Herr Major Mieg (in „Theoretische äußere Ballistik", Berlin 1884. S. 224) rechnet anders und erhält die Bewegungsgröße des Rückstoßes für das deutsche Infanteriegewehr M/71 = 12,014 mkg = rund 1/6 Pferdekraft; ein solcher Stoß würde aber offenbar viel zu stark sein, um vom Schützen überhaupt ertragen zu werden.

Ich gebe deshalb an dieser Stelle die von dem Königlichen Ober-Ingenieur und ersten Konstrukteur im Artillerie-Konstruktions-Bureau, Herrn Pagel, herrührende, sehr einfache Ableitung der Formel.

Es bezeichne:

P das Gewicht der Waffe
p „ „ des Geschosses } in g,
l „ „ der Pulverladung
v die Mündungsgeschwindigkeit des Geschosses,
V die Geschwindigkeit der Waffe in dem Augenblick, in welchem das Geschoß die Mündung verläßt } in m,
g die beschleunigende Kraft der Schwere = 9,8 (genauer 9,81) m,
K (gesucht) die lebendige Kraft der Waffe in mg.

Dann ist, da sich Geschoßgewicht mal Geschwindigkeit und Gewicht der Waffe mal Geschwindigkeit offenbar das Gleichgewicht halten müssen

$$p \cdot v = P \cdot V, \text{ oder,}$$

wenn man mit Piobert dem Geschoßgewicht noch das halbe Gewicht der Pulverladung hinzufügt:

$$\left(p + \frac{l}{2}\right) \cdot v = P \cdot V \text{ und}$$

$$(1) \quad V = \frac{\left(p + \frac{l}{2}\right) v}{P}.$$

Die lebendige Kraft der in Bewegung gesetzten Waffe ist:

$$(2) \quad K = \frac{P \cdot V^2}{2\,g}.$$





Behauptung doch ein wenig zu weit gehen und nicht ohne Widerspruch bleiben können. In der Technik nicht nur, zu zahllosen gewerblichen Zwecken, sondern auch an Gewehren und an Geschützen und Fahrzeugen der Artillerie werden, wie bekannt, Gummipufferungen der verschiedensten Art schon seit Jahrzehnten in großen Massen angewendet, ohne daß sich dabei meines Wissens so schwere Mißstände herausgestellt hätten, die ja ohne Zweifel längst dazu geführt haben würden, eine so unzuverlässige und bald versagende Federung von jeder weiteren Verwendung zu gewerblichen und Kriegszwecken gänzlich auszuschließen. Es ist freilich ein bedeutender Unterschied zwischen Gummi und Gummi. Wenn dem Kautschuk beim Vulkanisiren Schwefel oder Schwefelverbindungen in übermäßiger Menge zugesetzt und außerdem noch, lediglich um durch künstliche Erhöhung des Gewichts auf Kosten der Güte den Preis möglichst herabzudrücken, Schwerspath und Kreide beigemengt werden, so kann man von einem solchen, von vornherein absichtlich verschlechterten, ja verdorbenen Gummi naturgemäß keine vorzüglichen Eigenschaften und besonders keine dauernde Bewahrung seiner Federkraft erwarten; ebensowenig wird seine Haltbarkeit genügen, wenn er durch Verarbeitung von zu feuchtem, wasserhaltigen Kautschuk oder durch Verwendung unreiner Stoffe zum Vulkanisiren schon bei der Bereitung blasige Stellen bekommen hat, die später meist bald brüchig werden.

Ein Gummi dagegen, welcher aus hinlänglich reinen, tadellosen Rohstoffen hergestellt, von allen künstlichen Beschwerungen durchaus frei gehalten und zu dessen Vulkanisirung nicht wesentlich mehr Schwefel, als für den Zweck erforderlich, verbraucht worden ist, — ein solcher Gummi, dessen Dichte höchstens etwa 1,10 beträgt, wird sich auch nach jahrelanger Benutzung

---

Setzt man in (2) den Werth von V aus (1) ein, so ergiebt sich für K:

$$K = \frac{P}{2g} \cdot \frac{(p + \frac{1}{2})^2 \cdot v^2}{P^2}$$

$$(3) = \frac{(p + \frac{1}{2})^2 \cdot v^2}{2g \cdot P}.$$

Fraglich bleibt nur, ob es zutreffend ist, gerade das halbe Gewicht der Pulverladung in Rechnung zu ziehen. Piobert konnte diesen Werth natürlich nur für ein inzwischen längst veraltetes und nach heutigen Begriffen sehr minderwerthiges Pulver annehmen; es ist deshalb mehr als wahrscheinlich, daß der wesentlich anders gearteten Verbrennung der jetzigen Pulversorten ein andrer Quotient von 1 weit besser entsprechen würde; diesen aber einigermaßen zuverlässig zu bestimmen, liegt vorläufig noch außer dem Bereich der Möglichkeit. —

Herr Professor Hebler gelangt zu einer annähernd ähnlichen Formel, die indeß etwas kleinere Werthe ergiebt, so z. B. für das Infanterie-Gewehr M/71 1,58 statt 1,66 und für das Henry-Martini-Gewehr 2,4 statt 2,527 mkg.

Die Herleitung der Hebler'schen Formel erscheint mir nicht nur ziemlich umständlich, sondern in manchen Punkten auch anfechtbar, weshalb ich die unsrige, welche überdies jedenfalls bequemer ist, auch für die bessere halte.



und Aufbewahrung noch vollkommen elastisch und brauchbar erweisen, sofern ihm nicht eine gar zu ungeeignete und gewaltsame Behandlung widerfährt. — Entscheidende Gründe, die Verwendung von Gummipuffern zur Milderung des Rückstoßes der Gewehre unbedingt und grundsätzlich auszuschließen, liegen also offenbar keineswegs vor. Kann man sich aber trotzdem mit einer Pufferung aus Gummi nicht befreunden, so steht auch nichts im Wege, statt dieses, immerhin theuren Stoffes, den wohlfeileren Kork in geeigneter Form anzuwenden, welchem der gerügte Fehler, bei der Aufbewahrung seine Federkraft zu verlieren, jedenfalls nicht anhaftet.

Die ferner erwähnte und ebenfalls von Herrn Major Mieg erfundene Vorrichtung, den Rückstoß mittelst Schraubenfedern abzuschwächen (Capitaine und von Hertling: „Die Kriegswaffen", Bd. III, Heft 5, S. 42/43), läßt sich nur bei solchen Gewehren anwenden, deren Lauf von einem äußeren Mantelrohr mit mäßigem Zwischenraum umschlossen wird. An der Innenfläche des Mantels ist nahe der Mündung ein cylindrischer Ring befestigt und vor diesem auf das vordere Lauf-Ende eine gleichfalls cylindrische Mutter aufgeschraubt; letztere hat im Mantel ein wenig Spielraum, ebenso der Lauf im Ring; beim Schuß gleitet daher der Lauf im Mantel frei zurück und drückt hierbei eine zwischen Mutter und Ring eingelegte Schraubenfeder zusammen. Dadurch wird der dynamische Gesammtwerth des Rückstoßes, oder seine aus Kraft und Weg zusammengesetzte mechanische Arbeit freilich nicht verringert; wohl aber wird der Weg verlängert und die Kraft entsprechend vermindert. Der Schütze muß nach wie vor die volle Arbeit des Rückstoßes aushalten, aber durch die allmähliche Anspannung der eingeschalteten Feder (oder des Gummipuffers) wird sie ihm sozusagen in einer größeren Anzahl kleinerer Dosen beigebracht und läßt sich daher von dem Manne weit leichter ertragen, als ohne Puffer.

Eine ähnliche Pufferung mit Schraubenfeder will Herr Major Mieg auch am hinteren Ende der Verschlußhülse anbringen.

Als Laie in den technischen Einzelheiten der Gewehr-Konstruktion vermag ich über die praktische Ausführbarkeit und Brauchbarkeit dieser Vorrichtungen natürlich nicht zu urtheilen; theoretisch betrachtet erscheinen sie einfach, zweckmäßig und mit möglichst geringem Aufwand von Raum und Gewicht angeordnet. Ihre thatsächliche Geeignetheit könnte selbstredend nur durch umfangreiche Versuche festgestellt werden.

Jedenfalls aber ist, auch im Hinblick auf die beim Henry-Martini-Gewehr schon seit Jahren erprobte und angewendete Gummipufferung, kein triftiger Grund ersichtlich, weshalb es nicht gelingen sollte, durch Einfügung federnder Zwischenmittel, mögen diese nun in Gummiplatten, Korkplatten, Schraubenfedern oder dergl. bestehen, die Rückwärtsbewegung des Mieg'schen 7,5 mm Gewehrs mit Wolframgeschossen derart zu mildern, daß seine Einwirkung auf den Schützen dauernd und auch im Schnellfeuer erträglich wird.

Hören wir nun noch, welche allgemein beachtenswerthe Auffassung Herr Major Mieg in seiner „Theoretischen äußeren Ballistik“ (a. a. O.) über die in Rede stehende Angelegenheit entwickelt: „— — — Um den Rückstoß für den Schützen erträglich zu machen, muß dann die Waffe mit einem Puffer an der Kolbenkappe versehen werden. Die Herstellung eines entsprechenden kriegsbrauchbaren Puffers unterliegt keinen Schwierigkeiten; wenn man noch in keiner Armee dazu geschritten ist, so liegt dies daran, daß man eben im Allgemeinen zu sehr am Althergebrachten hängt, daß der Bruch mit dem dermaligen Bau der Waffen, wenn auch kein gewagter, doch ein großer — im Waffenwesen revolutionärer — ist, der eines gewichtigen Anstoßes bedarf. Entschließt man sich erst zu einem zweckmäßigen Bau der Waffen, so folgt die Erhöhung von Ladungs- und Geschoßgewicht, verbunden mit einem den Rückstoß erträglich machenden Puffer, ganz von selbst. Auf diesem Wege wird es möglich werden, die bisherige Leistungsfähigkeit der Infanterie-Waffe noch wesentlich zu erhöhen. Es fragt sich zur Zeit bloß, wer den ersten Schritt wagt?“

Schließlich könnte noch eingewendet werden, daß die Trefffähigkeit der Geschütze durch Einschaltung irgend welcher federnden Zwischenmittel zur Abschwächung oder Bremsung des Rücklaufes erfahrungsmäßig geschädigt wird und daß der gleiche Vorgang deshalb auch bei gepufferten Gewehren zu erwarten sei.

Es ist vollkommen richtig und ebenso durch theoretische Gründe wie durch praktische Versuche unschwer nachzuweisen, daß das Schießgerüst, die Lafette, „mitschießt“; gleichzeitig mit dem Anfang der Vorwärtsbewegung des Geschosses im Rohr beginnt auch die Rückwärtsbewegung der Lafette; der erste Theil ihres Rücklaufs, während dessen das Geschoß sich noch in der Seele befindet, ist daher durch den Einfluß, welchen er auf die Stetigkeit oder die Schwankungen der Rohrachse ausübt, auch von Bedeutung für die anfängliche Richtung, in welcher das Geschoß die Mündung verläßt, also für die Abgangswinkel. Je fester und starrer die Lafette gebaut ist, je weniger sie in Folge dessen durch den Rückstoß des Rohrs durchgebogen oder gestaucht wird, je ruhiger und gleichmäßiger ihr rollender oder gleitender Rücklauf von statten geht, desto weniger wird sich die ursprüngliche, durch das Nehmen der Richtung dem Rohr gegebene Lage beim Schuß verändern, desto geringer wird sonach auch die Ablenkung des Geschosses von seiner normalen Bahn ausfallen. Eine zu leicht und federnd gebaute Lafette dagegen, die Einschaltung elastischer Puffer zur Milderung des Rückstoßes, die Anwendung scharf und nicht gleichmäßig genug wirkender Bremsen zur Hemmung des Rücklaufs werden stets bewirken, daß Letzterer mehr oder weniger unregelmäßig, stoß- und sprungweise ausfällt und die Stellung des Rohrs, sowie die Richtung des Geschosses verhältnißmäßig bedeutenden Schwankungen

unterliegt, welche selbstredend die natürliche Trefffähigkeit des Geschützes entsprechend beeinträchtigen.

Daraus folgt jedoch keineswegs, daß ähnliche Verhältnisse auch bei dem Gewehr durch Anbringung von Gummipuffern und Federn herbeigeführt werden würden. Das Gewehr findet ohnehin im Arm und an der Schulter des Schützen kein entfernt so starres und unbewegliches Auf- und Widerlager, wie das Geschütz auf dem Erdboden, der Bettung oder dem Rahmenunterbau. Den Pulsschlag des Blutes und die unwillkürlichen Bewegungen der Muskeln und Nerven vermag selbst der beste Schütze, wenn er auch „wie aus Erz gegossen" dasteht, durch die Macht seines Willens nie völlig unwirksam zu machen. Gilt dies schon unter gewöhnlichen Umständen, die weder sein Gemüth noch seinen Körper irgendwie beunruhigen, wieviel mehr in der Aufregung des Gefechts, nach anstrengendem, athemraubenden Lauf und unter hochgradiger Erschöpfung durch Hunger, Durst, Marsch und Hitze.

Beim Schießen mit aufgelegtem Gewehr vermindert sich ja naturgemäß der schädliche Einfluß jener für die Stetigkeit des Laufs im Augenblick des Abfeuerns so nachtheiligen Kräfte, aber doch bei Weitem nicht in dem Maße, daß dadurch auch nur eine annähernde Gleichheit der Verhältnisse bei dem Geschütz und Gewehr bedingt würde und eine Schlußfolgerung von dem einen auf das andere in Betreff der Anwendbarkeit von Pufferungen zur Milderung des Rückstoßes gerechtfertigt erschiene. Ein wie großer und grundsätzlicher Unterschied zwischen der Artillerie- und der Infanteriewaffe in dieser Beziehung obwaltet, geht am deutlichsten und schlagendsten daraus hervor, daß Herr Major Mieg von der Annahme seines eben erwähnten Federpuffers nicht nur keine Verringerung, sondern gerade im Gegentheil eine Steigerung der Trefffähigkeit des Gewehrs erwartet. Er begründet diese Annahme durch nachstehende Auseinandersetzung:*)

„— Bei den dermaligen Gewehren wird durch den Schuß ein rascher, kurzer und sehr starker Stoß auf das Schloß und die Verschlußhülse übertragen. Gleichzeitig gehen die durch den besagten Stoß in der Verschlußhülse hervorgerufenen Schwingungen und Vibrationen auf den in dieselbe fest eingeschraubten Lauf über; ebenso wird der Schaft in seiner ganzen Länge in lebhafte Vibrationen versetzt. Beide Momente, sowohl die Schwingungen und Vibrationen des Laufs als des Schaftes, wirken nicht nur nachtheilig auf die Präzision ein, sondern bewirken auch Ungleichheit im Hochschuß an den verschiedenen Beschußtagen, je nach der momentanen Verfassung der Waffe und des Pulvers, je nach Temperatur und Feuchtigkeit der Luft u. s. w.

Diesen Uebelständen wird bei der vorliegenden Konstruktion, welche sich nur auf Hinterladegewehre mit Mantelrohren über den Lauf erstreckt und

*) Capitaine und von Hertling: „Die Kriegswaffen" a. a. O.



erstrecken kann, dadurch begegnet, daß man den Rückstoß und die Rückwirkung des Schusses auf das Schloß bezw. die Verschlußhülse und den damit auf den Schaft erfolgenden heftigen Stoß durch Anbringung von federnden Puffern möglichst abschwächt bezw. aufhebt, die Schwingungen und Vibrationen des Laufes und des Schaftes werden dann beim Schusse ganz minimale, woraus naturgemäß eine bessere Präzision, wie eine große Gleichmäßigkeit im Hochschuß an den verschiedenen Beschußtagen resultirt."

(Schluß folgt.)

Die 14. Infanterie-Division am Schipka-Paß im Monat August 1877.

III.

Die Vertheidigung vom 27. August bis 1. September.

Am 27. August eröffneten die Türken mit Tagesanbruch das Gewehrfeuer, anfangs langsam, dann stärker, und um 7 Uhr war ein lebhaftes Feuergefecht im Gange, wenn auch schwächer als an den vorhergehenden Tagen. Ziele für ihr Feuer hatten die Türken genügend; vom Nikolaus-Berge angefangen bis zu den Lagerplätzen am Brjansker Häuschen konnten die Türken überall von ihren beherrschenden Stellungen aus Soldaten sehen, welche die verschiedensten Arbeiten beim Bau von Deckungen ausführten oder verschiedenen Dienstverrichtungen nachkamen.

Vier Kompagnien des Volhynischen Regiments lösten die Orel'schen auf dem Volhynischen Berge ab, welcher von diesem Tage an ausschließlich von Kompagnien dieses Regiments besetzt wurde. Auf diesem Berge waren nicht weniger fortificatorische Arbeiten als auf den anderen Punkten der Schipka-Stellung auszuführen. Die Logements waren aus Stein aufgebaut, sie deckten nur sitzende Leute, und selbst diese ungenügend, es genügte eine Granate, um Deckung und Vertheidiger zu vernichten. Es war nöthig, dieselben mit Schanzkörben und Faschinen zu umgeben oder mit einer dicken Schicht Erde zu bedecken, welche man von hinten herbeischaffen mußte; es waren Gänge zwischen den Werken zu bauen, Deckungen gegen Fla[illegible] Rückenfeuer durch Traversen zu schaffen. Es mußte ein Werk [illegible]

Kompagnie gebaut werden an der nördlichen Seite, wo bis dahin die Mannschaften in kleinen Gräben, welche an dem ganzen nördlichen Abhange zerstreut lagen, sich befanden, so daß die Leitung sich in den Händen von Unteroffizieren oder den Aeltesten in den Schützenlöchern befand, während es sehr wünschenswerth war, besonders bei einem nächtlichen Angriffe, daß der Kompagnieführer die Möglichkeit erhielt, seine Kompagnie in der Hand zu behalten. Sogar die Front verlangte eine Verstärkung. Es waren in dieser Richtung im Ganzen zwei Deckungen, jede für einen Zug vorhanden; bei einem Frontalangriff oder einem solchen aus südwestlicher Richtung konnte der Gegner nur von einer halben Kompagnie beschossen werden. Infolge des Geländes war es nicht möglich, diese zwei Gräben zu verlängern, man mußte hinter denselben Brustwehren bauen, so hoch, daß von ihnen über die davorliegenden hinweggeschossen werden konnte.

Alle diese Arbeiten zur Verstärkung der Stellung auf dem Volhynischen Berge wurden allmählig bei Nacht und nur durch einen Theil der Mannschaften, welche den Berg besetzt hielten, ausgeführt, während die anderen sich in voller Bereitschaft befanden, den Gegner zu empfangen. Während des Tages konnte man nicht nur keine Arbeiten ausführen, sondern es war sogar jeder Verkehr zwischen den Deckungen und von denselben nach rückwärts, bis zum Ausbau der Verbindungsgänge unmöglich, so daß den Verwundeten eine Hülfe nur in ihnen geleistet werden konnte. In jedem Logement befand sich ein Feldscheer oder Sanitätssoldat und nur Nachts konnten die Verwundeten zurücktransportirt werden.

Mit der Besetzung des Berges durch die Volhynier wurde nachstehende Anordnung getroffen, um fortwährend bereit zum Empfange des Gegners zu sein. Jeder Vorgesetzte, sowohl Offizier wie Unteroffizier, befand sich beständig bei seiner Abtheilung. Nachts wurde der Berg mit einer Kette von „sekreten Posten" umgeben, welche gegen den Feind 150—200 Schritt vorwärts der Vertheidigungslinie sich placirten. Auch die Türken hatten vor ihre Linie solche Posten vorgeschoben, welche von den unsrigen ebenfalls etwa 150—200 Schritt entfernt waren. Mit Tagesanbruch wurden die Posten eingezogen. Tagsüber konnte man sie nicht stehen lassen, weil sie in dem Walde von den Bergen aus durch die Türken eingesehen und weggeschossen werden konnten. Nach dem Einziehen dieser Posten wurden Beobachtungsposten hinter Scharten in den Deckungen aufgestellt.

Das Sitzen in den Logements auf dem Schipka unter den brennenden Strahlen der Sonne war überall beschwerlich, ganz besonders aber auf dem Nikolaus- und dem Volhynischen Berge in der Nähe von Massen von verwesenden Leichnamen, unter dem fortwährenden, auf 5—600 Schritt abgegebenen Feuer des Feindes und wo keine Möglichkeit vorhanden war, eine Zeit lang umherzugehen, um den vom langen Sitzen schmerzenden Rücken oder die Beine geradezubiegen. Das häufige Schießen von Seiten der Türken

dauerte den ganzen Tag fort, auf unserer Seite wurde nur schwach gefeuert. Auch von beiden Seiten wurde der Artilleriekampf nur langsam weiter geführt. Abends wurde für die Nacht besondere Wachsamkeit anempfohlen; nach den vom General Radetzky erhaltenen Nachrichten wurde ein Angriff der Türken auf das Dorf Selenoje-Drjewo erwartet, im Rücken unserer Verbindungen mit Gabrowo.

Der dermalige Kommandeur der 2. Brigade, Oberst Duchonin, erhielt durch den Führer der Division, Generalmajor Petruschewski, den Befehl, zwischen dem Brjansker Häuschen und Selenoje-Drjewo einen optischen Offizierspoften einzurichten, welcher die Türken am „kahlen Berg" beobachten und mittels verabredeter Signale von dem Bemerkten Meldung machen sollte. Der Posten wurde vom 3. Bataillon Shitomir'schen Regiments aufgestellt und außerdem stellte das Podolische Regiment noch einen andern Posten zur Beobachtung des ersteren aus.

Mit Einbruch der Nacht hörte das Schießen auf.

28. August. Von Seiten der Türken wurde lebhaft durch Infanterie und Artillerie gefeuert; auf unserer Seite wurde selten von der Artillerie, noch schwächer von der Infanterie geschossen.

Die Podolier hatten ihren Regimentsfeiertag. Nach dem Te deum, welches beim 1. Bataillon abgehalten wurde, das am Brjansker Häuschen stand, war noch eine Seelenmesse für die Gefallenen. Dann begab sich Oberst Duchonin mit dem Geistlichen in die vordere Gefechtslinie, wo das 3. Bataillon lag. Hier ging der Geistliche alle Laufgräben ab und besprengte die Leute mit Weihwasser. Die Soldaten beteten andächtig und küßten das Kreuz. Im Biwak wurde unter freiem Himmel ein Mittagessen für die Offiziere abgehalten, zu welchem auch die Offiziere der in der Nähe liegenden drei Kompagnien des Volhynischen Regiments eingeladen waren. Auch der Kommandeur des Shitomir'schen Regiments, Oberst Tjäschelnikoff, nahm Theil. Der kleine Kreis von Offizieren, welche in ihrer Mitte Vertreter dreier Regimenter der Division zählte, die von ihrem liebenswürdigen Wirthe, dem Obersten Duchonin, eingeladen worden waren, verbrachte einige Stunden in freundschaftlichem Gespräch über die jüngst verlebten Tage. An diesem Tage traf die 2. Schützen-Kompagnie aus Tirnowa ein, wo der übrige Theil des Bataillons blieb.

29. August. Dasselbe Gewehr- und Geschützfeuer wie an den beiden vorhergehenden Tagen. Der Chef des Generalstabes der mobilen Armee, General-Adjutant Njepokoitschitzki, traf bei uns am Schipka ein, um den Truppen im Namen Sr. Majestät des Kaisers und Sr. Kaiserlichen Hoheit des Höchstkommandirenden den Allerhöchsten Dank für das tapfere Verhalten zur Zeit der sechstägigen Vertheidigung der Stellung auszusprechen. Zum Empfange des Generals waren die in Reserve befindlichen Truppen am Wege an ihren Biwakplätzen aufgestellt; die in der vorderen Stellung befind-

lichen Truppen blieben in den Laufgräben. General-Adjutant Njepokoitschizki, begleitet von den Generalen Radetzky und Petenschewski und seiner Suite, ritt die Stellung ab; auf dem Nikolaus-Berge ging er zu Fuß die Truppen ab und dankte den Mannschaften überall.

In Folge der äußersten Ermüdung der Mannschaften der Truppen der 9. Infanterie-Division wurde die Ablösung der Gefechtslinie des Brjansker Regiments durch das Minsker Abends vom Korps-Kommandeur befohlen, der Nikolaus-Berg sollte von 2 Bataillonen Podolischen Regiments besetzt werden, welche die dort befindlichen Theile des Orel'schen Regiments und die 4. Bulgarische Druschine ablösen sollten. Die Ablösung sollte am nächsten Tage vor sich gehen.

30. August. Das Feuer seitens der Türken wurde weder schwächer noch stärker.

Die Kommandeure der Regimenter Minsk und Podolien, Oberst Molski und Duchonin, Ersterer mit seinen Bataillons- und Kompagnie-Kommandeuren, Letzterer mit den Bataillons-Kommandeuren, begaben sich vor zur Besichtigung des ihren Regimentern zur Vertheidigung überwiesenen Terrains. Oberst Lipinski und Graf Tolstoi zeigten alle Einzelheiten der Stellung, sowie sie auch die vom Feinde besetzte Umgebung erklärten.

Die Minsker lösten die Brjansker ab, das 3. Bataillon Podolien besetzte gegen 2 Uhr Mittags die Logements auf beiden Seiten des Weges, Front nach Westen und Osten, von der „runden Batterie" bis zum Volhynischen Häuschen, so daß es auf der einen Seite an die Stellung des Volhynischen Regiments anschloß, auf der anderen an die des 13. Schützen-Bataillons.

Die Stellung des Minsker Regiments wurde in Abschnitte eingetheilt, zu deren Kommandeuren Stabsoffiziere ernannt wurden; es wurde sogleich dazu geschritten, die Logements auszubessern und sie zu vergrößern, wo sie für die neuen Truppentheile nicht ausreichten. Von dem Regimente mußten auch die Arbeiter für die in seinem Abschnitte liegenden runden und Central-Batterie geliefert werden. Vor Allem galt es, Arbeiten an der Central-Batterie auszuführen, welche eine Brustwehr von ungenügender Höhe und zu schwachem Profil hatte.

Mit Einbruch der Nacht begannen auch die Podolier die Truppen abzulösen, welche den Nikolaus-Berg besetzt hielten. Hier erkundigten sich die Offiziere und Unteroffiziere bei den Abzulösenden über die Sicherungsmaßregeln, die Richtung des Feuers, die Höhe der Visire u. Von den neu eingetroffenen Truppentheilen besetzten die 2. und 3. Schützen-Kompagnie die Felsen, die 1. den Laufgraben östlich der Chaussee, die übrigen Kompagnien die auf der Höhe des Berges gelegenen Logements mit Ausnahme von zwei Kompagnien (1. und 2. Linien-Kompagnie), welche bei der „Stahl-Batterie" in Reserve standen.

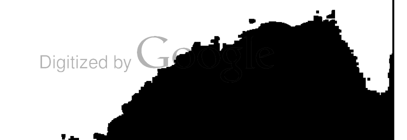
Das 15. Schützen-Bataillon hatte wie vorher die Position bei der Stahl-

Batterie besetzt, wobei 2 Kompagnien in Gräben links der Batterie, 2 in Reserve sich befanden. Im Ganzen waren 14 Kompagnien auf dem Nikolaus-Berge.

Mit Besetzung des Berges durch das Regiment Podolien wurde folgende Anordnung getroffen. In jedem Logement wurden die Leute in Gruppen getheilt in 2 Ketten, welche aus 8 Mann unter einem Führer bestanden. Bei Tage führten in diesen Kettengliedern die Mannschaften der Reihe nach das Feuergefecht mit dem Gegner und die Beobachtung desselben. Nachts war eines derselben zur Wache im Falle eines feindlichen Angriffes, die Anderen zur Ausführung von Arbeiten bestimmt. Bei den Linienkompagnien schossen die Beobachtungsposten aus Unteroffiziersgewehren, denn es war nicht möglich mit den Mannschaftsgewehren, deren Visir bis 600 Schritt nur reichte, auf die nöthigen Entfernungen zu schießen. Außerdem waren zu den Linien-Kompagnien, welche den Nikolaus-Berg besetzt hielten, einige Schützen vom 15. Schützen-Bataillon kommandirt, welche mit ihren Berdan-Büchsen den Gegner bis einschließlich 1500 Schritt erreichen konnten. Die Schützen-Kompagnien des Podolischen Regiments, welche die vordersten Punkte des Berges besetzt hatten, führten das Feuergefecht mit dem am südlichen Abhange desselben liegenden Gegner auf Entfernungen geringer als 600 Schritt.

Zur Aufrechterhaltung der Ordnung und vollständigen Bereitschaft im Falle eines Sturmes seitens des Gegners befanden sich alle Offiziere bei ihren Kompagnien in denselben Deckungen wie die Leute. Nachts sicherte man sich durch „sekrete Posten". Der Kommandant der Position hatte seinen Aufenthalt auf dem Vorsprunge des Nikolaus-Berges, wo sich auch die „Stahl-Batterie" befand, zur schnelleren Beförderung von Befehlen an die Kompagnien wurden aus jeder derselben zwei Ordonnanzen zum Oberst Duchonin befehligt.

Auf dem Nikolaus-Berge waren viele Arbeiten vorzunehmen, um die Vertheidigung mit den schwierigen Verhältnissen, unter denen sie stattfinden mußte, in Einklang zu bringen. Der ganze Berg wurde vom Feinde sowohl mit Gewehr- als mit Artilleriefeuer von allen Seiten unter Feuer gehalten; von rechts und im Rücken aus den Batterien am „kahlen Berge" und dem Logement auf dem „waldigen Berge", in der Front aus den Batterien am südlichen Abhange des Berges, von links und im Rücken aus dem Logement und den Batterien von Klein-Beredok. In ganz besonders schwieriger Lage befanden sich die auf der Höhe des Berges befindlichen Truppen. Die besetzten Befestigungen oder, richtiger gesagt, die feldmäßigen Schützengräben, waren von sehr schwachem Profil und entsprachen durchaus nicht der gegenwärtigen Lage. Dort war der Mangel an Schanzzeug fühlbar, dazu war der Boden entweder felsig, oder er bestand aus kleinen Steinen, welche mit Lehm so fest verbunden waren wie Cement, so daß die Hacken und Hauen mit Mühe den Boden auflockerten. Nicht in besserem Zustande



befanden sich auch die Batterien auf dem Nikolaus-Berge, mit Ausnahme der noch mit Schanzkörben erbauten Stahl-Batterie, denn sie hatten kaum ein solides Feldprofil mit Schießscharten. Batterie Nr. 2 hatte eine Brustwehr aus Rasenstücken, aber so dünn, daß diese in Folge zwei auf dieselbe Stelle treffender Granaten umgeworfen wurde. Die Mannschaften hatten keine Unterkunft, als neben den Geschützen ausgehobene Gruben, wo sich auch der Offizier befand. Die Verbindung mit den übrigen auf dem Nikolaus-Berge befindlichen Truppen war unter dem Kreuzfeuer sehr riskirt. Die Batterie war für 2 Geschütze gebaut, welche durch eine ziemlich schwache Traverse getrennt waren; sie hatte 3 Scharten, davon 2 in der linken Face. Um Batterie Nr. 3 in gehörigen Stand zu setzen, war auch viel Zeit nöthig. Lieutenant Murfin, der zuerst von der 14. Artillerie-Brigade mit seinen 4 Geschützen in die Batterie kam, erzählt, daß dieselbe sich im traurigsten Zustande befand; von den vier Geschützemplacements deckte die Brustwehr kaum das Geschützrohr. Einer der Nummern, der neben dem Geschütz ganz zusammengebückt saß, ging eine Kugel längs des Rückens. Schüsse gingen durch die Brustwehr. Von Batterie Nr. 4 ist mir nichts bekannt; aller Wahrscheinlichkeit nach war sie auch nicht vollendet und man mußte sie wie auch die übrigen Batterien nach den Kämpfen im Monat August, d. i. mit Ankunft des Regiments Podolien, ausbauen. Bedeckte Aufenthaltsräume für schlechtes Wetter gab es nicht nur nicht für die Mannschaften, sondern auch die Offiziere mußten unter freiem Himmel lagern. Es bestanden große Schwierigkeiten für den Bau von Unterkunftsräumen, weil in der Nähe kein geeignetes Baumaterial vorhanden war und man dieses von hinten weit herholen mußte, wozu auch nur wenig Arbeiter aus den Abtheilungen genommen werden konnten, um diese in ihrer ständigen Gefechtsbereitschaft nicht zu schwächen. Die Arbeiter konnten von vier an weniger gefährdeten Orten gelegenen Kompagnien entnommen werden. Von diesen wurden auch die Arbeiter zum Ausbessern der Batterien kommandirt, welche bei Tage beschädigt worden waren, ferner zum Bau von Munitionsmagazinen, zur Verstärkung der Profile der Brustwehren, zum Bau von Traversen und zu anderen Arbeiten, wozu ganz beträchtliche Kommandos von 100—150 Mann nöthig waren.

An diesem Tage kamen zwei Kompagnien des Volhynischen Regiments (die 3. und 4.) an, welche in Samowobach geblieben waren; mit deren Ankunft erhielt das ganze 1. Bataillon den Befehl, sich mit dem Regimente zu vereinigen, welches den Volhynischen Berg und die Gräben zu beiden Seiten der Straße besetzt hatte vom Volhynischen Häuschen an bis zum nördlichen Abhang des Nikolaus-Berges. Seit Eintreffen des 1. Bataillons waren die Abtheilungen des Regiments wie folgt vertheilt: die 5 Kompagnien des 2. Bataillons in den Trancheen, vom Nikolaus-Berge an bis zum Volhynischen Häuschen, die 2. und 10. Kompagnie am Ostabhang des Volhynischen

Berges, wo sie noch in dieser Nacht den Bau von Deckungen für sich begannen, deren noch keine vorhanden waren; ihre Bestimmung war, als nächste Reserve für die auf dem Volhynischen Berge befindlichen Truppen zu dienen. Die Kompagnien des 1. und 3. Bataillons (je 4 — eine Schützen- und 3 Linien-) waren in 2 Ablösungen getheilt, welche 24stündlich die Stellung auf dem Volhynischen Berg besetzten. Das abgelöste Bataillon begab sich auf 24 Stunden nach dem Hofe der neu ausgebauten türkischen Kaserne, welche die Bezeichnung „Volhynisches Häuschen" erhalten hatte. Dieses im Zustande der Ruhe befindliche Bataillon war als Reserve sowohl für den Nikolaus-, als für den Volhynischen Berg bestimmt. Von ihm wurden die Arbeiter befehligt, welche die Geschütze und Munitionswagen auf den Nikolaus-Berg heraufzogen, die Schanzkörbe auf den Volhynischen Berg trugen, Gräber für die Gefallenen im Laufe der 24 Stunden gruben und die Arbeiten ausführten, um nur einigermaßen die Kaserne vor den feindlichen Schüssen zu decken.

Die unvollendete türkische Kaserne blieb für die Dauer der ganzen Vertheidigung in ihrem ursprünglichen Zustande mit wenig unbedeutenden Verbesserungen. Der Grundriß der Kaserne war dem Buchstaben P (russisch П) ähnlich, jede Seite derselben war etwa 30 Schritt lang. Auf der dem Nikolaus-Berge zugewandten Seite, d. i. der südlichen, woselbst sich der erste Verbandplatz befand, waren die Mauern aufgeführt, aber noch nicht mit Kalk beworfen, dieselben hatten kleine Oeffnungen für Fenster, aber ohne Glas und Rahmen, das Dach war ein schlechtes Schieferdach, die Decke aus Flechtwerk mit Lehm beworfen, Dielung nicht vorhanden. Das Dach hatte durch die einschlagenden Geschosse ein noch schlechteres Aussehen erhalten und der Regen hatte durch dasselbe auf die ganze Ausdehnung des Verbandplatzes freien Zutritt. Es befanden sich hier zwei Kamine, oder richtiger gesagt, türkische Herde, um die herum man sich wärmen konnte, aber sie konnten keinesfalls den Schuppen erwärmen, sobald schlechtes Wetter eintrat; dann war es sowohl kalt, als schmutzig und finster darin.

In der Ecke, durch ein Flechtwerk vom Verbandplatz abgetrennt, befand sich die Offiziers-Bedienung und die Küche. Die ganze westliche Seite hatte nur eine steinerne Frontmauer, von der anderen Seite bestand nichts als steinerne Säulen, welche das auch von Geschossen durchlöcherte Schieferdach stützten, unter diesem war keine Decke, so daß die Sonne durch das Dach schien. Unter einem derartigen Nothdache befanden sich eine Kompagnie und die Offiziere. An der nördlichen Seite waren die Mauern nur $1^1/_2$ Arschin (1,07 m) hoch aufgeführt, dort lagerte eine zweite Kompagnie.

Um den Hof nur einigermaßen vor dem Artillerie- und Infanteriefeuer des Feindes zu schützen, begann man zwei hohe Brustwehren aufzuführen, zwischen welchen 2 Kompagnien plazirt wurden.

An Stelle des Minsker Regiments wurden als nächste Reserve für die

Gefechtslinie das 2. und 3. Bataillon Shitomir'schen Regiments bestimmt, welche vom Brjansker Häuschen zur Dragomiroff-Batterie verlegt wurden, das 1. Bataillon des Regiments hatte die Laufgräben im Osten dieser Batterie besetzt. Mit der Vereinigung dieser 2 Bataillone befand sich auch das Shitomir'sche Regiment versammelt. Dasselbe hatte außerdem täglich eine Kompagnie nach dem „Neutralen Berg" zu schicken, um die Sicherungslinie auf beiden Seiten der Dragomiroff-Batterie zu unterhalten.

Auf diese Weise war vom 30. August an die ganze Gefechtsstellung bis einschließlich der Dragomiroff-Batterie von der 14. Infanterie-Division eingenommen, das 15. Schützen-Bataillon befand sich am Abhang des Nikolaus-Berges, das 13. hatte die Stellung am Fuße der „runden Batterie" besetzt, mit der Front nach Osten. In Reserve bei der Dragomiroff-Batterie stand das 16. Schützen-Bataillon; hinter dieser Batterie am Rücken der Höhe beim sogenannten Paradiesthale lagerte das 14. Schützen-Bataillon. Hier standen auch 2 Kompagnien Plastunen (vom 25. August an), welche die Vorposten von der Dragomiroff- bis zur Podtjaginowski-Batterie geben; außerdem schickten sie noch 2 Kommandos unter Unteroffizieren ab: eins nach der rechten Flanke, zum Dorfe Selenoje-Drewo, das andere nach der linken Flanke zum Peschtowo-Berge, zur Beobachtung des Feindes.

Die abgelösten Truppen lagerten: das Brjansker Regiment am Brjansker-Häuschen, von wo es die Bedeckung zur Podtjaginowski-Batterie gab; das Orel'sche Regiment im Biwak hinter der Telegraphen-Station; die 4. bulgarische Druschina verließ den Schipka-Berg und vereinigte sich mit der bulgarischen Opolschtschenie, welche die Stellung beim Dorfe Selenoje-Drjewo besetzt hatte.

Am 30. besetzte auch die 4. Batterie der 14. Artillerie-Brigade mit 4 Geschützen die Zentral-Batterie (Nr. 5), wo sich auch ihr Kommandeur befand, die andern 4 Geschütze wurden auf der Runden-Batterie (Nr. 6) postirt, wo sie die 5. Batterie der 9. Artillerie-Brigade und 2 Geschütze der 10. Kasaken-Batterie ablösten, welche den Berg verließen.

Die Kommandoführung in der vorgeschobenen, wie in der Hauptstellung ging auf den Führer der Division, Generalmajor Petruschewski über.

Außerdem war die Stellung noch in Abschnitte unter besonderen Führern eingetheilt:

Der erste Abschnitt — Nikolaus-Berg — Kommandant der Kommandeur des Podolischen Regiments Oberst Duchonin;

der zweite Abschnitt — die Volhynische Stellung mit dem Volhynischen Berg und die Minsker Position — Kommandant Oberst Molski, welcher infolge Erkrankung des Brigade-Kommandeurs, Generalmajor Jolschin, zeitweise die 1. Brigade der 14. Infanterie-Division befehligte;

der dritte Abschnitt — die Shitomirsche Position — Kommandant der Kommandeur des Shitomirschen Regiments, Oberst Tjäschelnikoff;

der vierte Abschnitt — die Stellung bei der Podtjaginoff-Batterie und am Brjansker Häuschen — Kommandant der Kommandeur des Brjansker Regiments, Oberst Ehlers.

Hinter dem vierten Abschnitt befand sich das Lazareth der 9. Infanterie-Division (der zweite Verbandplatz), der Korpsstab und die allgemeine Reserve.

Der Kommandeur der 14. Infanterie-Devision, General Petruschewski zusammen mit seinem Stabe hielt sich auf dem Abhange der Dragomirow-Batterie auf.

Täglich Abends wurde von jedem Regiment der Reihe nach ein Adjutant mit dem Tages-Rapport zum Führer der 14. Infanterie-Division und von diesem täglich ein Offizier zum Korps-Kommandeur geschickt mit der Meldung über die Vorkommnisse des verflossenen Tages und über die Anordnungen betr. des Dienstes und der Arbeiten in der Stellung, sowie der Befehle, welche der Divisions-Kommandeur selbstständig ausgegeben hatte.

31. August. Von Seiten der Türken starkes Gewehr- aber schwaches Artilleriefeuer, von unserer Seite schwaches Infanteriefeuer, die Artillerie erwiderte das des Gegners nicht.

Nach dem Schipka kam eine Kompagnie des 2. Sappeur-Bataillons, da aber soviel Arbeiten in der Stellung vorzunehmen waren, wurde auf Ansuchen des Generals Petruschewski auch die andere in Grabowo befindliche Kompagnie heranbeordert.

Mit Ankunft der Sappeure wurden mehr dauerhafte Arbeiten zur Verstärkung der Stellung ausgeführt. Zuerst wurden die Batterien und einige Infanteriestellungen ausgebessert (Wolhynischer Berg). In den Batterien wurden die Brustwehren verstärkt und erhöht, Schießscharten eingeschnitten, wo sich keine befanden, Traversen gebaut und Verbrauchsmunitionsmagazine angelegt ꝛc. Man bedurfte vieles Materials zum Bau von Schanzkörben, [illegible], Deckenbalken, Stangen, welches man in der Vertiefung hinter dem zentralen Berge zubereitete, als am nächsten gelegenen und vor dem feindlichen Feuer gedeckten Orte.

Das Material wurde tagsüber von den vom Shitomir'schen Regiment gegebenen Arbeitern hergestellt, wozu 3—4 Kompagnien befehligt waren und dann mit Anbruch der Dunkelheit durch die Ablösung der Arbeiter desselben Regiments nach dem Nikolaus- und dem Wolhynischen Berg, sowie der Brjansker Stellung getragen.

Vom 7. Kuban'schen Infanterie-Bataillon war nach dem Nikolaus-Berge ein Kommando von 1 Unteroffizier und 15 Plastunen abkommandirt zur Verfügung des Abschnitts-Kommandeurs. Die Plastunen waren ausschließlich zum Rekognosziren des Feindes zu verwenden, wozu sie in Streifpatrouillen, jede 3 Mann stark, getheilt wurden. Sie wurden abwechselnd verschickt und oft befanden sie sich in nächster Nähe vom Feinde und meldeten über ihre Beobachtungen.



Nachts kam auf dem Berge die 1. Batterie der 9. Artillerie-Brigade mit 4 Geschützen an zur Ablösung der 2. Batterie dieser Brigade, welche in der Stahlbatterie sich befand, deren Material aber sehr mitgenommen war — sie hatte mit Ehren die schwersten Tage der Vertheidigung des Schipka ausgehalten — vom 21.—26. August. In Folge der großen Anzahl der abgegebenen Schüsse (gegen 5000) waren nur noch 3 Geschütze unversehrt, von den übrigen waren 5 Geschütze in Folge der starken Explosion der Pulvergase unbrauchbar. 100.

Der französische und der britische Wettbewerb um Erreichung Timbuktu's.

Militär-geographische Skizzen von **Carl Stichler**.

II.

Clapperton wurde zum Kapitän befördert und der Minister Lord Henry Bathurst veranlaßte ihn zur nochmaligen Afrikareise. Im Monat August des Jahres 1825 noch begiebt sich Kapitän Clapperton auf diese zweite, wieder zum Innern des tropischen Welttheils sich richtende Tour. Kapitän Pearce sowie die Aerzte Dickson und Morrison waren seine Begleiter bis zur afrikanischen Küste. Projektirt war jetzt eine ganz neue Landroute für die afrikanische Forschungstour zum mittleren Niger. Nun hatte man nämlich den Plan gefaßt, westlich von dem größten Strombelta Ober-Guineas, an der Bucht von Benin zu landen und von dort aus nordwärts vorzudringen zu dem Strome, der für den zentralgelegenen Handelsplatz Timbuktu so große Bedeutung hatte, sonst aber immer noch so viel Räthselhaftes bot.

Bei dem Küstenorte Badagry (an der Bucht von Benin, nahe dem dritten Längengrade östlich von Greenwich gelegen) landete diese Forschergesellschaft. Pearce und die Aerzte Dickson und Morrison trennten sich nach erfolgter Landung von Clapperton, um in anderen Richtungen vorzudringen und fanden bald ihren Untergang. Clapperton mit seinem gewandten und ergebenen Diener Richard Lander gelang ein weiteres Eindringen zu den inneren Landesgegenden. Er durchreiste das Königreich Joruba, erreichte



Kiama und ging dann noch weiter nordwärts bis Bussang, wo er den Hauptlauf des Niger erreichte und dann dort den Strom übersetzte.

Mit Erreichen Bussangs am Niger hatte sich Clapperton hier der Todesstätte Mungo Parks († 1806) bis auf weniger als fünfzig Kilometer genähert.

Von Bussang am Niger richtete sich nun seine weitere Reise über Momba und Kontagora nach Kano, das er ehemals (auf der ersten Tour von Bornu nach Sokoto) schon mit seinem Diener Richard Lander besucht hatte. Jetzt hatte Clapperton die Haussa-Staaten durchreist, mit dem Erreichen Kanos vom Süden aus hatte er die Beobachtungs- und Erforschungslinie abgeschlossen, die er ehemals von Tripolis her gen Bornu und Sokoto durchzogen und nun mit der Forschungsreise von der Bucht von Benin bis Kano ergänzt hatte.

Daß der mächtige Nigerstrom mit dem bei Bussang auf der letzten Reise passirten mächtigen Gewässer gleichbedeutend sei, daß er mit dem fern im Nordosten strömenden Nil nicht in Verbindung stehen könne, war jetzt zur Gewißheit geworden. Zur Erkundung der unteren Stromrichtung war jetzt nur noch eine vom Uebergangspunkte Bussang stromabwärts gerichtete Fahrt erforderlich; diese Fahrt auszuführen, war Clapperton nicht mehr beschieden. Auch er fand sein Lebensende in diesen entlegenen Gebieten, ohne zuvor noch einmal die heimischen Gestade Großbritanniens erreicht zu haben.

Auf dem Wege von Kano nach Sokoto wurde Clapperton vollständig ausgeplündert (1826) und büßte dabei selbst sein Tagebuch ein. Der Sultan Bello von Sokoto empfing den mit leeren Händen jetzt erscheinenden Reisenden sehr ungünstig, erwies sich ohnehin sehr mißtrauisch und ließ dem arg heruntergekommenen Fremdling keinerlei Unterstützung oder Beistand zukommen. Am 13. April 1827 erlag Clapperton trotz der hingebendsten Pflege seines treuen Dieners Richard Lander zu Sokoto einer äußerst bösartigen Erkrankung an der Ruhr und wurde von dem Letztgenannten dann bei der südöstlich von Sokoto gelegenen kleinen Ortschaft Djangary beerdigt.

Dem erst 23jährigen Richard Lander gelang die Rückkehr nach Großbritannien, wo seine Berichterstattung über die Wahrnehmungen und Forschungsergebnisse dieser Reise eingehendste Beachtung fand. Hatte man den Unterlauf des Nigerstromes auch nicht festgestellt bis dahin und ebenso die Mündung desselben nicht mit Sicherheit bestimmen können, so war man doch der Sache bedeutend näher gekommen. Eine Reise von der Bucht von Benin nochmals zu Lande bis Bussang ausgeführt und dann von dort aus stromabwärts mit Beschiffung des Gewässers bis zum Meere ergänzt, mußte volle Klarheit bringen in dieser immer noch schwebenden geographischen Frage.

Richard Lander wurde beauftragt, diese Reise selbstständig als Forscher zu unternehmen, da seine Erfahrung, Landeskenntniß und Gewandtheit jedenfalls mehr Garantie für das Gelingen der Unternehmung boten, als die theoretischen Kenntnisse Anderer.

Richard Lander war noch jung und berechtigte zu den besten Hoffnungen. 1804 zu Cornwall geboren, sollte er Buchdrucker werden, fand aber keine Freude an dieser Thätigkeit. Nachdem er schon als Knabe in Domingo gewesen und die Gebräuche der Neger dort kennen gelernt, hatte er sich dem Afrikaforscher Clapperton äußerst nützlich erwiesen und war durch die erlebten und bestandenen Afrikareise-Abenteuer der „African-Association" zu London ebenso als dem britischen Kolonialministerium bekannt geworden.

Im Monat März des Jahres 1830 trat Richard Lander, begleitet von seinem jüngeren Bruder John, die neue Forschungsreise an. Wieder wurde bei Badagry an der Bucht von Benin gelandet und dann landeinwärts bis Bussang gewandert, worauf die Reise stromabwärts sich gen Süden und Südosten wandte. Unweit Fundo (zwischen dem achten und neunte Grade nördlicher Breite und sechsten bis siebenten Grade östlich von Greenwich) wurden die beiden Brüder Lander von den Hickasnegern umringt, überwältigt und dann an Sklavenhändler verkauft, die ihre Menschenwaare auf dem Nigerstrome abwärts verschifften nach altem Brauche. Auf diese Weise gelangten die beiden Lander zur Nigermündung beim Cap Formoso, wo ihr Freikauf durch den englischen Schiffseigner einer von Liverpool gekommenen Brigg erfolgte. Im Monat Juni des Jahres 1831 erreichten die beiden Brüder dann Großbritannien, wo das Resultat ihrer Forschertour nun die Nigermündungsfrage, die so lange und so lebhaft geographische wie auch militärische Kreise Londons in erster Linie beschäftigt hatte, beendigte.

Der Bericht über Verlauf und Ergebniß ihrer Unternehmung („Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger", 3 Bände, London 1832, deutsch Leipzig 1833) regte jetzt aber auch die britische Handelswelt gewaltig an. Frankreich hatte mit seinen militärischen Erfolgen an der Nordküste Afrikas werthvolle Endungspunkte der Karawanenstraßen gewonnen, die von Timbuktu nordwärts zum Mittelländischen Meere sich wandten. Daß Frankreich auch von Senegambien aus zum oberen und mittleren Niger vordringen und nach Erreichung und Beherrschung Timbuktu's streben würde, war den Briten damaliger Zeit schon klar und erregte nicht geringe Sorge. Die Bereisung Senegambiens durch den Franzosen Perrotet in den Jahren 1828 bis 1830, sowie die vorangegangene und überraschend geglückte Forschertour Caillié's, die ja eigentlich durch den „Timbuktupreis" der Pariser geographischen Gesellschaft veranlaßt wurde, stand den interessirten Kreisen Großbritanniens noch in zu frischer Erinnerung, als daß man jetzt sich nicht schon angespornt fühlte, mit Benutzung des Nigerstromes den Versuch eines Vordringens nach Timbuktu auf Schiffen zu wagen.

Im Oktober 1832 drangen zwei Dampfschiffe von der Nigermündung aus stromaufwärts vor. Es war dies die Expedition „Lander und Allan", die von Schiffseignern und Handelsherren Liverpools ausgerüstet worden war, und an der die beiden Brüder Richard und John Lander Theil nahmen.

Bis Ebo glückte diese Stromfahrt, dann begannen die Feindseligkeiten der hier umwohnenden Volksstämme im größeren Maßstabe. Bei einem Ausfluge auf dem Braßflusse (einem Nebenflusse des Nigers im Deltagebiete) wurden die Reisenden von unerwartet rasch auftauchenden und starken Negerbanden meuchlings überfallen und zur Flucht genöthigt. Richard Lander, der bei dieser Gelegenheit eine Schußwunde in den Schenkel erhalten hatte, mußte nach der Insel Fernando Po gebracht werden, wo er dann wenige Tage nach erfolgter Ankunft am 16. Februar 1834 starb. Die Nigerexpedition, die hier mit so großen Erwartungen eingeleitet worden, war vollständig gescheitert. John Lander (geboren 1807, gestorben 1839) kehrte nach Großbritannien zurück und erhielt durch Lord Goderich als Lohn für die bewiesene uneigennützige Thätigkeit bei der Unternehmung dann eine Anstellung bei dem Zollamte.

Macgregor Laird, geboren 1808 in Greenock, war mit Oldfield auf einem Dampfer gleichzeitig mit der letzten Lander'schen Nigerexpedition auf dem Strome vorgedrungen, und Oldfield hatte dabei sogar einen 100 englische Meilen betragenden Ausflug nach Rabba unternommen. Kapitän Becroft gelangte mit seinem Dampfer „Ethiope" im Jahre 1840 noch weiter hinauf, wogegen aber dann die im Jahre 1841 vom großbritannischen Kabinet angeordnete Nigerexpedition vollständig mißglückte. Laird, der Begründer der englischen „Afrika-Dampfschifffahrts-Kompagnie" (gestorben am 27. Januar 1861 zu Brighton), überließ jetzt anderen Forschern die Nigererkundung.

Heinrich Barth (geboren am 16. Februar 1821 zu Hamburg, gestorben am 25. November 1865 in Berlin) tritt nun epochemachend auf im Bereiche der Timbuktu- und Nigerforschung. Hatten die Briten und Franzosen bis dahin zumeist nur verwegene Militärs und minder gebildete Abenteuerer für die beschwerlichsten und gefährlichsten Afrikatouren aufbieten können, so trat nun mit Barth ein deutscher Gelehrter bahnbrechend hier auf. Barth hatte in den Jahren 1845 bis 1847 seine erste größere Tour mit Bereisung Nordafrikas, Aegyptens, Syriens und Kleinasiens gemacht. In der Nähe der ägyptischen Grenze war damals dieser deutsche Forscher überfallen, ausgeplündert und schwer verwundet worden; dergleichen hatte ihn nicht abhalten können, nach erfolgter Erholung in Kairo seine Reise fortzusetzen, bis zum zweiten Nilkatarakt bei Wadi-Halfa vorzudringen, sowie darauf weitere Wüstenwanderungen zu wagen.

Im Winter 1848/49 hatte sich Barth in Berlin als Privatdozent niedergelassen und dann daselbst mit Lehrthätigkeit an der Universität, sowie mit Bearbeitung seiner Aufzeichnungen den darauffolgenden Sommer verbracht. Im Herbst des Jahres 1849 wurde Barth von Bunsen und Ritter angeregt, sich der innerafrikanischen Forschungstour anzuschließen, die James Richardson (geboren 1809 zu Boston in Lincolnshire) damals plante. Barth gab diesen Anregungen Folge und verließ im November 1849 mit Adolf Overweg (ge-

boren 24. Juli 1822 in Hamburg) Berlin, um zunächst nach London, dann aber über Paris nach Marseille zu reisen. Am 11. Dezember 1849 landeten Beide zu Philippeville, schifften dann von hier nach Tunis und setzten von dort die Reise zu Lande nach Tripolis fort. Am 23. März 1850 brach man von hier aus mit Richardson vereint auf, um bis Mursuk gemeinsam zu reisen. Overweg ließ von Tripolis aus sogar ein Boot mittransportiren auf diesem Wüstenmarsche, um für die Beschiffung des Tsadsees ein Fahrzeug besserer Art bereit zu haben. Von Mursuk wandte sich diese Karawane südwestwärts zu der mitten in der Sahara gelegenen Gebirgsoase Air Kelowi, wo in dem 577 Meter über dem Meere gelegenen Orte Tin-telluſt längere Zeit gerastet werden mußte. Barth machte während dieses Aufenthaltes einen Ausflug nach dem südlicher gelegenen Agades.

Erst im Monat Dezember 1850 konnte man die gen Süden sich richtende Hauptreise wieder antreten von diesem Gebirgslande aus. Im Monat Januar 1851 erreichte die Reisegesellschaft endlich das Damerghu-Gebiet, wo eine Trennung der Forscher erfolgte. Barth wandte sich südwestlich zu den Haussa-Staaten, um die Hauptorte Katsina und Kano im Reiche Sokoto zu besuchen. Richardson wollte mit Overweg über Sinder (1520 Meter über dem Meere) nach Kuka, der Hauptstadt von Bornu, reisen, erlag aber in der Nacht vom 3. zum 4. März 1851 den Beschwerden dieser Reise in dem nordwestlich von Birni und jenseits des Nordufers des Komadugustromes gelegenen Orte Ngurutua. Overweg erreichte dagegen Kuka, wo am 5. Mai (1851) Barth mit ihm wieder zusammentraf.

Overweg, der um die Höhenbestimmungen der durchreisten Saharagebiete sich jetzt besondere Verdienste erworben hatte, widmete nun der Erforschung des räthselhaften Tsadsee besondere Sorfalt. Vermittelst des von Tripolis her mitgebrachten Bootes durchschiffte der aus Hamburg stammende Gelehrte dieses große afrikanische Binnengewässer mit bewunderungswürdiger Ausdauer während der Monate Juni, Juli und August des Jahres 1851; er war der erste Europäer, der es wagte, die Inseln dieses Sees zu besuchen, und deren räuberische Bewohner, die Biddumas, kennen zu lernen.

Während Overweg auf dem Tsadsee kreuzte und forschte, unternahm Barth eine südwärts in das Gebiet Adamassa sich richtende Tour, bei der er im Monat Juni (1851) den größten Nebenfluß des Niger, den Benue entdeckte und überschritt, und damit dann nachträglich eine ungeahnt starke Belebung der gesammten nautischen Niger-Spekulationen veranlaßte.

Am 22 Juli 1851 war Barth wieder nach Kuka im Bornureiche zurückgelangt, unternahm darauf in Gemeinschaft mit Overweg eine Tour in das nordwärts vom Tsadsee gelegene Reich Kanem und vom 25. November 1851 bis Ende Januar 1852 eine südöstlich gerichtete Reise in das Land der Musgu. Zu Ende des Monat März 1852 reiste Barth sogar noch weiter südostwärts vom Tsadsee in das bedeutende Bargirmireich hinein, über dessen

Beschaffenheit bis dahin nichts zu ermitteln gewesen, und traf am 20. August (1852) in Kuka wieder mit Overweg zusammen, der indessen das südwestlich vom Bornureiche gelegene Jacubugebiet besucht hatte. Overweg hatte sich von Kuka wieder zum nahen Tsadsee begeben und erlag dort in Maduari (dem am See gelegenem Hafenorte Kuka's) am 27. September 1852 einem schweren klimatischen Fieber.

Heinrich Barth war jetzt der einzig Ueberlebende dieser Forscherexpedition. Seine bis dahin mit deutscher Ausdauer und Kaltblütigkeit angestellten Forschungen wollte er jetzt durch Niger- und Timbuktustudien ergänzen. Wenige Monate nach Overwegs Tode trat er seine nunmehr gen Westen sich richtende Reise an, die über Sinder, Katsina und Wurno, mit Umgehung der dichter bevölkerten Gebiete, nach Sokoto ging. Von dort wandte er sich über Gandu nach Ssay am Niger, wo er am 12. Juni 1853 den Strom überschritt. Nach Durchreisung von Gegenden, die zuvor noch kein Europäer betreten, erreichte Barth endlich am 7. September 1853 Timbuktu.

Nur dem Schutze seines Gastfreundes, des Scheikhs El-Bakay, sowie seiner Geistesgegenwart und Unerschrockenheit hatte es Barth zu verdanken, daß er hier trotz fortwährender ernstester Bedrohung und Gefährdung am Leben blieb. Auch der Aberglaube der fanatischen Bewohner dieses entlegenen Platzes mochte dazu beitragen, daß dem kühnen Reisenden hier während des siebenmonatlichen Aufenthaltes nicht der Untergang bereitet wurde.

Am 8. April 1854 verließ Heinrich Barth diese innerafrikanische Handelsstadt, von der bis dahin so viel gefabelt worden, mußte aber nochmals dorthin zurückkehren, und konnte erst einen Monat später (am 8. Mai 1854) die Abreise wirklich beginnen. Ueber Gagho (auch Gogo genannt, ehemals glänzende Hauptstadt des Souraireiches und am Nigerstrome gelegen) ging die Rückreise nach Wurno und Kano. Am 1. Dezember desselben Jahres (1854) traf Heinrich Barth zu Bundi auf dem Wege von Kano nach Kuka mit dem deutschen Afrikareisenden Eduard Vogel zusammen, am 12. Dezember 1854 traf er wieder in der Hauptstadt des Bornureiches, im vielgenannten Kaku, ein und erfreute sich dann dort vier Wochen hindurch des Umganges mit dem auch dorthin gelangenden Landsmann und Forscherkollegen Vogel.

Erst am 5. Mai 1855 trat Barth die Rückreise nach Europa an. Direkt nordwärts nahm er den Weg über die Oasen Agadem, Dibbela, Sau Kurra und Kauar nach Mursuk, erreichte am 21. August (1855) Tripolis, und betrat nach nahezu sechsjähriger Afrikatour am 8. September 1855 in Marseille wieder europäischen Boden. Der unerschrockene Berliner Privatdozent hatte nun auf dem Gebiete der Afrikaforschung unerwartete Erfolge zu verzeichnen, er konnte Timbuktu's eigentliche Bedeutung klar beleuchten und feststellen; und den mittleren Lauf des Nigerstromes von Timbuktu abwärts bis Ssay, konnte man jetzt nach seinen Angaben auf geographischen Darstellungen anbringen.

Als Barth in den Herbsttagen des Jahres 1855 nach Europa zurückkehrte, stand der alte Welttheil unter dem Eindruck des Krimkrieges. An demselben Tage (8. September 1855), an dem Heinrich Barth im Hafen von Marseille landete als erfolgreichster Afrikaforscher, erstürmten die vor Sewastopol liegenden Franzosen daselbst den Malakofthurm und erzwangen die Aufgabe der südlichen Positionen der russischen Seefestung.

Frankreich und Großbritannien standen als Verbündete der großen osteuropäischen Festlandsmacht im Kriege gegenüber und ließen zu dieser Zeit in Bezug auf Gegnerschaft bei afrikanischen Machterweiterungs-Anstrengungen öffentlich nichts merken. Das dritte Kaiserreich stand auf der Höhe der Situation und seine in nordafrikanischen Gebieten praktisch und taktisch geschulten Strategen träumten von künftigen Feldzügen, die, von Algerien her südwärts gerichtet, Timbuktu unterwerfen und Senegambien auf Festlandswegen an die Gebiete Algeriens anschließen sollten. Dort, beziehungsweise in Paris, schätzte man Barth's Entdeckungen daher weniger.

Daheim in Deutschland war damals an eine direkte Verwerthung der gemachten geographischen Entdeckungen nicht zu denken. Wie eine märchenhafte Sage aus längst entschwundenen Aufschwungsepochen klang es, wenn man zuweilen noch in historischen Vorträgen vernahm, daß der große Kurfürst von Brandenburg vordem (im Jahre 1681) die beiden brandenburgischen Kriegsschiffe „Morian“ und „Wappen von Brandenburg“ unter dem Befehle des Kapitäns Blonk nach der Küste von Guinea habe segeln lassen, zum Zwecke der Koloniegründung.

Drei Negerfürsten hatten dann Brandenburgs Oberhoheit anerkannt und dem großen Kurfürsten die Huldigung geleistet. Major von der Gröben war darauf mit 100 Mann nach dem „Kap der drei Spitzen“ an der Küste von Guinea abgegangen, hatte dort (1683) das Fort „Groß-Friedrichsburg“ errichtet und dasselbe mit zwanzig Kanonen armirt, sowie mit Besatzung versehen.

Im Herbst 1855 dachte man in deutschen Landen nicht an nationale Kolonialunternehmungen in Afrika. Eine Flotte deutscher Art und deutscher Nationalität war ja nicht mehr vorhanden, seitdem der selige deutsche Bund eine solche öffentlich hatte versteigern lassen im Jahre 1852 (nachdem Preußen die größeren Fahrzeuge angekauft hatte, vollzog Laurenz Hannibal Fischer den vom Monat März 1852 datirenden Beschluß des „restaurirten Bundestages“, und verklopfte unter dem Schall seines Auktionshammers die übrigen Fahrzeuge an Meistbietende). Wer jetzt im Jahre 1855 dem in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt am Main tagenden Deutschen Bundestage zugemuthet hätte, an afrikanische Kolonialunternehmungen zu denken und solchen militärisch und finanziell einen entsprechenden nationalen Nachdruck zu geben, der würde den Galgenhumor der Mitwelt herausgefordert und sich selbst blosgestellt haben. Die Zeiten des großen Kurfürsten von Brandenburg waren vorüber, daß Deutschlands Wiedergeburt militärisch sich vorbereite,

daß Deutschland auch zur See wieder erstarken und bedeutende Kolonialgebiete erwerben würde, ahnte damals (1850) wohl Niemand.

Das dritte Kaiserreich in Frankreich blendete auf der Höhe seiner Orienterfolge die gesammte auswärtige Mitwelt, ihm schien auch auf Afrikas Boden (in Aegypten und Senegambien namentlich) die Zukunft allein zu gehören, und bezüglich der Niger- und Tsadseespekulationen glaubten die Pariser geographischen Kreise die Gewißheit entscheidender Erfolge erst recht zu haben.

Bezeichnend für die damaligen deutschen Forscher ist es, daß diese trotz der glänzenden Stellung und anmaßenden Haltung Frankreichs, oder auch vielleicht gerade wegen dieser, lieber den Briten ihre anregenden Angaben und Rathschläge zuwendeten, so lange für die eigene Nation nichts erwartet werden konnte.

Heinrich Barth hatte im Monat Juni 1851 bei seinem südwärts von Kuka unternommenen Abstecher den oberen Lauf des größten Zuflusses des Nigers erreicht, überschritten und den wirklichen Namen desselben festgestellt. Es handelte sich da um den Benue (auch Binue genannt), und die überschwänglichsten Hoffnungen in militärgeographischer, wie auch erst recht in handelspolitischer Beziehung basirten die Briten auf diese Entdeckung des deutschen Forschers.

Die Brüder Lander, welche im Jahre 1831 beim Hinabfahren auf dem Niger an der Mündung des Benue vorübergekommen waren, hatten durch Befragung erfahren, dieses dem Niger von Osten her zufließende mächtige Gewässer sei der „Schari“ und werde in der Gegend auch „Tschadda“ genannt.

Namentlich die letztere Benennung kam nun allgemeiner in Gebrauch und trug zu der irrigen Annahme bei, daß dieser große Fluß als ein Abfluß des bedeutenden Tsadsees zu betrachten sei. Die Idee, mit Dampfern vom Ozeane her auf dem unteren Niger und dann auf dem Benue zum Tsadsee fahren zu können, hatte viel Bestechendes. Die Anlage sicherer, gut zu erreichender Stellungen und die Anknüpfung vielseitig ausstrahlender Handelsverbindungen mitten im sonst so schwer zugänglichen Osttheile Afrika's, war eine leichte Sache, wenn hinreichend befrachtete und bewaffnete Dampfer zwischen dem Tsadsee und dem Meere verkehren und auf dem ersterwähnten damals noch hoch überschätzten Binnengewässer Zentral-Afrikas Großbritanniens Flagge die ausschließliche Herrschaft sichern konnten.

Diese Ansicht schien gefestigt zu werden, als im Jahre 1833 die von einem Liverpooler Handelshause veranlaßte Expedition unter Laird, Allan und Oxfield den Benue siebzehn geographische Meilen weit aufwärts befuhr.

Eine andere Nigerexpedition, die im Jahre 1841 veranstaltet wurde, war wegen ausbrechender Erkrankung der Mitglieder verhindert, der Benuebefahrung sich zuzuwenden. Gelang eine nautische Erreichung des Tsadsees, so war dies nach der Meinung erfahrener und einsichtsvoller Briten bedeutend höher zu schätzen, als wie die beschwerliche und immerhin auch noch äußerst

gewagte Verbindungsvermittelung vom unteren Niger nach Timbuktu. Dort bildeten Wüstengebiete die nordwärts gelegenen Hinterlandsparthien, am Tsadsee dagegen waren dichtbevölkerte Reiche zu finden, mit deren Bevölkerung ein gewinnbringender Tauschhandel in sicherster Aussicht stand.

Der als preußischer Gesandter in London von 1841 bis 1854 weilende Freiherr von Bunsen, gleich ausgezeichnet als Gelehrter wie als Staatsmann, hatte vereint mit dem deutschen Geographen August Petermann dahin gewirkt, daß deutsche Gelehrte an die von Engländern unternommenen Afrikaerforschungs-Expeditionen sich anschlossen. Jetzt hatten diese deutschen Gelehrten selbstständig das Größte geleistet, und August Petermann säumte nicht, den Briten dies zu Gemüth zu führen. Seine Veröffentlichungen und Abhandlungen im „Athenäum", im „Journal of the Royal Geographical Society of London", sowie im „Account of the expedition to Central-Africa, London 1855", erregten Aufsehen und verursachten eine neue Belebung der Nigerforschung, die jetzt vorzugsweise zur eingehenderen Erkundung des Benuelaufes sich wandte. Auf dem Benueflusse mit Kanonenbooten zum Tsadsee fahren und dort unter Kanonendonner die britischen Flaggen zeigen zu können, wäre zu schön gewesen für einen forcirten Aufschwung einseitiger Krämerzivilisation in den entlegenen und schwer erreichbaren Gebieten.

Auf Betreiben August Petermanns kam eine Dampfbootexpedition zur Ausführung, zu der die großbritannische Regierung 5000 Pfund Sterling beisteuerte.

Die vom unteren Niger her in den Benue eindringende „Tschadda-Expedition" unter William Balfour Baikie (geboren 21. August 1824 zu Kirkwall in den Orkneys) gelangte im Jahre 1854 mit dem Dampfer „Plejade" aufwärts bis Gurowa, dem Hafen von Anassarawa und mit einem Boote noch neun geographische Meilen weiter bis Dulti, etwa fünfzehn Meilen unterhalb der Faromündung, an der drei Jahre zuvor Heinrich Barth den Benue überschritten hatte.

85½ geographische Meilen von der Ausmündung des Benue in den Niger hatte man jetzt durchfahren, die Identität des „Tschaddastromes" mit dem von Barth überschrittenen Benue war festgestellt worden, und der frühere, auf den Tsadsee Bezug nehmende Benennungsirrthum wurde nun beseitigt. Auf den weiter unter gelegenen Flußstrecken, nahe dem Niger, hatte diese Dampferfahrt mit seichten Stellen und versandeten Strecken Schwierigkeiten gefunden; weiter aufwärts auf dem Benueflusse fand man dagegen eine bessere Fahrstrecke bei genügendem Wasserstande. Die Rückfahrt wurde hier oder mußte vielmehr angetreten werden, als dem Mangel an Brennholz für die Dampfmaschine nicht abgeholfen werden konnte.

Dr. Eduard Vogel, der mit Heinrich Barth im Winter 1854/55 vier Wochen gemeinsam in Kuka, der Hauptstadt des Bornureiches, verkehrt und dabei weitere Anregung für Aufsuchung des oberen Benueflusses erhalten

[illegible] 1855. Er überschritt den [illegible] „[illegible]-Expedition" im Jahre [illegible] zwanzig geographische [illegible] in diesem Tropenflusse [illegible] Manatus Vogelii genannt).

[illegible]expedition, unter Baikie's [illegible] nicht im Stande, [illegible] zu ermitteln, die [illegible] sein sollte, als der [illegible]

[illegible] August und September ge[illegible] dem Niger zuführt, nahm [illegible] eine Erreichung des [illegible] sei. Der heutige [illegible] sich behauptenden [illegible] Bagirmi durchströmend, [illegible] Tschade (Tsade) [illegible] Gemeinsames.

[illegible] und Sklaven[illegible] der Losung: [illegible]zwangsbekehrung über[illegible] fanatischen Raub[illegible] Streit[illegible] befürchten [illegible]

[illegible] Süd-Algerien [illegible] der Schwärme [illegible] der Tegus und [illegible] wurde. Und es [illegible] leicht zu [illegible] mit derselben [illegible] Afrikas bei [illegible]

[illegible] jetzt erst in [illegible] inzwischen [illegible] Timbuktu vorbereitet [illegible]

[illegible] Sansandig halten [illegible]maschinerien das „[illegible]" [illegible] jener [illegible] armirten [illegible] den oberen

Niger beleben im Namen der Civilisation, sind nicht blos für simple Strombewachungszwecke geschaffen worden, sie ermöglichen ein leichteres, beschleunigteres und obendrein nachdrücklicheres Vorrücken der französischen Machtsphäre entlang dieses werthvollen und vielbegehrten Stromes.

Frankreich sandte im Jahre 1859 Aliun Sal, einen französischen Offizier mohamedanischen Glaubens, von der Senegalkolonie nach Timbuktu, im Jahre 1860 hatte es dann hier einen Freundschafts- und Handelsvertrag zu Stande gebracht. Die Zeit, in der das Bündniß zu Stande kam und in der französischen Sendboten muselmännischer Art es hier gelang, dem französischen Einflusse weitesten Spielraum in Timbuktu zu schaffen, war ziemlich bewegt.

Unter Hadsch-Omar hatten im Jahre 1859 die Fellata's, deren verwandte Stämme bis südlich vom Benueflusse weithin sich ausbreiten, vorübergehend auch die Stadt Timbuktu ganz in ihre Gewalt gebracht. Dann gelangte die vielbegehrte Handelsstadt in den Besitz der Tuaregs, die dem Stamme der Auellemiden angehörten und die den edlen Scheikh Ahmed el-Bakkey (den Freund und Beschützer Heinrich Barths) als ihr religiöses und weltliches Oberhaupt anerkannten. Dieser den Europäern geneigte Regent Timbuktu's besiegte im März 1863 die Fellata's gänzlich und starb im gleichen Jahre wie Heinrich Barth (1865). Ihm folgte Sidi-Mohammed, der schon im Jahre 1866 wieder die Unabhängigkeit Timbuktu's gegenüber den in Massen anstürmenden Fellata's vertheidigen mußte. Gegenwärtig gehört Timbuktu zum Fellatastaat Massina, der vom Niger in mehreren Armen durchströmt wird und der jetzt schon die von Westen her stattfindende Annäherung französischer Macht und französischen Einflusses lebhaft verspürt.

Als vor nunmehr zwei Jahren (1888) das französische Kanonenboot „Niger" unter Lieutenant Caron vor Kabara (der Nigerlandungsstätte Timbuktu's) seine Feuerschlünde zeigte, hatte es fast den gesammten Stromlauf des Fellatastaates Massina auch schon durchschifft.

Das Gefecht an Flußübergängen und der Kampf an Flußlinien.

Wir haben in diesen Blättern von jeher die Nothwendigkeit des Studiums der Kriegsgeschichte betont. Zu den trefflichsten Anleitungen und Hülfsbüchern für dieses Studium rechnet man allgemein die Arbeiten des Oberst Cardinal von Widdern, welchem seine nunmehrige Muße willkommene Gelegenheit



hatte, überschritt diesen Fluß zweimal im
Benue dort, wo die von Baikie geführte
zuvor (1854) den Rückweg angetreten ha
Meilen abwärts noch einmal. Dr. Vog
eine äußerst fettreiche Walfischart, den

Eine zweite großartig ausgerüstete Ex
Führung wieder im Jahre 1857 veranst
mit dieser Befahrung des Benue die gr
nach den vorher bestandenen Irrthümern
mittlere und obere Nigerlauf zusammen

Da der Benue, gewöhnlich in den
waltig anschwellend, dann auch große
man damals noch an, daß wenigste
Tsadsees mit Schiffen vom unteren Ni
Stand der Erdkunde hat mit diesen, da
Irrthümern abgerechnet. Der Schari,
dem gegenwärtig mehr als Sumpf, d
das meiste Wasser zuführt, hat mit d

Das nördliche Ufer des Benue,
jagden auch südwärts betreibenden
„Arabistan den Arabern!“ Aergste
wältigter Negerstämme zum Islam
banden, die vom Vordringen un
kräfte an den Hauptströmen einen
müssen.

Das Feldgeschrei „Arabistan
von Seiten der Kabylen, am S
unbändiger Tuareghorden, am S
weit davon in Chartum, als G
trug dazu bei, daß Großbrita
opfernder Landstreitmassen vom
Energie und Umsicht vorging,
günstigeren Küsten- und Zuga

Daß da viel, sehr viel
neuester Zeit gewahr, bei Ern
faktisch auf breitester Grundl
und mit überraschenden Erfol

Französische befestigte S
mit ihren Granatmitrailleuse
„Prestige“ aufrecht, das
Gegenden am nothwendigste
Kanonenboote Frankreichs,

enigen Fälle jedoch, bei denen es —
den — thatsächlich zum Brückensturm ge-
Kriegsgeschichte als ganz vereinzelte.
um der Kriegsgeschichte bleiben wir ange-
rgänge, welche in unseren Friedensmanövern
en können: so die gewaltsame Ueberschreitung
eren Stromabschnitten, wie solche am Rhein,
Donau, an der Elbe, an der Limmat (1799),
Stellen vorgekommen sind. . . .
iddern stellt uns eine Fortsetzung dieser Studie
ug, in welchem die Flußlinien strategisch wie
tung gelangten und sich eine verhältnißmäßig
n Flußübergängen abgespielt haben, nämlich der-
ich, soll in einer weiteren Schrift eine zusammen-
hren.
schichte weist auch eine Reihe von Begebenheiten
rum handelte, Angesichts des Feindes den Uebergang
überbrückten Strom-Abschnittes zu erzwingen. Wie-
rliegenden Studie einige dieser Vorgänge in die Be-
zogen wurden (Aspern, Wagram 1809, Wartenburg
erst die Fortsetzung der Arbeit gründlicher auf dieselbe
an der Hand der Erfahrungen nicht nur der oben er-
sondern vornehmlich auf Grund der Darstellung ver-
nd Donauübergänge, sowie des Ueberganges über den
ge 1864. Hierbei wird der Herr Verfasser Gelegenheit
ß auch die Frage in Betreff der Bedeutung ausgedehnterer
trategische Abschnitte zu würdigen und den Werth derselben
Maß zurückzuführen.
nders interessant, werthvoll und für den heutigen Tag und
ise belehrend, wird sich zweifellos ein besonderer Abschnitt der
rift gestalten.
olge der Vervollkommnung der Schußwaffen ist die Kampfweise
ngattungen unausgesetzt Veränderungen unterworfen. Wiewohl
die Grundprinzipien der Taktik auch bezüglich des Gefechts an
rgängen nicht verschieben, so treten zwischen Sonst und Jetzt immerhin
Unterschiede zu Tage, welche — begründet auf die außerordentlich
rte Schußweite der Artillerie und der Infanterie, sagen wir: auch der
hlags- und Vernichtungskraft ihrer Geschosse, sowie auf die Verwendung
eiterei auch im Gefecht zu Fuß — zu einer Vergleichung anregen.
von Widdern stellt in Aussich[illegible] daß er in der nächsten Studie, an-
[illegible] gewisse Vorgän[illegible] Schlacht bei Arcis sur Aube (1814),
Vergleichung [illegible] Kapitel widmen wird . . .

und Veranlassung geben wird, umfänglich und gründlich an der Fortbildung unserer Offiziere durch Schriften mitzuarbeiten.

Seinem letzten, bereits in das Französische übersetzten Werke: „Das Nachtgefecht im Feld- und Festungskrieg" hat Herr von Widdern ziemlich schnell seine jüngste kriegsgeschichtlich-taktische Studie folgen lassen, welche den obenstehenden Titel trägt.*) Wir empfehlen dieselbe allen Kameraden — den alten und jungen — aller Waffengattungen, auch der Cavallerie, deren Aufklärungsdienste gerade bei den in Rede stehenden Kämpfen von hoher Bedeutung sind.

Aus der Einleitung heben wir einige der vom Herrn Verfasser aufgestellten Gesichtspunkte hervor, welche von allgemeinem Interesse sind und über den Inhalt des Buches selbst kurz Auskunft geben.

Mit Recht wird bemerkt, daß die Fridericianische und die ihr vorangegangene Zeit kaum Gefechte an Flußlinien und Flußübergängen, auch keine Begegnungsgefechte größerer Truppenkörper aufweist, daß solche je mehr und mehr in den Kriegen der neueren Zeit in die Erscheinung getreten sind. Dementsprechend sind die taktischen Folgerungen nnd Ausführungen der Widdern'schen Studie sämmtlich an Vorgänge der neueren Feldzüge geknüpft, und zwar vornehmlich an solche des Kriegsjahres 1866, — des Main-Feldzuges und des Treffens bei Blumenau-Preßburg: dabei ist der Stoff derartig gruppirt, daß sachlich Zusammengehöriges zusammengestellt wurde, selbst wenn es geschichtlich ganz auseinanderliegenden Begebenheiten angehört.

Die Schärfung des taktischen Blickes, Urtheils, schnellen Entschlusses — an diese Eigenschaften der Führer aller Grade stellt ja das moderne Gefecht bedeutend erhöhte Anforderungen! — ist durch Zuhülfenahme des kriegsgeschichtlichen Studiums besonders nöthig bei solchen kriegerischen Unternehmungen und Gefechten, welche bei unsern Manövern im Frieden ganz unvollkommen oder garnicht zur Darstellung gelangen können. Dazu gehört das Nachtgefecht und in vielfacher Beziehung auch der Kampf an Flußübergängen. —

Und wer wollte bestreiten, was da die Einleitung der Studie sagt: Wir legen zwar unsere Manövergefechte mit Vorliebe an Abschnitte, die durch fließende Gewässer gebildet werden und stürmen Jahr aus Jahr ein bei den Manövern wie bei den kleinen Felddienstübungen eine Brücke nach der anderen. Die Durchforschung der Kriegsgeschichte zeigt jedoch, wie es zwar häufig zu einem blutigen Ringen um den Besitz von Flußübergängen gekommen ist, und daß die Truppenführung sich recht oft unter schweren, vergeblichen Opfern im Angriff wie in der Vertheidigung an den Brücken fest-

*) Erschienen bei R. Eisenschmidt in Berlin 1890. Mit 11 Planskizzen und 3 in den Text gedruckten Skizzen. Preis: 4,50 Mk.

gerannt bezw. festgebissen hat. Diejenigen [illegible]
wie bei unseren Uebungen im Frieden — [illegible]
kommen ist, erweisen sich nach der Kriegs[illegible]

Ausschließlich auf das Studium der [illegible]
wiesen hinsichtlich gewisser Kriegsvorgänge, [illegible]
gar nicht zur Darstellung gelangen könne[illegible]
und die Vertheidigung von größeren Str[illegible]
an der mittleren und unteren Donau, an [illegible]
am Alsensund und an anderen Stellen [illegible]

Oberst Cardinal von Widdern stellt [illegible]
in Aussicht. Derjenige Feldzug, in [illegible]
taktisch am meisten zur Geltung gela[illegible]
große Zahl von Gefechten an Flußüberg[illegible]
jenige von 1814 in Frankreich, soll in [illegible]
hängende Besprechung erfahren.

Die neuere Kriegsgeschichte weist [illegible]
auf, bei denen es sich darum handelte, [illegible]
eines größeren, nicht überbrückten Str[illegible]
wohl schon in der vorliegenden Stu[illegible]
sprechung mit hineingezogen wurden ([illegible]
1813), so soll doch erst die Fortsetz[illegible]
eingehen, und zwar an der Hand der [illegible]
wähnten Ereignisse, sondern vornehml[illegible]
schiedener Rhein- und Donauübergänge, [illegible]
Alsensund im Kriege 1864. Hierbei [illegible]
finden, zum Schluß auch die Frage i[illegible]
Flußläufe als strategische Abschnitte [illegible]
auf das richtige Maß zurückzuführen.

Ganz besonders interessant, wer[illegible]
seine Bedürfnisse belehrend, wird sich [illegible]
nächsten Schrift gestalten.

In Folge der Vervollkommnung [illegible]
aller Waffengattungen unausgesetzt [illegible]
dieselben die Grundprinzipien der [illegible] mit
Flußübergängen nicht verschieben, so [illegible]
gewisse Unterschiede zu Tage, welch[illegible] [illegible]trate-
gesteigerte Schußweite der Artillerie [illegible] Haupt-
Durchschlags- und Vernichtungskraft [illegible]
der Reiterei auch im Gefecht zu [illegible]
Oberst von Widdern stellt in Aus[illegible]
knüpfend an gewisse Vorgänge aus [illegible]
einer solchen Vergleichung ein beso[illegible]

So viel über Anlage, Plan, Durchführung der Schrift, welcher treffliches Kartenmaterial beigegeben ist.

Der Inhalt des vorliegenden ersten Theils läßt seine Reichhaltigkeit erkennen aus den Ueberschriften der 7 Hauptabschnitte. 1. Das Treffen bei Kissingen; hineingezogen werden Colombey-Nouilly, Gravelotte, Trautenau, Wörth, Kadikoi (1876/77). — 2. Die Vorgänge an der fränkischen Saale 1866 vom Standpunkte der Defensive; dazu: Königgrätz, Skalitz, Königinhof. — 3. Das Gefecht bei Bischofsheim und die Vorgänge an der Tauber 1866; dazu: Ostrolenka 1831, Hallue 1870, Mery sur Seine 1814. — 4. Vorgänge aus den Schlachten bezw. Gefechten bei Bautzen und an der Katzbach, bei Löwenberg, Bunzlau und Wartenburg 1813, an der Aisne und bei Laon 1814, bei Aspern und Wagram 1809. — 5. Die Ausnutzung von Nebenübergängen zur Gewinnung des Hauptüberganges. Das Gefecht bei Villersexel. Vorgänge bei Wittstock 1813 und Wawre 1815. Der nächtliche Angriff auf Brücken. Laon 1814. Podol und Turnau 1866. — 6. Das Abdrängen von Flußübergängen. Der Uferwechsel im Rückzug unter schwierigen Umständen. Vorgänge bei Altenzaun und Prenzlau 1806, bei Löwenberg 1813, an der Beresina 1812. Rechtzeitige und verfrühte Brückenzerstörung im Rückzug. Vorgänge bei Leipzig und Bunzlau 1813, bei La Rothièra und Nogent 1814, bei Ostrolenka 1831 nnd an der Beresina 1812. — 7. Abschneiden und Abdrängen von Flußübergängen. Gefecht bei Blumenau-Preßburg 1866. — 12.

Ueber den praktischen Nutzen kriegsgeschichtlicher Studien.*)

Von **Möller**,

Hauptmann im 6. Infanterie-Regiment No. 105.

Eine Betrachtung über den praktischen Nutzen kriegsgeschichtlicher Studien muß in zwei Theile zerfallen: In Ausführung des ersten Theils ist der Werth, d. h. die militärische Wichtigkeit kriegsgeschichtlicher Studien zu entwickeln und zu begründen. Bei der Besprechung des zweiten Theils ist die

*) Benutzte Quellen: 1. Handbuch der wissenschaftlichen Beschäftigung des deutschen Offiziers. — 2. Die wissenschaftliche Ausbildung des jungen Offiziers (Milit. Wochenblatt 1879). — 3. Ein Wort über kriegsgeschichtliche Studien (Milit. Wochenblatt 1879). — 4. Keller, Einführung in das Studium der Kriegsgeschichte. — 5. v. Gizycki, Ueber kriegsgeschichtliche Studien. — 6. Die Lehren der Kriegsgeschichte für die Kriegsführung (Beihefte zum Milit. Wochenblatt 1879). — 7. Leer, Strategische Aufsätze. — 8. Strategisch-taktische Aufgaben nebst Lösungen. — 9. Verdy du Vernois, Studien über Truppenführung. — 10. Verdy du Vernois, Kriegsgeschichtliche Studien, Heft 1: Taktische Details aus der Schlacht von Custozza. — 11. Hönig, Zwei Brigaden.



Frage eingehend zu behandeln, wie diese Studien betrieben werden müssen, damit sie positiven, militärischen Nutzen bringen. —

Die Verwendung der gewaltigen Heere und der großartig vervollkommneten Kriegsmittel der Neuzeit stellt hohe Ansprüche an die Kraft und Intelligenz der Führer jeden Grades.

Die Heranbildung kriegskundiger Feldherrn und tüchtiger Unterführer ist eine Aufgabe, welcher zwar unsere Heereseinrichtungen möglichst gerecht zu werden suchen, die aber doch in der erforderlichen Allgemeinheit schwer durchführbar ist und schließlich dem Einzelnen selbst überlassen bleiben muß.

Die Kriegskunst ist mehr mit der Strategie, die Truppenführung mehr mit der angewandten Taktik identisch. Indessen lassen sich beide Begriffe nicht scharf trennen, sondern greifen vielfach in einander über.

Doch kann man mit größerem Rechte sagen, daß die Truppenführung, als daß die Kriegskunst erlernbar sei. Denn die kriegerischen Tugenden wurzeln überwiegend mehr im Charakter und Verstand, als im Wissen, sind also in der Hauptsache angeboren.

Angeborene Eigenschaften des Charakters und Verstandes sind es, die Alexander, Hannibal, Cäsar, Napoleon I. und Friedrich II. groß gemacht haben. Muth, Intelligenz, Energie, Rücksichtslosigkeit, Scharfsinn, Phantasie und geniales Ahnungsvermögen kennzeichnen den Feldherrn. Nur die höchste Intelligenz kann sich in dem Dunkel, in welches der Krieg sich heute mehr denn je hüllt, zurechtfinden und Entschlüsse fassen, deren Durchführung die Sache rücksichtsloser Energie ist. Gelehrsamkeit ist dazu nicht erforderlich, das Genie und der Charakter des Feldherrn stehen über seiner Bildung

Indessen, wenn auch diese persönlichen Eigenschaften hauptsächlich angeboren sind, so können dieselben doch unleugbar weiter ausgebildet und zur höchsten Entfaltung gebracht werden. Wir können nicht Alle geborene Feldherren sein, wohl aber gute Truppenführer werden. Wir können die Anlagen, welche Jeder von der Natur empfangen hat, so ausbilden, daß wir selbst eine zum Führer geborene Persönlichkeit, welche diese Ausbildung versäumt hat, in der Truppenführung übertreffen.

Um die zur Truppenführung erforderlichen Eigenschaften heranzubilden, genügt die reine Praxis nicht. Wir bedürfen nicht nur einer kräftigen, sondern auch einer intelligenten Führung. Es ist daher unerläßlich, daß mit der Praxis eine stete wissenschaftliche Fortbildung Hand in Hand geht.

Die Berufsbildung des Offiziers gipfelt in seiner taktischen resp. strategischen Ausbildung. Die theoretische Kenntniß der Taktik als Haupt-Kriegswissenschaft mit ihren Hülfswissenschaften, der Lehre über die Benutzung und Verstärkung des Terrains sowie über die Waffenwirkung bilden die nothwendige Grundlage jeder kriegswissenschaftlichen Bildung; allein zur Truppenführung befähigen sie an und für sich noch keineswegs. Auch die Wissenschaftlichkeit hat ihre Grenzen, ja Gefahren!

[illegible] Kunst. [illegible] Können oder Erkennen.

[illegible] zu leisten vermag, [illegible] Fälle zweckmäßig zu handeln [illegible] eine einfache Zusammenstellung [illegible] Terrainlehre, Waffenlehre und etwa noch militärischer Grundsätze [illegible] in der Wirklichkeit gerade die Fälle die [illegible] Grundelemente zu gleicher Zeit vorkommen, sich gegenseitig [illegible] zum Theil oder ganz aufheben.

So schreibt z. B. die Taktik vor, eine gewisse Stellung zu [illegible] Rücksicht auf das Terrain und auf die Waffenwirkung oder die allgemeine Kriegslage oder der spezielle Gefechtszweck gebieten aber, darüber hinauszugehen.

Daraus geht hervor, daß sich die Truppenführung, [illegible] noch [illegible] höherem Grade aber die Kriegskunst, nicht nach bestimmten Regeln ausüben läßt. Es geht damit wie mit jeder anderen Kunst. Selbst durch das gründlichste Studium aller Werke über Malerei wird Niemand ein berühmter Maler, ebenso kann die beste Anleitung zur Dichtkunst keinen Dichter heranbilden. Wohl aber kann man für eine Kunst allgemein gültige Gesichtspunkte aufstellen und auch eine gewisse technische Anleitung geben. Etwas Weiteres sollen auch die theoretischen Kriegswissenschaften nicht bezwecken. Die Theorie darf nicht Endzweck werden, sie muß ein Hülfsmittel zum Zweck bleiben.

Die große Mannichfaltigkeit der Aufgaben, welche der Krieg stellt, läßt eine alle möglichen kriegerischen Situationen umfassende Theorie nicht zu. Selbst die beste Theorie kann immer nur als ganz allgemeiner Anhalt dienen.

Lloyd sagt darüber: „Sehr Viele sind zwar mit den Grundsätzen der Kriegskunst wohl vertraut; doch wenn es darauf ankommt, dieselben auf die Sache anzuwenden, da verschwinden sie. Sie greifen nach ihrem Lehrbuch und werden dann unangenehm berührt, wenn sich Wälder, Berge, Hohlwege, Flüsse ihren träumerischen (theoretischen) Plänen nicht anschmiegen."

In energischer Weise bekämpft der General Verdy du Vernois eine abstrakte Behandlung der Kriegswissenschaften. So sagt er: „Statt auf die Verhältnisse legt sie (die angewandte Taktik) auf das Terrain einen überwiegenden Werth. Da findet man Wald-, Dorf-, Defilee-Gefechte, Fluß-Uebergänge und Fluß-Vertheidigungen, die, wie alle derartigen Arbeiten, schließlich in bestimmten Sätzen kulminiren und dahin führen, für Alles Regeln geben zu wollen, mithin nach dieser Richtung unbedingt zu weit gehen.

Sollen die Regeln für den Krieg unter allen Umständen gültig bleiben, so schrumpfen sie zu Axiomen zusammen wie in der Mathematik: daß Gleiches zu Gleichem Gleiches giebt; sollen sie mehr bedeuten, so bildet jedes neue Verhältniß eine neue Ausnahme. Stets entscheidet der konkrete Fall; dieselbe Regel ist richtig in dem einen, unrichtig in dem anderen Falle."

Aus diesem Urtheil des genialen Vorkämpfers einer praktischen Wissenschaftlichkeit geht klar hervor, wie er den Hauptaccent immer auf die Verhältnisse gelegt wissen will, unter denen man sich schlägt. Und sie sind es auch, die in der Wirklichkeit entscheiden! Der konkrete Fall muß stets gesondert in Betracht gezogen werden. Aus der eingehenden Beurtheilung desselben muß der Entschluß erwachsen, nicht aber an der Hand eines vorgefaßten abstrakten Grundsatzes. Man hat in jedem einzelnen Falle zu erwägen, wie der angestrebte Zweck mit den vorhandenen Mitteln am sichersten und bequemsten erreicht wird. Hierbei immer das Richtigste zu treffen, darin besteht eben das Wesen der Kriegskunst.

Alles ist zur rechten Zeit und am rechten Ort berechtigt! Das ist die Schlußfolgerung, welche sich daraus ziehen läßt, eine Folgerung, die, von allen Regeln und Systemen erlöst, erfrischend und ernüchternd auf den Geist wirkt, indem sie in letzter Instanz immer an die eigene Kraft und das eigene Urtheil zu appelliren ermuthigt.

Solche Betrachtungen dürfen indessen nicht zur Mißachtung der Theorie und ihrer Grundsätze führen. Der Werth der Theorie wird nicht dadurch herabgedrückt, daß sie nicht von dem ersten besten flachen Kopfe angewendet werden kann. Die Prinzipien der Kriegskunst sind unwandelbar; sie sind keine Form, sondern ein Wesen. Nur gilt es, für dieses Wesen jedesmal die richtige Form zu finden.

Soviel erscheint einleuchtend, daß die Kriegskunst und Truppenführung sich nicht auf rationalistischem, sondern nur auf empirischem Wege erlernen lassen. Um darin etwas Hervorragendes zu leisten, bedürfen wir vor Allem der Routine.

Wie ist nun diese Routine zu erlangen? Dazu sind beim Truppenführer heranzubilden:

1. die Fähigkeit, klare und verständige Entschlüsse zu fassen;
2. die Fähigkeit, diese Entschlüsse auch Anderen klar und deutlich mitzutheilen;
3. die Fähigkeit, die Truppen zur Erreichung seiner Absichten dirigiren zu können;
4. alle die Charaktereigenschaften, welche zur Fassung energischer Entschlüsse und zu deren Durchführung erforderlich sind.

Um diese Fähigkeiten und Eigenschaften heranzubilden, erscheint ohne Zweifel eine fortgesetzte Uebung an konkreten Fällen als der natürlichste und zweckmäßige Weg.

Gelegenheit dazu bieten vor Allem die praktischen **Felddienstübungen** und die **Manöver**; sie sind und bleiben für die Führer aller Grade ein wichtiges und unentbehrliches Bildungsmittel. Allein es liegt in der Natur dieser Uebungen, daß sie dem Einzelnen nur eine beschränkte Wirkungssphäre gestatten, und auch bei weitem nicht oft genug betrieben werden können.

Noch viel weniger kann und darf uns erst der **Krieg** selbst Gelegenheit zum Erlernen der Truppenführung geben. Denn abgesehen davon, daß wir im Kriege nicht erst lernen, sondern schon können sollen, vermögen selbst Solche, die zur Beobachtung kriegerischer Ereignisse am häufigsten Gelegenheit hatten, nur eine verhältnißmäßig beschränkte Anzahl wahrzunehmen, und auch diese nur in einem engen Gesichtskreise, durch die verschiedenartigsten Störungen in der Sicherheit und Richtigkeit ihrer Beobachtungen beeinträchtigt. Man müßte in einer langen Dienstzeit sehr viele Kriege mitgemacht und sich in den verschiedenartigsten Situationen befunden haben, um aus der Kriegspraxis die Truppenführung zu erlernen, und auch diese Erfahrungen würden nur der eigenen Wirkungssphäre entsprechen. Wer sich allerdings aus einer langen Kriegspraxis keinerlei kriegerische Erfahrung sammeln könnte, dem würde überhaupt schwer zu helfen sein; er würde dann jenem Maulthier gleichen, von welchem Friedrich der Große in einem analogen Falle sagte, „daß es alle Feldzüge des Prinzen Eugen mitgemacht habe, und doch nicht gescheidter geworden sei."

Da weder die Friedens- noch die Kriegspraxis genügt, um die Truppenführung zu erlernen, gilt es, einen Ersatz zu finden, welcher den im Vorstehenden entwickelten Anforderungen entspricht, der uns möglichst natur- und wahrheisgetreu in dieselben Situationen versetzt, wie der Kieg selbst, Entschlüsse fassen, Befehle ertheilen und die Truppen dirigiren läßt.

Bei diesem Suchen nach einem Ersatz werden wir nothgedrungen wieder auf theoretiche Uebungen hingewiesen, nur müssen dieselben derartig betrieben werden, daß sie der Wirklichkeit möglichst nahe kommen.

Dazu eignen sich zunächst alle Uebungen an konkreten Beispielen nach der vom General Verdy du Vernois eingeführten **applikatorischen Methode**. Diese Methode läßt wie keine andere die Fähigkeit gewinnen, in allen Kriegslagen über die verfügbaren Mittel zweckentsprechend zu disponiren und klare Befehle zu ertheilen.

Dies ist der erste wichtige Schritt, ohne welchen die folgenden nicht nutzbringend sein können; die glänzendste Tapferkeit und höchste Geistesgegenwart werden keine glückliche Entscheidung mehr herbeiführen, wenn die Truppen einmal auf den falschen Fleck disponirt sind.

Doch die Lösung der Aufgabe, welche bei diesen Uebungen mit dem Entwurf und der Ausgabe einer guten Disposition vollendet ist, fängt in der Wirklichkeit damit erst an. Welcher Unterschied zwischen einer Disposition und deren Durchführung besteht, zeigt schon die kleinste Felddienstübung.

Ein in dieser Hinsicht weit vollkommeneres applikatorisches Lehrmittel bietet das Kriegsspiel. Zur taktischen Ausbildung jüngerer Offiziere ist dasselbe von großem Nutzen. Die Generalstabsreisen, welche dazu eine Art Ergänzung bieten, sind ein Kriegsspiel unter freiem Himmel und das vollendetste applikatorische Lehrmittel, indem sie die durch die Benutzung von Karten für die Beurtheilung des Terrains entstehenden Täuschungen in Wegfall bringen.

Indessen haben diese Uebungen doch nur einen relativen Werth; sie kranken alle mehr oder weniger an ihrer theoretischen Anlage und gerathen nur zu leicht in Phantasiegebilde hinein, die sich in der Wirklichkeit ganz anders gestalten würden. Denn zwischen diesen Uebungen und dem Kriege selbst giebt es eine kaum ausfüllbare Lücke: den Zufall.

Zufälle durchkreuzen im Kriege täglich, ja stündlich die Dispositionen der Kommandeure, und die Kriegsgeschichte weist Fälle von unbegreiflichen Mißverständnissen, Verspätungen u. s. w. auf, die selbstverständlich bei den idealen Feldzügen nicht in Betracht gezogen werden können, aber den Führer doch jedenfalls der Lage gewachsen finden müssen. Oft ganz elementare Hindernisse spielen im Kriege eine unberechenbare Rolle und schaffen immer wieder neue Situationen, deren zweckmäßige Lösung aller Regeln und Systeme spottet und den Führer zwingt, einfach den Umständen gemäß zu handeln.

Diese Verhältnisse jederzeit gebührend in Berücksichtigung ziehen, lehrt nur die Kriegsgeschichte.

Alle militärischen Autoritäten stimmen darin überein, daß die Kriegsgeschichte die Quelle aller Kriegswissenschaft sei. Lest immer und immer wieder, sagt Napoleon, die Feldzüge der großen Feldherren, ahmt ihnen nach und bildet Euch nach ihnen, das ist das einzige Mittel, ein großer Feldherr zu werden und in die Geheimnisse des Krieges einzudringen.

An der Hand der Kriegsgeschichte lernen wir die theoretischen Grundsätze der Kriegskunst erst richtig verstehen, wir gewinnen die Ueberzeugung, daß strategische Formeln undenkbar sind, daß es absolute taktische Gebote und Verbote nicht geben kann. Jeder einzelne Fall gestaltet sich anders. Scheinbar gleiche Ursachen haben nicht immer gleiche Wirkungen, und was sich einmal als vortheilhaft erwies, zeigt sich ein anderes Mal als wirkungslos oder gar als schädlich; scheinbar trefflich angelegte Operationen schlugen oft zum Nachtheil aus, während scheinbar falsche Maßnahmen zu den besten Resultaten führten.

Durch die Kriegsgeschichte werden wir veranlaßt, den Ursachen dieser Erfolge und Mißerfolge nachzuspüren; wir lernen dabei, nicht das Nothwendige über dem Nützlichen vergessen; wir lernen, auch Kleinigkeiten in Betracht ziehen, weil sie erfahrungsgemäß entscheidend wirken können; wir lernen alle die physischen und moralischen Faktoren berücksichtigen, die im Kriege zur Geltung kommen; wir werden mitten in wirklich gewesene lebens-



wahre Verhältnisse hineingestellt und um so überzeugender belehrt, als wir in jedem einzelnen Fall den Erfolg aller Maßnahmen, also die Probe auf das Exempel sehen.

In diesen Sätzen beruht der hohe Werth, welcher das Studium der Kriegsgeschichte vor dem aller andern Kriegswissenschaften auszeichnet. Es lohnt sich daher gewiß, der Frage näher zu treten, wie dieses Studium betrieben werden muß, wenn es solchen positiven Nutzen bringen soll.

Viele treiben Kriegsgeschichte, aber nur Wenige tragen einen positiven militärischen Gewinn davon, theils weil sie das Studium als ein historisches auffassen, theils weil sie keine zweckmäßige Auswahl des Stoffes treffen, theils schließlich, weil sie bei diesem Studium oberflächlich verfahren.

Zunächst müssen wir daher den Begriff „Kriegsgeschichte" feststellen und der etwaigen Auffassung vorbeugen, als ob es sich dabei um die Förderung historischer Kenntnisse handle. Die Kriegsgeschichte soll nicht eine Geschichte der Kriege, sondern eine Geschichte des Krieges sein.

Es geht mit dem Studium der Kriegsgeschichte wie mit dem der allgemeinen Weltgeschichte. In letzter Instanz soll nicht das Wissen der einzelnen Thatsachen, sondern der innere Zusammenhang derselben belehren; es soll nicht sowohl das Gedächtniß durch eine Anzahl positiver Kenntnisse bereichert, als vielmehr der Verstand entwickelt und die Urtheilskraft geschärft werden.

Aehnlich ist es mit der Kriegsgeschichte. Dieselbe darf nicht als ein Objekt des Studiums um ihrer selbst Willen betrachtet werden. Den Hergang vieler Kriege und den Verlauf zahlreicher Schlachten kennen zu lernen, mag ganz interessant sein, ist aber doch nur leere Gedächtnißsache und fördert unsere soldatischen Fähigkeiten nicht im Geringsten. Wir sollen aber aus den geschichtlichen Hergängen für unser soldatisches Können Belehrung schöpfen. Ist dies erreicht, so hat das Studium seinen Zweck erfüllt. Dann kann das Gerüst fallen, und die einzelnen Thatsachen, welche zu dieser Erkenntniß geführt haben, können wieder vergessen werden; das Anwendbare, Klarheit des Geistes und Kraft des Charakters bleiben zurück.

Soll die Kriegsgeschichte diesen positiven Nutzen bringen, so darf sie nicht als Lektüre betrieben werden. Denn als solche würde sie höchstens unsere Phantasie anregen, zugleich aber auch mit unklaren Bildern anfüllen, und so vielleicht geradezu schädlich wirken. Im besten Falle würden wir uns bei einer derartigen Lektüre die Situationen hier und da einigermaßen klar machen und mit einem darnach in allgemeinen Umrissen gefaßten Entschluß begnügen. Dies genügt bei Weitem nicht! Die Kriegsgeschichte verlangt, daß man ihr ein hohes militärisches Interesse entgegenbringt, und sie mit Zirkel, Papier und Bleistift unter Anspannung aller geistigen Kräfte durcharbeitet.

Zu einem solchen ernsten Studium ist indessen nicht nur eine kriegs-

wissenschaftliche Vorbildung, sondern auch eine gewisse Reife des Urtheils unerläßlich. Die Kriegsgeschichte, diese weise Lehrmeisterin für Jeden, der vorbereitet in ihre Schule geht, ist ein gefährlicher Umgang für den, der diese Vorbereitung noch nicht erlangt hat.

Neben den Erfahrungen einer mehrjährigen Dienstpraxis und der theoretischen Kenntniß der Taktik und ihrer Hülfswissenschaften ist dazu ein aufmerksames und gründliches Durcharbeiten hervorragender taktischer Werke, die nach applikatorischer Methode geschrieben sind, von großem Nutzen.

Hierzu gehören die „Strategisch-taktischen Aufgaben nebst Lösungen" (zuerst in der „Allgemeinen Militär-Zeitung" erschienen), vor Allem aber die Studien des Generals Verdy du Vernois über Truppenführung. Besonders nutzbringend werden diese Vorstudien sein, wenn man bei Lösung der gestellten Aufgaben zur Läuterung seines theoretischen Wissens sich unter Zuhülfenahme der einschlägigen Lehrbücher, Vorschriften und sonstigen Literatur sich in jedem einzelnen Falle klar zu werden versucht, was die Theorie vorschreibt, und was dagegen der vorliegende Fall erheischt, sowie weshalb dabei Theorie und Praxis sich scheinbar widersprechen. Dies soll indessen nur eine Vorübung sein, die bei selbstständigen kriegsgeschichtlichen Studien selbstredend immer unnöthiger wird.

Ein mustergültiges Beispiel, wie kriegsgeschichtliche Studien zu treiben sind, bietet der General Verdy du Vernois in seinen „Taktischen Details aus der Schlacht von Custozza". Die Schwierigkeiten der Kriegsgeschichte werden in dieser klar und fesselnd geschriebenen Arbeit spielend überwunden.

Es wäre jedoch voreilig, wollte man daraus schließen, daß sich selbstständige kriegsgeschichtliche Studien ebenso angenehm und bequem treiben ließen.

Für selbstständige Studien bedarf zunächst der zu Grunde zu legende Stoff einer zweckmäßigen Auswahl.

In erster Linie ist dabei die Vorbildung und Erfahrung zu berücksichtigen, mit welcher wir an die Kriegsgeschichte herantreten. Ein erfahrener General wird dieselbe unter ganz anderen Gesichtspunkten betrachten als ein junger Lieutenant. Was dem Ersteren kaum einer flüchtigen Beachtung werth scheint, wie z. B. die Leitung kleiner Gefechte, Angriff und Vertheidigung von Positionen u. s. w., ist für den Letzteren gerade das Wichtigste. Der General wird dagegen den Anordnungen zu den größeren Operationen, der Beschaffenheit des Kriegstheaters, der Verpflegung und den Witterungseinflüssen Aufmerksamkeit schenken, die angewandten Mittel sorgfältig prüfen und untersuchen, ob nicht in dem einen oder anderen Falle zweckmäßigere zu Gebote gestanden hätten.

Auch hinsichtlich des historischen Alters und des Schauplatzes der Kriege muß eine dem jedesmaligen Zweck entsprechende Auswahl getroffen werden. Da der Offizier meist nicht die Zeit haben wird, die verschieden-

artigsten Kriege zu studiren, das Studium aber von praktisch-militärischem Nutzen sein soll, darf er nur solche Kriege studiren, deren Gesammtverhältnisse denjenigen möglichst nahe komnen, unter welchen er voraussichtlich einst selbst kämpfen wird.

Die Kriege des Alterthums und Mittelalters haben wenig militärischen Werth. Die Taktik war der Bewaffnung gemäß eine völlig andere, und selbst die Strategie eines Cäsar ist mit Vorsicht zu studiren. Die fortschreitende Kultur und Vervollkommnung der Kriegsmittel haben alle strategischen Verhältnisse so verwandelt, daß erst die schlesischen Kriege für das Studium praktischen Nutzen gewähren, selbstverständlich auch nur in strategischer Hinsicht. Noch werthvoller sind die napoleonischen Feldzüge.

Den größten Nutzen werden hiernach die jüngsten Kriege bieten, vor Allem der deutsch-französische Krieg 1870/71, da bei diesen die Kultuverhältnisse und Kriegsmittel der Jetztzeit in Betracht kommen, also Faktoren, mit denen wir in den heutigen Kriegen rechnen müssen.

Haben wir für nnsere kriegsgeschichtlichen Studien je nach unserer Vorbildung und Erfahrung eine zweckmäßige Auswahl des Stoffes getroffen, so gilt es, ein praktisches und methodisches Verfahren einzuschlagen, um dieses Studium gründlich zu betreiben und so einen positiven Gewinn davonzutragen.

(Schluß folgt.)

Kriegstagebuch des hessischen Generalstabes über den Feldzug von 1792 in der Champagne und am Main.

Nach einem archivalischen Original (Marburger Staatsarchiv) bearbeitet von

Dechend,
Premier-Lieutenant im Hessischen Füsilier-Regiment Nr. 80.

V.

Sonntag, den 14. Oktober. Um 9 Uhr Morgens brach das Korps aus dem Walde, wo es die Nacht in dem erschrecklichsten Regen zugebracht hatte, wieder auf, um hinter Longnyon eine Stellung zu nehmen und den Durchgang der Bagage durch genannten Ort zu decken. Die Straßen von Longnyon waren aber durch das unordentliche Fahren der kaiserlichen,

preußischen, hessischen und Emigranten-Bagage so versperrt*), daß es selbst einzelnen Leuten unmöglich war, durchzukommen. Die ganze Kolonne mußte also über 3 Stunden auf der Chaussee, welche zwischen hohen Bergen nach Longnyon führt, halten. Die Hessen waren dieses Mal den Kaiserlichen, welche immer gesucht hatten, dieselben hinter sich zu haben, um ihren Rückzug zu decken, zuvorgekommen, so daß diese die Arrièregarde machen mußten und auch einige kleine Scharmützel mit den Franzosen hatten. Da während derselben auch einige Kanonenschüsse fielen, die Feinde aufdrangen, die Passage durch Longnyon aber noch immer gehemmt war, so wurde dieses von den Kaiserlichen gemeldet. Demzufolge erhielt das Grenadier-Bataillon von Philippsthal Ordre, eine Anhöhe hinter der Kolonne zu besetzen. Verschiedene Grenadiere, welche glaubten, daß durch den vielen Regen ihre Gewehre nicht losgehen würden, schossen die alten Schüsse heraus, um wieder frisch zu laden, was danach auch von einigen Soldaten aus der Kolonne, die bis an den Eingang der Stadt heran stand, geschah. Diesem Verfahren wurde zwar gleich Einhalt gethan, jedoch hatte es die böse Wirkung, daß die Knechte bei der Bagage glaubten, die Franzosen wären schon unter ihnen, so daß einige die Pferde ausspannten, andere dieselben mit den Karren stehen ließen und wegliefen. Hierdurch gab es etwas Platz, so daß nunmehr das Korps einzeln zwischen den Wagen durchmarschiren konnte und den Nachmittag jenseits Longnyon ankam, wo es im Biwak stehen blieb. Alle Marketender- und viele Bagagewagen, welche ohne Pferde und Knechte umgeworfen auf der Straße lagen, wurden unterdessen geplündert, wobei sich besonders die zurückgebliebenen Knechte, Weiber und einige Kaiserliche auszeichneten.

Einigen Fremden, die durchfahren wollten, wurden die Pferde von der Chaise abgeschnitten und ihre Koffer, während sie in dem Wagen saßen, von zwei kaiserlichen Chevauxlegers geplündert. Sowenig die in Longnyon liegende Besatzung vom preußischen Füsilier-Bataillon von Martini und eine hessische leichte Infanterie-Kompagnie, als die bei der Bagage Kommandirten konnten der Menge von Knechten und Troß steuern, weshalb sich die Plünderung endlich auch auf die Stadt erstreckte, welche nun einen Schauplatz der größten Verwirrung abgab. Man sah nichts als Leute, welche die geplünderte Beute theilten, wehklagende Weiber und Kinder, die ihre leeren Wohnungen verließen. Sobald das Korps auf dem Lagerplatz ankam, wurde gleich ein Detachement in den Ort geschickt, um mit dem preußischen Freibataillon die Ordnung wieder herzustellen und dem Plündern Einhalt zu thun.

Hier machte das Korps zum ersten Male einen ruhigen Halt.

*) Die Ueberfüllung der Marschstrecke mit Gefährt aller Art nahm auch hinter Longnyon bis in die nächsten Tage hinein nicht ab, so daß es zu offenen Beschwerden seitens höherer Offiziere kam.

Die Hohenlohe'sche Armee nahm seine Stellung mehr rückwärts. Jenseits der Chiers auf dem Wege nach Marville*) sah man einen Theil der Clerfait'schen Armee, welche sich über Stenay zurückgezogen hatte.**)

Montag, den 15. Oktober. Der Fürst von Hohenlohe verlangte diesen Nachmittag von dem General-Lieutenant von Biesenrodt, er möchte durch ein Regiment einen Berg jenseits Longnyon besetzen, um den Durchgang der Bagage zu decken.

Da aber den Oesterreichern nicht zu trauen war und der General-Lieutenant von Biesenrodt glaubte, daß man die Hessen wiederum zur Arrièregarde nehmen wollte, so weigerte er sich, es zu thun, bis gegen Abend ein schriftlicher Befehl vom Herzog kam, daß ein Regiment Hessen den Berg froid de cul links Longnyon sogleich zu besetzen hätte, jedoch sollte das Regiment abgelöst und nicht zur Arrièregarde gebraucht werden. Das Regiment Garde traf die Reihe, es brach sogleich auf, marschirte bei Nacht und dem erschrecklichsten Koth und Regen einzeln durch die Bagagewagen in Longnyon durch und kam Nachts um 12 Uhr auf dem genannten Berge an. Am nächsten Morgen um 6 Uhr kam der Befehl, daß das Regiment sogleich wieder zurück nach dem alten Platze marschiren sollte. Es rückte dem zu Folge am Mittag wieder ein. — —

Was den Rückmarsch der Preußen von Verdun aus betrifft, so war den 12. dem General Dillon die porte de recours der Citadelle zugestanden und von den Preußen und Franzosen zugleich besetzt, die Stadt selbst aber den 14. von Ersteren gänzlich geräumt worden. Die preußische Armee***) war dann den 13. aus dem Lager bei Louremont in das von Azaunes links ab und zwar auf der Chaussee von Montmédy bis dahin marschirt, wo die von Metz über Etain führende Chaussee einfällt. Den 14. hatte die Armee ihren Marsch über Azaunes und Mangiennes bis auf die Windmühlenhöhe von Chatillon l'abbage fortgesetzt. Die Kavallerie kantonnirte jenseits der Chiers. Den 15. war sie früh aufgebrochen. Die Korps des Erbprinzen von Hohenlohe und Grafen von Kalkreuth passirten zusammen die Loison bei Mangiennes und nahmen ein Lager zwischen Pillon und Mangiennes. Der General-Major von Köhler blieb mit seinem Husaren-Regiment allein zurück, um das Folgende zu decken. Zur Beförderung der Uebergänge über

*) Marville und Stenay liegen etwa je 1½ Meilen südöstlich bezw. südwestlich Montmédy.

**) Der alte Fürst von Hohenlohe drängte so sehr zur Fortsetzung des Rückzuges, daß es dem Könige nur mit Mühe gelang, ihn festzuhalten, bis wenigstens der Kreuzungspunkt der beiden Straßen südlich Longnyon von der preußischen Armee vor dem Feinde überwunden sei.

***) Die Besatzung von Verdun und das Korps Kalkreuth marschirten von Verdun am 14. ab, die preußische Hauptarmee war von Dun aus über Consenvoye am gleichen Tage bis nach Louremont gelangt. Am 15. gelangte das Gros der preußischen Armee noch bis hinter Chatillon l'abbage.

die Chiers wurden neben der steinernen Brücke noch zwei Pontonbrücken geschlagen. —

Das Korps des K. K. Generals von Clerfait hatte heute schon die Chiers passirt.

Dienstag, den 16. Oktober. Heute morgen erhielt das Korps die schriftliche Ordre, sogleich auf Longwy zu marschiren, allda die Chiers zu passiren, und auf der Höhe von Mexy das nämliche Lager zu nehmen, welches der General-Major Prinz von Baden während des Bombardements von Longwy gehabt, auch diese Position nicht eher zu verlassen, bis die Preußische Armee die Chiers passirt haben würde. Diese Stellung war um so nothwendiger, als Longwy dadurch gegen Thionville und Metz gedeckt wurde.*) Der Feind wurde durch dieses neue Vorrücken eines beträchtlichen Korps nach der Flanke und nach Thionville zu, welches nur 8 lieues von Longwy entfernt ist, irre gemacht und die Bagage und Artillerie bekam dadurch Zeit, sich durch das Defilee von Longnyon durchzuarbeiten. Allein die üble Verfassung des hessischen Korps, der Mangel an Brod, Fourage, Zelten und hauptsächlich der Pferde nöthigten den General-Lieutenant von Biesenrodt diese Umstände mit dem Beifügen zu melden, daß er den Marsch zwar antreten, jedoch in Longwy wegen der weiteren Bestimmung nähere Ordre erwarten wolle. Ungeachtet die Kavallerie hatte Leute absitzen lassen, um der Artillerie fortzuhelfen, so waren dennoch viele Munitions-, Proviant- und Krankenwagen nebst den Zelten und Bagagen verloren gegangen und die Zugpferde waren in einer so üblen Verfassung, daß die Kanonen mit schwerer Mühe bis hierher gerettet werden konnten.

Demzufolge wurde die sämmtliche Artillerie und die Equipage nach Longwy vorausgeschickt, die Kavallerie aber mußte noch 20 Pferde zum Vorspann für die Artillerie abliefern.

Gegen 2 Uhr Nachmittags wurde in folgender Ordnung links abmarschirt:

- Leib-Dragoner-Regiment und Karabinier-Regiment;
- die Artillerie und Bagage unter Bedeckung von 50 Pferden und 100 Mann, die bei ihr blieben, bis sie in Longwy anlangte, wo die Bagage hielt, die Kanonen aber nach Mexy dem Korps nachgeschickt werden sollten;
- 2./1. Bataillon Leib-Regiment;
- 2./1. Bataillon Garde;
- 2./1. Bataillon Garde-Grenadier-Regiment;
- Grenadier-Bataillon von Philippsthal;
- 2 bespannte Kanonen.**)

---

*) Die Front war also nicht mehr südwestlich, wie bisher, sondern nach Südosten gerichtet.

**) Bei der Absendung der Artillerie nach Longwy hatte man von allen 2 Bataillonsgeschütze, welche noch ausreichend bespannt waren, zurückbehalten.

Arrièregarde:
1 leichte Infanterie-Kompagnie;
Jägerkorps;
Husaren;
Detachement von Osten.

Das Grenadier-Bataillon von Eschwege und die andere leichte Infanterie-Kompagnie marschirten für sich geradewegs auf Longwy, um daselbst zum Korps zu stoßen.

Mit einbrechender Nacht kam das Korps in Longwy an, wo zu derselben Zeit die Ordre eintraf, daß die vorgeschriebene Position bei Mexy durchaus genommen werden müsse. Die Infanterie setzte daher nach einem Halt von ungefähr einer Stunde ihren Marsch fort und kam Nachts um 10 Uhr in einen $1/2$ Stunde von der Festung gelegenen Wald, worauf trotz der Dunkelheit möglichst rekognoszirt und in ein Treffen biwakirt wurde. Die Avantgarde rückte nach und bei Mexy. Die Karabiniers trafen in Romain Chevauxlegers von Kinsky an und mußten daselbst biwakiren, die Leibdragoner aber fanden in St. Martin Kaiserliche und, nachdem sie auf Longleville gerückt, unvermutheter Weise 2 Eskadronen Eben'scher Husaren, daher die Dragoner an den Gartenhecken stehen blieben. Die feindliche Avantgarde von 1800 Mann des Kellermann'schen Korps war nur eine Stunde von den Dragonern entfernt.*) Die schwere Bagage stand bereits eine gute Stunde vor Luxemburg an der Chaussee im Lager, war aber dem Untergang nahe gewesen, weshalb wiederum einige Karren verloren gegangen waren. Seit einiger Zeit war auch hier weder Brod noch Fourage ausgegeben.

Mittwoch, den 17. Oktober. Als der Tag anbrach, sah man, daß die genommene Position sehr mißlich war, zumal unter der eingetretenen Verfassung des Korps. Verschiedene Kommandos, welche in den umliegenden Dörfern fouragiren sollten, kamen wieder zurück, weil dieselben vom Feinde schon besetzt waren. Der Oberst Schreiber hatte sichere Nachricht bekommen, daß der Feind in Villers la Montagne und Monfontaine seine Vorposten hatte. Die feindliche Armee war ebenfalls im Anmarsch und man konnte rechter Hand vorwärts auf den Höhen schon ihre Vedetten erblicken. Es fielen daher auch bei den preußischen Vorposten neue Scharmützel vor, wobei u. A. 3 Mann von der Kellermann'schen Legion gefangen gemacht wurden. Hätte der Feind uns in dieser Position angegriffen, so wären wir wahrscheinlich geschlagen worden, da die Leute wegen des achttägigen Biwakirens, wegen ihrer äußersten Entkräftung und Mangel an allen Bedürfnissen nicht mehr zusammengehalten, noch mit Ordnung bewegt, auch nur wenige Kanonen

*) General Valence, welcher an die Stelle des unter Anklage nach Paris berufenen Dillon getreten, war den Verbündeten geradeaus gefolgt, während Kellermann endlich dem Befehl nach in ihre linke Flanke, über Etain, vorging.



herbeigebracht werden konnten. Bei einigen Korps hatte das Brod schon verschiedene Tage gefehlt und, obwohl heute eine halbe Portion gereicht wurde, so sah man doch nicht ein, wie man etwas am folgenden Tage bekommen könnte. Die Kavallerie hatte etwas Hafer aus Longwy bekommen, allein die übrigen Pferde waren gänzlich ohne Fourage. Es war daher zu befürchten, daß bei zunehmender Entkräftung der Leute und Pferde jene noch weniger im Stande sein möchten, bei einem Angriffe den gehörigen Widerstand zu leisten, und man lief alsdann neue Gefahr, Geschütz, Bagage und eine Menge entkräfteter Leute einzubüßen. Diese bedenklichen Umstände nöthigten den General-Lieutenant von Biesenrodt, dem Herzog von Braunschweig*) zu melden, daß er zwar die Position bei Mexy genommen habe, daß es aber für das Korps erforderlich sein dürfte, seinen Marsch baldigst auf Luxemburg fortzusetzen, um dem Unterhalt für Menschen und Pferde näher zu kommen.

Des Nachmittags nahm das Korps eine Stellung vorwärts nach Haucourt zu. Rechter Hand und zunächst der Chaussee stand das Garde-Grenadier-Regiment und an dieses anschließend das Grenadier-Bataillon von Eschwege, linker Hand der Chaussee das Regiment Garde und nach einem starken Intervalle das Leib-Regiment, dessen 2. Bataillon nach der Ferme Larimont einen Haken bildete. Das Grenadier-Bataillon von Philippsthal stand hinter dem rechten Flügel vor Mexy, wo das Hauptquartier war, welches durch das hier bleibende Jägerkorps und ein Infanterie-Kommando von 100 Mann gedeckt wurde. Die Hälfte der leichten Kavallerie sollte nach Haucourt und von 100 Jägern und der leichten Infanterie unterstützt werden, allein das allzu offene Terrain und die geringe Entfernung vom Feinde hinderten uns, Haucourt zu besetzen, und unsere Husaren blieben daher nebst dem Detachement von Osten ebenfalls in Mexy. Das leichte Infanterie-Bataillon marschirte nach Herserange. Die Bataillone marschirten nach den ihnen zugewiesenen Lagerplätzen für sich, wodurch eben so viel Kolonnen entstanden, welche der Feind bemerken konnte. Obgleich ein großer Theil der Zelte verloren gegangen war und einige Bataillone und Kompagnien die ihren mit der Bagage nach Luxemburg vorausgeschickt hatten, so wurden dennoch die vorräthigen mit großen Intervallen aufgeschlagen, um dem Feinde eine große Front und contenance entgegen zu stellen. 8 Kanonen konnten mit vieler Mühe herbeigebracht werden und wurden in die alten preußischen Fleschen aufgeplanzt.

Das Schwierigste war nunmehr die Verpflegung der Leute. Lebensmittel waren in der Nähe nicht zu bekommen. Die noch vorräthigen Ochsen waren bei der Bagage und ebenso die Feldkessel. Um daher nur dem Brod-

*) Das preußische Hauptquartier war an diesem Tage in Tellancourt, d. i. noch eine Meile vor, bezw. südwestlich Longwy. Die Armee blieb daselbst auch am 18. im Lager stehen.



mangel wenigstens abzuhelfen, wurde aus Longwy Mehl herbeigeschafft und unter die Bauern in Mexy und Herserange zum Backen vertheilt, auch zur Beobachtung der Ordnung und Abhaltung der ausgehungerten Marodeurs in jedes Haus zu Mexy einige Jäger vertheilt.

Das Hauptquartier des Fürsten von Hohenlohe war heute in Piedmond.*)

Donnerstag, den 18. Oktober. Die Karabiniers und Leibdragoner rückten heute nach Merl,**) wo die Kompagnie ein bis zwei Häuser bekam, da alle anderen Dörfer an der Chaussee von kaiserlichen Truppen und vom Proviantamt belegt waren. 50 Jäger kamen nach Réhon, wo der Herzog von Weimar mit seinem Kavallerie-Regiment lag, um dasselbe zu decken, und detachirten etwas nach Cutry. Die Kavallerie hatte wieder einige Pferde zur Bespannung der Artillerie abgegeben.

Freitag, den 19. Oktober marschirte das Grenadier-Bataillon von Eschwege aus dem Lager, um einen Paß zu besetzen, da man besorgte, daß der Feind über Tiercelet***) vorrücken und weiter unseren Marsch beunruhigen möchte. Die Karabiniers und Leibdragoner marschirten heute gegen Rodenburg und Eschweiler,†) fanden aber auch in dieser Gegend alles Uebrige von Kaiserlichen besetzt. — — Während das hessische Korps die Position von Mexy genommen hatte, war die preußische Armee folgendermaßen über die Chiers zurückgegangen: Den 16. blieb sie in dem Walde bei Chatillon l'abbaye. Der Graf von Kalkreuth ging mit seinem Dragoner-Regiment über die Chiers und legte dasselbe nach Villers la Chèvne. Das Korps des Erbprinzen von Hohenlohe, welches mit der Brigade von Thadden, dann 2 Bataillons von Wolframsdorf, welche die Besatzung von Verdun ausgemacht hatten, und 2 Füsilier-Bataillons verstärkt wurde, marschirte um 11 Uhr Morgens von Pillon ab und besetzte die Höhen bei Martin Fontaine, welche der Fürst von Hohenlohe mit seinen Oesterreichern verlassen hatte. Zu diesem Korps stießen das Dragoner-Regiment von Schmettau und 1. Eskadron von Eben-Husaren. Die Brigade von Vitinghof marschirte zu gleicher Zeit von der Windmühlenhöhe ab und bis Longnyon; das Grenadier-Bataillon erreichte seinen Posten auf der Höhe jenseits Longnyon; die anderen Bataillons dieser Brigade konnten wegen der üblen Wege nicht über die Chiers gehen, sondern blieben die Nacht über bei Longnyon stehen. Der Posten bei der Windmühle wurde, sobald die Brigade von Vitinghof ab-

*) Etwa 2—3 km nördlich Longwy. Am 16. hatte der König eine letzte Unterredung mit Hohenlohe, welcher von seinen „höheren Weisungen" jedoch nicht abzubringen war und am 18. nach Arlon im Luxemburgischen abmarschirte. Clerfait richtete seinen Marsch nach Virton.

**) 2—3 km westlich Luxemburg.

***) Etwa 10 km südöstlich Longwy, d. i. in der linken Flanke der Verbündeten.

†) Beide Ortschaften liegen $^3/_4$, bezw. 1 Meile von Grevenmacher entfernt, letzteres aber einen kleinen Tagesmarsch von Luxemburg.

marschirt war, durch 2 Füsilier-Bataillons besetzt. — Den 17. mit Tagesanbruch setzten sich jene bei Longuyon gebliebenen Bataillone der Vitinghof'schen Brigade in Marsch, gingen über die Chiers und über die Crune auf den oberhalb Longuyon angelegten Pontonbrücken und besetzten die Dörfer Villette, Colmey und Viviers, wodurch der Marsch der Artillerie, der Bagage und selbst der Armee gesichert wurde. Um 11 Uhr brach die Armee auf, passirte die Chiers und bezog das Lager bei Tellaucourt. Das Regiment von Woldeck wurde vorher detachirt, um die Höhen zwischen Noërs und Failly am linken Ufer der Chiers zu besetzen. Das Lager stand auf dem erhabensten Terrain zwischen Longuyon und Tellaucourt, mit dem rechten Flügel an der Chaussee gegen Villancy und mit dem linken gegen Beaumont und Viviers an der Chiers. Die Kavallerie kantonnirte rückwärts bis Longwy. Der Prinz von Hohenlohe besetzte die verlassene Position der Armee im Walde und der General von Köhler deckte den Rückzug der Bagage. — Den 18. blieb die Armee des Königs und das Korps des Erbprinzen von Hohenlohe stehen. — Den 19. marschirte die Armee in 1 Kolonne rechts ab auf der Chaussee über Tellaucourt, Cons rechts lassend, in das Lager bei Romain. Die Brigade Kronprinz, welche bei Tellaucourt stand, hatte die Tete; ihr folgten die Brigaden von Romberg und von Borck. Die Brigade von Vitinghof, welche an der Chiers postirt stand, sowie das auf der Höhe von Noërs stehende Regiment von Woldeck wurden durch andere Bataillone vom Regiment des Erbprinzen von Hohenlohe abgelöst, worauf sie ebenfalls im Lager der Armee eintrafen. Die Infanterie kampirte in zwei Treffen, der rechte Flügel bei Romain, der linke bei Longwy. Die Bagage der Armee vereinigte sich nun auch bei Longwy und fuhr unweit der porte de Bourgogne an der Luxemburger Chaussee auf. Die Batterien, ein Theil der Regimentsstücke und die Reserveartillerie kampirte noch auf der Höhe diesseits Longuyon. Der Erbprinz von Hohenlohe verließ sein Lager bei Martin Fontaine, passirte die Chiers und Crune bei Longuyon und nahm sein Lager auf den diesseitigen Höhen. Der General von Köhler blieb noch jenseits der Chiers.

Der K. K. General Fürst von Hohenlohe stand mit seinem Korps bei St. Martin und der General-Felzeugmeister Graf von Clerfait bei Virton. —

Der General-Lieutenant von Biesenrodt stellte heute dem Herzog von Braunschweig von neuem vor, daß ihm ein längerer Aufenthalt und die Folgen desselben zur größten Verantwortung gereichen könnten, und bat um die Erlaubniß, sich seinen Fourage- und Brotvorräthen in Luxemburg zu nähern. Da durch vorgedachte Bewegungen der preußischen Armee die Position bei Mexy weniger nothwendig war, so ertheilte der Herzog gegen Abend dem Korps den Befehl, am folgenden Tage nach Dippach*) zu marschiren,

*) Wird auch Dipach geschrieben.

die leichte Infanterie aber in Herserange stehen zu lassen. Es wurden daher die Jäger-Detachements aus Réhon und Cutry sogleich eingezogen und noch des Abends die Kanonen, bis auf zwei an der Chaussee nach Metz stehende unter 1 Kapitän, 100 Mann abgefahren, welche, nachdem sie Longwy passirt, den Marsch auf der Luxemburger Chaussee bis Dippach fortsetzen sollten. Sobald es finster wurde, wurden die Zelte abgebrochen, gepackt und zur übrigen Bagage auf den Weg nach Luxemburg geschickt, damit der Marsch des Korps durch nichts gehindert würde und dasselbe zu jeder Zeit abmarschiren könnte.

Der Major von Rüchel ging heute vom Korps ab.

Sonnabend, den 20. Oktober. Um 5 Uhr Morgens marschirte das Korps in folgender Ordnung links ab und bis Dippach im Luxemburgischen:

Husaren;
Detachement von Osten;
2./1. Bataillon Leib-Regiment;
2./1. Bataillon Garde;
2./1. Bataillon Garde-Grenadier-Regiment;
Grenadier-Bataillon von Philippsthal mit 2 Kanonen;
Jägerkorps;
1 Offizier 20 Pferde.

Die Kanonen mußten durch Longwy, die Truppen aber gingen bei Longwy vorbei und nahmen den Weg über Mont St. Martin. Das Grenadier-Bataillon von Eschwege marschirte ebenfalls ab und nach Merl bei Luxemburg, wo unser Heumagazin war. Das leichte Infanterie-Bataillon wurde in Herserange erst Abends von preußischer leichter Infanterie abgelöst, worauf es dem Korps folgte und in Basse Charage*) im Luxemburgischen kantonnirte.

Ungeachtet das Wetter diesseits der französischen Grenze heiter wurde, waren die Wege doch noch immer so schlecht, daß Vieles an den Kanonen zerbrach, und man traf viele Trupps preußischer Kavallerie zu Fuß an, welche ihre Pferde an ihre Artillerie abgegeben hatten, um diese zu retten.

Das Korps nahm des Nachmittags bei Dippach eine Stellung, Front nach der Chaussee, nur das Grenadier-Bataillon von Philippsthal bildete auf dem rechten Flügel einen Haken. Das Garde-Grenadier-Regiment stand bei der Windmühle, nach einem Intervalle von einigen hundert Schritten folgten das Garde- und das Leib-Regiment. Vor jenem Intervalle lag Dippach, wo die Husaren kantonnirten. Die Jäger hielten Schuweiler besetzt.

Das in Frankreich durch die allenthalben aufgetretenen Mängel von Bedürfnissen eingerissene Marodiren veranlaßte heute eine strenge Ordre wegen der zu beobachtenden Ordnung.

(Fortsetzung folgt.)

*) = Niederkerschen, etwa 8 km nordöstlich Longwy.



Correspondenz.

Frankreich.

Der Schluß des Jahres 1890 hat ein sang- und klangloses Begräbniß bereitet einer Einrichtung, für welche vor Jahren der Franzose „Feuer und Flamme" war und von der er sich die bedeutendsten Erfolge in dem Revanchekriege versprach. Der Municipalrath von Paris hat die famosen „Schülerbataillone" nicht etwa durch einen förmlichen Beschluß abgeschafft, sondern denselben hinterrücks das Lebenslicht ausgeblasen, indem er die im Etat ausgesetzte Summe für die Unterhaltung der „Jugendwehr" einfach gestrichen hat. Das ist also das Ende dieser Sache: „Niemand in der Armee wird dies bedauern", sagt la France militaire — jetzt — im Gegensatze zu ihrer früheren Meinung. Allerdings hofft das Blatt, daß man an Stelle dieser „nutzlosen Bataillone" Instrukteur-Kompagnien einrichten wird (compagnies d'instructeurs), in welche die jungen Männer erst von 16 Lebensjahren an aufgenommen werden, um dort die ersten Grundsätze der militärischen Ausbildung zu erhalten und nicht, um „Soldat zu spielen" . . .

Sehr energisch zieht, wie stets, l'Avenir militaire zu Felde gegen wirkliche oder vermeintliche Fehler im Heerwesen, besonders in der Armeeleitung durch den civilen Kriegsminister Freycinet, der sich noch immer auf seinem Posten behauptet und in dieser Hinsicht alle seine fachmännischen Vorgänger im Amte übertrifft. Da heißt es:

Auch diesmal hat Herr von Freycinet bei der Ordensvertheilung am 1. Januar einen ungebührlich hohen Antheil dem bürgerlichen Element zugewiesen: 6 Offizier- und 18 Ritterkreuze sind den Offizieren und der Truppe fortgenommen und an Personen verliehen, die dem Heere vollständig fern stehen, — Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, Elektriker, Advokaten, Sanitätsoffiziere u. s. w. Der Minister Barbey ist nicht weniger freigiebig gewesen zum Schaden des Marinepersonals. 2 Offizier- und 5 Ritterkreuze sind an Räthe des Rechnungshofes, Directoren der Schifffahrtsgesellschaft, Civilärzte u. s. w. vergeben worden . . .

Die Erklärung giebt abermals l'Avenir militaire an einer andern Stelle am 23. Dezember 1890, bei Besprechung des „Reklamefiebers". „Gelegentlich der Aufstellung der Avancementslisten — so heißt es — und der binnen Kurzem in den höheren Kommandostellen zu erwartenden Veränderungen, stoßen verschiedene Blätter in die Trompete zu Gunsten ihrer Kandidaten und rühmen ihre Günstlinge mit aller Lungenkraft. Hier ist es ein Offizier vom Hofstaat des Präsidenten der Republik, für den man die Sterne fordert, mit der Begründung, daß „allein in diesem Hofstaate seit der Ernennung des Herrn Carnot zum Präsidenten kein Avancement stattgefunden hat". Dort ist es eine Kavalleriedivision, deren Divisions-

und Brigadegenerale man in den Himmel erhebt mit der Ankündigung, daß die Kommission der Korpskommandeure ihr ein „köstliches Lob“ gespendet hat. Weiter vertheilt man dann die hohen Stellungen. Dem Einen verspricht man den Vorsitz in dem Komité einer Waffe, um ihm die Pforten des Oberkriegsrathes zu öffnen; einem Andern, welchen die letzten Manöver „über alle seine Kollegen gestellt haben“, verleiht man das Kommando eines der bedeutendsten Armeekorps; einem Dritten, „welcher sehr gut angeschrieben ist“, giebt man Algier; es giebt keine Stelle, für welche man nicht einen Kandidaten bereit hätte. Wir sind überzeugt, daß alle diese Generale, deren Namen in so unüberlegter Weise von ungeschickten Freunden in den Vordergrund geschoben werden, diesen phantastischen Reklamen durchaus fernstehen, welche nur die Armeeleitung in Mißcredit bringen können. Sie sind aber nichts destoweniger sehr zu bedauern und hätten sicherlich nicht einen solchen Umfang gewonnen, wenn wir nicht an der Spitze des Kriegsministeriums einen Politiker hätten, der mit gutem Grunde als zugänglich gilt für Einflüsse, die mit dem Heere nichts zu schaffen haben.“

Es kommt noch besser. Unter dem 6. Januar d. J. bringt l'Avenir einen Artikel mit der Ueberschrift: „Verrath“. Es wird behauptet, daß der Kriegsminister dem Genie eine Entscheidung hat zugehen lassen, der zufolge vom 1. Januar die Rayongesetze für die Umschließungslinie der Stadt Paris außer Kraft treten. „Gegen die bestehenden Gesetze also, sagt l'Avenir, dürfen Privatleute, welche im Bereiche der inneren Umwallung Land besitzen, Häuser bauen beliebiger Höhe, Gewölbe errichten u. s. w., welche die Vertheidigung des Platzes lahm legen oder wenigstens sehr abzuschwächen im Stande sind. Und alle diese Bauten, die vom Gesetz ganz ausdrücklich untersagt werden: es ist ein Kriegsminister, der sie genehmigt, indem er seine persönliche Macht über die des Gesetzgebers stellt, und eine Frage als gelöst betrachtet, die nur durch ein Gesetz und nach dem Gutachten des Vertheidigungskomités entschieden werden kann; die Frage nämlich der Auflassung eines befestigten Platzes. Ist das nicht geradezu ein Verrath seitens des mit der Vertheidigung des Landes betrauten Kriegsministers? . . . Wir erwarten, daß berufene Stimmen ernste Rechenschaft von Herrn von Freycinet fordern werden über den Akt eines wahren Verrathes, dessen er sich Frankreich gegenüber schuldig gemacht hat an dem Tage, an welchem er sich über das Gesetz hinweggesetzt hat, um seinen persönlichen Interessen diejenigen der Landesvertheidigung unterzuordnen . . .“ — Ein in gutem Ansehen stehendes Blatt, l'Echo de Paris, berichtet:

„Entsprechend den in Deutschland vorgenommenen Uebungen sind unsere Kavallerieoffiziere durch die Korpskommandanten aufgefordert worden zu Winter-Studien und -Arbeiten betreffend Kunstbauten, die jenseits der Grenze liegen, und Erforschung der Mittel zur Zerstörung dieser Bauwerke. Diese Offensiv-Gedanken werden bei unseren Nachbarn sehr hoch gehalten. Es war folgerichtig, die Eigenschaften der Initiative bei den Kavallerie-Offizieren derjenigen Brigaden des Armeekorps zu entwickeln, welche zur Sicherung unseres Grenzgebietes im Kundschaftsdienste auf feindlichem Grund und Boden Verwendung finden sollen. Die genaue Kenntniß

der großen Kommunikationswege, die in Frankreich münden, ist unerläßlich im Frieden für die Offiziere der selbstständigen Divisionen, wie demnächst für diejenigen, welche die Mobilmachung in die provisorischen Divisionen einschieben wird. Sie werden unterschiedslos für die Hauptaufgabe der Kavalleriemassen verwendet werden, nämlich: die Versammlung der Heere durch Zerstörung der Kunstbauten zu verzögern."

Einen jedenfalls beachtenswerthen Gedanken bringt la France militaire. Das Blatt entwickelt den Unterschied in den Aufgaben des Unteroffiziers von ehedem und von heute. In der allein anwendbaren zerstreuten Fechtart hat man je mehr und mehr den Hauptleuten, den Lieutenants, — ja, auch den Unteroffizieren Bedeutung und Einfluß auf die Truppenführung einräumen müssen. Der Unteroffizier ist ein äußerst thätiger Gehülfe des Zugführers geworden; er ist jetzt im Gefecht ein niemals entbehrlicher Vermittler zwischen Offizier und Truppe, während er zur Zeit der geschlossenen Ordnung vielfach abkömmlich war. Er hat etwa 20 bis 30 Mann unter seinem Befehl. Ein Kommando von dieser Bedeutung nimmt den Unteroffizier aber ganz und voll in Anspruch: derselbe kann und darf sogar heute nicht mehr daran denken, seine Waffe zu gebrauchen, und doch trägt er, wie ehedem, ein hinfort unnützes, nein, vielmehr der umfänglichen Erfüllung seiner Aufgabe sehr hinderliches Gewehr; denn das todte Gewicht ermüdet ihn unnöthiger Weise während des Marsches, vermindert seine Leistung auf dem Schlachtfelde und beengt ihn erheblich bei Ausübung seines Amtes. Was sollte übrigens 1 Gewehr mehr auf 30 ausmachen? Man nehme aber selbst eine verzweifelte Lage an: eine Kompagnie, durch das Feuer dezimirt, zur Schlacke gebrannt, in Auflösung, — die Unteroffiziere gezwungen, mit ihrer Person einzutreten und dadurch die Zahl der Schützen zu erhöhen —: würden sie nicht 10 Gewehre für eins finden, indem sie Waffen und Munition der gefallenen Kameraden nähmen? Man hat bereits lobenswerthe Anstrengungen zur Verbesserung der Lage des Unteroffiziers gemacht; aber wenn man ihm ermöglichen will, thatsächlich seine Abtheilung zu kommandiren, dann darf man ihn nicht wie einen Gemeinen ausrüsten; man kann nicht zu gleicher Zeit kommandiren und selbst ausführen. Lasse man ihm also das Gewehr in Friedenzeiten, wo er die Rolle des Instrukteurs erfüllt; aber im Felde bewaffnet ihn mit dem Revolver und dem Degen oder dem Säbel: ihr werdet ihn in seinen eigenen Augen erhöhen, sein Ansehen bei den Soldaten vermehren zum großen Vortheil für die Disziplin, und ihr werdet, ohne einen Groschen zu zahlen, mehr gethan haben, als mit allen Dienstprämien der Welt . . ."

Im Uebrigen muß und soll an dieser Stelle unbedingt anerkannt werden, daß die französische Armee im Jahre 1890 recht bedeutende Fortschritte fast auf allen Gebieten der Ausbildung, Bewaffnung, Ausrüstung, Organisation u. s. w. gemacht hat und daß dem Kriegsminister lebhafte Thätigkeit und Verwaltungstalent nicht abgesprochen werden kann. Die Einzelheiten, soweit sie von Bedeutung, sind in dieser Zeitschrift besprochen worden; die zum Glück großen Mängel und Schwächen des französischen Heerwesens gleichfalls gestreift. In Summa hat Deutschland

allen Grund, auf seiner Hut zu sein und seine Waffenrüstung unablässig zu stärken. Denn wenn auch z. Z. völlige politische Windstille herrscht: ein Stoß kann die überall glimmenden Funken zur Riesenflamme entfachen. Und ganz besonders muß immer und immer wieder darauf aufmerksam gemacht werden, daß die „Rachegelüste“ in Frankreichs Heer und Volk in unverminderter Stärke fortbestehen! . . . — 8.

Literatur.

Der Fourieroffizier. Anleitung für die quartiermachenden Offiziere bei Märschen und Transporten. Zweite nach den neuesten Gesetzen und Vorschriften bearbeitete Auflage. Berlin 1890. E. S. Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung. Preis: 1,40 Mark.

Die erste Auflage war im Laufe der Zeit veraltet; sie hatte übrigens ihre guten Dienste gethan. Das wird auch der Fall sein bei der nunmehr erfolgten Neuausgabe, die den heutigen Bestimmungen entspricht. 4.

Militärisches Allerlei aus Frankreich. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin 1890. Verlag von R. Eisenschmidt.

Sehr amüsant, diese Lektüre; — sehr geschickt zusammengestellt aus französischen Quellen; — zum guten Theil auch wohl das innere Leben der französischen Armee, besonders des Offizier- und des Unteroffizier-Korps richtig schildernd. Aber: es wäre ein Fehler, wollte man Alles, was die Schrift bringt, blindlings als allgemein-richtig annehmen. So ist das bekannte Pamphlet des Hern Descaves „Les Sous-Offs“ ganz besonders benutzt, — ja, dann könnte ein französischer Widerpart des Herrn Verfassers seine Beurtheilung der deutschen Unteroffiziere gründen auf das, was die sozialdemokratischen und fortschrittlichen Zeitungen über dieselben zum Besten geben! — Ueber die Brautwerbung des Oberst Ramollot muß man lachen; aber der Verfasser will doch nicht ernsthaft behaupten, daß derselbe der Typus des französischen Oberst ist. 8.

Taschenbuch für Führer und Mitglieder freiwilliger Sanitätskolonnen. Von Heinrich Mappes. Mit 7 Abbildungen. Dritte vermehrte Auflage. Frankfurt a. M. 1890. Jügel's Verlag. 60 Pf.

„Bei Ausbruch eines Krieges oder eines besonderen Nothstandes werden die Ansprüche an die freiwillige Krankenpflege so rasch herantreten, daß eine kurze Zusammenstellung der zur raschen Errichtung von Hülfskorps nöthigen Grund-



bedingungen von Werth sein dürfte." — Aus dieser sehr richtigen Erwägung heraus ist das Büchlein geschrieben, das in gedrängter Kürze alles Erforderliche enthält; der Herr Verfasser verwerthet seine praktischen Erfahrungen aus dem Feldzuge 1870/71. — Nach dem „Vorwort" wird besprochen: Organisation, Ausrüstung, Ausbildung, der Dienst im Hospital, Transport der Verwundeten und Kranken, die Begleitung der Eisenbahn-Sanitäts-Züge, der Dienst als Kolonnenführer, der Dienst als Depot-Verwalter, der Dienst als Rendant, der Dienst bei dem Kommando. 130.

Daml, Lese- und Uebungsbuch der französischen und russischen Sprache für Offiziere des deutschen Heeres. Vierte vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1890. Verlag von Eduard Baldamus.

Wir haben die ersten Anfänge dieses werthvollen und brauchbaren Buches, — die dazumal den Titel führten: „Im Feindeslande" freundlich begrüßt (Februarheft 1888 unserer Blätter) — und freuen uns der stattlichen Entwicklung der ernsten und ausdauernden Arbeit des jungen bayerischen Hauptmanns Daml. Durch die Hinzufügung der mit lateinischen Buchstaben gedruckten Aussprache der russischen Phrasen, wodurch die unmittelbare Verwerthung, die praktische Verwerthung des reichlich Dargebotenen auch denjenigen, u. zw. in der erdrückenden Mehrzahl vorhandenen Kameraden ermöglicht ist, die nicht russisch lesen oder schreiben können. 3.

Die Helwing'sche Buchhandlung in Hannover giebt in getreuer Uebersetzung heftweise heraus: die russischen und die französischen Reglements. Es liegen uns vor, ohne daß der Uebersetzer genannt ist, das

Zweite Heft, — die russische Armee betreffend; — enthaltend vom „Reglement für den Infanterie-Frontdienst" den III. Theil. Die Bataillonsschule und den IV. Theil. Die Regiments- und Brigadeschule. — Das dritte Heft bringt die höchst interessanten „Bestimmungen für den Felddienst, das vierte Heft die Schwadronsschule. Desgleichen bringt ein Heft vom „Exerzier-Reglement der Französischen Infanterie" die drei ersten Theile: Grundlagen der Ausbildung, Soldatenschule, Kompagnieschule, — ein zweites Heft die Theile 4. und 5.: Die Bataillonsschule und die Regimentsschule. Der Vergleich dieser Reglements mit den unsrigen ist ebenso anziehend wie lehrreich; es steht den deutschen Offizieren wohl an, sich einige Kenntnisse der Ausbildungsarten unserer Nachbarheere zu erwerben. 4.

Zwei, der Beachtung von Pferde-Liebhabern oder Pferdebesitzern sehr werthe Bücher seien kurz angeführt, beide im Jahre 1890 erschienen: nämlich:

1. **Fahr-Instruktion** für große und kleine Ställe und zum Gebrauch für jeden Fahrer, von Oberstlieutenant Schlaberg. Oldenburg 1890. Verlag von Gerhard Stalling.



2. **Die Abrichtung des Remonte-Pferdes in 30 Lektionen.** Nebst einem praktischen Lehrgang der hohen Schule von van den Hove — de Heusch, Kapitän im 2. Belgischen Ulanen-Regiment, Ritter des Preuß. Rothen Adlerordens 2c. Mit 1 Tafel Abbildungen. Autorisirte Uebersetzung. Dresden 1890. Hofverlag R. von Grumbkow. — Preis: 6 Mark.

Die „fahrenden Leute," — besonders die activ-fahrenden aller Stände werden es dem Herrn Oberstlieutenant Schlaberg Dank wissen, daß er seine dreißigjährigen Erfahrungen auf dem Fahrgebiete auf Zureden veröffentlicht hat. Dieselben, geläutert durch enge Beziehungen zu Autoritäten wie Spohr, Plinzner, Heinze, Rammschüssel, Gebhardt u. a., sind trefflich durchgebildet und eben so trefflich, kurz und klar zur Darstelluug gebracht, — veranschaulicht obenein durch 44 Original-Illustrationen, die nach Entwürfen des Hauptmanns d. L. Curt Lucius von Richard Blumenau gezeichnet sind. So hat Herr Schlaberg, — wie die Damen durch seine Schrift: „Die Dame als Reiterin", — jetzt die Herren durch die „Fahr-Instruktion" sich verpflichtet.

Der Uebersetzer des an zweiter Stelle genannten Buches hat selbst eine sachlich tüchtige Leistung vollzogen, insofern er in einem Vorwort auf mehrere Eigenthümlichkeiten des „neuen Systems" hinweist und bei der Uebersetzung es gut verstanden hat, die fremdländischen oder etwa fremdartig klingenden Fachausdrücke zu erläutern bezw. unsern Verhältnissen anzupassen. Ueber die Methode des belgischen Capitäns, die ja Aufsehen genug erregt hat und noch immer rege erhält, sind die Akten noch nicht geschlossen: jedenfalls vermißt derselbe sich einer großartigen Leistung, da er in der kurzen Frist von nur 30 Lectionen zu Stande zu bringen behauptet, was man bisher nur durch Jahres- und noch längerer Arbeit erreicht, nämlich: ein Pferd in jeder Hinsicht thätig und für die Truppe brauchbar zu machen. — Was die beigefügten „Betrachtungen über die Aufgabe der Kavallerie im Felde" anbelangt, so konnten sie füglich weggelassen werden: sie berichten den Angriff der fünften französischen Kürassiere bei Beaumont auf die 10. Kompagnie Regiment 27 unter Hauptmann Hellmuth —, eine beiderseits brave soldatische That, aber doch nicht der Kapitelüberschrift gerecht werdend. 129.

Der deutsche Soldat in den Kriegen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von J. G. Rosengarten. Uebersetzt von Chr. Grosse. Kassel 1890. Verlag von Theodor Kay, Kgl. Hofbuchhandlung.

Man liest diese anspruchslos verfaßte Schrift mit einem Gefühl, gemischt aus Stolz und Bedauern: aus Stolz auf die zahlreichen tapferen, bedeutenden, treuen Deutschen, die über den Ozean gewandert ihrem neuen Vaterlande Ehre, Sieg, Wohlstand gebracht haben; — aus Bedauern, daß eben diese vielen hervorragenden und bis zum Tode getreuen Männer nicht im deutschen Vaterlande blieben und wirkten — oder bleiben und wirken konnten. — Steuben, Heister, Kalb, Weißenfels, Riedesel, Specht, Breimann, Kohl, Knyphausen, Witzleben u. v. A. — sie helfen die

Unabhängigkeit des jungen amerikanischen Freistaates vom Mutterlande durchfechten. Und 8 Jahrzehnte später: Blenker, Sigel, Heros von Borcke, Scheibert, Helmrich, Freudenberg, Steinwehr, ja, wer will sie Alle aufzählen. Die Schrift von Rosengarten-Grosse thut dies in warmer und überzeugender Weise. Wir können sie nur dem Studium deutscher Leser der Gegenwart dringend empfehlen. — 5.

Cours de stenographie par A. H. Heym, professeur au Cercle militaire. Paris chez Henri Charles-Lavauzelle. 1890.

Daß die Stenographie auch in rebus militaribus bei Gelegenheiten von großem Nutzen sein kann, ist zweifellos. Neuerdings macht man im französischen Heere stark in Bestrebungen nach dieser Richtung hin, deren Ausfluß die vorerwähnte kleine Schrift — für Liebhaber von Interesse ist. — 3.

Lecture des cartes. Cours practique specialement à l'usage des sous-officiers de toutes armes par A. Dutilloeul, lieutenant au 3me régiment de Lanciers, instructeur à l'école d'equitation, Saint-Ghislain 1890. — 2 Mark.

Ein mit guten Karten ausgestattetes, an sich treffliches kleines Lehrbuch, in welchem der Herr Verfasser in praktischer Weise für Unteroffiziere das Kartenlesen lehrt. Wir haben die Schrift durchgesehen und manches Interessante gefunden in der Aus- und Darlegung, in der Methode: in dieser Hinsicht werden unsere deutschen Kameraden, denen die Aufgabe der Unteroffizier-Instruction in der Terrainlehre und im Planlesen obliegt, sich mehrfach die Winke des belgischen Kameraden zu Nutze machen können. 130.

Aide-mémoire de l'offizier d'infanterie en campagne. Paris 1890 chez Henri Charles-Lavauzelle.

Die große Zahl von Aenderungen, welche seit dem Erscheinen der zweiten Auflage dieses Handbuches (1888) auf allen Gebieten der Ausbildung, Organisation, Bewaffnung rc. eingetreten sind, nöthigten zur Herausgabe einer unter dem 1. Juli 1890 erfolgten, uns vorliegenden dritten Auflage des ganz vortrefflichen Handbuches, das uns einen klaren Ueberblick verschafft über die Rechte und Pflichten, den Dienst des französischen Infanterieoffiziers im Felde: man fühlt hier den Pulsschlag der seit 2 Jahrzehnten völlig innerlich neugestalteten Armee, deren Daseinszweck die Vernichtung des deutschen Heeres und Reiches ist. Unter diesem Gesichtspunkte verdient das Buch auch unsere Beachtung. 5.

Manoeuvres du service de santé de l'avant dans la prochaine guerre. Par E. Gavoy, médécin principal de seconde classe. Paris 1890 chez Henri Charles-Lavauzelle. 2 Mark.

Eine sehr gründliche, durch viele praktische Beispiele und Gefechtsskizzen erläuterte Arbeit über den Sanitätsdienst bei einem Armeekorps im Kriege. Der

im Kriege 70 und im langen Friedensdienste geschulte Verfasser hat ganz recht darin, wenn er sagt, daß zum richtigen Hantieren aller Truppenärzte, der Sanitätsdetachements und Feldlazarethe erforderlich ist u. A. deren Bekanntschaft mit den Haupteigenthümlichkeiten und dem Verlaufe des Gefechts, der Schlacht; denn auf diese Momente gründet sich ja eben das helfende Eingreifen des Sanitätspersonals. Und gerade weil dies betont, weil auch dem eben aus dem Zivilverhältniß zum Feldzuge einberufenen Arzte in Kürze ein Anhalt gegeben wird für den Gang der kriegerischen Aktionen und für sein zweckmäßiges Mitwirken, darum empfehlen wir die Schrift auch unseren Aerzten —, aber nicht allein diesen, sondern auch allen Offizieren. Im Ganzen und Großen finden wir alle hauptsächlichen auch in der deutschen Armee für den Feld-Sanitätsdienst geltenden Vorschriften und Lehren in der französischen Arbeit wieder. 128.

Die Organisation und Ausbildung unserer Festungstruppen. Von A. Kindler, Hauptmann der Infanterie, Instruktionsoffizier der IV. Armee-Division. Frauenfeld 1890. J. Hubers Verlag.

An Stelle der Bezeichnung „Festungsartillerie" hat der Herr Verfasser diejenige der „Festungstruppe" gewählt, weil letztere besser die ganze Thätigkeit dieses Truppenkörpers darlegt. Seitdem die Schweiz Befestigungen hat, bedarf sie auch solcher Abtheilungen, welche dieselben zu vertheidigen verstehen: das ist eine logische Folgerung und Forderung. Wohl gemerkt: die artilleristische Ausbildung der Festungstruppen bleibt die überwiegende, hauptsächliche; nebenbei aber soll dieselbe auch eine aushülfeweise infanteristische sein. Die Schweizer Militärorganisation gestattet nicht, selbst die eigentliche Festungstruppe auf permanenten Fuß zu stellen, noch viel weniger aber die Unterhaltung permanenter Festungsbataillone. Es bleibt also nur übrig, die Festungsbesetzung an Ausrüstung und Ausbildung so zu stellen, daß sie gegen Hauptstreiche zu Beginn eines Krieges sich selbst zu sichern vermag: sie muß im Stande sein, vereint mit dem Landsturm des Festungsrayons den Gegner so lange aufzuhalten, bis die eigene Infanterie zur Stelle ist. — Wir können nur sagen, daß uns die gesammten Darlegungen des Hauptmann Kindler ebenso interessant, wie den Schweizer Verhältnissen wohl angepaßt erscheinen.
126.

Gesammelte Aufsätze von M. Dragomirow, Kais. Russ. General-Adjutant und Oberbefehlshaber des Kiewer Militär-Bezirks. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Freiherr von Tettau, Prem.-Lieut. Hannover 1890. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Dragomirow ist eine der hervorragendsten und thatsächlich bedeutendsten Persönlichkeiten des russischen Heeres — und Volkes; seine Stellung als gegenwärtiger Befehlshaber von 4 Armee-Korps und designirter Oberfeldherr der gegen Oesterreich (dermaleinst!) operirenden Feldarmeen ist eine ebenso einflußreiche, wie sein Wirken für die Truppen-Erziehung kraftvoll; seine Schriften gehören unter die ersten der

modernen Militär-Literatur. — Die durch den Herrn von Tettau übersetzten, „Die Vorbereitung der Truppen zum Kampf" betreffenden Schriften haben wir in unserer Zeitschrift gebührend beachtet und besprochen; interessant ist eine Nachlese von einzelnen kleinen Arbeiten des russischen Generals, die uns derselbe Herr Uebersetzer in vorliegender Schrift jetzt bietet. Da sind zunächst die „Briefe aus dem Preußischen Hauptquartier 1866", — sodann kennenswerthe Ansichten und Regeln über „Meldungen und Befehle"; — darauf das „Armee-Feuilleton, betreffend die Magazin-Gewehre", welche natürlich verurtheilt werden; — endlich das „Soldaten-Memento", ein Katechismus, der in seiner düstren Strenge zu denken giebt. 5.

Le Général Jung. Stratégie, tactique et politique. Paris 1890 chez G. Charpentier et Cie., éditeurs.

Der General Jung schließt dieses sein Werk mit den Worten: „Bei der unausgesetzten Anstrengung — ob es sich nur um Politik, Taktik oder Strategie handelt — kann die französische Armee durch ihre hartnäckige Arbeit und Dank ihren Führern, Dank der edelmüthigen Bestrebungen der Regierenden, Dank dem gesunden Sinn Aller, einen ganz hervorragenden Platz beanspruchen. Diesen Platz, sie hat ihn in der Meinung der wahrhaft unabhängigen Staatsmänner wiedergewonnen. Die französische Armee ist wie die Sonne; blind, wer sie nicht sieht." — General Jung hat dies gesagt, — und Jung ist ein ehrenwerther und — ganz unparteiischer Mann! Uebrigens ist sein Buch lesbar, obgleich es nur Bekanntes über Politik, Strategie und Taktik in anderer Fassung darbietet, — neuer, bahnbrechender Gedanken aber baar ist. 134.

Der Polnisch-russische Krieg von 1831. Von Hermann Kunz, Major a. D. Mit 5 Plänen. Berlin 1890. Verlag von Friedrich Luckhardt.

Für den deutschen und österreichischen Offizier ist die genaue Kenntniß des Krieges von 1831 eine Nothwendigkeit, weil er viele Lehren enthält, die zu kennen dermaleinst von direktem Nutzen sein könnte. Denn, was man auch sagen mag, zur Vorbereitung auf einen bestimmten Kriegsfall gehört zunächst das vollständige Vertrautsein mit dem betreffenden Kriegsschauplatze und die Kenntniß der kriegsgeschichtlichen Ereignisse, welche sich auf demselben zugetragen haben. Der junge Offizier wird heute so sehr durch den praktischen Dienst in Anspruch genommen, daß ihm wenig Zeit für kriegsgeschichtliche Studien übrig bleibt. Es erscheint daher in hohem Grade wünschenswerth, diese Studien in allgemeiner Beziehung thunlichst zu erleichtern . . . Und das hat Major Kunz in dieser seiner neuen Studie in der schon bekannten meisterhaften Weise erreicht. Wir können zwar auf die interessanten Einzelheiten nicht eingehen, wollen aber die treffliche Schlußerörterung unsern Lesern nicht vorenthalten, — aus mehrfachen naheliegenden Gründen. Major Kunz sagt: Die Lehren der Kriegsgeschichte werden eben leider gar zu leicht vergessen und bei weitem nicht so beherzigt, wie dies wünschenswerth ist. Nur zu oft muß eine Nation dieselbe Erfahrung mit vielem Blute auf's Neue

erkaufen, welche sie in früheren Kriegen auch schon theuer genug bezahlt hatte. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die theoretische Ausbildung in der „Gefechtslehre" im Verein mit der Friedensausbildung auf dem Exerzierplatze und im Manövergelände genüge, um unsere höheren Führer in entscheidenden Augenblicken vor Fehler zu bewahren. Wenn im Ernstfalle eine schwere Entscheidung an den Führer herantritt, so wird im Angesichte des Todes und unter der Last der auf dem Führer ruhenden Verantwortung, die Erinnerung an irgend einen Paragraphen der „Gefechtslehre" schwerlich diesen Führer davor behüten, große und verhängnißvolle Fehler zu begehen. Wohl aber wird die Erinnerung an irgend eine Schlacht, in welcher ähnliche Lagen vorkamen und gewisse Fehler ungeheuere Verluste zur Folge hatten, dem höheren Führer dazu helfen, den richtigen Entschluß zu fassen. Kein einziger großer Feldherr verdankt dem Exerzierplatze die Eingebung seiner richtigen Entschlüsse, wohl aber hatten fast alle großen Feldherren sehr eingehende und gründliche Kenntnisse auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte besessen und verdankten einen guten Theil ihrer großartigen Erfolge eben diesem eifrigen Studium der Kriegsgeschichte.

Prinz Friedrich Karl erinnerte sich am 18 August 1870 bei St. Privat an die Schlacht von Marengo und hütete sich davor, den Fehler zu begehen, welcher dem General Melos den Verlust seiner Schlacht gekostet hat. Hätte an demselben Tage und vor demselben St. Privat der Kommandeur des preußischen Gardekorps weniger an die Friedensgewohnheiten des Tempelhofer Feldes und mehr an die blutigen Lehren von 1866 sich erinnert, so würde die Garde an jenem Tage schwerlich 8000 Mann verloren haben. Prägnanter und schlagender charakterisirt nicht leicht ein Beispiel den verschiedenartigen Werth des Exerzierplatzes und des Studiums der Kriegsgeschichte." — 127.

Aus meinem Kriegsleben 1870 von Wilhelm Bußler, Kgl. preuß. Divisionspfarrer. Gotha 1890. Gustav Schlößmann. Zweite Auflage.

Der Herr Verfasser, der noch jetzt seines Amtes waltet, erzählt in humor- und gemüthvoller, anspruchsloser und gerade deshalb ansprechender Weise seine Erlebnisse und sein seelsorgerisches Wirken bei der 18. (schleswig-holsteinischen) Infanterie-Division, die bekanntlich im Feldzuge ein sehr bewegtes Leben geführt hat. Die Blätter nebst den beigefügten „Feld-Predigten" werden viel neue Freunde zu den alten hinzugewinnen!" — 126.

Militärische Briefe von Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen. II. Ueber Infanterie. Dritte Auflage. Berlin 1890. E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

Die Briefe hatten sich überlebt in der ursprünglichen Fassung und sind nunmehr, in ihrer dritten Auflage, umgearbeitet nach den neuesten Vorschriften über das Schießen, Exerzieren und den Felddienst; der eine völlig gegenstandslos gewordene Brief über wünschenswerthe Neuerungen im Exerzier-Reglement ist gestrichen, dagegen ein neuer hinzugefügt worden, welcher die durch Einführung des rauch-

schwachen Pulvers nöthigen Aenderungen unserer Taktik bespricht. Es ist interessant, den kenntniß- und geistreichen Herrn Verfasser der inzwischen weltbekannt gewordenen „Militärischen Briefe“ diesen zur Zeit im Vordergrunde der Erörterung stehenden Gegenstand behandeln zu sehen. 5.

Geschichte des Königlich Preußischen Garde-Pionier-Bataillons. Auf dienstliche Veranlassung bearbeitet von Mersmann, Premierlieutenant. Mit dem Bildniß Sr. Majestät des Kaisers und Königs, mehreren Karten und Abbildungen. Berlin 1889. E. S. Mittler & Sohn. Preis: 7 Mark.

Entsprechend der andersartigen, im Ganzen mehr technischen Thätigkeit der Pioniere lautet die „Regiments-Geschichte“ eines Pionier-Bataillons, wo sie von dessen Theilnahme am Feldzuge berichtet, wesentlich anders, als die Geschichte der lediglich fechtenden Waffen. In Selbstlosigkeit höchster Art begnügt sich ja der Ingenieur damit, Deckungen, Unterkunft u. s. w. für seine Kameraden von der Infanterie, Artillerie u. s. w. herzustellen oder dem Feinde solche Deckungen zu entreißen. Aber es ist ein Dienst, dieser Kriegsdienst der Pioniere, der ein ebenso großes Maß an Aufopferung und Pflichttreue wie an Tapferkeit erheischt. Das Alles leuchtet aus der Mersmann'schen Geschichte der Garde-Pioniere hervor; daneben sehen wir, mit Recht, der Friedensarbeit der Pioniere einen breiten Raum zugemessen: — und neben der technischen Friedensarbeit haben dieselben ja auch humanitäre Leistungen erster Art vollzogen bei den großen Ueberschwemmungen der Elbe, Oder und Warthe in den letzten Jahren. 129.

Geschichte des 5. Infanterie-Regiments „Prinz Friedrich August“ Nr. 104. 1867—1889. Auf Befehl des Regimentes bearbeitet von Delling, Hauptmann und Kompagniechef im Regimente. Chemnitz 1890. Verlag der Focke'schen Buchhandlung (L Hapke). Preis: 3,50 Mark.

Diese „knapp zusammengefaßte“ Regiments-Geschichte ist gewandt geschrieben: sie vereinigt, in geschickter Weise, mit dem Zwecke eines Lehr- und Lesebuches für die Mannschaften zugleich den einer für weitere Kreise bestimmten authentischen Darstellung alles dessen, was das Regiment seit seinem Bestehen im Rahmen des großen Ganzen miterlebt und geleistet hat. Die Vorgeschichte ist ausführlich bereits in der Geschichte des stammverwandten Regiments Nr. 105 enthalten. Wir finden eine jahrweise geordnete Wiedergabe der Thätigkeit des am 1. April 1867 neu formirten Regimentes, in Friedens- wie Kriegzeiten; — den Glanzpunkt der Darstellung bildet natürlich die Schilderung des Antheils, — des umfänglichen und rühmlichen Antheils, der die Nr. 104 an den Schlachten bei St. Privat, — wie das Buch sagt — bei Sedan und den beiden bei Villiers genommen hat. — Die Karten sind ausreichend für ihren Zweck. 5.

Heldenthaten deutscher Offiziere und Mannschaften in den Feldzügen der Jahre 1864, 1866 und 1870/71 von Hans von Bülow. Verlag von Julius Brehse in Leipzig.

Ein lobenswerthes Unternehmen. Alle werden zur Mitarbeit aufgefordert, — durch Einsendung der Schilderung tapferer Kriegsthaten, die noch nicht aufgezeichnet sind oder abgedruckt in Regiments-Geschichten oder anderswo; so soll denn diese Lieferungsschrift — die auf 10 Hefte à 30 Pf. berechnet ist, werden: „Ein Gedenkstein für unsere Todten, ein Ehrensold für die Streiter, ein Sporn für die Jugend Alldeutschlands."

Die uns vorliegenden Hefte bringen recht hübsche Sachen: den Ritt des Grafen Zeppelin u. A. Was die kecke That des Portepeefähnrichs Artois anlangt, so ist besonders interessant dabei der nicht erwähnte Umstand, daß der Fähnrich sich in St. Johann-Saarbrücken mit den Franzosen herumschoß dicht bei seinem elterlichen Hause. Wir wollen auch dem Friedensrichter Nöggerath zu seinem Rechte hiermit verhelfen, dessen Name entstellt wiedergegeben ist. Eine recht strenge Sichtung — und Aufnahme nur besonderer Thaten ist zu empfehlen für folgende Auflagen. — Das Sammelwerk sollte in jeder Mannschafts-Bibliothek, -Kantine, -Wachtstube, in jedem Unteroffizier-Kasino ausliegen. 132.

Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Von Rudolph Schleiden. Neue Folge. 1841—48. Wiesbaden 1890. Verlag von J. F. Bergmann.

Der heute zu Freiburg i. B. im Ruhestande lebende ehemalige Minister-Resident der Hansestädte in Washington und London, Herr Rupolph Schleiden, hat ein uns leider nicht bekannt gewordenes, von der Kritik sehr günstig aufgenommenes Buch vordem veröffentlicht: „Jugend-Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners". Die jetzt vorliegenden Erinnerungen schließen sich unmittelbar an jene an und bieten ein ausnehmendes Interesse in geschichtlicher, kulturgeschichtlicher und politischer Hinsicht. Sie entrollen, an der Hand der Erlebnisse eines Einzelnen — der in die Tiefen der Verhältnisse Einblicke hatte —, dem Leser ein klares Bild der Zustände in Schleswig-Holstein unter der dänischen Herrschaft, der Entstehung und der Weiterentwickelung des unheilbaren Zwistes zwischen Deutschthum und Dänenherrschaft. Wir könnten uns ja damit begnügen, zu sagen, jene Zeiten sind ja längst vorüber, die Herzogthümer sind auf immer an das deutsche Land wieder angegliedert: gewiß, diese Thatsache ist hocherfreulich und beruhigend. Aber: es spricht doch mit Recht sehr Viele an, das Ringen und Handeln und Dulden des „verlassenen Bruderstammes" zu studiren. Für alle diese ist das Schleiden'sche Buch geschrieben. 5.

Uebersicht der Geschichte des Königlichen Regiments der Garde du Korps von 1740 bis 1890. Mit Bildnissen, Abbildungen und Skizzen. Berlin 1890. E. S. Mittler & Sohn. Preis: 3,50 Mark.

Der Herr Verfasser — Rittmeister Ferdinand Graf von Brühl — hat es verstanden in kurzer Zeit eine ansprechende Schilderung der ruhm- und glanzvollen



Vergangenheit des stolzen Regimentes zu entwerfen. Es ist eine soldatische Freude von den Kriegsleistungen der stattlichen Reiter Kenntniß zu nehmen. Die Bilder sind ebenso zahlreich wie werthvoll; die Kartenskizzen klar. In Summa: eine vortreffliche Arbeit. 5.

Kleine Mittheilungen.

Vereinigte Staaten von Nordamerika. Organisation der Armee. Die Offizier-Schule zu West-Point. Durch kriegsministerielle Verfügung ist die Stärke des Heeres festgesetzt auf 200 Infanterie-Kompagnien, 100 Reiterschwadronen, 60 Batterien, von welchen 10 leichte sind. Danach wird die Infanterie 12125 Mann zählen, die Kavallerie 6050, die Artillerie 3675, im Ganzen: 21850 Mann. Es fehlen, um die Gesammtzahl von 25000 Angeworbenen zu erreichen, noch 3150 Mann, welche sich vertheilen auf das Geniebataillon, die Verwaltungs-, Verpflegungszweige, Stämme u. s. w.

Jedes Infanterie-Regiment hat 10 Kompagnien, von denen 2 neugebildet werden; jede Kompagnie zält 1 Feldwebel, 4 Sergeanten, 4 Korporale, 2 Spielleute, 2 Handwerker, 1 Fahrer und 46 Soldaten, also 60 Mann. Mithin umfaßt das Regiment, einschließlich 5 Mann des Unterstabes, 485 Köpfe. Auch die Reiterschwadron zählt 60 Köpfe und zwar 1 Wachmeister, 5 Sergeanten, 4 Korporale, 2 Trompeter, 2 Beschlagschmiede, 1 Sattler, 1 Fahrer und 44 Mann. Da, unter Einschluß zweier neu zu errichtenden, das Kavallerie-Regiment 12 Eskadrons hat, so beträgt seine Stärke 605 Mann. Jedes Artillerie-Regiment umfaßt 12 Batterien, darunter 2 leichte. Die Batterie besteht aus: 1 Feldwebel, 4 Sergeanten (bei der leichten 6), 4 Korporalen, 2 Spielleuten, 2 Handwerkern, 1 Fahrer und 46 (bei der leichten 49) Mann, also: bei der Linienartillerie aus 60, bei der leichten aus 65 Mann. Ein Artillerie-Regiment ist also 735 Mann stark.

Zur Zeit lenkt die kleine Armee der amerikanischen Freistaaten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich durch ihre Kämpfe mit den Indianern. Es ist deshalb von Interesse, Einiges über die Offizierschule von West-Point zu hören; im Avenir militaire hatte der Oberst Parseval, welcher den Grafen von Paris und den Herzog von Orleans auf deren Besuchsreise in Nordamerika begleitete, Studien über die Schlachtfelder des Secessionskrieges erscheinen lassen und in einem Briefe die Offizierschule behandelt. Aus demselben sollen hier einige Auszüge Platz finden.

Das Schulbataillon führte Marschbewegungen in tadelloser Genauigkeit und Straffheit aus: die Haltung der jungen, bartlosen Leute (— das Barttragen ist

verboten) war eine echt-militärische. Die Uniform ist grau, nach dem Schnitt, der von der Gründung der Schule herstammt, d. h. vom Anfange des Jahrhunderts. Alle Unterabtheilungen der Kompagnien waren von chargirten Kadetten befehligt. —

Die Ergänzung der Schüler ist eine ganz eigenartige. Die Eintretenden stehen im Alter zwischen 17 und 22 Jahren; aber die Aufnahme wird nicht etwa durch eine Prüfung bestimmt, sondern hängt ganz von Gunst ab. Jedes Jahr werden 100 Zöglinge aufgenommen, so daß, da der Aufenthalt 4 Jahre dauert, die Schule 400 zählen müßte. Während der Dauer einer Legislaturperiode muß jeder Bezirk, welcher ein Kongreßmitglied wählt, einen Schüler nach West-Point schicken, und das Kongreßmitglied ist diejenige Person, welche den Zögling bestimmt. Nach dieser Bestimmung muß der Kandidat ein sehr einfaches Examen ablegen; besteht er dasselbe nicht, so wird ihm die Aufnahme ein für alle Mal versagt, und das Kongreßmitglied, welches ihn vorgeschlagen hat, muß einen Anderen bestimmen, bis die Prüfung bestandem ist.

Jedenfalls in dem Staatswesen der Freiheit und Gleichheit ein ganz wunderliches System der Willkür! Der Präsident der Republik hat das Vorrecht, während seines Regimentes 10 Kandidaten zu bezeichnen; die Auswahl fällt vorwiegend auf die Söhne von Offizieren. So geschah es besonders unter Grant. Aber nach ihm ist man in dieser Beziehung etwas zurückhaltender geworden in der Befürchtung, daß man Eifersüchteleien und Argwohn hervorrufen könnte, welche dem Heere gegenüber stets in der Luft liegen in amerikanischen Republiken.

Der Unterricht in West-Point ist ein sehr gründlicher und umfänglicher; besonders werden auch die mathematischen und physikalischen Studien betrieben. Die Abgangsprüfungen verlangen etwa dasselbe, wie die von der französischen polytechnischen Schule. Aber im Gegensatz zu dem, wie es in europäischen Militärschulen geschieht, legt man wenig Werth auf die Bereicherung des Gedächtnisses, man sucht vielmehr die Kräfte und die Richtigkeit des Urtheils zu entwickeln und gleichzeitig die Gedanken in Klarheit und Sachlichkeit zu üben. Es herrscht reger Eifer bei den Zöglingen und sind die Ergebnisse des Unterrichts vortreffliche. Die wissenschaftlichen Studien gehen natürlich nebenher neben den militärischen Uebungen, dem Reiten und allen den praktischen Elementarübungen, welche jeder Offizier, ohne Rücksicht auf seine Waffengattung, kennen muß. — Die Disziplin ist sehr streng. Es ist den Kadetten verboten, anderes Geld zu besitzen, als den mäßigen, vom Staate ihnen gezahlten Sold. Wohlbemerkt: die Schule kostet nichts, denn in diesem Lande von wahrhaft demokratischen Absichten genügt das Gold, obgleich allmächtig, nicht, um gesellschaftliche Klassen zu schaffen. Auch das Rauchen ist verboten. Bestrafungen kann nur der Kommandant der Schule verhängen; aber jeder Höhere, welcher einen Verstoß bemerkt, muß Meldung darüber erstatten, und so nehmen die chargirten Zöglinge bei Ausübung ihrer Obliegenheiten keinen Anstand, die ihnen auffallenden Vernachlässigungen ihrer Alters- und Klassengenossen zur Anzeige zu bringen. Das ist einfach die Erfüllung einer Pflicht, und Niemand findet darin etwas Anstößiges.



Frankreich. Luftschifferdienst im Heere. Was die Luftschifffahrt anbetrifft — sei dieselbe, von Einzelnen ausgeübt, ein Sport, oder sei sie militärisch organisirt —, so ist Frankreich ohne Widerrede allen anderen Staaten weit voraus. Am 1. Januar 1891 ist eine Vorschrift erlassen worden über Kurse zur Ausbildung im Luftschifferdienst, welche alljährlich beim Central-Etablissement in Chalais, unweit Paris, abgehalten werden sollen. Je eine Kompagnie der ersten 4 Genie-Regimenter ist zum Luftschifferdienst bestimmt, die 4 Regimentsschulen haben dazu einen besonderen Park, wie ein solcher außerdem in mehreren Festungen an der deutschen Grenze niedergelegt ist. Der Zweck der Kurse ist ausgesprochenermaßen ein dreifacher: es soll 1. die technische Ausbildung der Offiziere der Luftschiffer-Kompagnien, sowie der im Frieden mit der Aufbewahrung und Instandhaltung des Materials in den Festungen betrauten Genieoffiziere, sodann die praktische Unterweisung von Generalstabsoffizieren in der Luftschifffahrt erzielt werden; 2. eine tiefere und umfänglichere Ausbildung von Unteroffizieren und Mannschaften, welche ihrerseits sodann als Instrukteure in den Luftschiffer-Kompagnien zu dienen haben; 3. die Ausbildung der für diesen Dienst erforderlichen Handwerker.

Lassen wir die Ziffern 2 und 3 außer Betracht und wenden uns der Ausbildung der Offiziere zu. — Dieselbe findet in jedem Monat Mai statt unter der unmittelbaren Leitung des Direktors des Central-Etablissements, welcher seinen Plan dem Minister vorher zu unterbreiten hat. Die Offiziere der Luftschiffer-Kompagnien haben die Grundsätze der Luftschifffahrt, die praktische Ausführung der Ballonmanöver und die selbstständige Führung der Ballons zu erlernen. Dazu sollen sie sich möglichst oft an den freien Fahrten, welche von dem Personal des Etablissements unternommen werden, betheiligen; auch können sie, auf Vorschlag des Direktors, nach Bestimmung des Kriegsministers, sobald sie hinreichende Erfahrung gewonnen haben, zur Leitung von Ballonfahrten zugelassen werden. Von hoher Bedeutung ist die Heranziehung der Generalstabsoffiziere zu diesem Dienstzweige: sie sollen Kenntniß erhalten von der Anwendung des Ballonmaterials und unterwiesen werden im Rekognoszirungsdienst für Zwecke des Krieges. Hauptsächlich haben sie Beschäftigung zu finden am und im Dienst des Fesselballons, und zwar sollen sie namentlich geübt werden in der Auswahl geeigneter Stellungen für die Beobachtung aus Fesselballons und in der Beobachtung und Rekognoszirung selbst. Ueberdies jedoch soll jeder kommandirte Generalstabsoffizier auch eine Fahrt im freien Ballon mitmachen.

Die Bedeutsamkeit der Vorschrift und des Gegenstandes leuchtet ein. 14.

— Die Arbeiten zur Austrocknung der Pinsker Sümpfe, welche im Jahre 1874 im Flußgebiet des Pripet begonnen wurden, werden dem „Wilnaer Boten“ zufolge mit Erfolg betrieben. Auf Grund des aufgestellten allgemeinen Planes wurde zuerst mit der Austrocknung längs des unteren Laufes des Pripet beim Flusse Utwola begonnen. Dort sind alle Sümpfe in der Ausdehnung von 420 Quadrat-Werst trocken gelegt. Im [illegible] wurden die S[illegible]



Lunjenetzer und Sslonimer Theiles ausgetrocknet (im Gouvernement Grodno). Diese niedere und sehr sumpfige Gegend liegt westlich von Pinsk, im Gebiete der Flüsse Jatzolda und Schara. Die Kosten sind theilweise vom Staate getragen, theilweise den dortigen Grundbesitzern und Bauern auferlegt worden. Es sind im Ganzen 2 Millionen Djessjatinen (2 185 000 ha) ausgetrocknet worden, davon in den Kreisen von Bobruisk, Retschisk und Igumen 1 Million Djessjatinen. In das Eigenthum der Krone gingen im Kreise Mosyr 140 000 Djessjatinen und in den Flußgebieten der Jatzolda und Schara 100 000 Djessjatinen über. Die Staatseinnahmen durch die Heuwiesen betrugen vor Austrocknung der Sümpfe 1640 Rubel, gegenwärtig belaufen sie sich auf 61 000 Rubel, an Holz kam zur Verflößung: früher für 17 000 Rubel, gegenwärtig für 135 000 Rubel jährlich. 122.

— Zum Aufnahme-Examen in die Nikolaus-Akademie des russischen Generalstabes im Jahre 1890 hatten sich 204 Offiziere gemeldet, welche in den jüngsten Jahrgang derselben einzutreten wünschten; von diesen erschienen zum Examen, in der allgemeinen Abtheilung 179, in der geodätischen 14, im Ganzen also 193 Offiziere. Es bestanden das Examen: in der allgemeinen Abtheilung 120, in der geodätischen 7, im Ganzen 127 Offiziere, von welchen 78 aufgenommen wurden, nämlich 71 in der allgemeinen und 7 in der geodätischen.

Diese Zahlen vertheilen sich, wie nachstehend folgt:

Militär-Bezirk	Angemeldet	Erschienen	Abgewiesen	Nicht bestanden	Bestanden	Aufgenommen
Petersburg . . .	68	61	6	17	38	26
Moskau	16	15	—	3	12	7
Wilna	28	28	7	2	19	9
Warschau	36	36	7	7	22	15
Kiew	20	19	1	4	14	8
Odessa	9	9	—	2	7	4
Kasan	2	2	1	—	1	—
Finnland	5	5	1	2	2	2
Kaukasus	15	13	2	3	8	6
Turkestan	1	1	—	—	1	1
Omsk	1	1	1	—	—	—
Amur	3	3	—	—	3	—
Im Ganzen . .	204	193	26	40	127	78

Auf die verschiedenen Waffen vertheilen sich die aufgenommenen Offiziere in folgender Weise:

Infanterie	17	Garde-,	21	Armee-;	Im Ganzen	38
Kavallerie	7	„	—	„	„ „	7
Fuß-Artillerie	6	„	13	„	„ „	19
Reit- „	1	„	3	„	„ „	4
Ingenieure	1	„	9	„	„ „	10

Im Ganzen: 32 der Garde-, 46 der Armee-Truppen; — 78.

Der allgemeinen Bildung nach vertheilen sich dieselben wie folgt: Pagen-Korps (allgemeine Klassen) — 9; 1. Kadetten-Korps — 2, 2. — 3, 3. — 7; Nikolaus-Kadetten-Korps — 1; Kadetten-Korps: 1. Moskauer — 5, 2. — 2, 4. — 6; Pskoff — 3; Kiew — 4; Poltawa — 3; Orel — 4; Woronjesch — 1; Nischn. gorod — 1; Simbirsk — 2; Orenburg — 2; Tiflis — 2; Sibirien — 2; Universitäten — 2; klassische Gymnasien — 5; Realschulen — 6; geistliche Seminare — 1; häuslicher Unterricht — 4.

Als Offiziere waren dieselben hervorgegangen in nachstehender Weise: Pagen-Korps — 10; Kriegsschulen: 1. Paul — 6, 2. Konstantin — 6 und 3. Alexander — 15; Nikolaus-Kavallerieschule — 4, Michael-Artillerieschule — 16, Nikolaus-Ingenieurschule — 8, militär-topographische Schule — 1; Infanterie-Junkerschulen: Moskau — 1, Kiew — 2, Wilna — 1, Riga — 1, Tschugujeff — 2, Kasan — 1, Tiflis — 2; Einjährig-Freiwillige — 2.

Es zählten an Dienstzeit von denselben: 14 Jahre — 1; 13 Jahre — 1; 10 Jahre — 2; 9 Jahre — 1; 8 Jahre — 1; 7 Jahre — 7; 6 Jahre — 6; 5 Jahre — 3; 4 Jahre — 17 und 3 Jahre — 39.

Von den neu aufgenommenen Offizieren machten das Aufnahme-Examen zum 2. Male — 11, zum 3. Male — 2, und 3 waren schon früher auf der Akademie.

Von den nicht aufgenommenen Offizieren hatten nicht genügt in der Mathematik — 10, Taktik — 7, Fortifikation — 6, Militär-Verwaltung — 6, politischen Geschichte — 5, russischen Sprache — 3, militärischen Reglements — 2 und Geographie — 1. 122.

— Der Légé-Torpedo (mit 3 Figuren) gehört der Gattung der Schlepptorpedos an, ist 7′ (2,134 m) lang und hat 11″ (279 mm) Durchmesser. Der Körper ist aus Stahl oder Deltametall hergestellt; der größte Theil desselben ist mit Kork gefüllt, da sich dies zweckmäßiger als die Herstellung von wasserdichten Räumen erwiesen hat. Sein Gewicht beträgt rund 130 lbs (59 kg), die Sprengladung wiegt 50 lbs (23,7 kg); ersteres ist im Verhältnisse zu dessen Volumen derart bemessen, daß der Torpedo die Tendenz besitzt im Seewasser unterzusinken.

Der Légé-Torpedo besteht aus einer vorderen Kammer B für die Sprengladung, welche in einer cylindrischen Büchse in dem Momente eingebracht wird, als der Torpedo gebraucht werden soll, und die mit dem Abfeuerungsmechanismus in der Spitze A in Verbindung steht. (Siehe anliegende Tafel).

Hinter der Kammer für die Sprengpatrone ist das Luftreservoir C vorhanden. Die in diesem Raume enthaltene Luft wird je nach der Tiefe, in der sich der Torpedo befindet, im verschiedenen Grade verdichtet; dadurch werden zwei seitliche Flossen, welche etwa in der halben Länge angebracht sind, entsprechend eingestellt.

Wenn sich der Torpedo in einer bedeutenden Tiefe befindet, so schließt die Richtung der Flossen mit der Achse des Torpedos einen Winkel von 45° ein; wird der Torpedo in dieser Tiefe geschleppt, so hebt er sich durch die Wirkung der Flossen; mit der Abnahme der Tiefe nimmt auch der Winkel, den die Flossen mit

der Achse des Torpedos bilden, ab, bis er so klein wird, daß der Torpedo knapp unter der Wasseroberfläche geschleppt werden kann.

Je nach der Geschwindigkeit des Schleppens variiert auch die Tiefe der Torpedobahn unter Wasser. Am Hinterende des Torpedos soll nach „Iron“ ein vertikales Ruder vorhanden sein, welches in einer bestimmten Lage fixirt werden kann und den Zweck hat, eventuellen Strömungen entgegenzuwirken.

Nach den Angaben seines Erfinders soll dieser Torpedo am Ende eines 1000 Yards (914 m) langen feinen Stahldrahtkabels geschleppt werden; als Schlepper dürfte sich ein Torpedoboot am besten eignen; dasselbe hätte derart zu manövriren, daß das anzugreifende Objekt über die Schleppleine gelangt, und somit zwischen dem Torpedoboot und dem Torpedo zu liegen kommt. Nach der Behauptung des Erfinders soll das Manövriren mit dem Torpedo ein sehr leichtes sein; selbst kleinere Fahrzeuge soll man leicht treffen können.

Auch zur Vertheidigung von Hafeneinfahrten kann der Légé-Torpedo verwendet werden. Zu diesem Behufe schlägt der Erfinder vor, eine Anzahl solcher Torpedos mit ihren Schleppkabeln hintereinander in gewissen Abständen an ein Tau ohne Ende zu befestigen, welches zu beiden Seiten der Hafeneinfahrt über Rollen geführt ist.

So lange sich dieses Tau in Ruhe befindet, bleiben die Torpedos ruhig am Meeresgrunde liegen: wird dasselbe jedoch nach der einen oder der anderen Richtung bewegt, so steigen die Torpedos in die Höhe und patrouilliren in einer gewissen Tiefe unter Wasser kontinuirlich in der Hafeneinfahrt.

Die einfachste Anwendung dieser Torpedos dürfte jedoch sein, dieselben an beiden Seiten schmaler Einfahrten derart auszubringen, daß die Schleppkabeln auf der entgegengesetzten Seite von Leuten eingeholt werden können. Diese Art des Angriffes dürfte die beste Aussicht auf Erfolg bieten, weil die Leute längs der Ufer unbeachtet bleiben, während Boote oder sonstige Vorrichtungen an der Küste sofort verdächtig sein würden.

Da derartige Torpedos leicht und schnell auszubringen sind, ist es einleuchtend, daß schmale Passagen in kürzester Zeit sehr gefährlich für den Feind gemacht werden können.

Der geringe Preis dieser Torpedos ermöglicht auch deren Verwendung in großer Anzahl.

Dem Vernehmen nach soll Italien einige Légé-Torpedos in der Fabrik des Erfinders, 31 Kerby Street, Hatton Garden, London, für Versuchszwecke angekauft haben; dieselben wurden der leichten Conservirung wegen aus Delta-metall erzeugt. Von den Figuren zeigt Fig. 1 die Gestalt und die Verhältnisse eines Légé-Torpedos, Fig. 2 den Angriff auf ein Schiff und Fig. 3 das Manöver, um den Torpedo unter die Schutznetze zu bringen.

(Seewesen nach „Iron“ und „Engineer“.)

— Die Discoïdal-Geschosse des Kapitän Chapel. (Mit 2 Figuren.) Einer Reihe von Publikationen, welche die Zeitschriften „La France militaire", „Revue d'Artillerie" und „Moniteur de l'armée" brachten, entnimmt „Artillerijski Journal" einen längeren Artikel, den Herr Schanzer in dem „Archiv für Seewesen" nachstehend in Kurzem wiedergiebt.

Neben dem gewöhnlichen Belagerungsgeschütze eine Waffe zu besitzen, mit welcher man — aus der Front schießend — den Feind nicht von vorne oder von oben, sondern von rückwärts trifft, dies muß wohl zweifellos dem Angreifer eine Fülle von Vortheilen in die Hand geben. Im allbekannten Bumerang des Australiers wurde uns bereits vor längerer Zeit ein, wenn auch primitives, so doch die Idee gewiß gut veranschaulichendes Urmodell einer derartigen Waffe gegeben. Es mag wohl sein, daß die Versuche zur Lösung der Gesetze, nach denen sich die Bewegung dieser exotischen Wurfgeschosse vollzieht, auch einen oder den anderen Artillerietechniker zu beschäftigen vermochten, gewiß ist jedoch, daß man bis in die jüngste Zeit von einer direkten Nutzanwendung dieses Prinzipes für die Artillerie so gut wie nichts hörte, und mit Fug und Recht konnte somit noch der Autor eines kürzlich erschienenen ballistischen Werkes schreiben: „Mit Flugbahnen von Geschossen, welche nach Beendigung ihrer Vorwärtsbewegung wieder eine rückwärts oder seitwärts fortschreitende Bewegung annehmen, hat sich die Ballistik bisher noch wenig beschäftigt, ebenso wie es noch keine unterirdische oder unterseeische Ballistik giebt."

Auf um so allgemeineres Interesse darf somit die Nachricht zählen, daß sich nun doch ein Fachmann an die Lösung des in Rede stehenden Problems gewagt hat, und mehr noch, daß die nach längeren theoretischen Untersuchungen durchgeführten praktischen Vorversuche ein relativ sehr günstiges Resultat ergeben haben.

Diese Nachricht kommt aus Frankreich.*)

Kapitän Chapel, ein Offizier des französischen Artilleriestabes, stellte sich die Aufgabe, ein Geschoß zu konstruiren, welches statt der gewöhnlichen parabelähnlichen Bahn eine Kurve zu durchlaufen vermag, in der es das Ziel vorerst überschießt, um dann eine retrograde Bewegung anzunehmen und die dem Angreifer abgewendete Seite des Zielobjektes zu treffen.

Vor einigen Jahren schon veröffentlichte er seine diesbezüglichen Ideen in der „Revue d'Artillerie"**) und knüpfte an seine theoretischen Untersuchungen eine recht interessante Betrachtung über die Gesetze, nach welchen die Bewegung dieser „Discoïdal-Geschosse" — so benennt er dieselben — in der Luft erfolgen müßte.

Mit Uebergehung der in den genannten Publikationen entwickelten Theorie wird im Folgenden lediglich ein kurzes Resumé der bisher gewonnenen praktischen Resultate gegeben.

Die neuen Geschosse besitzen eine platte, dem Diskus ähnliche Form; es wird ihnen sonach bei ihrer Bewegung von der atmosphärischen Luft ein weit bedeutenderer

*) „La France militaire", Nr. 6, 1889.

**) „Sur une propriété des projectiles discoïdes pouvant servir de base à l'établissement d'une arme nouvelle." — „Revue d'Artillerie", 1882.



— Entfernungsmesser Mariage. In Odessa wurden mit dem Entfernungsmesser des französischen Regiments-Kommandanten Mariage Versuche durchgeführt, welcher auch im Lager von Châlons vorzügliche Ergebnisse erzielt haben soll. Die Versuche in Châlons bestätigten die Brauchbarkeit, Einfachheit und Leichtigkeit dieses Entfernungsmessers.

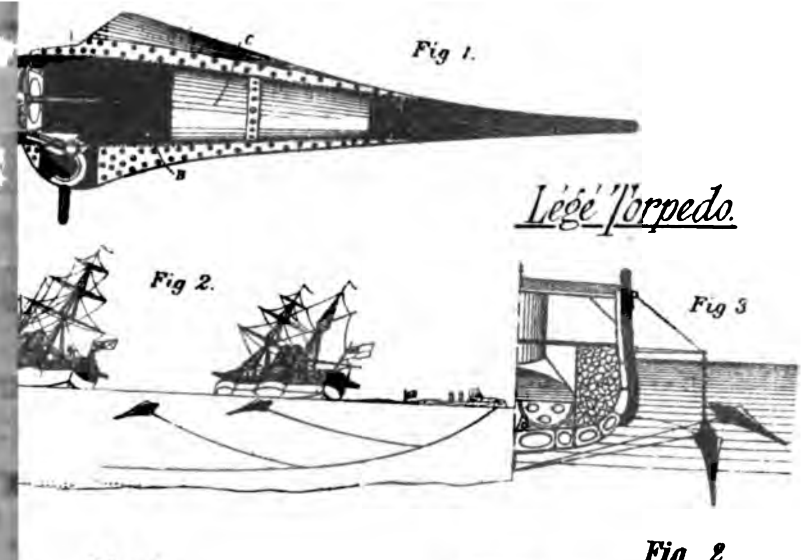
Gemessen wurden Entfernungen von 200—3000 Schritt, wobei folgende Erfolge erreicht wurden:

Die Entfernung von
200, 400, 600, 1400, 2444 und 3000 Schritte wurde mittelst Entfernungsmessers mit
202, 398, 597, 1410, 2433 und 3009, also mit einem Fehler von
+ 2, —2, —3, + 10, — 11 und + 9 ermittelt.

Diese vorzüglichen Erfolge ergaben sich allerdings bei windstillem Wetter. Bei starkem Wind entstanden Schwankungen, welche die Genauigkeit jedoch bis höchstens zu 2 % der zu messenden Entfernung herabdrückten.

Der Entfernungsmesser besteht aus einem mit Fadenkreuz versehenen Fernrohr, welches auch durch ein Binocle ersetzt werden kann. Das Fernrohr ist in einem Stück Holz eingelassen, mit dem es auf eine Gewehrpyramide gesetzt und an dieser befestigt wird. Eine 40 m lange Schnur dient als Basis. Mit dem Fernrohre ist eine Trommel auf Karton fest verbunden, welche durch Visireinschnitte an der Mantelfläche eine zur Achse des Fernrohres senkrechte Linie markirt. Ist das Fernrohr auf den betreffenden Punkt eingerichtet, so markirt die Visirlinie durch die Trommel die Richtung der auf die Visur des Fernrohres senkrechten Basis. Das Ende derselben markirt eine zweite Gewehrpyramide, auf die sodann das Fernrohr gesetzt wird; mittelst der Trommelvisur wird nach dem ersten Standpunkt orientirt und dann das Fernrohr auf den betreffenden Punkt gerichtet. Die dem Winkel beim zweiten Standpunkte entsprechende Distanz, basirt auf die konstant bleibende Basis von 40 m, ist leicht zu berechnen oder aus Tabellen abzulesen.

Die Geschwindigkeit der Handhabung hängt natürlich von der Fertigkeit im Gebrauche ab, übersteigt aber selten 4 bis 5 Minuten für die einmalige Ermittlung einer Entfernung. („Armeeblatt".)



Légé Torpedo.

Fig. 1.

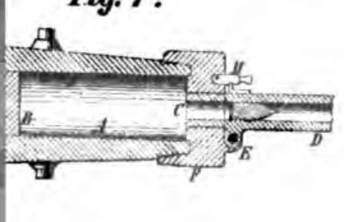
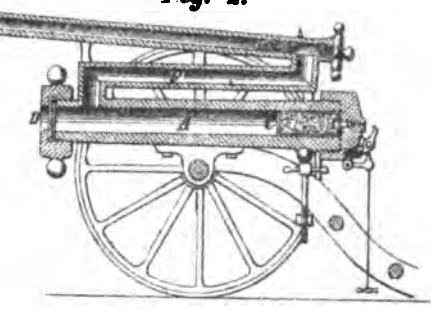
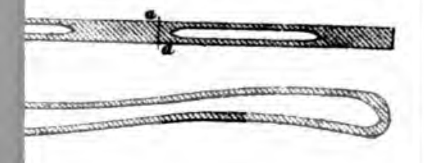


Fig. 2.



Pneumatisches Geschütz Dudley.

einem Stück mit hohlem Stiel.



Jtalienisches Repetirgewehr M. 1870/87.

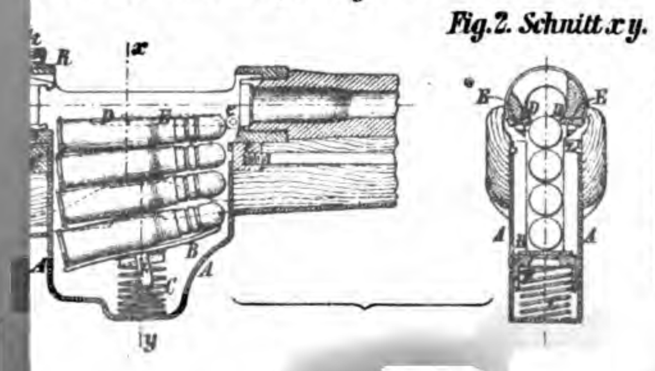


Fig. 2. Schnitt x y.

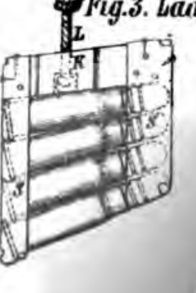
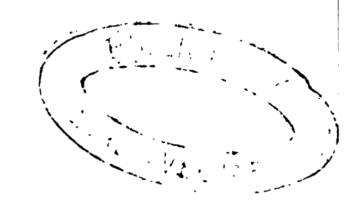


Fig. 3. Lader.



Ueber den praktischen Nutzen kriegsgeschichtlicher Studien.

Von **Möller**,
Hauptmann im 6. Infanterie-Regiment No. 105.

II.

Bei einem sachgemäßen Studium der Kriegsgeschichte kommen, wie General von Clausewitz sagt, drei verschiedene Thätigkeiten des Verstandes zur Anwendung:

1. die geschichtliche Ermittelung und Feststellung der Thatsachen,
2. die Ableitung der Wirkungen aus den Ursachen,
3. die Prüfung der angewandten Mittel.

Die genaue geschichtliche Ermittelung ist unerläßlich, sonst führt Alles, was darauf weiter gebaut werden soll, zu Trugschlüssen. Doch ist diese Thätigkeit nicht so leicht, wie es auf den ersten Blick scheint.

Im Allgemeinen lassen sich die kriegsgeschichtlichen Quellen in vier Kategorien von verschiedenem Werthe theilen. Es sind dies:

1. Zeitungen, aus denen in der Regel die wichtigen Dinge nicht zu ersehen, und die unwichtigen sehr oft falsch sind, weil sie meist auf sehr einseitig geschöpften Berichten beruhen;

2. Memoiren der Zeitgenossen über ihre Erlebnisse, in welchen gerade die subjektive Färbung, in der sie gehalten sind, der Wahrheit mitunter zu nahe tritt, weil ein großer Theil dieser Memoiren beträchtliche Zeit nach den gemachten Erlebnissen und oft mit der subjektivsten Tendenz verfaßt werden;

3. Monographien einzelner zeitgenössischer Schriftsteller, die meist sich durch größere Gründlichkeit auszeichnen und namentlich sehr gute Details liefern;

4. offizielle Werke, welche, da sie mit Zuhülfenahme des gesammten zu Gebote stehenden Materials verfaßt sind, die meiste Glaubwürdigkeit verdienen.

Bezüglich ihrer Brauchbarkeit sind offizielle Werke jederzeit zu verwerthen; Monographien hauptsächlich, um jene Details zu erfahren, die in den offiziellen Werken sich nicht finden; Memoiren sind brauchbar, um über subjektive Motive nicht allein des Verfassers, sondern noch vielmehr anderer neben ihm handelnder Personen etwas zu erfahren; Zeitungen endlich können nur als Nothbehelf für jene Fälle dienen, wo aus dem vorgenannten Material noch eine Lücke geblieben ist.

Es ist leicht einzusehen, daß von solchen Quellen Vieles sich gegenseitig ergänzt, Vieles aber auch sich widerspricht. Es ist also eine kritische Feststellung unvollständig gegebener oder zweifelhafter Thatsachen erforderlich. Diese kritische Forschung kann Keinem, der Kriegsgeschichte studiren will, ganz erlassen werden, weil nicht nur das Material sich vermehrt, oder doch der Eine Quellen ergründet, die einem Anderen nicht zu Gebote gestanden haben, sondern hauptsächlich auch, weil man vor Allem von der Wahrheit dessen überzeugt sein muß, worauf man weiter bauen will.

Je zuverlässiger und genauer die angestellten Ermittelungen sind, desto höheren Werth erhalten die daran geknüpften Studien. Auch ist eine genaue geschichtliche Ermittelung um so eher durchführbar und um so lohnender, als sich selbst in einem sehr kleinen kriegsgeschichtlichen Rahmen zahlreiche taktische Details betrachten lassen.

Nun ist das kriegsgeschichtliche Material nicht in jedem Zeitabschnitt von gleicher Richtigkeit. Es nimmt im Allgemeinen darin ab, je weiter man der Zeit nach zurückgeht, weil die Quellen unzuverlässiger werden, und mehr und mehr versiegen.

Aber auch bei den meisten neueren kriegsgeschichtlichen Berichten ist das zu Gebote stehende Quellenmaterial mehr oder minder unzulässig, und selbst die offiziellen Quellen machen eine nochmalige sorgfältige Ermittelung nothwendig. Unter mühseliger Arbeit zusammengeschweißt aus den absichtlich und unabsichtlich entstellten und öfter sich widersprechenden Gefechtsberichten der einzelnen Truppentheile haben sie der Wirklichkeit gegenüber nur einen Näherungswerth, und auch dieser muß wieder leiden durch die im Interesse der Kameradschaft gerechte, im Interesse der Disziplin nothwendige Rücksichtnahme auf höhere verehrte Führer, liebe brave Kameraden und ruhmgekrönte Truppentheile.

Dazu kommt der erklärliche Wunsch, die kriegsgeschichtlichen Darstellungen als ein Belebungsmittel des Patriotismus zu benutzen. So giebt z. B. die offizielle Darstellung des französischen Generalstabswerkes über den letzten Feldzug in Italien zwar über Alles die detaillirtesten Aufschlüsse, doch sind alle Fehler und Irrthümer darin mit Stillschweigen übergangen oder doch beschönigt. Es ist keine Geschichte, sondern ein immer widerhallendes Hosiannah, das zum Ruhme der Führer und Soldaten gesungen wird. Zur Belebung des Patriotismus und Erregung des kriegerischen Enthusiasmus ist darin fast zu viel, für das kriegsgeschichtliche Studium bei Weitem zu wenig gethan. Selbsttäuschung und Selbstüberschätzung sind die Folge desselben.

Die bei Weitem zuverlässigste und beste Quelle für kriegsgeschichtliche Studien bietet unstreitig das deutsche Generalstabswerk vom Feldzuge 1870/71 und die sich daran anschließende Militärliteratur. Dieses überreiche Material wird an kriegsgeschichtlicher Treue und Klarheit durch kein anderes übertroffen und bietet dem Studium einen reichen Schatz an Winken und Erfahrungen.



Daß dieser Krieg auch deshalb sich besonders für nutzbringende Studien eignet, weil bei demselben die Kulturverhältnisse und Kriegsmittel der Jetztzeit in Betracht kommen, wurde schon oben dargelegt. Wollen wir uns daher über eine kriegsgeschichtliche Episode aus dem Feldzuge 1870/71 ganz und vollständig klar werden, so ist es zweckmäßig, im Anschluß an die Darstellung des Generalstabswerkes alle zu Gebote stehenden Quellen, wie sie ja die detaillirte Beschreibung einzelner Gefechte, Schlachten, Märsche und Operationen in reicher Menge bieten, durchzustudiren, sich dabei schriftliche Auszüge zu machen, diese sorgfältig zu vergleichen, und die dabei zu Tage tretenden verschiedenen Angaben und Auffassungen auf das Maß ihrer Glaubwürdigkeit zurückzuführen. Man erhält bei diesem Verfahren bis in das kleinste Detail ein möglichst wahrheitsgetreues Bild.

An die Ermittelung des thatsächlich Geschehenen hat sich die *Ableitung der Wirkungen aus den Ursachen* zu schließen, eine Arbeit, die ungleich schwieriger, als die vorhergehende, ja, bis zu einem gewissen Grade unausführbar ist.

Keine Erscheinung geht im Kriege aus einer einzelnen Ursache hervor, sondern aus einer Unzahl von Ursachen. Unter diesen Ursachen gilt es die überwiegenden und entscheidenden herauszufinden, und dann zu untersuchen, in wie weit das durch dieselben bedingte Resultat noch durch Nebenumstände in Gestalt kleiner *Friktionen* modifizirt worden ist. Denn man hat im Kriege nicht mit todten Größen, sondern mit lebenden Individuen zu rechnen, von denen auch der Unbedeutendste im Stande ist, eine Unregelmäßigkeit oder einen verhängnißvollen Aufenthalt zu bewirken. Dazu kommen Mißverständnisse, Witterungseinflüsse, Krankheiten und andere unvorhergesehene Unfälle und schaffen Friktionen, deren unberechenbarer Einfluß im Kriege nur zu oft entscheidende Wirkungen herbeiführt.

General von Clausewitz sagt darüber: „Solange man den Krieg nicht selbst kennt, begreift man nicht, wo die Schwierigkeiten der Sache liegen, von denen immer die Rede ist, was eigentlich das Genie und die außerordentlichen Geisteskräfte zu thun haben, die vom Feldherrn gefordert werden. Alles erscheint so einfach, alle erforderlichen Kenntnisse erscheinen so flach, alle Kombinationen so unbedeutend, daß im Vergleich damit uns die einfachste Aufgabe der höheren Mathematik mit einer gewissen wissenschaftlichen Würde imponirt. Wenn man aber den Krieg gesehen hat, wird Alles begreiflich, und doch ist es äußerst schwer, dasjenige zu beschreiben, was diese Veränderung hervorbringt, diesen unsichtbaren und überall wirksamen Faktor zu nennen."

„Es ist Alles im Kriege sehr einfach, aber das Einfachste ist schwierig. Diese Schwierigkeiten häufen sich und bringen eine Friktion hervor, die sich Niemand richtig vorstellt, der den Krieg nicht gesehen hat."

Und doch lassen sich solche materielle Ursachen verhältnißmäßig noch

weit leichter übersehen, als die tieferliegenden psychologischen Ursachen, welche auf die einzelnen Vorgänge bestimmend wirken. Es sind dies vor Allem das moralische Element im Heer und die Persönlichkeit der Führer.

Nicht mit Unrecht sagt Napoleon, daß das moralische Element zu $^4/_5$ im Kriege entscheide. Die heutige Bewaffnung hat uns mehr, als es früher nothwendig war, den Werth der Psychologie in der Taktik schätzen gelehrt. Die dem gemeinen Manne anerzogene Willenskraft und der Entschluß, siegen zu wollen ist heute ein sehr wichtiger Faktor der Entscheidung. Wenn Begeisterung für das Kriegsziel die Allgemeinheit des Heeres durchdrungen hat, wenn die Sache des Feldherrn die des Soldaten, und die Sache des Heeres die des Volkes ist, wenn im Offizierkorps reges Ehrgefühl herrscht und beim Manne die vollste Energie und Siegeszuversicht entfesselt wird, dann treten frappirende Resultate, deren wahre Ursachen nur dem psychologisch forschenden Auge sichtbar werden, zu Tage.

Noch schwieriger wird diese Forschung, soweit sie sich auf die Persönlichkeit der oberen Führer ausdehnen muß. Nur selten vermag ein Feldherr seine Entschlüsse auf rein militärischen Grund zu bauen, persönliche Empfindungen sprechen dabei fast stets mit. Die körperlichen Einflüsse und geistigen Stimmungen, denen er in wichtigen Momenten unterworfen ist, modifiziren seine Verstandeskräfte, seine Dispositionen und Befehle. Bisweilen wirkt der geringfügigste Umstand, eine Flasche Wein bei Kollin, oder die unverhoffte Ankunft des Inspekteurs der Infanterie am Vorabend des Tages, den Prinz Eugen für den Angriff auf Cremona (1702) festgesetzt, entscheidend auf eine Schlacht. Das Nichtkennen dieser psychologischen Ursachen macht dem kriegsgeschichtlichen Studium Manches unerklärlich, was doch in Wirklichkeit nichts als eine naturgemäße Folge menschlicher Schwäche und Unvollkommenheit ist.

Hand in Hand mit der Ableitung der Wirkungen aus den Ursachen geht die Prüfung der angewandten Mittel.

Bei dieser Arbeit, der eigentlichen Kritik, verfällt man leicht in einen schwerwiegenden Fehler: man kann sich von der Kenntniß des Erfolges nicht ganz frei machen. Es ist leicht, hinterher den Klugen zu spielen, zu kritisiren und zu tadeln. Gerade der Laie urtheilt nur nach dem Erfolg. Er begreift nicht, wie man die Sache so falsch anfangen konnte, Alles scheint ihm ja ganz klar auf der Hand zu liegen, und daß die Fehler des Feindes so geschickt ausgenutzt wurden, hält er für selbstverständlich.

Es ist aber ein gewaltiger Unterschied, ob man eine schwierige gefährliche Situation selbst erlebt hat, oder ob man eine anschauliche Beschreibung derselbe zu Hause liest! Der Krieg ist ein Gebiet des Dunkels. Die Kriegslage selbst ist meist einfach; aber die Verhältnisse unter denen Entschlüsse gefaßt werden müssen, sind schwierig; noch schwieriger ist die Ausführung.

Die Leichtigkeit, mit der man in einer guten kriegsgeschichtlichen Darstellung, gleichsam aus der Vogelperspektive, die Verhältnisse beider Gegner klar übersieht, verführt nur zu leicht zu einem voreiligen Lob, noch häufiger zu einem voreiligen Tadel. Man vergißt, daß die Handelnden nicht mit einem weiten Gesichtskreis hoch über der Situation schwebten, sondern sich mitten in der Situation befanden und den Verhältnissen angemessen nur einen sehr beschränkten Gesichtskreis haben konnten.

So falsch, so unverständig, wie sich Manches anscheinend darstellt, wenn man die gesammten Verhältnisse überblickt, ist in der Wirklichkeit selten etwas. Versetzen wir uns in die Situation des Handelnden und machen uns klar, was ihm, als er seinen Entschluß fassen mußte, vielleicht fassen mußte unter dem überwältigenden Einfluß der Aufregung einer Schlacht mit ihren fühlbaren Verlusten, vom Feinde bekannt sein konnte, so kommen wir erst zu einem Urtheil, ob er von seinem Standpunkte aus richtig handelte oder nicht. Wir werden dann sehr bald finden, daß die Sache durchaus nicht so klar gelegen hat, wie es nachher scheint. Ueber die wichtigsten Punkte fehlte vielleicht jede Kunde, selbst die eingelaufenen Nachrichten widersprachen sich zum großen Theil oder legten die Situation beim Gegner ganz anders dar. Auf Grund dieser Nachrichten, zum Theil also auf ungewisse Vermuthungen hin mußten aber sachgemäße Entschlüsse gefaßt werden. Trafen sie nicht das Richtige, so konnte das ganze Unternehmen mißglücken und dem Führer große Verantwortlichkeiten aufladen.

Wir dürfen daher nicht unbedachtsam richten, sondern müssen versuchen, die thatsächlich gefaßten Entschlüsse aus der Kenntniß, welche der Führer von der Sachlage haben konnte, unter Berücksichtigung anderer vermuthlicher Einflüsse uns psychologisch zu erklären und den Ideengang klar zu legen, der zu den bekannten Resultaten geführt haben mag.

So scheint z. B. der Untergang der Armee von Chalons bei einer oberflächlichen Betrachtung selbstverständlich und die fehlerhafte Strategie des Marschalls Mac Mahon geradezu unbegreiflich. Was konnte der Zweck einer Vereinigung mit dem Marschall Bazaine sein? Und wie konnte daran gedacht werden, diese Vereinigung unbemerkt von der deutschen Armee herzustellen?

Wenn man aber bedenkt, daß die Armee von Chalons zu gleicher Zeit Befehl hatte, Paris zu decken und der in Metz eingeschlossenen Rhein-Armee die Hand zu reichen, daß der Marschall Mac Mahon durch das fortgesetzte Mißgeschick der französischen Waffen vielleicht seine geistige Elastizität eingebüßt hatte, daß die Furcht vor dem Gespenst der Revolution einen Rückzug auf Paris, selbst ein Ausweichen nach Süden gefährlich erscheinen ließ, daß der Marschall, unter den Befehl des Marschalls Bazaine gestellt, aus dessen Depeschen unbedingt schließen mußte, daß derselbe über Sedan auf Chalons marschiren könne und werde, wenn man schließlich bedenkt, daß der Marschall

trotzdem erst den wiederholten dringenden Befehlen aus Paris, dem Marschall Bazaine zu Hülfe zu eilen, nachgab, so kann man dem Ersteren die schließliche Ausführung dieser Befehle kaum zum Vorwurf machen.

Andererseits darf aus den Operationen Mac Mahon's nicht geschlossen werden, daß es für die deutsche Heeresleitung so leicht gewesen sei, den Erfolg von Sedan herbeizuführen. Der Gedanke, den Marschall in nördlicher Richtung abzudrängen, lag allerdings nahe, sobald sein Abmarsch festgestellt war; die Art und Weise aber, wie der Rechtsabmarsch der deutschen Armee bewerkstelligt und dem Marschall wirklich der Weg verlegt wurde, ist bewundernswürdig.

Wenn wir auf diese Weise den einzelnen Erscheinungen, welche der Krieg bietet, näher treten, werden uns die glänzendsten Erfolge ebenso wie die unbegreiflichsten Fehler in einem milderen Lichte erscheinen; wir werden dem Kriegsglück ein großes Feld einräumen und zugeben müssen, daß unbegreiflich scheinende Vorgänge, durch ungeahnte tiefer liegende Ursachen beeinflußt, vollkommen erklärlich werden, und daß im Großen wie im Kleinen Vieles einem Zusammentreffen von Verhältnissen zuzuschreiben ist, die sich gar nicht berechnen lassen.

Mit diesen, vorwiegend abstrakten Betrachtungen würde den vom General von Clausewitz in seinem Werke „Vom Kriege" dargelegten Ansichten zufolge das Studium der Kriegsgeschichte abgeschlossen sein. Indessen, sind auch abstrakte Betrachtungen und Forschungen wohl geeignet, die wahre Natur des Krieges kennen zu lernen, so führen sie doch zunächst nur zu einer tieferen Erkenntniß, nicht aber zu einem *sachgemäßen thatkräftigen Handeln*.

Und doch steht im Kriege das Wort höher als der Gedanke, die That höher als das Wort!

Der bedeutendste Militärschriftsteller unserer Zeit, General Verdy du Vernois, geht daher einen hochwichtigen Schritt weiter: Um den positiven Nutzen kriegsgeschichtlicher Studien ganz und voll auszubeuten, sollen wir nicht allein rezeptiv, in uns aufnehmend, sondern vor Allem *produktiv*, selbstthätig, verfahren. Von keinem anderen Stande wird in allen Verhältnissen eine so individuelle, selbst produzirende Thätigkeit energischer verlangt, wie von dem immer vor den konkreten Fall gestellten Soldaten.

An die geschichtlichen Forschungen und strategisch-taktischen Betrachtungen müssen sich daher noch *eigene Uebungen nach applikatorischer Methode* schließen, respektive damit verbunden werden. Diese Methode, zu welcher General Verdy du Vernois in seinen kriegsgeschichtlichen Studien eine mustergültige Anleitung giebt, ist wie kaum eine andere geeignet, Alles, was der Rohstoff der Kriegsgeschichte an edlem Metall für die Belehrung enthält, zu Tage zu fördern.

Wir müssen uns bei der Betrachtung jeder interessanten Situation so vollständig als nur möglich in die jedesmalige Lage hineindenken und hinein-

fühlen, die Karte mit dem geistigen Auge plastisch umwandeln und die Phantasie so in Thätigkeit treten lassen, daß die Situation lebendig wird.

Sodann müssen wir selbst die nothwendigen Dispositionen und Befehle unter steter Berücksichtigung der Zeitverhältnisse bis in das kleinste Detail entwerfen, hierauf berechnen, wie diese selbst entworfenen Befehle etwa zur Ausführung gekommen wären, und Vergleiche anstellen mit dem, was thatsächlich befohlen und erreicht wurde.

Damit nicht genug, können wir an die kriegsgeschichtlichen Thatsachen weitere Situationen anknüpfen, in der Weise, wie dies General Verdy du Vernois in seinen Studien über Truppenführung thut. Der Krieg führt stets neue Bilder vor, und anscheinend noch so ähnliche Situationen gleichen sich niemals vollständig. Die Mittel, welche dabei zur Verfügung stehen, die Stärke, Zusammensetzung und Qualität der diesseitigen und feindlichen Truppen, die allgemeine Kriegslage und die besonderen Absichten der beiden Gegner, das Terrain in allen seinen Nuancirungen und noch eine große Zahl anderer Elemente bilden dabei ein so wunderbar wechselndes Kaleidoskop, daß diese selbst gestellten Aufgaben sich garnicht begrenzen lassen, und kaum jemals abgeschlossen werden können.

Jeder, der in dieser Weise an der Hand der Kriegsgeschichte applikatorische Studien treibt, wird in den Geist der Kriegsführung tief eindringen, die einzelnen Situationen werden sich unvergeßlich dem Gedächtniß einprägen, und die Lösung der zahlreichen Aufgaben wird eine große Uebung und Gewandtheit in der Anwendung der gegebenen Regeln und Formen verleihen. Die Fähigkeit wird ausgebildet, eine kriegerische Situation rasch zu erkennen und auf Grund der gegebenen Nachrichten einen sachgemäßen Entschluß zu fassen, denselben in klare Befehlsform zu bringen und unter allen Verhältnissen und Eventualitäten die Truppen zweckentsprechend zu dirigiren. Welcher ungemeine Gewinn schon darin liegt, daß man die Routine erlangt, bei Beurtheilung aller kriegerischen Verhältnisse schnell, fast instinktiv das Richtige zu treffen, ist einleuchtend, wenn man bedenkt, daß im Kriege nur selten die Zeit zu langen Ueberlegungen gegeben ist, daß vielmehr die Entschlüsse schnell gefaßt und schnell ausgeführt werden müssen.

Werden solche Uebungen fortgesetzt betrieben, so krystallisiren sich dabei von selbst Grundsätze, die aber nicht starre Schablonen und Rezepte, sondern dehnbare, in Fleisch und Blut übergegangene geistige Errungenschaften sind, Klarheit und Willenskraft erzeugen und für alle nur denkbaren kriegerischen Verhältnisse werthvoll bleiben.

Ein solches gründliches Studium der Kriegsgeschichte wird indessen noch einen weiteren positiven Nutzen bringen, und zwar erstens für die Phantasie und zweitens für den Charakter.

Es reicht nicht hin, daß ein Truppenführer die Fähigkeit besitzt, über

die Absichten des Feindes nach den eingegangenen Nachrichten eine richtige Diagnose zu stellen; er muß auch im Stande sein, sich ein klares Bild der Stellungen und Bewegungen des Gegners im Geiste zu konstruiren. Dazu gehört Phantasie. Napoleon I. besaß z. B. die Gabe, die Bewegungen seiner Feinde aus den ihm gewordenen Mittheilungen auf Tage voraus bemessen zu können.

Wer über die Stellungen des Feindes kein klares Bild hat, wittert leicht Gefahren, wo garkeine sind. Er ermüdet seine Truppen durch nutzloses Hin- und Herschieben, zersplittert sich, um sich überall zu decken und vergiebt sich so von vornherein die großen Erfolge. Man hat nicht immer Muße, vor jeder Anordnung mit Zirkel und Maßstab die Karte zu studiren, und in solchen Momenten kann eine fähige, geschulte Phantasie vor großen Mißgriffen bewahren.

Einen eben so großen militärischen Nutzen gewährt das Studium der Kriegsgeschichte, indem dabei der Charakter in ganz direkter Weise gewinnt.

Wir sehen, daß im Kriege Alles sehr einfach hergeht. Dieses Bewußtsein erzeugt das für jeden Truppenführer so wichtige Selbstvertrauen, dem wieder die Sicherheit im Befehlen entspringt.

Das Gefühl wissenschaftlicher Sicherheit, sagt General von Peuker, die Fähigkeit, sich selbst in außergewöhnlichen Lagen mit der erforderlichen Umsicht und Schnelligkeit orientiren zu können, befähigt selbst schwache Charaktere, auch unter verwickelten Umständen einen klaren Entschluß zu fassen und solchen praktisch zur Ausführung zu bringen. Das Bewußtsein innerer Rathlosigkeit erzeugt Unsicherheit des Entschlusses und ist bereits der Anfang innerer moralischer Auflösung. Klarheit in dem, was man vorhat, und Energie in der Durchführung dessen, was man beabsichtigt, das sind die Piloten, welche noch am besten über die zahllosen Klippen einer kriegerischen Aktion führen.

„Durch die Kriegsgeschichte erhält die Theorie ihre Grenze, die Wissenschaft ihren Werth, die Erfahrung ihre Rechte. Die Kriegsgeschichte erhebt aus dem flachen Kreis des alltäglichen Lebens, sie versetzt in die ungewöhnlichen Lagen, welche zu beherrschen die Größe des Soldaten macht, sie erregt den Wunsch, die schlummernden Kräfte zu üben, sie erweckt das Selbstvertrauen, sie stählt den moralischen Muth.“ (Militär-Wochenblatt 1879.)

Es ist ein stolzes und erhebendes Gefühl für jeden Führer, wenn er aus den Blättern der Kriegsgeschichte immer lebendiger die Ueberzeugung gewinnt, daß trotz der staunenswerthen Vermehrung und Vervollkommnung der personellen und materiellen Kriegsmittel, wie in den ältesten Zeiten so noch heute, die Persönlichkeit des Feldherrn im Kriege den Ausschlag giebt.

Die Macedonier hätten nie die Welt erobert ohne Alexander den Großen; mit dem Tode desselben war der Sturz seines Weltreiches schon besiegelt. Rom zitterte nicht vor den Karthagern, sondern vor dem einen Hannibal, und Karthago ging nach des Letzteren Tode bald unter. Nur ein Attila

konnte die unzivilisirten Hunnenhorden in das Herz Europas, nur ein Karl XII. die wenigen Schweden durch Rußland und Polen nach Deutschland führen. Preußen ging aus den schlesischen Kriegen groß und siegreich hervor, nicht durch seine kleine Armee, sondern durch Friedrich den Großen; und schwerlich hätten die Franzosen Europa unterjocht ohne Napoleon I.; sie sanken in ihren früheren Zustand zurück, als dieser nach St. Helena ging.

Noch eine Betrachtung drängt sich uns hierbei auf: Wie kam es, daß Alexander's und Napoleon's Weltreiche vergingen, daß das Hunnenreich unterging und Schweden nach Karl's Tode in seine frühere Ohnmacht zurücksank?

Wie kam es dagegen, daß Rom trotz furchtbarer Niederlagen ein Jahrtausend hindurch der Welt gebieten durfte, daß das Reich Karl's des Großen sich trotz der Theilung Jahrhunderte lang immer mächtiger entwickelte, daß Preußen gerade nach den schlimmsten Kriegsstürmen an Macht zunahm und wiederum ein deutsches Reich aufrichten durfte?

Weil jene Geister wie Meteore aus dem Dunkel des Weltraumes auftauchten, um nur kurze Zeit zu leuchten, dann aber die Welt in dem früheren Dunkel zurückzulassen, während Rom, Deutschland und Preußen durch ihren wahren inneren Gehalt, durch die Gediegenheit ihrer inneren Glieder erstarkten.

Aus solchen Betrachtungen erwächst für Jeden von uns in seiner Stellung ein Sporn zu hingebender Pflichttreue und fortgesetzter Arbeit, damit das deutsche Heer auf dem hohen Standpunkt, den es heute einnimmt, nicht nur erhalten werde, sondern auch von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr an innerer Gediegenheit und Tüchtigkeit zunehme. 68.

Die russische Kavallerie bei den Manövern 1890 in Volhynien.

Wir geben hier das Gemisch von Urtheilen dreier ausländischer Fachblätter über den hochwichtigen und sehr interessanten Gegenstand, indem wir den Aufsatz aus der „Revue du cercle militaire" wörtlich übersetzen. Das französische, trefflich geleitete Journal sagt:

Das Geheimniß, mit dem die Manöver in Volhynien umgeben werden mußten, ist gut gehütet worden. Nichts ist bis jetzt (Mitte Dezember 1890) durchgeschwitzt über das praktische Ergebniß der Operationen. Man konnte sicherlich keine Nutzanwendung aus den in den russischen und deutschen Blättern veröffentlichten Angaben ziehen. Die Zahl der Bataillone, Schwadronen,

Batterien, die Namen der Führer, die Eintheilung der Dienstzweige waren von der russischen Presse nicht verschwiegen worden; nach den Manövern haben hochangesehene Militärs ihre Ansichten über die Kampfesart aussprechen können, die sie, als den Anforderungen des modernen Krieges am meisten angepaßt, empfahlen. Nichts weiter.

Der russische „Invalide“, das amtliche Blatt, hat um die Mitte des Dezember einen Zipfel des Schleiers gelüftet durch Veröffentlichung eines interessanten Aufsatzes über die Operationen der Kavallerie bei den volhynischen Manövern; — die deutsche und österreichische Militärpresse hat ihn abgedruckt. Allein die „Reichswehr“ hat — bis jetzt — einige Kritiken hinzugefügt oder vielmehr, wie sie es nennt, einige „Bemerkungen“, — von denen übrigens einzelne sehr scharfsinnig und treffend sind.

Gestehen wir zunächst, daß die Russen, indem sie ohne Scheu öffentlich aussprechen, zu welchen Ausstellungen ihre Kavallerie im Laufe der Manöver Anlaß gegeben hat, große Klugheit beweisen: für sie ist dies das sicherste Mittel, Nutzen daraus zu ziehen — und wir sollten das Beispiel befolgen.

Das gegenwärtige Bestreben der Kavallerie geht bekanntlich dahin, Schwadronsmassen zu bilden nach Art der Reiterkorps der Großen Armee. Man verspricht sich viel von dieser Rückkehr zu dem ehemaligen Verfahren und — obgleich endgültig in Folge des Krieges 1866 verdammt, werden wir im nächsten Kriege Reitermassen sehen gleichzeitig mit dem rauchlosen Pulver und den Schnellfeuerwaffen. Es handelte sich also bei den Manövern in Volhynien darum, praktisch das System der Reiterkorps anzuwenden. Für die russische Armee, bei der keine Korpskavallerie besteht, weil alle Regimenter den Divisionen zugetheilt sind, mußte man obenein ergründen: welches ist das nothwendige Stärkeverhältniß dieser Waffe, damit die Armeekorps ihren Sicherungsdienst völlig gewährleistet sehen.

Daraus müßte sich naturgemäß die Organisation der zukünftigen Reiterkorps ergeben, indem man überschlagen könnte, auf welche Zahl von Schwadronen man rechnen dürfte nach Abzug der den Infanterie-Divisionen zugetheilten. —

Manöver-Organisation der Kavallerie. Das Kavalleriekorps der Armee von Lublin, General Nicolaus Nicolajewitsch der Jüngere, umfaßte 3 Divisionen mit 3 reitenden Batterien, im Ganzen 71 Schwadronen und 36 Geschütze; — das der volhynischen Armee, General Strukoff, 1 Schwadron mehr. Die Kavallerie-Division bestand aus je 2 Brigaden zu 2 Regimentern à 6 Eskadrons, also aus 24 Eskadrons. Die reitende Batterie zählt in Rußland 6 Geschütze, die Feldbatterie 8. Nun mußten die Armeekorps noch ihre Sicherungskavallerie erhalten. In der Armee des Generals Dragomirow (Volhynien) erhielt jedes Korps 1 Kasaken-Regiment. Zu diesem Zweck zweigte jede Division des Kavalleriekorps sein 4. Regiment (Kasaken) ab, also 3, entsprechend den 3 Armeekorps; im Ganzen 18 Eskadrons. Das

Kavalleriekorps umfaßte nur noch 3 Divisionen zu je 3 Regimentern, also 54 Eskadrons.

Dahingegen bei der Armee des General Gurko hatte man nicht jeder Division 1 Regiment genommen, sondern die ganze Division der Donkasaken für den Sicherheitsdienst der Armeekorps abgezweigt. Das Kavalleriekorps von Lublin bestand also aus 2 Divisionen zu 4 Regimentern, d. h. aus 50 Schwadronen (da die eine Division 26 Schwadronen zählte).

Unter dem strategischen Gesichtspunkte waren beim Beginn der Operationen die Fronten beider Heere einander so nahe, daß — wie der russische „Invalide“ sagt — man nicht daran denken konnte, diese Kavalleriemassen in Thätigkeit treten zu lassen zur Erfüllung der Aufgabe, die ihnen beim Ausbruch der Feindseligkeiten übertragen werden würde.

Die „Reichswehr“ dagegen tritt in die Einzelheiten der Märsche ein, welche die russischen Kavallerie-Regimenter bis zu ihrem Eintreffen in der Operationszone zurückzulegen hatten und meint, daß eine strategische Thätigkeit wohl möglich gewesen wäre. Daß sie nicht eingetreten ist, muß man bedauern; die Lehren, welche man aus diesen Operationen gezogen hätte, wären sicherlich sehr werthvoll gewesen. Wenn die Russen anders handelten, so entziehen sich ihre Gründe unserer Kenntniß und Beurtheilung.

Uebersicht über die Operationen. Erster Manövertag. Am 25. August (6. September) hatten die Reitermassen beider Parteien, vor der Front ihrer Armeen versammelt, die Aufgabe, die Marschrichtungen und die Zusammensetzung der feindlichen Kolonnen zu erkunden. Wie eben bemerkt, bot das keine große Schwierigkeit dar, weil die Heere sich ziemlich nahe waren.

Es fanden Reiter-Zusammenstöße statt. Die schwächere Kavallerie der Volhynischen Armee mußte gegen den Styr zurückgehen. Eine der 3 Divisionen dieses Kavalleriekorps war als allgemeine Armee-Reserve auf dem rechten Styr-Ufer zurückbehalten worden; sie stieß erst am Abend des zweiten Tages wieder zu ihrem Korps.

Zweiter Tag. Das Kavalleriekorps der Armee von Lublin sollte am 7. September sorgfältig den Lauf des Styr in der unmittelbaren Nähe von Loutzk erkunden, sich der Uebergangspunkte bemächtigen, sie wieder herstellen, falls sie zerstört sein sollten, oder deren neue schaffen, damit die Bewegungen der Armee nicht unterbrochen würden. Diese letztere sollte mit ihrem linken Flügel einen gewaltsamen Angriff auf den Platz Loutzk machen.

Das Volhynische Kavalleriekorps hatte natürlich alledem entgegen zu treten. Die Thätigkeit der Reiterei beschränkte sich während dieses Tages auf einige unbedeutende Scharmützel und band sich an die Uebergänge über den Styr.

Dritter und fünfter Tag. Am 8. September fand ein Zusammenstoß zwischen den Reitermassen auf dem linken Styrufer statt. Die Kavallerie

des Generals Gurko trieb den Gegner zurück, überschritt den Fluß in der Nähe von Loutzk und unterstützte das Korps des linken Flügels bei der Einnahme dieses befestigten Stützpunktes.

Am 9. September war Ruhetag für die Kavallerie. Am 10. (fünfter Tag) hatte das Kavalleriekorps des Generals Strukoff die Aufgabe, die rechte Flanke der Volhynischen Armee zu decken, welche sich von Loutzk auf Rowno zurückzog.

Sechster und letzter Manövertag. Die Kavalleriemassen, nahezu 15 000 Reiter, stürzten sich von Neuem auf die Flanken der Armee, indem sie an der Schlacht von Rowno theilnahmen.

Bemerkungen.

In Betreff des Fußgefechtes. Bei der Durchführung der Kavallerie-Manöver hat man sich bestrebt:

1. die Unthätigkeit zu vermeiden (ein Vorwurf, welcher oft der Reiterei auf den Manöver-Schlachtfeldern gemacht wird); daraus haben sich oft übrigens sehr schwer vermeidliche Unnatürlichkeiten ergeben;
2. so wenig wie möglich sich des Gefechtes zu Fuß zu bedienen.

Aber in dieser Beziehung macht der russische Offizier, der Verfasser des Artikels im „Invaliden", die Bemerkung, daß man sich hüten muß, aus einem Extrem in das andere zu verfallen: man muß zum Feuergefecht absitzen, sobald die Lage es erfordert. Das war der Fall bei dem Avantgarden-Zusammenstoß am 8. September.

Eine Kavallerie-Division bildete an diesem Tage die Avantgarde ihres Korps und marschirte etwa 10 Werst voraus. Aus einem Dorfe herauskommend, bemerkten die vorgetriebenen Abtheilungen, auf eine gewisse Entfernung nach vorn, zwei feindliche Kavallerie-Divisionen. Das in diesem Falle einzuschlagende Verfahren bestand darin, Zeit zu gewinnen bis zum Eintreffen von Verstärkungen, d. h. man mußte das Dorf besetzen und zu Fuß kämpfen.

An Stelle dessen setzten sich die Abtheilungen der Avantgarde vorwärts des Dorfes in Schlachtordnung. Das Ergebniß war leicht vorauszusehen: sie wurden übergeritten und ebenso die nacheinander eintreffenden Verstärkungen.

Der Marsch des Korps war gestört.

Es ist zu bedauern, daß die Avantgarde nicht abgesessen ist. Man hätte können sich entwickeln sehen den regelrechten Angriff auf ein Dorf, ausgeführt durch zwei Kavallerie-Divisionen, die zu Fuß und zu Pferde kämpften, und das Bajonett der russischen Dragoner wäre sicherlich thatsächlich und wirksam in Thätigkeit getreten. Man muß in Zukunft derartiger Kämpfe gewärtig sein, nicht nur vorwärts der Armee, sondern auch auf dem Schlachtfelde. Das ist die unvermeidliche Folge einer solchen Anhäufung von Streitkräften in derselben Hand. Sechs bis sieben Tausend Mann sind da, zu Pferde, und vermögen nichts gegen ein Dorf, das z. B. auf einem Flügel

der Schlachtlinie liegt und hartnäckig von einigen Infanterie-Kompagnien, ja selbst von abgesessenen Reitern vertheidigt wird.

Und doch erfordert die Erfüllung der Aufgabe des Reiterführers gebieterisch die Wegnahme des Dorfes. Darf er Bedenken tragen, seine Reiter absitzen zu lassen, den ihm geleisteten Widerstand zu überwinden, mit einem Worte, die ihm zur Verfügung stehende materielle Kraft auszunutzen? Wenn er dies Bedenken trägt, dann bedeutet dies, daß das System der Kavallerie-Korps schlecht ist, weil es eine beträchtliche Kraft des Heeres unbeweglich macht, aus Furcht vor Verlusten.

So hat man den russischen Dragonern, indem man ihnen das Bajonett gab, voll begreiflich machen wollen, daß, sobald sie abgestiegen sind, sie bis an das Ziel herangehen müssen. Und sie werden herangehen, denn die russischen Kavalleriekorps werden keinen Anstand nehmen, auch als Infanteriekorps zu kämpfen.

Kurz, man gelangt also zu diesem Schluß, daß die Bildung von Kavalleriekorps zur Folge haben wird eine größere Neigung zur „Infanterisirung", d. h. eine häufigere Verwendung der verfügbaren großen Massen zum Fußgefecht, um den Widerstand zu brechen, vor dem Kavallerie-Brigaden oder -Divisionen allein bisher zurückgewichen sein würden.

Ist gerade das, als Abschluß der Rechnung, das Ziel der Organisation der Reiterei in großen Massen . . . auf dem Schlachtfelde? Berittene Infanterie? Das darf bei der Vervollkommnung der heutigen Waffen nicht in Erstaunen setzen.

Und man würde zu der Folgerung gelangen, daß die Divisions-Kavallerie allein die wirkliche Rolle der Kavallerie, im wahren Sinne dieses Wortes, spielen würde. Es scheint danach unbestreitbar, daß unter dem reiterlichen Gesichtspunkte dies sicherlich nicht der beabsichtigte Zweck ist.

Sicherheitsdienst. Trotz der ausdrücklichen Hinweise des Reglements ist der Sicherungsdienst in den Flanken ein wenig vernachlässigt worden. Bei dem Kampfe am 11. September benutzte ein Regiment zur Verschleierung seines Marsches ein kleines Gehölz, durchritt dasselbe in Gefechtsordnung und stürzte beim Heraustreten auf einige unweit davon ungedeckt haltende Schwadronen los. Aber der Oberst hatte verabsäumt, Späher in seine Flanken zu entsenden: eine ganze Division befand sich versammelt in der Nähe. Das Regiment mußte wieder in das Gehölz zurück.

Die Artillerie-Bedeckung bei demselben Gefecht am 11. September giebt Anlaß zur Kritik.

Die drei reitenden Batterien (18 Geschütze) eines Kavallerie-Korps hatten als Bedeckung in einer Flanke nur zwei Schwadronen. Plötzlich durch ein in Schwärmen attakirendes Kasaken-Regiment angegriffen, kam die Bedeckung nicht mehr zur Zeit, um die feindlichen Reiter am Einbrechen in eine Batterie zu hindern. Der russische Offizier ist der Ansicht, daß die Bedeckung zu schwach war und daß bei der heutigen Entwickelung der Artillerielinien man

sich gleichzeitig in den Flanken und im Rücken sichern muß. Diese Ansicht trifft zu bei den großen deutschen Artillerielinien des 16. und 18. August, gegen welche wir nichts unternommen haben, sowie für die Linien der österreichischen Artillerie, welche sich am Abend von Sadowa opferten.

Ohne in eine lange Besprechung in Betreff der Artillerie-Bedeckung einzutreten, meinen wir, daß am 11. September zwei Schwadronen ausreichten. Es kommt Alles auf die Art und Weise an, wie man die Aufgabe der Deckungstruppe ansieht.

Man wird unschwer zugestehen, daß, wenn die Artillerie angegriffen wird, die Deckungstruppe auf die Mitwirkung der Geschütze rechnen darf: Aufgabe der Bedeckung ist es, ihre Maßregeln so zu treffen, um daraus Nutzen zu ziehen. Das kann sie nur dadurch erreichen, daß sie rechtzeitig alle der Artillerie drohenden Angriffe erspäht, d. h. indem sie ihre Sicherungssphäre auf sehr große Entfernung ausbreitet. Wenn der Angriff stattfindet und die Artillerie ist bei Zeiten davon in Kenntniß gesetzt, dann wird die Deckungstruppe ihr offensiver Beistand und bedarf keiner beträchtlichen Stärke, um den Gegenangriff auszuführen, — vorausgesetzt, daß die Artillerie nicht von allen Seiten angefallen ist, was doch nur eintreten kann, wenn die befreundete Kavallerie völlig vernichtet ist oder wenn die Artillerie sich selbst zur Deckung des Rückzuges opfert.

Die Wahl des Platzes für die Bedeckung ist von Wichtigkeit, aber man darf dieselbe weder zerstückeln, noch gar zu ihren Gunsten Kräfte zurückhalten, welche anderswo zur Erlangung des Sieges beitragen können.

Unmittelbar hinter der Artillerie aufgestellt, würde die Bedeckung Kugelfang sein und außerdem Gefahr laufen, zu spät zu kommen.

Auf einer Flanke und im Rücken würde die Bedeckung am besten aufgestellt werden. Unter allen Umständen muß sie durch eine äußerst rege Thätigkeit in der Aufklärung ihre Schwäche an Zahl auszugleichen suchen.

Kundschafts- und Aufklärungsdienst. Die Offizierpatrouillen benahmen sich tadellos und die von ihnen eingesandten Nachrichten waren genau. Die Abtheilungen der Jäger (Elite-Reiter) und der Kavallerie-Sappeure haben vortreffliche Dienste vor der Front der Armeen geleistet. Die Operationen am Styrflusse haben gezeigt, daß, wenn zwar die Ausbildung dieser Abtheilungen eine sehr mühsame ist, dafür auch die Dienste, die sie im Felde zu leisten berufen sind (Flußüberschreitungen, Wiederherstellung von Brücken, Bau von flüchtigen Uebergängen, Zerstörung und Wiederherstellung von Eisenbahnen und Telegraphen u. dgl. m.), die Armee-Kavallerie in den Stand setzen, sich der Unterstützung der anderen Waffen zu entschlagen und wirklich „unabhängig“ zu werden.

Die von den Schwadrons-Sappeuren über den allerdings nur 25 bis 30 Meter breiten Styr gebaute Brücke hat zum Uebergehen der Artillerie und der Infanterie der Armee von Lublin gedient.

Die Verbindung zwischen den Kolonnen giebt zu Kritiken Veranlassung. Der russische Offizier sagt: Es ist nöthig, daß in jedem Augenblick jeder Befehlshaber einer abgesonderten Truppe, vom Schwadronschef bis zum Obersten einschließlich, wissen könne, welche Abtheilungen befreundeter Truppen sich vorwärts, rückwärts und in seinen Flanken befinden.

Auf dem Schlachtfelde wie bei der Aufklärung wäre es wünschenswerth, daß, wenn die Truppen zeitweise halten, die Führer nicht an ihren Schwadronen, auf ihrem reglementarischen Platze „kleben", sondern daß sie die nächste Terrainerhöhung benutzen, um sich dort zum Ausguck aufzustellen, während die Truppe sorglich den feindlichen Blicken und Geschossen entzogen bleibt. Ein Zeichen, ein Wink mit dem Säbel genügt dann, deren Aufmerksamkeit zu erregen, sie in Bewegung zu setzen und ihnen die einzuschlagende Anfangsrichtung anzugeben.

Die Sicherung und innere Ordnung in den Kantonnements erfolgte nicht immer nach den reglementarischen Vorschriften.

Der russische Offizier meint, daß, wenn die Kantonnements nicht ausreichen, um alle Truppen unter Dach und Fach zu bringen, oder wenn die Truppen der anderen Waffen, Trains, Bagagen u. s. w. bereits in ansehnlicher Zahl die Kantonnements belegt haben, es besser ist, die Kavallerie ganz oder zum Theil biwakiren zu lassen.

Im ersteren Falle schadet das Zusammenpferchen der Gesundheit der Reiter und der Rosse, welche schlecht ruhen; im zweiten Falle sind der Lärm, das unaufhörliche Kommen und Gehen ganz ebenso schädlich. In der günstigen Jahreszeit läßt sich das Biwak im Prinzip nicht verwerfen, aber bei Kälte kann eine einzige Biwaknacht verheerender wirken als ein Schlachttag.

Der „Invalide" schließt seine Bemerkungen mit dem Satze, daß die Handhabung dieser Kavalleriemassen seitens der sie befehligenden Generale Kraft, Energie und besonders Scharfblick erfordert. Die häufigen Uebungen dieser Art sind nothwendig, um diese natürlichen Eigenschaften rege zu erhalten, und um diejenigen zu entwickeln, welche sich nur durch beständige praktische Thätigkeit im Kriegswesen erwerben lassen.

Bemerkungen in strategischer Hinsicht. — Es sollen hier einige Bemerkungen der „Reichswehr" wiedergegeben werden.

Daß am ersten Manövertage eine ganze Kavalleriedivision der Volhynischen als allgemeine Heeresreserve auf dem rechten Styrufer verblieben war, — diese Verwendung bei Beginn der Feindseligkeiten widerspricht dem Kriegszweck. Es müssen alle Reiter dem Feinde auf dem Nacken sitzen. Diese Kritik, sagt die „Revue du cercle militaire", ist im Grundsatz zutreffend. Erwägungen, die abseits der Taktik liegen, haben wahrscheinlich zu dieser ungewöhnlichen Maßnahme Anlaß gegeben. Uebrigens war die Aufklärungszone, in Anbetracht ihrer geringen Ausdehnung, von 2 Divisionen zu 3 Regimentern hinreichend besetzt.

Eine mehr zutreffende Kritik der „Reichswehr“, — so sagt die „Revue“, — betrifft den Platz, welchen die Kavallerie auf den Flügeln der Armee eingenommen hat. Während des Vormarsches der Lubliner Armee auf Rowno befand sich das Kavalleriekorps auf dem linken Flügel. Nun aber mußte diese Armee, welche eine eindringende französische Armee darstellen sollte, es vermeiden, sich einklemmen zu lassen zwischen das Festungsdreieck Doubno—Loutzk—Rowno und die podlesischen Sümpfe. Das ist eine nur mit großer Gefahr zu durchschreitende Enge, und es ist sicher, daß die größte Gefahr, die man ihr bereiten konnte, darin bestand, daß man sie in diese unwirthliche Gegend, also nach Norden zu drängte. Um dieser Gefahr zu entgehen, kam es der eindringenden Armee vor allen Dingen darauf an, ihren entgegengesetzten Flügel, also den rechten, den südlichen, zu verstärken, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach die schwerste Arbeit zu leisten haben würde. Außerdem war, nach der „Reichswehr“, das Gelände auf dem linken Flügel der volhynischen Armee für die Thätigkeit der Kavallerie viel geeigneter und gestattete, auf die eventuelle Rückzugslinie Loutzk—Lemberg sich zu setzen. Indem die russische Armee auf den feindlichen linken Flügel drückte, konnte sie, im Falle des Gelingens, den Gegner nur zu einer rückgängigen Bewegung und einer Frontveränderung, — den linken Flügel zurück, veranlassen. Die eindringende Armee befand sich parallel der österreichischen Grenze: sie verlor ihren Verbindungsweg nach Lublin, aber sie hatte den nach Lemberg zu ihrer Verfügung. Das Ergebniß einer Niederlage bei der Operation gegen den linken Flügel war, daß der Feind gezwungen wurde, seine Verbindungslinie zu wechseln. Die „Reichswehr“ läßt sich über diesen Punkt begreiflicher Weise nicht so weit aus wie wir, sagt „La Revue“. Man muß aber hinzufügen, daß bis zu ihrem Eintreffen am Styr der Verbleib der Kavallerie auf dem linken Flügel der Armee von Lublin vernünftig war, weil die Hauptarbeit durch die linken Korps versucht werden mußte, welche den überraschenden Angriff auf Loutzk auszuführen hatten. Die Kavallerie war sonach in der Lage, wirksam dieses Unternehmen unterstützen zu können.

Aber nach dem Ueberschreiten des Styr, nach der Einnahme von Loutzk, — fortan der Stützpunkt des linken Flügels im Falle eines Rückzuges —, mußte das Kavalleriekorps der Armee von Lublin sich auf dem rechten Flügel befinden und südlich dieses Flügels weithin das Gelände frei machen.

Organisation der Kavallerie. In dieser Beziehung haben die Manöver in Volhynien dargethan, daß 6 Schwadronen für ein Armeekorps zur vollständigen Ausführung des Sicherungsdienstes nicht ausreichten. Ein russischer Offizier hält 12 Sotnien pro Armeekorps erforderlich: alles Andere würde in Kavalleriekorps zusammengestellt werden. Er ist der Meinung, daß eine Vermehrung der Reiterei nöthig ist. Da die Zahl der Divisionen dieselbe bleibt, muß man 12 Schwadronen an das Armeekorps abgeben und noch eine Division von 24 Schwadronen in der Hand behalten können. Das

würde ein ungeheures Anwachsen der Eskadronszahl bedeuten, dem das Budget und viele gewichtige Stimmen im russischen Offizierkorps sich widersetzen; obenein sind die Manöver in diesem Punkte noch nicht beweiskräftig gewesen. Die Annahme des rauchschwachen Pulvers und der kleinkalibrigen Repetirgewehre stehen, nach Meinung der „Revue“, nicht recht im Einklang mit dem Vorhandensein der Reitermassen, die als Angriffskraft nur die Attake haben.

Nun, wenn es ungenau ist, zu sagen, daß die Kavallerie ihre Bedeutung auf dem Schlachtfelde verloren hat, so ist es gewiß, daß der Rauch, welcher eine der wirksamsten künstlichen Deckungen bildete, ihr die Ausübung ihrer überraschenden Thätigkeit zu gestatten, — heute nicht mehr besteht oder wenigstens fast vollständig verschwunden ist; das ist ein Nachtheil für sie. Das Schlachtfeld wird zu ihrem Schaden licht. Es erweitert sich in dem Maße, wie die Treffwirkung der neuen Waffen wächst. Entsprechend wächst die Zeit, während deren die Kavallerie dem Feuer ausgesetzt bleibt und ihre bereits durch diese Umstände erhöhte Verwundbarkeit wird noch größer durch die größere Zahl von Geschossen, welche sie innerhalb des stetig zunehmenden Zeitraumes erreichen können. Also: drei schwerwiegende, durch die kleinkalibrigen Gewehre bedingte Einbußen der Kavalleriethätigkeit; und Aehnliches würde eine Betrachtung der Artillerie zu Tage fördern, besonders wenn uns die Zukunft die Nothwendigkeit der Schnellfeuer-Geschütze beweist.

Das Eingreifen der Kavallerie in den Kampf, wenn anders es wirksam sein soll, verlangt also je mehr und mehr die Plötzlichkeit, die Ueberraschung, das blinde Darauflosgehen . . . und das schleunigste Verschwinden, wenn der Erfolg erzielt ist. Könnte man wirklich wagen, mit Massen von 60 bis 70 Schwadronen einen Ueberraschungs-Erfolg zu erzielen? Die Massen, die man schließlich auf diese Weise erhalten wird, werden ihre Schnelligkeit, ihre Beweglichkeit, ihre Geschmeidigkeit verlieren. Werden wir immer Männer haben wie Murat, um sie auf den sagenhaften Ritten anzuführen, die, auf dem Plateau von Jena beginnend, ruhmvoll bei Prenzlau und Lübeck geendet haben? Oder werden sie vielmehr auf dem Schlachtfelde zur berittenen Infanterie werden, wie solches die Zukunft ihnen vorzubehalten scheint?

Diese Kavalleriekorps werden je mehr und mehr nach den Flügeln der Schlachtlinie hingedrückt werden, da die Verwundbarkeit der zwischen den beiden Fronten liegenden Zone ihnen den Zutritt zu derselben verbietet. Dort werden sich Angriffe von mehreren Tausend Reitern abspielen, wie bei Tronville, ohne nennenswerthe Ergebnisse; die Kavallerie wird die Kavallerie vernichten. Darf man von ihr einen gewaltsamen Einbruch in den Rücken des Feindes erwarten, wie dies geschah bei Borodino 1812?

Man kann fragen, in welchem Entwickelungsmoment der Schlacht diese Massen eine vorwiegende Rolle zu spielen haben werden. Abgesehen von ihrer Aufopferung für den Rückzug oder der Ausbeutung des Sieges, scheint ihr Bestehen nicht dem Fortschritte der modernen Bewaffnung zu entsprechen.

Der Kaiser konnte bei Eylau, gleichsam wie eine Kugel, 6000 Reiter entsenden, um ein Loch in die feindliche Schlachtlinie zu machen. Aber die Geschosse zu dieser heldenhaften Zeit trugen 800 Meter weit, das war die Strecke, welche die attakirenden Schwadronen unter dem Feuer zurückzulegen hatten. Heute ist sie drei-, auch viermal größer.

Mag dem sein, wie es wolle, diese Korps werden immer schwer zu ernähren sein, besonders zu handhaben, und auf dem Schlachtfelde zu führen; es wird sich oft ereignen, daß der Oberbefehlshaber zu seiner Verfügung nur einige Schwadronen Divisions-Kavallerie haben wird, wo ihm eine Division Noth thäte, — und umgekehrt wird er über 50 Schwadronen verfügen, die ihm gar nichts nützen werden.

Was nöthig ist, das ist nicht die Reitermasse selbst, sondern die Möglichkeit, sie am Tage vor der Schlacht oder am Tage der Schlacht selbst bilden zu können, sobald man eine Thätigkeit für sie voraussieht, denn die etwaige Formirung von Kavalleriekorps kann nur begrenzten, in den Plänen des Oberbefehlshabers vorgesehenen Operationen zweckmäßig dienen.

Besonders ist es nöthig, daß der Führer des Kavalleriekorps im Voraus bestimmt ist, um bei der Aktion ein Auseinanderfallen und eine Planlosigkeit zu vermeiden, wie solche am 16. August im Kampfe bei Tronville stattfanden.

Inzwischen — sagt „La Revue“ — halten wir Reitermassen bereit, um sie denen der fremden Armeen entgegenzustellen. Bei dem ersten Zusammenstoß . . . werden sie gelebt haben! . . . 15.

Die Benützung der Deckungen im Angriffsgefecht.*)

Von **Dechend**,

Hauptmann und Kompagniechef im 1. Nass. Inf.-Regt. Nr. 87.

Die neue Feldpionier-Vorschrift von 1890 — übrigens in ihrem dritten Theile auch für den Belagerungsdienst der Fußtruppen vorbereitend, was eine sehr erwünschte Neuheit! — kam gerade gelegen, um während der letzten Herbstübungen ihre erste Probe zu bestehen, denn die neuen Infanteriewaffen forderten unabweisbar auch hierin, in den Formen der Feldbefestigung angesichts der erhöhten Durchschlagskraft, Flugkraft und „Elevirung“ des neuen



Geschosses durchgreifende Aenderungen. Es war dabei klar, daß einerseits die massigeren Anlagen mehr Zeit beanspruchen würden, andererseits aber dennoch die Frage, ob sie nun auch dem Angriffe noch dienen müßten oder nicht, in bejahender Weise zu lösen sei.

Für den Vertheidigungsfall Mittel und Wege zur Abwehr der feindlichen Geschosse zu finden, war verhältnißmäßig leicht: man hat dabei Zeit, Werkzeug aller Art und ist auch in der Wahl der Stellung nicht derartig gebunden wie beim Angriffe. Man wurde sich auch bald durch Versuche über die hierbei nöthige Stärke der Deckungen im Einzelnen, über den erforderlichen Zeitverbrauch, die verfügbare Anzahl regelrechten Schanzzeuges und dessen Auskömmlichkeit, sowie über alle sonstigen Verhältnisse der Arbeit klar. Die neue Vorschrift giebt an die Hand ein Profil für stehende und knieende Vertheidiger, ein anderes verstärkt durch Rücken- und Verbindungsdeckungen (wobei schon das große Schanzzeug gewünscht wird) ein Profil für Unterstände in solchen einfachen oder verstärkten Schützengräben und schließlich eines für die Anlage von selbstständigeren Stützpunkten. Sie rechnet dabei sehr zweckmäßig auf die etwaige Mitverwendung von auffindbarem Baumaterial (Holz, Fässern, Schnee, Strauchwerk rc.) und ebenso auf die Möglichkeit, Zeit für die Mitanlage von Hindernissen zu finden. Die Deckungen sind dabei berechnet gegen den geraden Schuß selbst aus schwerem Geschütz, und nur gegen das Wurffeuer als mittlerem oder großem Kaliber wird der hier gefundene Schutz als ungenügend bezeichnet. Ein nicht kleines Wort: man rechnet dabei zum Theil wohl auf Kämpfe um provisorische Befestigungen, nicht nur auf den Kampf um feldmäßig ausgeführte Anlagen. Der Zeitbedarf ist darnach auch ein hoher, die Vollendung des gewöhnlichen Schützengrabens erfordert 1—2 Stunden, diejenige des verstärkten 3—5½ Stunden. Die Ausführung der Arbeit ist in der Form sehr streng, weil man dadurch hofft, schneller als sonst zu arbeiten: die „Technik" ist mehr in den Vordergrund gestellt. Für den Vertheidigungsfall kann alles dieses auch durchaus zutreffend erscheinen, namentlich wenn man solche gewaltige Kämpfe im Auge hat. Wie steht es aber mit dem Angriffe? Und wird es nicht auch heute noch kürzere Gefechte geben, in denen ungeachtet jener technischen Erfahrungen die Anlage von Deckungen anderer Art wünschenswerth sein möchte? Sind da solche Anlagen nöthig oder auch nur ausführbar, der Zeit und dem vorhandenen Material nach?

Die Benützung der natürlichen wie künstlichen Deckungsmittel kann erfolgen einmal zum Auffangen der feindlichen Geschosse, zur Vertheidigung also immerhin, dann aber auch nur zur Vermeidung des Gesehenwerdens: die Deckungen können zum eigentlichen Schutze verwendet werden oder nur zur Maske. Zu letzterem Behufe genügen dann im Ganzen schnell herzustellende Anlagen, ja, oft nur Aufwürfe zum Kopfschutz u. dgl. m. Die neue Vorschrift hat demgegenüber eigentlich nur noch den erstgenannten Zweck

im Auge, wenngleich sie in Ziffer 23, Seite 2 von einer zunächst gegen Sicht deckenden Anlage der Arbeit redet, meint sie doch nur dabei den Beginn der Ausführung eines regelrechten Schützengrabens. Sie begnügt sich aus diesem Grunde auch mit der Benützung dieser gesammten Deckungen bei einer etwa wünschenswerthen Festhaltung (und Vertheidigung) von innerhalb des Angriffsgefechtes eingenommener Abschnitte und mit deren Verstärkung. Sie will dort ebenso gearbeitet sehen wie bei jenen regelrechten Vertheidigungsanlagen.

Jener andere Zweck, eine Deckung zur Maske für die eigene Stellung oder Bewegung auszunützen, bleibt demgegenüber jedoch sichtlich nicht ganz von der Hand zu weisen, selbst deshalb schon, weil der Ernstfall manches Mal auch untergeordnete Kampfesmittel so werthvoll macht, daß ihre Anwendung über Sieg oder Unsieg entscheidet. Daß Derartiges aber sogar recht werthvoll sein kann, ist z. B. schon aus den zahlreichen Betrachtungen, Schlüssen und Vermuthungen zu ersehen, welche die militärische Welt seit dem Aufkommen des rauchfreien Pulvers erfüllt haben. Der Pulverrauch war eine natürliche Maske, um so zu sagen: jetzt hofft man, daß unser rauchfreies Pulver deshalb eine künstliche Deckung herstellen wird, weil die Abwesenheit der Raucherscheinung die Truppe in die Lage bringen kann, verborgen zu bleiben und doch zu feuern. Also bereits hiermit ist eine Maske gegeben, dem Angreifer zum Nutzen. Er hat aber noch andere Deckungsmittel zur Verfügung, er vermag mit Vortheil die Höhen- und Tiefenverhältnisse des zu durchschreitenden Geländes, die Bebauung desselben, Häuser, Gärten, Mauern, Zäune, Baumgruppen, Waldstücke, Dämme u. s. f. zur Verschleierung seiner Stellungen oder Bewegungen namentlich dann zu verwenden, wenn er es versteht, diese Letzteren nicht nur parallel oder abgewendet vom Feinde, sondern auch geradewegs oder mindestens schräg und zickzackförmig auszuführen. Endlich aber vermag er es auch, künstliche Gesichtsdeckungen kurzer Hand zu schaffen.

Die neue Vorschrift räumte, wie oben erwähnt, die Berechtigung des Gedankens an sich ein, daß es wünschenswerth sei, eine nicht gleich zur Abwehr der feindlichen Geschosse ausreichende künstliche Deckung zu schaffen, die dabei geschehenden Anordnungen lassen jedoch erkennen, daß mit derselben eine eigentliche Maske nicht gemeint ist. Die Anordnungen gehen nämlich darauf hinaus, daß bereits die Anfänge des Profils dasselbe Muster ergeben, wie das für alle Fälle als nothwendig erachtete regelrechte Profil. Mit parallel zu einander laufenden Horizontalschichten — also senkrecht — wird bei sehr steiler Anlage des Grabens in die Erde hineingegangen, und doch ist dies oft keine leichte Aufgabe. Das bisher überall angewendete Verfahren, schräg in den Boden zu stechen, ihn abzuschälen, scheint aufgegeben zu sein, ein Grundsatz, der für durchaus geschulte und gewandte Erdarbeiter angemessen sein mag, nur nicht für unsere Infanterie. Gerade hierbei könnte,

unseren Erfahrungen nach, recht sehr in den Anforderungen nachgelassen werden, namentlich, weil unser kleines Werkzeug außer unter recht fleißiger Mitbenützung der Picke oder Hacke gar nicht dafür geschaffen ist, steil in die Erde hineinzuarbeiten. Muß man unsere Mannschaften doch schon oft geradezu zwingen, die Picke zu ergreifen, um eine verlangte Tiefe endlich angebahnt zu sehen. Hätten wir einen Spaten mit breiterem Blatte und würde dieser zu einem langen Werkzeuge (durch Anschrauben an die Picke beispielsweise) umzuschaffen sein, dann wäre die Sachlage ja eine andere, vorerst ist es weder leicht noch förderlich, in einigermaßen unbeweglicherem Boden mit dem kleinen Werkzeug steil zu arbeiten.

Doch unsere neue Vorschrift kann befolgt werden, ohne die Möglichkeit zu verlieren, ihr Profil auch gegebenenfalls als Anhalt für die Fertigung einer Maske zu benützen, und ohne immer senkrecht zu arbeiten. Man kann die befohlenen gleichlaufenden Horizontalschichten auch so herstellen, daß man auf der vom Feinde abgewendeten Seite des Grabens erst die für die betreffende Schicht nöthige Tiefe erreicht, um von da aus schräg nach oben den Boden abzuschälen und erst dann auch an der dem Feinde zugewendeten Grabenseite dieselbe Tiefe wieder in schräger Arbeit zu erreichen. Wird jede Schicht so gearbeitet, dann bleibt die Arbeitsart bequem für Jedermann, und man hat nach Belieben auch einen flachen Graben behufs Verwendung als Maske, wie bisher üblich.

Eine andere Vereinfachung bei der Arbeit würde sich daran knüpfen können. Die neue Vorschrift befiehlt, daß niemals einzelne Löcher, sondern stets zusammenhängende Deckungen (Aufwürfe) und Gräben geschaffen werden. Kann man nicht gestatten, daß wenigstens Letztere, die Vertiefungen, zwecks schnellster Eindeckung des Körpers ähnlich, wie es die Russen seit ihrem Feldzug mit den Türken angenommen haben, auch ohne näheren Zusammenhang gearbeitet werden? Der Aufwurf kann ja dabei gleich den Zusammenhang erhalten, das liegt doch nur an dem mehr oder weniger gut berechneten Vorwerfen der gewonnenen Erde. Neben dem schneller gefundenen Schutz gegen Sicht würde hierbei die Arbeit ebenfalls etwas bequemer und daher beschleunigter.

Die Herstellung künstlicher Deckungen als Maske wird uns bei vielen Vorkommnissen eines Angriffsgefechtes auch jetzt noch zu Gute kommen; haben doch die Russen vor Plewna, nur um sie vor sich zu haben, angesichts des großen Mangels an Werkzeug von auskömmlicher Art, mit allem erdenklichen gearbeitet. Warum sollte dies namentlich bei kleineren Gefechten nicht wieder ähnlich vorfallen können? Benützt eine während des Angriffs durch irgend welche Veranlassung zu einem Halt gezwungene Truppe gut das Gelände, ist sie im Stande, dasselbe noch durch künstliche Maskirungen für solchen Zweck besser zu gestalten und hat sie rauchfreies Pulver, wer will voraussagen, daß ihr dergleichen schnelle Erdarbeiten nicht vielfach größere Vortheile bieten können? Muß sie heute gleich schwierigere Arbeiten anfangen, sind diese immer nöthig?

Wolfram-Geschosse für Handfeuerwaffen.*)

IV.

Die Möglichkeit einer Abschwächung des Rückstoßes durch Pufferungen irgendwelcher Art stellt indeß nur die eine Seite der Frage dar, wie sich die Einwirkung des Mieggewehrs mit Wolframgeschossen auf den Schützen zu einer erträglichen gestalten läßt; die andere Seite ist durch die vom Herrn Verfasser angeregte Herabsetzung der Mündungsgeschwindigkeit bezw. des Geschoßgewichts gegeben. Um höchstens 1,66 mkg Rückstoß zu erzielen, kann man unter Anderm entweder einem 18 g schweren Geschoß nur 570 m Mündungsgeschwindigkeit geben, oder, wenn diese die des Lebel-Gewehrs (620 m) nicht unterschreiten soll, dessen Geschoßgewicht von 16 g wählen; im letzteren Fall würde nach Ansicht des Herrn Verfassers das 7,5 gegenüber dem 8 mm Gewehr immerhin noch den Vorzug einer um 0,03 g (0,35 gegen 0,32 g) größeren Querschnittbelastung auf das Quadratmillimeter haben. Das stimmt freilich, aber die Vorzüge des 7,5 mm Kalibers mit Wolframgeschossen sind damit keineswegs schon erschöpft. Da sich die Kuben von 7,5 und 8 wie 1 : 1,22 verhalten, so würde ein dem 16 g schweren Lebel ähnlich konstruirtes Hartblei-Mantelgeschoß von 7,5 mm Durchmesser nur 13,1 g wiegen; aus Wolfram hergestellt und daher um 50 % dichter, erhält es jedoch ein Gewicht von 19,6 g und kann deshalb, um es auf 16 g zu bringen, noch um rund 20 % seiner Länge verkürzt werden. Damit sind folgende Vortheile verknüpft: geringere Winkelgeschwindigkeit und flacherer Drall; kleinerer Querschnitt und geringere Länge, also bedeutend verringerte Oberfläche; dadurch, im Verein mit der stärkeren Querschnittbelastung, bedingt: geringerer Luftwiderstand, leichtere Ueberwindung desselben und sonach überhaupt alle die aus diesen Eigenschaften folgenden, schon mehrmals berührten ballistischen Vorzüge (langsamere Abnahme der Geschwindigkeit; flachere Bahnen; längere bestrichene Räume; größere Schußweiten und größere lebendige Kraft).

Diese Vorzüge, welche die entschiedene Ueberlegenheit des in Rede stehenden 7,5 mm Gewehrs hinlänglich kennzeichnen, sind aber weit weniger dem kleineren Seelendurchmesser, als vielmehr überwiegend und fast ausschließlich dem Wolframgeschoß zu verdanken. Es wäre deshalb auch von keiner erheblichen Bedeutung, wenn, wie der Herr Verfasser annimmt, 7,5 mm Blei-

*) Mit Erlaubniß des Herrn Verfassers aus dem bei R. Eisenschmidt in Berlin erschienenen Buche „Wolfram-Geschosse“.

geschossen ebenfalls noch ein Gewicht von 16 g gegeben werden könnte. Sie würden, ungeachtet der gleichen Querschnittbelastung, doch vermöge ihrer größeren Länge und Oberfläche den Wolframgeschossen in ballistischer Hinsicht wesentlich nachstehen. Aus diesem Grunde kann ich auch der Auffassung nicht beitreten, daß man von der Anwendung „schwerer Geschosse und mithin" eines dichteren Geschoßmetalls erst dann namhafte Vortheile zu erwarten habe, wenn eine beträchtliche Abschwächung der Einwirkung des Rückstoßes auf den Schützen erzielt sei. Eine unmittelbare Wechselwirkung zwischen „schwereren Geschossen" und „dichterem Geschoßmetall" vermag ich in obigem Sinne nicht anzuerkennen. Wenn durch das Gewicht der Waffe, die verlangte Mündungsgeschwindigkeit und das noch erträgliche Maß des Rückstoßes die obere Grenze des Geschoßgewichts vorgeschrieben ist, so wird man auf alle Fälle bessere, unter Umständen bedeutend bessere ballistische Ergebnisse erreichen, wenn man statt des Hartblei-Mantelgeschosses von dem zulässigen Höchstgewicht ein nur ebenso viel wiegendes Wolframgeschoß wählt.

Der Herr Verfasser hält es schließlich für möglich, daß eine noch weiter gehende Verringerung des Seelendurchmessers (unter 7,5 mm) dazu nöthigen könne, ein dichteres Geschoßmetall aufzusuchen, weil die Bleigeschosse dann eine zu große Länge erhielten, als daß sich ihnen noch die erforderliche Umdrehungsgeschwindigkeit ertheilen ließe. —

8. Kalibergrenzen.

Der in dem eben Gesagten liegende Gedanke, daß die Vorzüge der Wolframgeschosse um so deutlicher und entscheidender zu Tage treten müssen, je kleiner die Gewehrkaliber werden, ist unbestreitbar und durch die schon im ersten Abschnitt „Kleines Kaliber" enthaltenen Ausführungen über diesen Gegenstand hinlänglich begründet.

Es tritt also abermals die bereits dort aufgeworfene Frage an uns heran: Ist mit dem Maß von 7,5 mm die äußerste untere Grenze des Seelendurchmessers der Infanteriewaffe schon erreicht?

Herr Professor Hebler, eine anerkannte Größe auf dem Gebiete der Gewehr-Technik und -Ballistik, bejaht diese Frage.

„— Das Bohren und Ziehen des Laufes fängt an, schwierig zu werden, sobald das Kaliber desselben unter 7 mm sinkt; ebenfalls beim Ausschmirgeln beginnen sich Schwierigkeiten einzustellen, des sehr starken Dralles wegen, der nothwendig wird. Aehnlich verhält es sich auch mit dem Reinigen des Laufes; bei einem Kaliber von 7 mm stellen sich schon Unannehmlichkeiten ein, weil der Putzstock zu dünn ist (nur 6 mm) und sich leicht verbiegt. — Bei einem Putzstock von 6,5 mm Dicke, d. h. bei einem Kaliber von 7,5 mm, ist dies hingegen nicht mehr der Fall; ein solcher Putzstock widersteht allen Anstrengungen, die er auszuhalten hat. —"

„Aus dem Allen ergiebt sich also, daß in der Nähe von 7 mm die Schwierigkeiten beginnen, und daß man also unter keinen Umständen ein Kaliber von 7 mm wählen darf. Man wird auch nicht in unmittelbarer Nähe von 7 mm bleiben dürfen, jedoch ebenfalls nicht weiter davon weggehen, als absolut nöthig ist, weil ja, wie wir fanden, das Kaliber so klein wie nur möglich gemacht werden soll. — Da nun bei einem solchen von 7,5 mm sich von den oben erwähnten Schwierigkeiten noch nichts bemerkbar macht, — **so ist es also rathsam, ein Kaliber von ungefähr 7,5 mm zu wählen.**"

Diese Gründe, in denen, wie man sieht, von Ballistik und Wirkung überhaupt nicht die Rede ist, scheinen mir nicht von entscheidender Bedeutung, ja, nicht einmal recht stichhaltig zu sein.

Das Bohren, Ziehen und Schmirgeln der Läufe von weniger als 7,5 mm Seelendurchmesser überlasse man getrost der Technik. Mit ihren hoch entwickelten Hülfsmitteln hat sie schon größere Kunststücke vollbracht und wird auch dieser Forderung gerecht zu werden wissen. Uebrigens giebt es wohl schon längst glatte und gezogene 6 mm-Gewehre für Jagd- und andere Zwecke.*) Sollten diese hinsichtlich der Genauigkeit ihrer Ausführung noch zu wünschen übrig lassen, so wird es unseren ausgezeichneten staatlichen und privaten Waffenfabriken doch ohne Zweifel gelingen, Vollkommeneres zu leisten.

Was den Hinderungsgrund des sehr steilen Dralls betrifft, so wird sich diese Schwierigkeit um so leichter vermeiden lassen, je dichtere und daher (bei gleicher Querschnittbelastung) kürzere Geschosse man wählt, die ja zur Erhaltung der Stetigkeit ihrer Drehungsachse keinen so steilen Drall bedürfen, wie minder dichte, also längere Geschosse.

Noch weniger dürfte der Einwand wegen des „Putzstocks" in's Gewicht fallen. Ist es denn wirklich eine so ausgemachte und durch unanfechtbare Versuche bewiesene Thatsache, daß der Wischstock unter keinen Umständen einen kleineren Durchmesser als 6,5 mm erhalten darf, um noch die erforderliche Widerstandsfähigkeit zu besitzen? Das käme doch wohl sehr auf die Rohr- bezw. Holzart an, aus der er gefertigt ist. Aber wenn selbst das vorzüglichste Rohr oder Holz keinen haltbaren Wischstock von 6 mm oder noch geringerer Stärke mehr hergeben sollte, was hindert denn, ihn durch eine metallene Röhre zu ersetzen, welche bei richtiger Konstruktion schon mit einem äußeren Durchmesser von 5 mm jedenfalls mehr leisten wird, als der beste hölzerne Wischstock von 6,5 mm Dicke, ohne deshalb nennenswerth schwerer oder (in der Massenfertigung) theurer zu werden als dieser.

---

*) Ein 7 mm-Geschoß auch für Kriegszwecke (Weichblei mit Stahl- bezw. Kupfermantel; Länge = 31 mm; Gewicht = 12,5 g; Mündungsgeschwindigkeit = 580 m) hat der k. k. Feldmarschall-Lieutenant Herzog Nikolaus von Württemberg bereits vor mehreren Jahren konstruirt. („Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens", Jahrgang 1887, „Notizen", Seite 17—19.)

Wird indeß auch die Metallröhre nicht beliebt, so bleibt endlich immer noch der „Wischstrick“, welcher ja schon seit Jahren eingeführt ist. Stellt man ihn aus bestem Hanf, allenfalls auch aus Darmsaiten, Messing-, Kupfer- oder Phosphorbronze-Draht her, so kann ihm, bei völlig genügender Haltbarkeit und Dauer, eine so geringe Stärke gegeben werden, daß er sich auch in 5 mm Gewehren noch ohne Unbequemlichkeit benutzen läßt.

Am Bohren, Ziehen, Schmirgeln und Putzen der Läufe wird also eine weitere Herabsetzung der Gewehrkaliber schwerlich scheitern. Es ist damit überhaupt ein eigen Ding. Daß „die Kriegskunst veränderlich ist“, wissen wir Alle, und ebenso, daß auch in ihren Hilfswissenschaften schon so mancher entscheidende Wandel der Meinungen und Ueberzeugungen Platz gegriffen hat und noch Platz greifen wird. Wäre es anders, so würde es um jeden Fortschritt wahrlich recht traurig bestellt sein.

Als man sich allgemein der in den Grenzen von 12 bis 16 mm liegenden Gruppe der Gewehrkaliber zugewandt hatte, da waren vermuthlich schon Manche der Ansicht, daß eine weitere Verringerung des Seelendurchmessers nicht thunlich oder doch nicht rathsam sei; und diese Auffassung dürften gewiß Viele getheilt haben, als man wenige Jahre später bereits zu 10 bis 11,5 mm übergegangen war.*) Trotzdem sind wir gegenwärtig bei 7,5 bis 8 mm angelangt, und wieder heißt es: Dies ist aber nun wirklich die äußerste Grenze, unter die man nicht herabgehen kann noch darf!

Daß dem in der That so sei, bezweifle ich; die Zukunft wird lehren, wer Recht hat. Gewiß giebt es irgend eine unterste Kalibergrenze, deren Ueberschreitung nicht möglich ist, ohne die Wirkung der Waffe zu verschlechtern, statt zu verbessern. Welcher kleinste Seelendurchmesser aber diese unterste Grenze bildet, das wissen wir noch nicht, und

---

*) Vgl. u. A die allgemein bekannten und auch allseitig rühmlichst anerkannten Schriften: Hauptmann von Plönnies: „Neue Studien über die gezogene Feuerwaffe der Infanterie“. Darmstadt 1861 und 1864; sowie: Major von Plönnies und Hauptmann Weygand: „Die deutsche Gewehrfrage“. Darmstadt und Leipzig 1872. In dieser Schrift wird die Nothwendigkeit betont, den Seelendurchmesser des Infanteriegewehrs bis auf das äußerste zulässige Maß zu verringern und zu diesem Behuf als ballistische Grundlage der Waffe das Kaliber von 10 mm mit 0,3 g Belastung eines qmm des Geschoßquerschnitts (Geschoßgewicht = 23 g) und 500 m Mündungsgeschwindigkeit empfohlen.

Auch in dem „Leitfaden für den Unterricht in der Waffenlehre an den Königlichen Kriegsschulen“ (Berlin 1879) heißt es auf S. 115 (nach einer kurzen Auseinandersetzung über Kaliber, Länge, Gewicht und Querschnittbelastung der Infanterie-Geschosse): „Es muß daher die Länge des Geschosses 2—3 Kaliber und das Kaliber des Gewehrs 15—9 mm betragen. Unter 9 mm würde das Geschoß zu leicht, seine Durchschlagskraft und die Belastung seines Querschnitts zu gering, oder seine Drehungsachse zu wenig stabil; ferner wird die Waffe zu wenig haltbar, die Anfertigung, Reinigung und Revision zu schwierig“.

„Ein Kaliber von 9 mm kann daher mit Vortheil nur bei Pistolen verwendet werden“.



wenn wir es einst wissen werden, so wird vermuthlich nicht die Technik, sondern die Ballistik und Taktik das unausweichliche, haltgebietende „Non plus ultra!“ gesprochen haben. Das Bohren, Ziehen und Schmirgeln aber, ja selbst das Putzen dürfte dabei kaum den Ausschlag geben. —

Vor mir liegt eine cylindrische stählerne Stricknadel der stärksten Sorte; sie ist 360 mm lang, hat 3 mm Durchmesser, 7,086 qmm Querschnitt und wiegt 20 g; ihre Dichte beträgt 7,9. Denkt man sich letzteren Werth verdoppelt, also ungefähr auf das Eigengewicht des Wolframgeschosses gebracht, so wiegen je 3 mm der Nadellänge $^1/_3$ g. Um also die Querschnittbelastung des Lebel-Geschosses (0,32 g auf das qmm) zu erreichen, müßte das 3 mm Geschoß von 15,8 Dichte ein Gewicht von 2,25 g und eine Länge von 21 mm = 7 Kaliber*) erhalten, während es bei 4,5 Kaliber = 13,5 mm Länge nur 1,42 g Gewicht und 0,20 g Querschnittbelastung haben würde. Ein Geschoß von demselben Durchmesser, aber der mittleren Dichte der Hartblei-Mantelgeschosse bedürfte im ersteren Fall eine Länge von 31,4 mm = 10,5 Kaliber und erhielte bei 4,5 Kaliber Länge nur 0,95 g Gewicht und 0,13 g Querschnittbelastung auf das qmm.

Solche Geschosse wird man allerdings niemals verfeuern: aber zwischen 3 und 6 mm Seelendurchmesser liegt auch schon ein sehr beträchtlicher Abstand, und ich vermag nicht einzusehen, weshalb die Möglichkeit unbedingt ausgeschlossen sein sollte, daß das Kaliber des Infanteriegewehres später auf 6 mm (und vielleicht noch weiter hinab) ermäßigt werden könnte.

Immerhin dürfte es nicht ohne Interesse sein, die Verhältnisse einmal in's Auge zu fassen, wie sie sich für kleinste Kaliber (von 7,5 bis 6 mm) und Wolframgeschosse ungefähr stellen würden. Wird hierbei das Mieg'sche Muster des 7,5 mm-Wolframgeschosses zu Grunde gelegt, so ergeben sich für ähnlich konstruirte Geschosse von 7,0—6,5 und 6,0 mm Durchmesser folgende Werthe:

Durchmesser	mm	7,5	7,0	6,5	6,0
Länge	mm	33,0	30,8	28,6	26,4
	Kaliber	4,4	4,4	4,4	4,4
Gewicht	g	19,30	15,69	12,56	9,88
Querschnittbelastung auf das qmm	g	0,4369	0,4077	0,3786	0,3495
Pulverladung	g**)	4,00	3,25	2,60	2,05
Rückwirkung des Schusses	mkg**)	2,371	1,567	1,004	0,609

*) Ein durchweg cylindrisches Geschoß würde nur 20,4 mm = 6,8 Kaliber Länge erfordern. Diese Maße sind indeß, wegen der Verjüngung der Geschoßspitze, nach oben abgerundet worden; ebenso die folgenden.

**) Bei Errechnung des Rückstoßes ist das Gewicht der Waffe durchweg zu 4 kg, die Mündungsgeschwindigkeit = 640 m und für die drei kleineren Kaliber das Ladungsverhältniß des 7,5 mm-Gewehres $\left(\frac{19,3}{4}\right)$ angenommen.

Wollte man Hartblei=Mantelgeschossen das gleiche Gewicht und dieselbe Querschnittbelastung geben, wie den Wolframgeschossen, so müßten sie um 50 % länger werden, als diese, mithin für die obigen vier Kaliber folgende Längen erhalten:

Durchmesser	mm	7,5	7,0	6,5	6,0
Geschoßlänge	mm	49,5	46,2	42,9	39,6
	Kaliber	6,6	6,6	6,6	6,6

Aus dem Vergleich der hier einander gegenübergestellten Werthe ist zu folgern:

1) Hartblei=Mantelgeschosse von 7,5 bis hinab zu 6,0 mm Kaliber und einer Querschnittbelastung von bezw. 0,44 bis 0,35 g auf das Quadratmillimeter können für die praktische Verwendung überhaupt nicht mehr in Betracht kommen, weil sie die ganz unverhältnißmäßig große Länge von 6,6 Kalibern erhalten müßten. So lange Geschosse erheischen, um ihrer Drehungsachse die erforderliche Stetigkeit zu geben, einen übermäßig steilen Drall, bieten dem Luftwiderstand eine zu große Oberfläche dar, erleiden in Folge dessen eine zu rasche Einbuße an Geschwindigkeit, lebendiger Kraft und bestrichenem Raum und werden endlich von den Luftströmungen dermaßen beeinflußt, daß ihre Trefffähigkeit erheblich leidet.

2) Wolframgeschosse dagegen können jenen Bedingungen sehr wohl entsprechen, ohne die noch recht erträgliche Länge von 4,4 Seelendurchmessern zu überschreiten. Das Geschoß des kleinsten Kalibers hat immer noch eine Kleinigkeit an Querschnittbelastung mehr als das Hartblei=Mantelgeschoß des Lebel=Gewehres (0,3495 g gegen 0,32 oder genauer 0,3183 g auf das qmm). Es würde also, da es diesem auch an Mündungsgeschwindigkeit um 20 m voransteht und überdies dem Luftwiderstand eine viel kleinere Oberfläche darbietet, sich dem Lebel ohne Zweifel auch in Bezug auf alle sonstigen ballistischen Eigenschaften überlegen erweisen.

3) Die Kraft des Rückstoßes der mit Wolframgeschossen feuernden 7,0—6,5 und 6,0 mm Gewehre ist geringer, als bei dem deutschen Infanteriegewehr M/71, und zwar bei den beiden kleinsten Kalibern so erheblich geringer, daß es in dieser Hinsicht zuläſsig erscheint, entweder das Gewicht der Waffe noch unter 4 kg herabzusetzen und dadurch die dem Schützen dauernd aufgebürdete Last entsprechend zu ermäßigen oder andernfalls durch Vergrößerung der Pulverladung und der Geschoßgeschwindigkeit die Leistungsfähigkeit des Gewehrs noch weiter zu steigern. Wenn es nicht gelingt, künftig ein Pulver herzustellen, dessen Treibkraft in günstigerem Verhältniß zur Gasspannung steht, als bei den bisher bekannt gewordenen und erprobten Pulversorten (was bei den heutigen großen Fortschritten der Chemie durchaus nicht unmöglich oder auch nur aussichtslos erscheint), so würde die Erhöhung der Mündungsgeschwindigkeit des Geschosses allerdings auch eine wesentliche Zu=

nahme des Gasdrucks, mithin eine bedeutend stärkere Beanspruchung des Laufs bedingen. Dies dürfte jedoch insofern minder bedenklich sein, als das kleinere Kaliber der Waffe nicht nur den Druck der Pulvergase auf die Flächeneinheit der Seelenwandungen im Verhältniß der Durchmesser verringern, sondern auch (unter Beibehalt des Gewehrgewichts von 4 kg) die Wandstärken des Laufs entsprechend zu vergrößern gestatten würde. —

9. Schlußwort.

Wollte sich Jemand anheischig machen, einen „einfachen" Brief, in Form eines länglichen Cylinders zusammengeballt, auf eine Entfernung von 2000 m mit solcher Gewalt fortzuschleudern, daß er, dort angelangt, noch hinlängliche Kraft besäße, um einen Menschen zu tödten, so würde man den Urheber eines so sinnlosen Gedankens mit Recht einen phantastischen Thoren schelten. Wird aber dasselbe Gewicht des „einfachen" Briefes in einem passend konstruirten Metallcylinder verkörpert, so läßt sich jene Aufgabe bekanntlich recht wohl erfüllen. Der Unterschied liegt lediglich in der Dichte des fortgeschleuderten Körpers und in der sich daraus ergebenden Belastung seines Querschnitts. Dies sind also die Werthe, deren möglichste Steigerung und Ausnutzung behufs weiterer Vervollkommnung der ballistischen Leistungen des Infanteriegewehrs mit allen Kräften angestrebt werden muß, nachdem es bereits gelungen ist, den erforderlichen hohen Druck der treibenden Gase und damit die nöthige große Mündungsgeschwindigkeit des Geschosses zu erzielen.

Seit die Schleuder, der Bogen und die Armbrust durch die Erfindung des Schießpulvers verdrängt wurden, hat sich die Infanterie Jahrhunderte hindurch mit der glatten Flinte, die Anfangs kaum so viel leistete wie eine gute Armbrust, und daneben mit der, meist nur spärlich vertretenen Büchse beholfen, während der gewaltige Sprung von diesen Waffen zu den gezogenen Hinterladern und der Uebergang vom großen zum kleinen Kaliber nebst allen damit in Zusammenhang stehenden wesentlichen Verbesserungen erst den letztverflossenen Jahrzehnten vorbehalten blieb. Mit gerechtem Stolz und ungetheilter Befriedigung darf die Infanterie auf die außerordentlichen Fortschritte blicken, welche ihre Schußwaffe in jüngster Zeit gemacht hat. Aber fernere Fortschritte sind nicht ausgeschlossen, und diese werden in erster Reihe durch die Verwendung erheblich dichterer Geschosse, also durch die Annahme des Wolframgeschosses ermöglicht werden. Die aus den obigen Darlegungen zu entnehmenden ballistischen Vortheile und Vorzüge dieser Geschosse sind so groß, daß sie der mit ihnen ausgerüsteten Infanterie unter sonst gleichen Bedingungen unstreitig eine wesentliche Ueberlegenheit über einen Gegner verleihen werden, der noch die gewöhnlichen Hartblei-Mantelgeschosse führt. Zwar ruht der Sieg nicht in den Waffen, sondern in den Truppen; nicht die größere oder geringere technische Vollendung der todten Werkzeuge

besiegelt die Entscheidung auf der Wahlstatt, sondern der Geist, der sittliche Werth und die Führung der Heere. Gute Waffen bilden jedoch immerhin ein sehr wirksames Hülfsmittel zum Siege und lassen den Sieger sein Ziel mit geringeren Opfern erreichen. Deshalb muß jeder Heeres-Organismus unablässig danach streben, die relativ besten Waffen zu besitzen. Zu diesen aber wird künftig ohne Zweifel ein Gewehr kleinsten Kalibers mit Wolframgeschossen zählen. —

Uebungen der russischen Reichswehr (Opoltschenie)

fanden bei den Truppen des Petersburger Militärbezirkes im verflossenen Jahre zum ersten Male in der Dauer von vier Wochen vom 25. September (7. Oktober) an statt. Die Kreis-Truppenchefs waren angewiesen, sich davon zu überzeugen, daß die Mannschaften der Kadres, welche die Ausbildung der eintreffenden Wehrleute vorzunehmen hatten, genügend vorgeübt waren, sowie die Anordnungen, betreffend die Unterbringung, Verpflegung und Ausbildung, genau im Auge zu behalten, in Rücksicht darauf, daß der gegenwärtige Versuch wichtige Anhaltspunkte dafür geben muß, wie für spätere Einziehungen die reglementarischen Bestimmungen vielleicht zeitgemäß vervollständigt werden können. Den Kommandeuren der Truppen, welche Offiziere und Mannschaften zur Ausbildung der Wehrleute zu kommandiren hatten, war aufgegeben worden, unter eigener Verantwortlichkeit dieses Lehrpersonal sorgfältig auszuwählen. Die Kommandeure der Lokalbrigaden hatten sich, wo es möglich war, persönlich an Ort und Stelle vom Gange der Uebungen zu überzeugen, sowie den Kreis-Truppenchefs Anweisungen bez. Ausführung der ihnen übertragenen Pflichten zu geben.

Die unter solchen Umständen abgehaltenen Uebungen konnten nur ein erfreuliches Resultat geben.

Es wurden im Ganzen einberufen in den Gouvernements Petersburg, Pskoff, Nowgorod, Estland und Olonez 3426 Wehrleute; es erschienen nicht 244 Mann (d. h. mehr als 7 %); von den 3182 Erschienenen wurden in Folge ärztlichen Urtheiles von der Ableistung der Uebung dispensirt: 185 Mann (d. i. 6 %). Einschließlich 71 Mann, welche während der Uebung erkrankten, ergiebt sich die Zahl von 2926 Mann, welche geübt haben.

Das Aussehen der an den Uebungsorten eintreffenden Wehrleute war überall ein gesundes, munteres und wohlgemuthes; die Kleidung, obwohl vorschriftsmäßig, entsprach dennoch nicht vollständig der Jahreszeit, das Schuhwerk war mit wenig Ausnahmen gut.

Die Wehrleute der Kreise des Petersburger Militär-Bezirkes waren meistens in Gebäuden gemeinsam nach Kasernenart untergebracht. Die an den Versammlungsorten einquartierten Truppen hatten zur Instandsetzung der Quartiere beigetragen und einige auch Lehrmittel für die Ausbildung der Wehrleute geliefert. Die Verpflegung erfolgte überall in Menagen, an einigen Orten vollständig getrennt, an anderen gemeinsam mit den bei den Kreis-Truppenchefs-Verwaltungen kommandirten Mannschaften oder bei Truppentheilen der Garnisonen. — Mit großer Energie und dem vollen Bestreben, sich eine militärische Ausbildung zu erwerben, benahmen sich die eingezogenen Mannschaften während der ganzen Zeit ihrer Einberufung und zeichneten sich durch eine musterhafte Führung aus, so daß in der Mehrzahl der Kreise keine Strafen vorkamen.

Am Ende der vier Wochen exerzierten die Wehrleute geschlossen mit guter Gewehrhaltung und mit vollständiger Ruhe; im zerstreuten Gefecht wendeten sie das Terrain genügend an. Sie schossen in allen Lagen gut und stellten die Visire richtig und schnell; das Bajonettfechten ging weniger flott. Die Findigkeit war in genügender Weise entwickelt, die Antworten in Reih' und Glied gut und gewandt. Ein solches Resultat in so verhältnißmäßig kurzer Zeit muß man bei der Neuheit der Sache und dem Mangel an bedeckten Räumen, in Folge dessen alle Beschäftigungen im Freien ohne Rücksicht auf die Witterung stattfinden mußten, als ein sehr gutes anerkennen. Wahrscheinlich war derselbe Eifer auch bei den übrigen Einziehungen zu bemerken, was als Beweis für die Tüchtigkeit des russischen Volkes für den Militärdienst spricht und deutlich für die Tiefe seines Pflichtgefühls zeugt, wenn es sich um Opfer zum Zwecke der Vertheidigung des Zaren und des Vaterlandes handelt.

Dieser erste Versuch der Einziehung der Wehrleute der Reichswehr wird voraussichtlich ergänzende Bestimmungen für die Zukunft zur Folge haben, wenn die ganze Bevölkerung bis zu einem gewissen Grade der Kriegstüchtigkeit herangezogen werden soll. Selbst im Petersburger Militär-Bezirk, wo doch Alles auf das denkbar Günstigste und in entsprechender Weise vorhanden war, stellte sich Nachstehendes als unumgänglich nothwendig heraus:

1. Eine noch größere Vervollkommnung der Ausbildung der Mannschaften der Kadres und einer vorbereitenden Uebung derselben. 2. Die Vergrößerung der Anzahl der Instruktions-Offiziere bis auf Einen auf das Hundert übender Leute. 3. Rechtzeitige Aufstellung von Beschäftigungsplänen für die ganze Dauer der Uebung. 4. Festsetzung der Uebungsmittel im Verhältniß zur Anzahl der einberufenen Mannschaften. 5. Durchsicht des Programms der Uebungen. 6. Kommandirung von Tambouren der Truppen wo angängig zu denselben. 7. Besserung der materiellen Verhältnisse der kommandirten Offiziere. 8. Erhöhung der Geldmittel zur Beschaffung der Uebungsmittel und Ausgabe von Instruktionsgewehren. 9. Einrichtung von

Baracken und Manegen in den Kreisstädten, wo keine Kasernen die für Uebenden vorhanden sind, oder Verlegung der Uebungszeit. 10. Ausfertigung der Einberufung nicht nach dem Orte der Einschreibung des Wehrpflichtigen, sondern nach dessen Aufenthaltsorte. 11. Beschaffung eines Vorrathes an Bekleidung und Schuhwerk zur Ausgabe an die bedürftigen Wehrleute. (Nach dem Invaliden.)

Das I. bayerische Korps und die 22. Infanterie-Division bei dem Vormarsch und der Einnahme von Orleans.

Vormarsch der 22. Division auf Chateaudun und Chartres.

Mit der Schlacht von Sedan war das letzte der kaiserlichen Heere aus dem Felde geschlagen. Nur geringe Theile hatten sich, unberührt von den Niederlagen, nach der Hauptstadt zurückziehen können.

Es begann der unaufhaltsame Vormarsch der siegreichen deutschen Heere gegen Paris. Der geschlagene Gegner suchte mit aller Macht neue Heere zu schaffen, um mit diesen den Deutschen entgegenzutreten. Ueberall im Lande begannen die Rüstungen.

So war es der deutschen Heeresleitung während der Maßnahmen zur Einschließung von Paris bekannt geworden, daß an der Loire die Anfänge zur Bildung neuer Heere gemacht wurden, und daß hier die Organisation am weitesten fortgeschritten war. Wenn man auch nicht annehmen konnte, daß diese neugebildeten Heere jetzt schon, um Mitte September, in der Lage waren, angriffsweise gegen die einschließenden Truppen oder zur Einschließung heranmarschirender Heerestheile vorzugehen, so hielt man es doch für geboten, die nach Süden und Westen führenden Straßen durch weit vorgeschobene Kavallerie-Abtheilungen beobachten und sichern zu lassen.

Am 19. September war die Einschließung im Großen und Ganzen vollendet. Die Armee-Abtheilung des Kronprinzen von Sachsen — IV., Garde- und XII. Armeekorps — stand im Norden, die III. Armee im Süden der Stadt. Von dieser waren das XI. und I. bayerische Korps noch im Anmarsch.

Die Rückendeckung der Einschließungs-Armee auf dem linken Seineufer wurde durch die 5., 6. und 2. Kavallerie-Division ausgeführt. Die Kavallerie beobachtete alle nach Westen und Süden führenden Straßen und brachte auch vielfach durch ihre Beitreibungen größere Mengen von Fourage und Proviant auf, die sie den diesseitigen Truppen zuführte.

Die immer dreister werdenden Freischaaren, in Verbindung mit den

Einwohnern, erschwerten der Kavallerie den Dienst derartig, daß bald eine Zutheilung von Infanterie zu den Kavallerie-Divisionen nöthig wurde, um ihnen einen gewissen Rückhalt zu geben. So standen in Trappes für die 5., in Rambouillet für die 6., in Arpajon für die 2., in Etampes für die 4. je ein bis zwei Bataillone bayerischer Infanterie als Rückhalt.

Die III. Armee, die im Süden der Stadt stand, hatte die Aufgabe, im Falle eines Entsatzversuches von Süden oder Südwesten her, diesem mit den Hauptkräften ein bis zwei Tagemärsche entgegen zu gehen und ihn dann zurückzuwerfen.

Die Kavallerie der III. Armee sollte einmal mit der Maasarmee in westlicher Richtung in Verbindung treten, dann aber auch über Truppenansammlungen an der Loire Aufklärung verschaffen. Die 4. Kavallerie-Division — als Kavallerie der III. Armee — stand bei Pithiviers und klärte in der Beaure gegen Orleans hin auf. Das Erscheinen dieser Kavallerie wurde nun für die Franzosen Veranlassung, angriffsweise vorzugehen, um jene unbequemen Gäste weiter zurück von den Formationspunkten der Armee wegzutreiben.

Bei Toury von überlegenen Kräften angegriffen, zog sich die Kavallerie über Angerville nach Etampes zurück und beobachtete von hier weiter.

Diese Ereignisse waren in den ersten Tagen des Oktober eingetreten, und erachtete das Oberkommando der III. Armee das Gefecht bei Toury als den Vorläufer eines energischen Angriffs von Süden her und traf dementsprechend seine Maßregeln. Mittlerweile waren das XI. und I. bayerische Korps in der Einschließungslinie eingetroffen, die Gardelandwehr-Division und 17. Division waren im Anmarsch, und so war es möglich, Truppen vor Paris wegzunehmen und gegen Süden zu verwenden. Es wurden dazu das I. bayerische Korps und die 22. Division bestimmt, unter Befehl des kommandirenden Generals des I. bayerischen Korps — Freiherrn von der Tann — gestellt. Die bereits im Süden, bez. Südwesten und Westen verwendeten Kavallerie-Divisionen wurden in eine gewisse Verbindung mit der Armeeabtheilung Tann gebracht, — so sollte die 2. Kavallerie-Division die linke Flanke des Generals decken und sich fortwährend mit ihm in Verbindung halten —, die 4. Kavallerie-Division wurde für ein Gefecht unter Befehl des Generals gestellt und sollte sich im Uebrigen auf der rechten Flanke aufstellen —, die 6. Kavallerie-Division sollte den Feind im Terrain westlich Arpajon aufhalten und die Straße nach Limours im Auge haben —, alle Meldungen sind aber an General von der Tann zu richten.

Ehe wir auf den Verlauf des zu beschreibenden Feldzuges näher eingehen, sei es gestattet, einmal den Gegner zu betrachten, der sich auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes den Deutschen entgegenstellte. Trümmer der geschlagenen Armeen und einige von der Niederlage noch unberührte Theile hatten sich nach Paris gezogen und bildeten dort den Kern des zur Ver-

theidigung der Hauptstadt gebildeten Heeres. Verfügbare Truppen aus Afrika, die herangezogene Besatzung von Civita vecchia und Marinetruppen hatte man an der Loire versammelt und bildeten hier den Stamm der Neuformationen. Die erste dieser war das XV. Armeekorps. An alten Truppen gehörten dazu das 38., 39. und 16. Linien-Regiment, ein Bataillon Marine-Infanterie, ein Bataillon Fremdenlegion und 6 Linien-Kavallerie-Regimenter, einige Batterien Artillerie. Neu waren formirt: 3 Marschjäger-Bataillone, 5 Marschinfanterie-Regimenter, 5 Mobilgarden-Regimenter, 2 Zuaven-Regimenter, 3 Marschkavallerie-Regimenter und im Ganzen 17 Batterien. Zusammen etwa 50 000 Mann, die in drei Infanterie- und einer Kavallerie-Division formirt waren. Anfangs war noch $^1/_4$ Infanterie-Division zugetheilt, die später den Stamm für das XVI. Armeekorps gab. Führer aller dieser Truppen war der General de la Motterouge. Um den inneren Werth bez. Unwerth der aufgestellten Truppen beurtheilen zu können, sei ein kurzer Blick auf die Art dieser Organisation geworfen. Mit ungeahnter Schnelligkeit wurden große Massen von Truppen aufgestellt, die, zwar wenig oder gar nicht ausgebildet, unseren Truppen doch noch harte Kämpfe bereiteten.

Ein Theil der Regierungsmitglieder war vor der Einschließung der Hauptstadt nach Tours gegangen, um von hier aus die noch unbesetzten Provinzen zu verwalten und vor Allem eine Hülfsarmee zum Schutz bez. Entsatz der bedrängten Hauptstadt zu bilden. Zu Anfang fand diese Thätigkeit erhebliche Schwierigkeiten, die erst beseitigt wurden, als Gambetta aus dem belagerten Paris auf einem Luftballon in Tours eingetroffen war. Nach einer echt französischen Proklamation an die Bürger des Departements, wo von Uneinnehmbarkeit der Hauptstadt, deren Geschütze auf den Wällen von den besten Artilleristen der Welt bedient würden, gefabelt wird, begiebt er sich an's Werk, übernimmt das Ministerium des Krieges und des Innern und entwickelt nun ein Organisationstalent und eine Arbeitskraft, wie sie selten gesehen wurden. Er schuf Armeen eigentlich aus Nichts. Was hier geleistet wurde, mögen Zahlen beweisen, so weit sie das können. Nach einer Angabe Freycinet's wurden in der Zeit vom 10. Oktober bis 9. Februar, in der Gambetta die Geschäfte besorgte, im Ganzen 584 000 Mann aufgestellt — das ist für den Tag etwa 5000 Mann. Diese waren alle bewaffnet, ausgerüstet, mit Geschütz und Trains versehen. Wenn auch Vieles, sehr Vieles mangelhaft war, so muß man doch diese Thätigkeit rückhaltslos anerkennnen.

Das zum Vormarsch gegen Süden bestimmte Detachement des Generals von der Tann bestand aus dem I. bayerischen Armeekorps — $20^3/_4$ Bataillone, 16 Eskadrons und 112 Geschütze — und der 22. Infanterie-Division (General von Wittich) — 8 Bataillone, $3^1/_2$ Eskadrons, 4 Batterien, 2 Pionier-Kompagnien.*)

---

*) Siehe die Ordre de bataille auf Seite 322.



Ordre de bataille

der dem General von der Tann zur Verfügung stehenden Truppen. (Nach Wittich: „Aus meinem Tagebuche" und Hellwig: „das I. bayerische Korps 1870/71".)

I. bayerisches Korps.

1. Inf.-Divis. 8 Bat., 4 Esk., 24 Gesch.

2. Brigade.
II. 11. Inf.-Reg.
4. J.-Bat.
9. J.-Bat.
1 Komp. Ersatzmannschaft 2. Reg.
1 4pfünd. Batt.

1. Brigade.
Leib-Reg. $1^1/_2$ Komp.
3 2 1
1. Regt.
2 1
2. J.-Bat.
1 4pfünd. Batt.

2 6pfünd. Batt.

3. Chev.-Reg.

2. Inf.-Divis. $12^3/_4$ Bat., 4 Esk., 24 Gesch.

4. Brigade.
10. Reg.
3 2 1
13. Reg.
3 2 1
7. Jäger-Bat.
1 4pfünd. Batt.

3. Brigade.
3. Reg.
3 2 1
12. Reg.
3 2 1
1. Jäger-Bat.
1 4pfünd. Batt.

2 6pfünd. Batt.

4. Chev.-Reg.

Korps-Reserve. 8 Bat., 6 Gesch.

Kür.-Reg.
2 1

1 4pfünd. Batt.

Artillerie-Reserve.

1 Kartätsch-Batt. 1 4pf. B. 1 12pf. 7 6pf. Batt.

58 Gesch.

Summa: $20^3/_4$ Bat., 16 Esk., 112 Gesch.

22. Infanterie-Division.

44. Brigade.
94. Reg. (3 Komp.)
83. Reg. ($8^1/_2$ Komp.)

43. Brigade.
32. Inf.-R.
F 2 1 (10 K.)
95. Inf.-Reg.
F 2 1 (10 K.)

13. Husaren ($3^1/_2$ Esk.)

4 Batt. 11 Art.-Reg.

2 3 Pion.-Komp.

Rund: 8 Bataillone, $3^1/_2$ Eskadrons, 4 Batterien, 2 Pionier-Kompagnien.

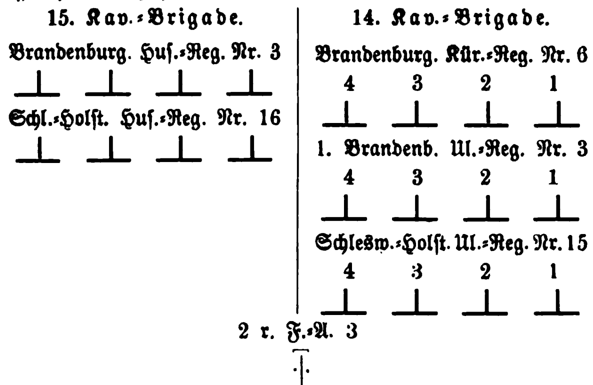
Fehlende Truppen waren theilweise auf Gefangenen-Transport, theilweise als Rückhalt für die Kavallerie-Division (siehe oben) gewesen und noch im Anmarsch.

In engste Verbindung waren mit dem Detachement die zur Verfügung stehenden Kavallerie-Divisionen gebracht, jedoch derartig, daß dieselben ihre vollste Selbstständigkeit behielten und mit Meldungen an den General von der Tann gewiesen waren. Die 4. Kavallerie-Division stand für das Gefecht zur Verfügung, die 2. und 6. übernahmen die Flankensicherung. Ein eigentliches Operationsziel war noch nicht gegeben, man hatte die Truppen zur Verwendung nach Süden oder Westen bereitgestellt. Die Kavallerie sollte Klarheit über die Lage schaffen.

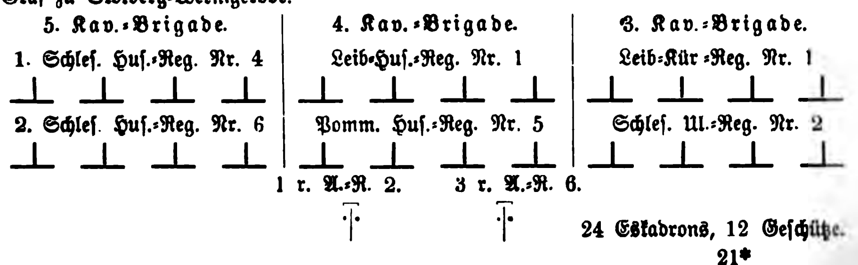
In Ausführung der empfangenen Befehle hatte sich die 6. Kavallerie-Division*) bei Limours—Rambouillet zusammengezogen und hatte nach Ablis eine Eskadron 16. Husaren und eine bayerische Infanterie-Kompagnie entsandt. In der Nacht zum 8. Oktober, nachdem das kleine Detachement spät Abends dort eingerückt war, wurde dasselbe gegen 4 Uhr Morgens von Franktireurs unter Beihülfe der Einwohner überfallen. Die Kompagnie entkam mit geringem Verlust, die Husaren, deren Pferde zusammen in zwei großen Ställen standen, konnten diese nicht erreichen und wurden zum großen Theil niedergemacht oder gefangen. Die Franktireurs waren zu Wagen aus dem etwa 9 Meilen entfernten Chateaudun gekommen und hatten hier ein Werk ihrer „Tapferkeit" vollbracht. Der Ort mußte die Unthat mit Niederbrennen und Zahlen einer Kontribution büßen.

Die 2. Kavallerie-Division**) breitete sich am 7. Oktober südöstlich

*) Ordre de bataille der 6. Kavallerie-Division, Kommandeur: Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, Hoheit.



**) Ordre de bataille der 2. Kavallerie-Division, Kommandeur: General-Lieutenant Graf zu Stolberg-Wernigerode.



24 Eskadrons, 12 Geschütze.

Arpajon aus, das I. bayerische Korps hatte sich hinter der Orge versammelt und eine Avantgarde nach Etréchy vorgeschoben. Die 22. Division war ihrer Bestimmung gemäß spät Abends in Monthélery eingetroffen. Die 4. Kavallerie-Division*) schob von Etampes aus eine ihrer Brigaden bis Angerville, eine zur Beobachtung gegen Chartres nach Authon, und eine Seitenabtheilung nach Malesherbes. Am 7. traf von ihr die Meldung ein, daß feindliche Truppenlager bei Artenay sichtbar seien, zugleich bat sie um Infanterie, um diese Lager angreifen zu können.

Das Oberkommando verfügte auf diese Meldung hin den Vormarsch nach Süden. Das bayerische Korps ging nach Etampes, die 22. Division nach Etréchy — nördlich Etampes — vor. Die 2. Kavallerie-Division biwakirte an diesem Tage bei Marviller und beobachtete die Straßen nach Malesherbes und Pithiviers, nachdem an diesem Tage schwächere feindliche Abtheilungen mit Hilfe von aus Corbeil herangezogenen Landwehrtruppen zurückgeworfen waren.

Im Ganzen ergaben die bis zum 8. Oktober Abends eingetroffenen Meldungen, daß der Gegner bei Angerville—Méréville und westlich der großen Straße nach Orleans nur geringe Kräfte gezeigt hatte. Ein in Etampes eingetroffener Generalstabsoffizier brachte Weisungen für den General von der Tann, welche dahin lauteten, „daß er mit seiner Armee-Abtheilung den Landstrich westlich bis Chartres, südlich bis Orleans vom Feinde säubern, letztere Stadt besetzen und unter Umständen die Verfolgung bis Tours fortsetzen solle. Die 2. und 4. Kavallerie-Division sollten sich der Vorbewegung auf den Flügeln anschließen.“

Mit diesen Befehlen war das Operationsziel der Armeeabtheilung festgesetzt. Man wollte zunächst die vorgeschobenen, dem Anscheine nach schwächeren feindlichen Abtheilungen zurückweisen, womöglich die vielleicht im Anmarsch befindlichen gegnerischen Hauptkräfte ebenfalls werfen und sich in den Besitz des strategisch ungemein wichtigen Punktes Orleans setzen. Hier war man den Formationspunkten der feindlichen Armeen nahe genug, um ihnen erheblich Abbruch thun zu können, bekam die sehr reiche Landschaft Beauce in eigenen Besitz und konnte dem Franktireurunwesen, das gerade hier in starker Blüthe stand, energisch zu Leibe gehen.

---

*) Ordre de bataille der 4. Kavallerie-Division, Kommandeur: General der Kavallerie Prinz Albrecht (Vater).

10. Kav.-Brigade.	9. Kav.-Brigade.	8. Kav.-Brigade.
2. Leib-Hus.-Reg. Nr. 2	Westpreuß. Ul.-R. Nr. 1	Westpreuß. Kür.-Reg. Nr. 5
⊥ ⊥ ⊥ ⊥	⊥ ⊥ ⊥ ⊥	⊥ ⊥ ⊥ ⊥
Schles. Drag.-Reg. Nr. 5	Thüring. Ul.-Reg. Nr. 6	Posensches Ul.-Reg. Nr. 10
⊥ ⊥ ⊥ ⊥	⊥ ⊥ ⊥ ⊥	⊥ ⊥ ⊥ ⊥

1 r. F.-A. 5.　　2 r. F.-A. 11.

Für den 9. wurde der Vormarsch in drei Kolonnen angeordnet; die Kavallerie-Divisionen sollten die Flanken des Gegners umfassen, die 22. Division folgte in Reserve. Schwache feindliche Abtheilungen bei Monerville—Angerville wurden leicht zurückgedrängt. Am Abend standen die Truppen an der großen Straße Etampes—Orleans bei Angerville — Vorposten bis in Linie Oinville—St. Petavy vorgeschoben —, die 22. Division hart nördlich Angerville, die 4. Kavallerie-Division auf der rechten, die 2. auf der linken Flanke. Diese letztere hatte die Anwesenheit feindlicher Kräfte aller Waffen bei Pithiviers festgestellt.

Für den folgenden Tag — den 10. Oktober — befahl der General von der Tann, ungeachtet der scheinbaren Bedrohung seiner linken Flanke, den Vormarsch in der Richtung auf Orleans gegen Trinay—Artenay und Sougy. Die 22. Division folgte der mittleren Kolonne, die 4. Kavallerie-Division sollte in der rechten Flanke decken und etwa bis an die Straße Chateaudun—Orleans herangehen. Die 2. Kavallerie-Division wurde dem bei Pithiviers gemeldeten Feind bei Guigneville gegenübergestellt.

Der Vormarsch am 10. führte zum Zusammenstoß mit dem Feinde bei Artenay. Der feindliche General de la Motterouge hatte zur Deckung der Stadt Orleans die Hauptkräfte des XV. Armeekorps gegen Artenay in Marsch gesetzt, Vortruppen aber weiter vorgeschoben. Die inzwischen formirte Mobilgarden-Division du Loiret hielt den Wald von Orleans besetzt. Die französische Kavallerie-Division war westlich der Straße nach Artenay vorgegangen, die nördlich Artenay vorgeschobenen Vortruppen waren am 9. zurückgeworfen worden. Die Avantgarde des I. bayerischen Korps — die 1. Brigade — traf gegen ½10 Uhr nach mehr als dreistündigem Marsch auf Vortruppen des Feindes in der Höhe von Dambron. Es entwickelte sich bald ein heftiges Feuergefecht, besonders, nachdem sich bei Artenay stärkere Massen gezeigt hatten. General von der Tann, der hier auf einen hartnäckigen Widerstand rechnete, zog starke Artillerie zusammen und ließ ein heftiges Feuer auf die französische Stellung richten, um das Eintreffen der Kavallerie-Divisionen auf den Flügeln des Gegners abzuwarten. Nach und nach kamen hier 9 Batterien in Thätigkeit. Als Prinz Albrecht — Kommandeur der 4. Kavallerie-Division — den Kanonendonner bei Artenay vernahm, bog er mit den Hauptkräften dahin ab, ließ aber eine Brigade — die 9. — in westlicher Richtung gegen Varize vorgehen. Diese entsendete Patrouillen auf Chateaudun, welche die Besetzung dieser Stadt meldeten und fast überall auf den Widerstand bewaffneter Bewohner trafen.

Pithiviers war von der 2. Kavallerie-Division heute vom Feinde frei gefunden worden und darum bog auch diese Division mit ihren Hauptkräften auf die Rückzugslinie der Franzosen in Richtung Orleans ab.

Schon beim ersten Angriff der Avantgarde und der sie verstärkenden 2. Brigade hielten die Franzosen nicht besonders Stand. Als aber die

Artillerie-Wirkung fühlbar wurde und auch die Kavallerie die Rückzugsstraße stark bedrohte, zogen sie eiligst ab und Artenay kam in Besitz der bayerischen Truppen. Am Abend blieben die Truppen etwa in den durch das Gefecht eingenommenen Stellungen, — das I. bayerische Korps südlich Artenay mit vorgeschobener Avantgarde bei La Croix, Briquet und Chevilly, die Kavallerie blieb auf den Flanken, die 22. Division in Reserve in Quartieren in und um Dambron.

Das Gelände von hier bis an den Wald von Orleans ist im Allgemeinen übersichtlich. Es giebt weniger zusammenhängende Dörfer, aber sehr viele einzelne Gehöfte mit überall guten Wegeverbindungen. Der Wald von Orleans selbst aber ist, wie die meisten französischen Wälder, so dicht, daß derselbe nur auf den Wegen zu passiren ist. Südlich desselben bis an die Loire ist sehr ausgedehnter Weinbau und sehr viele Fermen. Der Wein wird meist an Draht gezogen, wodurch die Wegsamkeit der Weingärten erheblich beschränkt ist. Aus diesen Gründen sind die in den Wald und dann bis Orleans führenden Straßen lange Engwege, neben denselben ist das Gelände fast unübersichtlich und unwegbar.

General von der Tann glaubte nach den heutigen Erfahrungen und dem schnellen Rückzug der Franzosen für den folgenden Tag nicht an einen besonders energischen Widerstand, nachdem die gute Stellung bei Artenay verhältnißmäßig so schnell geräumt war. In dem zu durchschreitenden unübersichtlichen Gelände mußte es darauf ankommen, in möglichst breiter Front vorwärts zu kommen. Zugleich mußten die einzelnen Kolonnen stark genug sein — auch an Artillerie — um einem etwaigen Widerstande auf der einen oder anderen Vormarschstraße entgegentreten zu können. So wurden drei Kolonnen formirt; die erste aus der 22. Division unter Zutheilung von 5 bayerischen Batterien. Sie wurde auf die Straße Chateaudun—Orleans gesetzt. Die zweite, aus der 4. bayerischen Brigade bestehend, blieb auf der alten Straße nach Chartres. Die dritte Kolonne — 3. bayerische Brigade — blieb auf der Hauptstraße. Hinter ihr folgte die 1. bayerische Division als Hauptreserve. Die Kolonnen waren so angesetzt, daß sie um 9 Uhr den Vormarsch konzentrisch auf Orleans beginnen konnten. Die 4. Kavallerie-Division, verstärkt durch 2 bayerische reitende Batterien, sollte bei Tagesanbruch die Loire in der Umgebung von Meung sur Loire rekognosziren und nöthigenfalls eine Brigade zum Uebergang über den Fluß bereit halten. Die übrigen Brigaden sollten gegen Chateaudun aufklären. Die 2. Kavallerie-Division verblieb in den Kantonnements nördlich des Waldes und sicherte die linke Flanke, namentlich gegen den vorliegenden Wald von Orleans. Das Vorgehen zeigt das Bestreben, gleichzeitig konzentrisch auf das vorgesteckte Ziel loszugehen. Um ein entwaiges Entkommen feindlicher Kräfte auf dem diesseitigen Loireufer zu hindern, geht die 4. Kavallerie-Division zur Aufklärung frühzeitig in Richtung Meung sur Loire vor.

Nach dem unglücklichen Gefechte von Artenay hatte sich der feindliche Heerführer entschlossen, Orleans aufzugeben und den Rückzug über die Loire anzutreten. Er begann mit seinen Hauptkräften den Uebergang am 11. Morgens und ließ nur eine Arrièregarde in der Stärke von 15 000 Mann zurück (Brigade Darie's der 2. Division, 5. Marschjägerbataillon, 39. Linien-Regiment, 29. Mobilgarden-Regiment, 1 Bataillon Fremden-Legion, verstärkt durch das 27., 33. und 34. Marschregiment, 1 Marschjägerbataillon, eine Kompagnie 4. Linien-Regiments und päbstliche Husaren). Dieselbe sollte den Abzug des übrigen Heerestheiles decken und in dem Gelände nördlich der Loire zwischen der Eisenbahn von Paris und der Straße von Chateaudun Stellung nehmen. Diese Straße war bei Ormes, einer Villenkolonie, durch Verschanzungen gesperrt.

Um die vorgeschriebene Zeit zum Angriff einhalten zu können, brach die 22. Division sehr frühzeitig von ihrem Sammelplatz bei Dambron auf. Die Husaren waren Avantgarde-Kavallerie. Die rechte Flanke war geschützt durch je zwei halbe Eskadrons 5. Kürassiere und 10. Ulanen, welche die Verbindung mit der 4. Kavallerie-Division aufrecht erhalten sollten. Hinter Boulay stießen die Husaren auf feindliche Dragoner, die sich eiligst zurückzogen und bei Les Barres aufgenommen wurden. Dieser Ort war von feindlicher Infanterie besetzt, bei Ormes zeigten sich größere Massen des Gegners. Die Division marschirte bei Boulay auf und eine schwere Batterie schoß einige Granaten nach Les Barres hinein, und als die 44. Brigade gegen den Ort zum Angriff vorgeführt wurde, war derselbe schon geräumt.

Das von Osten her schallende Feuer zeigte, daß die Bayern auch schon stark im Kampfe waren. Beim Heraustreten aus dem Walde stießen sie bei Sarau, später bei Bel Air auf heftigen Widerstand.

Die 22. Division nahm nach Besetzung von Les Barres die Front gegen Orleans. Die Verbindung mit den Bayern stellte die bayerische Kürassier-Brigade her. Ein vorgeschickter Offizier brachte die Meldung, daß an der Straße nach Coulmiers starke Massen des Feindes in verschanzter Stellung sich befänden. Der Divisions-Führer — General von Wittich — ordnete den Angriff gegen diese Stellung an und leitete denselben durch ein starkes Artilleriefeuer ein. Die Batterie von Güllern protzt ungefähr 1000 Meter vom Feinde ab und erzielt auch bald gute Wirkung gegen die 12 feindlichen Geschütze. Die Artillerielinie wurde durch 2 bayerische Batterien bald verstärkt, später folgte der Rest der Artillerie. Fast 2 Stunden hielt der Feind das Artilleriefeuer aus, dann aber begann er zu wanken, und der von der 43. Brigade (Regimenter 32 und 95) unternommene Angriff veranlaßte den Feind zu schleunigem Rückzug auf der Chaussee nach Orleans. Ormes kam in diesseitigen Besitz und die Artillerie verfolgte den weichenden Gegner soweit wie möglich durch ihr Feuer, dann aber mußte sie ihre Thätigkeit zum Theil einstellen, weil das ungemein bedeckte Gelände eine Artillerie-

Entwickelung nicht zuließ. Die Infanterie konnte auch nur langsam vor, da oft ein Aufenthalt durch besetzte und gut vertheidigte Häuser oder Gehöfte entstand. Die Vertheilung der Truppen war derart, daß die 43. Brigade auf und links der Straße vorging, während die 44. Brigade rechts der Chaussee blieb. Die Artillerie folgte auf der Straße.

Aufgehalten durch die langen Häuserreihen bei Les Aides und Bel Air, war das Vorschreiten der Bayern ein langsameres und verlustreicheres gewesen. Ein sehr heftiger Widerstand war an der Gasfabrik gewesen — hier hatten erst mehrere Angriffe zum Ziel geführt. Das schneller mögliche Vorschreiten des Angriffes der 22. Division und der 1. bayerischen Brigade und dadurch das schnellere Erreichen der Eisenbahn nach Tours veranlaßte auch ein schnelles Räumen der Häuser des Faubourg Bannier — an der Straße nach Paris — so daß von Truppen der 43. Brigade und 1. bayerischen Brigade gegen 6½ Uhr Abends Stadt und Loirebrücke besetzt waren. Der Gegner hatte sich meist in südlicher Richtung zurückgezogen.

Für den folgenden Tag wurde die Besetzung der Stadt und Aufklärung in den verschiedensten Richtungen vorgenommen. Die 1. bayerische Division besetzte den südlichen Theil der Stadt und die Theile jenseits des Stromes. Sie klärte auf nach Vierzon und Tours. Die 1. bayerische Division stand im östlichen Theil und klärte gegen Chateauneuf sur Loire und in nordöstlicher Richtung auf. Die 22. Division hatte Quartier im westlichen Theil und klärte gegen Tours und Chateaudun auf. Ein Detachement — 3 Kompagnien 94 und das 13. Husaren-Regiment — wurde in Richtung Meung sur Loire vorgeschickt, um die Verbindung mit der 4. Kavallerie-Division aufrecht zu halten. Es stand in St. Ay — Vortruppen waren bis Beaugency vorgeschoben. Die Kavallerie klärte in der ganzen Sologne (südlich der Loire) auf und stellte feindliche Kräfte nach Süden bei La Ferté St. Aubin und nach Westen bei Blois fest. Ebenso wurde gemeldet, daß der Wald von Marchenoir von Franktireurs besetzt war, deren besonders keckes Auftreten vermuthen ließ, daß feindliche Kräfte nicht sehr weit entfernt standen. Es war der Kavallerie nicht möglich gewesen, in den Wald einzudringen.

In Orleans traf für die 22. Division Verstärkung ein, so daß sie sich dadurch annähernd wieder der vollzähligen Stärke einer Division näherte. Es kamen nämlich die beim Abmarsch von Paris nach dort verbliebenen 5 Kompagnien 94, 1 Kompagnie 83 und ½ Eskadron Husaren dort an.

Nach den Gefechten und der Besitznahme der Stadt Orleans durch die Deutschen hatte sich das französische XV. Armeekorps am 11. und 12. Oktober nach dem etwa 20 Kilometer entfernten La Ferté St. Aubin zurückgezogen und hatte sich hier zu retabliren versucht. Léon Gambetta war mit der Führung de la Motterouge's unzufrieden gewesen, weil er den bestimmt erwarteten Sieg nicht an seine Fahnen zu fesseln vermochte. Er wurde darum seines Kommandos enthoben und wurde Aurelles de Paladines sein Nach-

folger. Dieser kommandirte das XV. und das in der Bildung begriffene und beinahe fertige XVI. Armeekorps. Der Rückzug des XV. Korps ging am 15. bis Salbris an der Sauldre, wo es stehen bleiben sollte zum Schutz von Bourges und Vierzon. Der Schutz dieser Städte war besonders wichtig, weil in Bourges fast das ganze Artilleriematerial gefertigt wurde, in Vierzon aber ein großer Theil der Neuformationen stattfand. Die Theile des XVI. Armeekorps, die bei Gien und Blois standen, übernahmen die Flankendeckung dieser Stellung an der Sauldre.

Mit der Einnahme von Orleans war der erste Theil der Aufgabe der Armee-Abtheilung gelöst. Unter Umständen sollte die Verfolgung bis Tours fortgesetzt werden, und am 13. Oktober brachte ein Ordonnanz-Offizier die Weisung von dem Oberkommando, den Erfolg noch mehr auszubeuten und auch Bourges mit seinen Artillerie-Werkstätten zu besetzen. Damit wäre den Neuformationen der Lebensnerv zunächst unterbunden gewesen. Der General sollte jedoch nach eigenem Ermessen entscheiden, ob der Weitermarsch angängig sei oder nicht. Der Entschluß Tann's ging dahin, die Loirelinie zu halten und weder nach Tours noch nach Bourges hin vorzustoßen. Wenn nach diesen beiden Richtungen hin — nach der einen oder nach der anderen — ein Vorstoß gemacht werden sollte, mußte der Erfolg jedenfalls ein durchdringender sein. Die entgegengetretenen feindlichen Truppen hatten sich verhältnißmäßig gut geschlagen, ja, oft tapfer widerstanden. Das geschlagene XV. Korps hatte sich an der Sauldre wiederhergestellt und war durch Zuzüge erheblich verstärkt. In Bourges waren die Arbeitermassen bewaffnet worden — so war hier der nachhaltige Erfolg zweifelhaft. Man wußte nicht, was hinter dem Walde von Marchenoir stand, es war anzunehmen aus allerlei Anzeichen, daß stärkere Truppen sich hier sammelten. Von der linken Flanke — von Gien her — wurden auch stärkere Truppenansammlungen gemeldet, ebenso bei Blois. Wenn ein Vorstoß über die Loire gemacht wurde, wäre es nur mit stärkeren Truppenmassen möglich gewesen. Die Stadt konnte dann also nur schwach besetzt bleiben, die Rückzugslinie der vorgehenden Theile war durch stärkere Truppenansammlungen des Feindes gefährdet, und so hielt der General die Loirelinie und die Stadt besetzt und meldete seinen Entschluß dem Oberkommando, welches ihn billigte. Das bayerische Korps besetzte die Stadt mit einer Division, die zweite stand in den Vorstädten südlich und westlich, und mit einer Brigade bei Coulmiers. Die 2. Kavallerie-Division, ohne Brigade Barnekow, deckte die Gegend zwischen Coulmiers und St. Ay — neben ihr stand rechts die bayerische Kürassier-Brigade bei St. Petavy. Stärkere Abtheilungen waren östlich gegen Gien und den Wald von Orleans vorgeschoben. Mit dem Oberkommando war über Etampes—Corbeil eine Etappenlinie hergestellt. So stand das Korps um den 20. Oktober.

In dem an die Armee-Abtheilung beim Zusammentreten derselben ertheilten Befehle war als weitere Aufgabe hingestellt, das Gelände westlich

bis Chartres vom Feinde zu säubern. Dieser Theil des Auftrages wurde vom Oberkommando nunmehr allein der 22. Division überwiesen.

Damit beginnt jene an Anstrengungen und Gefahren, aber auch an Ruhm und Ehre so überaus reiche Zeit, die der 22. Division den Ehrennamen der „Kilometerdivision“ eingetragen hat.

Der Befehl, der aus Versailles an General von Wittich am 16. Oktober gelangt war, besagte ihm, daß er mit seiner Division zum Armeekorps zurückkehren solle. Vorher aber solle er die Gegend bei Chateaudun und Chartres von den zahlreichen Franktireurbanden säubern, auf deren Konto neben der Unthat von Ablis noch manch' ähnliche „Heldenthaten“ zu setzen waren, und dann über Dreux zum Armeekorps zurückkehren. Es war im Befehl besonders darauf aufmerksam gemacht, Ortschaften, in denen sich Civilpersonen am Kampfe betheiligen, streng zu bestrafen. Auch die 4. Kavallerie-Division hatte Befehl bekommen, der 22. Division zu folgen und dann in ihren früheren Rayon zurückzukehren. Die Brigade von Hontheim (8. Westpreußisches Kürassier-Regiment Nr. 5, Posensches Ulanen-Regiment Nr. 10) und die preußische reitende Batterie von Schlotheim (2. reitende 11. Artillerie-Regiments), ferner die bayerische Batterie von Olivier waren der Division direkt unterstellt.*) Am 17. Oktober wurde die Division bei St. Sigismond, etwa 20 Kilometer von Orleans, südlich der Straße nach Chateaudun, versammelt und bezog Quartier zwischen hier und dem etwa eine Meile nordwestlich an der Straße gelegenen Tournoisis.

Die Gesammtnachrichten über den Feind waren an diesem Tage folgende:

Der bei Orleans geschlagene Gegner stand südlich der Loire etwa an der Sauldre unter Kommando des Generals Aurelles de Paladines. In Vendôme kommandirte General Tripart die am Bois Vendôme, bei Cloyes und bei Chateaudun stehenden Streitkräfte. Letztere sollten meist Franktireurs sein. Bei Chartres aber und Maintenon sollten 10 000 Mann Mobilgarden stehen.

Der Vormarsch der Division wurde von Tournoisis aus am 18. früh angetreten in Richtung auf Chateaudun. Die Brigade Hontheim vor der Front mit dem Auftrage, gegen Chateaudun und dann gegen Cloyes aufzu-

*) Die Gesammtstärke der Division war zum Abmarsch nach Chateaudun, einschließlich der ihr zugewiesenen Truppen, folgende:

Infanterie-Regiment 32	11. Kompagnie	} 43. Brigade
„ 95	10. „	
Infanterie-Regiment 83	10. Kompagnie	} 44. Brigade
„ 94	8. „	

6 Batterien Artillerie (5., 11. Regiment, 1. bayerisches),
Husaren-Regiment Nr. 13,
2 Pionier-Kompagnien nebst Divisions-Brigade-Train,
Kavallerie-Brigade von Hontheim mit 1 reitenden Batterie

Im Ganzen: 8 Bataillone, 12 Eskadrons, 7 Batterien, 2 Pionier-Kompagnien.

klären. Es folgten dann die Husaren, das Regiment 95, die 6 Batterien und der Rest der Division, die Regimenter 32, 94 und 83. Gegen Mittag langte die Kavallerie-Brigade vor Chateaudun an und bekam Feuer aus den ersten Gehöften. — Ein Eisenbahnzug verließ in Eile den Bahnhof. Die reitende Batterie, die dagegen in Stellung gebracht wurde, wollte ihm einige Granaten nachsenden, erreichte aber ihren Zweck nicht und der Zug dampfte ab.

Waren es bisher immer formirte und uniformirte Truppen gewesen, denen die Division entgegenstand, so sollte sie heute den Franktireur- und Volkskrieg in der gräulichsten Gestalt kennen lernen. Es ist nöthig, um das Gefecht als solches — in seiner Art besonders merkwürdiges — schildern zu können, die Stadt und deren Lage genauer zu betrachten.

Chateaudun liegt hoch an der Loire und ist zum großen Theil mit mittelalterlichen Befestigungsmauern umgeben, die sich vorzüglich zur Vertheidigung eignen und dazu eingerichtet waren. — Die Ostbegrenzung bildet der Bahnkörper, theilweise Damm, theilweise Einschnitt. Der Bahnhof liegt erhöht und beherrscht das Vorgelände. Die Kaserne, das Kloster der weißen Frauen liegen mit ihren Mauern in der Südbegrenzung der Stadt. Beide Gebäude sind besonders fest und waren, ebenso wie die Mauern, mit Schießscharten versehen. Im Garten des Klosters war eine Redoute angeordnet. Vor der Begrenzung liegen die ebenfalls zur Vertheidigung eingerichteten Gehöfte Mondoucet und Nermont. Im Norden fällt die Höhe steil zum Flusse ab. Ueber denselben führt eine steinerne Brücke nach der Vorstadt St. Jean und dann weiter nach Nogent le Rotrou. Die Westbegrenzung kommt beim Gefecht weniger zur Sprache, auch ist sie nicht so zusammenhängend und gut zur Vertheidigung geeignet, wie die anderen Begrenzungen.

Neben der natürlichen Vertheidigungsfähigkeit der Stadt war diese noch durch vortreffliche, sachgemäße Anlage von Barrikaden an den in die Stadt führenden Straßen und im Innern zur Herstellung weiterer Abschnitte erhöht. Größere Häuser waren als Reduits eingerichtet. Vertheidiger der Stadt waren die Franktireurs unter Lipowski und die Einwohner der Stadt. Artillerie war nicht vorhanden.*)

Die Kavallerie-Patrouillen näherten sich an der Süd- und Ostbegrenzung der Stadt und stellten fest, daß dieselbe stark besetzt war — überall bekamen sie Feuer und es wurde die Infanterie der Avantgarde — 95. Regiment — gegen die Gehöfte an der Straße von Orleans entwickelt, auch eine schwere

*) Nach Lipowski: „La défense de chateaudun“ waren die Vertheidiger folgende Truppen:

9 Kompagnien franctireurs de Paris . . .	700	Mann,
1 Kompagnie franctireurs de Nantes . . .	150	„
1 Kompagnie franctireurs de Cannes . . .	50	„
5 Kompagnien gardes nationaux	1000	„
	1900	Mann

ungerechnet die Einwohner, die Lipowski nicht den Vertheidigern zurechnet.

Batterie nördlich der Straße in Stellung gebracht. Der Gegner räumte die Gehöfte und besetzte Bahnhof und Bahndamm. In der Stadt wurde Sturm geläutet, als das Artilleriefeuer begonnen hatte. Letztere beschoß zuerst den Bahnhof, und als derselbe schnell vom Gegner geräumt war, richtete sie ihr Feuer auf die Stadt selbst. Drei weitere Batterien wurden südlich der Straße, die von Orleans bez. Toury kommt, in Stellung gebracht und unterstützten die erste Batterie in ihrem Feuer. Die 95er besetzten bald den Bahnhof und die Bahnlinie und sollten mehr gegen den nördlichen bez. nordöstlichen Theil der Stadt vorgehen. Das in Reserve gehaltene Infanterie-Regiment 83 wurde zum Theil links von den 95ern verwandt, das 1. Bataillon Regiments 94 griff mehr den nordöstlichen Ausgang an, etwa wo die Bahn nach Paris aus der Stadt tritt, und blieb dann an der Straße nach Chartres. Das Füsilier-Bataillon 94 ging auf den äußersten linken Flügel, links neben Regiment 32. Das Regiment 32 wurde zunächst gegen den Südausgang der Stadt zum Angriff angesetzt, etwa in der Richtung des hier liegenden hohen Bahndammes, der noch von Franktireurs besetzt war. Derselbe wurde schnell geräumt, besonders, als die 95er den Bahnhof in ihrer Gewalt hatten. Nun schwenkte das Regiment 32 ganz auf die Südfront. Die bayerische Batterie Oliviers wurde ihm zugetheilt, denn ohne Artillerie war hier eine Aussicht auf Erfolg unmöglich, und das Regiment gelangte auch bald in den Besitz der vor der Begrenzung liegenden Gehöfte Mondoucet und Nermont. Von hier aus war aber vorerst an ein Vordringen nicht zu denken und man nistete sich hier ein, die Wirkung des Artilleriefeuers abwartend. Die 44. Brigade blieb vorläufig noch in Reserve an der Straße von Orleans.

Die Artilleriewirkung auf die Gebäude der Stadt war sehr gut — bald sah man überall hohe Rauchsäulen aufsteigen. Besonders gut waren hierfür die Brandgranaten der bayerischen Batterie. Den Barrikaden und den überaus festen Mauern that die Artillerie keinen Schaden und blieben sie von den Vertheidigern besetzt. Die Batterie that ihr Möglichstes, um der Infanterie Luft zu schaffen; sie fuhr fast bis 600 Meter an die Mauern und Barrikaden heran, aber sie konnte nicht genug ausrichten. Ein Zug derselben hatte sich nach stundenlangem Feuern für einen Augenblick verschossen, und da sie nicht aus dem Gewehrfeuer zurückwollte, so schlug ihr tapferer Führer vor, die „Wacht am Rhein“ zu singen, und richtig, so geschah's, mitten im sinnverwirrenden Gewehrfeuer ertönte das deutsche Schlachtlied.

Um 4 Uhr Nachmittags wurde ein allgemeiner Angriff befohlen. Das Füsilier-Bataillon 94 war zur Unterstützung eingetroffen und wurde gegen den Westausgang an die Straße nach Courtalain dirigirt. Da jedoch der Vertheidiger noch nicht genügend erschüttert schien, trotzdem die Stadt an vielen Stellen lichterloh brannte, wartete man die Dunkelheit ab und versuchte dann vorwärts zu kommen. Es gelang nach vielen Mühseligkeiten, sich der Barrikaden und ersten Häuser der Stadt zu bemächtigen. Erschwerend

war es für die Infanterie, vorwärts zu kommen, weil vor den Barrikaden auf etwa 100 Schritt massenhafte Glasscherben lagen. Innerhalb der Stadt tobte der Kampf weiter, es war kaum möglich, auf den Straßen weiter zu kommen, und so suchte man mit Hülfe der Pioniere, die mit Picke und Beil vorwärts Bahn schafften, um die Häuser herum vorwärts zu kommen. Gegen 11 Uhr war man Herr der Stadt, die verschiedenen Kolonnen trafen sich auf dem Markte. Das 1. Bataillon Regiments 94 kam etwa am Fluß entlang von der Straße nach Chartres her, Regiment 95 direkt von Westen von der Straße nach Toury bez. Orleans her, Regiment 83 ungefähr vom Kirchhof her, der im Westen der Stadt liegt. Mit verhältnißmäßig geringen Verlusten war der Sieg erkauft worden — aber eine blühende Stadt lag meist in Asche und, weil sich die Bewohner selbst am Kampfe betheiligt hatten, mußte die Stadt außerdem eine erhebliche Kontribution zahlen.

Die Truppen blieben da, wo sie gerade standen, stehen und biwakirten, Der Feind hatte sich über die Loirè in der Richtung auf Nogent le Rotrou abgezogen, nachdem er sehr starke Verluste erlitten hatte. Kavallerie-Patrouillen folgten, und eine gegen Chartres hin vorgeschobene Avantgarde besetzte am folgenden Morgen die Loirübergänge bei Marboué und Bonnéval. Die Kavallerie klärte auf den Straßen nach Süden und Westen auf. Die Division selbst blieb am 19. in und um Chateaudun und empfing dort noch eine sehr willkommene Verstärkung durch zwei bayerische Batterien nebst Munitionskolonnen. — Munition war besonders sehr erwünscht, weil der Tag von Chateaudun viel gekostet hatte.

Am 20. Oktober wurde die Bewegung gegen Chartres fortgesetzt, und man erreichte an dem Tage Le Temple — 15 Kilometer von Chartres — mit den Vortruppen. Das Gros stand bei Vitray en Beauce.

Meldungen über den Feind besagten, daß Thivars — etwa eine Meile südlich Chartres — und die Stadt Chartres vom Feinde besetzt seien, und zwar sollten in der Stadt 8—10 000 Mobilgarden stehen. Auch sei die Chaussee südlich Chartres ungangbar gemacht.

General von Wittich beschloß für den 21., mit seinen Hauptkräften die Stadt von Südosten anzugreifen, schob aber am frühen Morgen eine kleine Avantgarde, 1 Bataillon, 1 Eskadron, 1 Pionier-Detachement nach Thivars, das inzwischen vom Feinde verlassen war, zur Sicherung und zur Herstellung der Chaussee vor. Das Gros der Division wurde nach Hourdanne, südwestlich Chartres, etwa an der alten Straße Chartres—Orleans, geführt, und von hier aus wurde der Angriff auf Chartres durch Aufstellung von sieben Batterien bei Le Coudray eröffnet. Das Feuer veranlaßte die aus der Stadt vorbrechenden feindlichen Truppen zu schleunigem Rückzuge. Inzwischen war die Kavallerie so aufgestellt worden, daß die Stadt fast umstellt war. So verlegte die Brigade von Hontheim den etwaigen Abzug des Feindes nach Westen, sie stand an der Eure mit der Front gegen Chartres, westlich der

Straße nach Chateaudun. Der Rest der 4. Kavallerie-Division beobachtete an der Straße Chartres—Orleans. Sie hatte die Verbindung mit der 6. Kavallerie-Division aufgenommen, welche die Straße nach Paris besetzt und beobachtet hatte.

So stand die Division bei Le Coudray zum Angriff bereit; derselbe war fast schon eingeleitet — da erschienen der Maire und der Präfekt der Stadt bez. des Departements bei General von Wittich und baten, „nach vergeblichen Versuchen, einen hochfahrenden Ton anzuschlagen“, um Gnade für die Stadt. Sie wurde gewährt unter der Bedingung des sofortigen Abzuges der feindlichen Truppen und des Niederlegens der Waffen der Nationalgarde, ferner Sicherstellung der Verpflegung der Division. — Um 3 Uhr kam ein diesbezüglicher Vertrag zu Stande. Chateaudun und seine strenge Strafe mag hier schon ihr gut Theil dazu beigetragen haben, daß Chartres auf so leichte Weise in unseren Besitz gekommen ist.

Mit Chartres war ein wichtiger strategischer Punkt in deutsche Hände gekommen. Es treffen sich hier neun von allen Richtungen kommende Straßen. Es galt auch diesen Punkt zu behaupten und von hier möglichst weit aufzuklären. Gegen Courville und Chateauneuf wurden Vorposten ausgestellt. — Die 6. Kavallerie-Division ging nach Maintenon, sicherte gegen Norden und stellte die Verbindung mit Versailles und der 5. Kavallerie-Division her, welche auf der Straße Versailles—Dreux und Versailles—Mantes Sicherungs-Abtheilungen in größerer Stärke vorgeschoben hatte. Die 4. Kavallerie-Division stellte die Verbindung mit General von der Tann her und sicherte gegen Illiers und Bonnéval (Südwesten und Süden).

General von Wittich meldete dem Oberkommando seinen Erfolg und bat um weitere Befehle. Ehe diese jedoch ankamen, beschloß er, durch mobile Kolonnen die Umgegend zu entwaffnen und so hier auch dem Franktireurwesen ein Ende zu machen. Alle in der Umgegend zerstörten Wege und Sperrungen derselben mußten die Landeseinwohner herstellen. Die 6. Kavallerie-Division meldet am 23., daß Dreux vom Feinde frei sei, — ebenso meldet eine gegen Courville und Chateauneuf vorgeschickte Kolonne (1. und 6. Ulanen-Regiment, 1. und Füsilier-Bataillon Regiments 32 und 1 Batterie) diese Orte ebenfalls vom Feinde frei. Die inzwischen eingelaufenen Befehle vom Oberkommando bestimmten, daß die Division in Chartres bleiben und die Gelände bis Dreux vom Feinde freihalten solle. Die 4. Kavallerie-Division sollte bei Chartres, die 6. weiter nördlich stehen bleiben.

Schon der folgende Tag bringt die Meldung, daß Dreux wieder vom Feinde besetzt sei. Der Gegner zieht sich aber, sobald ein stärkeres Detachement entsendet wird, ebenso schnell wieder zurück, wie er gekommen ist. So treffen jeden Tag Meldungen ein über gegnerische Truppen bald südwestlich bei Illiers, bald westlich bei Courville, ja, es gewinnt sogar für den General den Anschein, als wenn feindlicherseits eine konzentrische Bewegung gegen

Chartres geplant ist. Anfangs November ist nach den eingegangenen Meldungen die Lage um Chartres folgendermaßen:

Dreux (nördlich) ist nicht dauernd vom Feinde besetzt, wird aber häufig von marschirenden Truppen passirt. Marschrichtung ist nicht immer festzustellen. Chateauneuf (nordwestlich) ist vom Feinde frei. Illiers (südwestlich) ist dauernd besetzt. Der Gegner hat hier vorgeschobene Abtheilungen bis ungefähr 20 Kilometer von Chartres bei Marcheville und Villebon aufgestellt. Im Ganzen war die Sachlage ungewiß, General von Wittich strebte darnach, schnell vollste Klarheit zu bekommen und beschließt einen Vormarsch mit der ganzen Division in Richtung Villebon—Marcheville—Illiers—Brou in der Absicht, des Gegners Spitzen möglichst weit von Chartres zurückzuwerfen.

Der Gegner weicht sofort zurück, doch sieht sich der General veranlaßt, schon am folgenden Tage (4. November) wieder nach Chartres zurückzukehren, da ein Telegramm vom Hauptquartier Vorsicht anempfiehlt, denn es stehe bei Le Mans eine Armee von 60 000 Mann, und dies hier seien die Spitzen derselben. Diese Nachricht war nicht ganz richtig, — hätte man den Vorstoß ausgeführt, hätte man gesehen, daß der Gegner hier nicht mit den Hauptkräften stand.

General von der Tann und General von Wittich, die Führer der beiden weit vorgeschobenen Posten zur Deckung der Belagerung, standen untereinander in engstem telegraphischen Verkehr und theilten sich ihre Wahrnehmungen mit. Während im Oktober bei Orleans im Allgemeinen nichts Besonderes sich ereignete, deuteten Anfangs November die Anzeichen auf eine baldige französische Offensive. Chateaudun war am 6. November besetzt worden von den Franzosen — Illiers und Courville waren an diesem Tage vom Feinde frei gemeldet worden. Am 8. November theilt Tann mit, daß Beaugency besetzt sei und der Feind gegen Coulmiers vorrücke. Er wolle sein Korps bei Ormes zusammenziehen. Er bat um Demonstration durch Kavallerie und Artillerie gegen Argères. Wittich hielt jetzt den Augenblick für gekommen, Chartres mit den Hauptkräften zu räumen und General von der Tann zu Hülfe zu eilen. Das Oberkommando billigt den Schritt und überträgt die Besetzung Chartres der 6. Kavallerie-Division. Die Division marschirt am 9. ab, erreicht aber nicht mehr die Gegend von Coulmiers, wo an eben diesem Tage General von der Tann von weit überlegenen feindlichen Truppen angegriffen und trotz zähester Tapferkeit und Ausdauer die Stadt Orleans aufgeben und dem Feinde überlassen mußte. Er zog sich mit seinem Armeekorps nach Toury zurück, und hierher wurde auch die Division geführt. Da mittlerweile vor Paris genügend starke Kräfte eingetroffen waren, um den von Süden bez. Westen sich nähernden starken feindlichen Kräften mehr entgegenstellen zu können wie bisher, war die 17. Division bestimmt worden, um mit der 22. und dem I. bayerischen Korps und der 2. und 4. Kavallerie-Division unter Befehl des Hochseligen Großherzogs von Mecklenburg eine

Armee-Abtheilung zu bilden. Dieser wurde, so lange bis die vor Metz frei gewordene Armee herangekommen war, zunächst die Deckung der Belagerung gegen Süden und Südwesten übertragen. Ruhmreiche Blätter der Kriegsgeschichte erzählen von den Thaten der Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg.

Mit der Aufgabe von Orleans war dieser Theil des Feldzuges der Armee-Abtheilung von der Tann beendet. Der Erfolg der beiden weit in Feindesland ohne Aussicht auf schnelle Unterstützung vorgeschobenen Heereskörper von der Tann und Wittich war, daß der Gegner, trotzdem er sehr stark war, längere Zeit von der Belagerungs-Armee fern gehalten wurde, fast so lange, als bis die II. Armee verfügbar wurde und Theile derselben herangezogen werden konnten. 81.

Kriegsgeschichtliche Beiträge zur Kunde der Neutralitäts-Bemessung.

Objektive Studien und Skizzen von **Carl Stichler**.

Der Begriff „Neutralität" im engeren kriegsgeschichtlichen wie auch im weiteren staatsrechtlichen Sinne entbehrt bis jetzt noch genauester und schärfster Abgrenzung, sobald umfassendere kriegerische Ereignisse eintreten und dann die Interessen dieses oder jenes vom Kriegsverlaufe berührten, aber nicht dabei aktiv betheiligten Staates in Frage kommen.

Im Mai-Heft 1890 der „Neuen Militärischen Blätter" behandelt ein Aufsatz unter dem Titel: „Die Neutralität der Schweiz, ihr Verhältniß zu den Garantiestaaten und ihre Vertheidigungskraft", ein Kapitel der Neutralität in etwas eigenartiger Weise. Der mit naheliegenden Nutzanwendungen und bestimmten Gesichtspunkten rechnende Heerführer wird diesen Abschnitt des Kriegsrechtes wohl stets etwas anders auffassen und angewendet wissen wollen, als der mit historischen Begründungen und zeitgemäßen Wandlungen auf Kongressen und bei entscheidenden internationalen Schiedsgerichten den Rechtsspruch fällende Staatsrechtgelehrte, der der „Feinheit" entsprechender Beweisgründe prüfende Sorgfalt zuwendet.

Sobald die Frage aufgeworfen wird: „Was ist denn eigentlich unter vollständiger Neutralität zu verstehen?" stehen wir schon vor ziemlich pikanten Angelpunkten, die kriegs- und staatsrechtlichen Grundsätzen stützende Anlehnung festester Art gewähren sollen und doch beweglich sind.

Gewöhnlich richtet sich die Auffassung von „vollständiger Neutralität" dahin, daß der „vollständig neutrale" Staat ganz parteilos dem Verlaufe eines an seinen Grenzen vielleicht unmittelbar sich vollziehenden Kriegsverlaufes zwischen anderen Staaten zuschaue und nur dafür sorge, daß keiner der kriegführenden Theile neutrales Gebiet benutze zu Umgehungen, Durchbrüchen oder ähnlichen Ueberraschungsunternehmungen, noch sonst Begünstigung oder Antheilnahme irgend welcher Art dort findet.

Eine solche „vollständige Neutralitäts-Beobachtung" würde denn doch voraussetzen müssen, daß dieses Staatswesen ganz interesselos in seinen nach außen hin sich lenkenden Beziehungen sein müßte. Selten oder vielmehr kaum dürfte dies aber unter gegenwärtigen Verhältnissen der Fall sein, wo innerhalb eines Reiches oder Bundesstaates vielfache Interessen ausgedehntester Landesgegenden sehr verschiedenartige Beziehungen in auswärtiger Richtung bedingen können oder auch bedingen müssen, ohne daß noch Stammesverwandtschaft und Sprachgemeinschaften dabei in erster Linie entscheidend sind. Wirken diese auch noch ein, so erfahren die etwa maßgebenden Beziehungen selbstverständlich eine besondere Belebung, und der „vollständige Neutralität" dann ausreichend wahrende Staat muß unter solchen Umständen eine stramme, zielbewußte Centralgewalt und energische Leitung aufweisen können, wenn er der Auffassung strengster Art genügen will auch dort, wo sonst vielleicht „rein private" Handelsinteressen bei Zufuhr von Kriegsbedürfnissen ꝛc. ꝛc. in Betracht gelangen.

Wie mit dem Begriff „Neutralität" zu verschiedenen Zeiten umgesprungen wurde, lehren uns manche inhaltsschwere Kunden aus dem Bereiche der Kriegsgeschichte, wie auch aus dem Entwickelungsgange ganzer Staaten. Bald wurde eine wirklich oder nur angeblich stattgefundene Verletzung der Neutralitätspflicht furchtbar gerächt, oder entgegengesetzt wohl auch mit verheerendem Masseneinbruch und Gewaltstreich das Aufgeben der Neutralitäts-Beobachtung zu erzwingen versucht.

Wir haben zur Zeit im alten Welttheile Europa verschiedene Staaten, deren Neutralität anerkannt oder auch „garantirt" wurde, wobei wir an Belgien, die Schweiz und das Großherzogthum Luxemburg hier vorübergehend erinnern wollen. Belgien, noch mehr aber die Schweiz, beschäftigt sich in richtiger Erkenntniß der wahren Sachlage mit Schaffung oder Verstärkung strategischer Stützpunkte, sowie mit der Hebung des Wehrwesens. „Wer im entscheidenden kritischen Wendepunkte der Ereignisse in Zukunft mit eigener Kraft sein staatliches Hausrecht nicht wahren und eigene Abwehr nicht leisten kann, wird schlimmsten Ueberraschungen preisgegeben sein," lautet der Grundton kühlster Erwägungen gegenwärtig in den Ländern, die „naturgemäß" von den Schutz- und Trutzbündnissen der Großmächte ausgeschlossen sind und [illegible] dem geringen Umfange ihrer nach auswärts hin verwendbaren Macht-

mittel, keine besonders anregende Ausdehnungs-, Bündniß- oder Erhaltungspolitik treiben können auf eigene Faust.

Wie verhängnißvoll auch dieses Fernbleiben von europäischer Großmachtspolitik selbst bei gewissenhaftester Einhaltung der Neutralität werden kann, mußte das damals etwas abgelegene Königreich Dänemark im Jahre 1807 erleben, als der Verrath der geheimen Artikel des zu Tilsit am 7. Juli 1807 zwischen Frankreich und Rußland separat abgeschlossenen Friedens das großbritannische Kabinet zu einem Gewaltstreich gegen das dänische Reich reizte, der Letzteres in entsetzlichster Weise auf Jahrzehnte hinaus schädigte. Fünfzehn Jahre vergingen, ehe man allgemein erfuhr, daß Großbritannien bestimmte Gründe gehabt, auf so gewaltsame und überraschend grausame Weise gegen das kleine nordische Seereich vorzugehen, trotzdem dasselbe eigentlich noch vollständig schuldlos war und dem Getriebe bonapartistischer Machterweiterungspolitik bis dahin gänzlich fern stand.

Eines der interessantesten Kapitel aus der Kriegsgeschichte der Umwälzungszeit tritt uns entgegen, wenn wir da gewahren, wie gerade Großbritannien der Neutralität eines kleinen Landes Gewalt anthat und dem altrömischen Wahrspruche vom Schweigen des Rechtes während des Krieges mit einem Friedensbruch auffälligster Art Geltung verschaffte.

Im Monat Juli des Jahres 1807 konnte der erste Bonaparte am Ufer der Memel dem niedergeworfenen Königreiche Preußen einen Friedensschluß im rücksichtslosesten Style nach Art eines Welteroberers diktiren. „Nur aus Achtung vor dem Kaiser aller Reußen,“ gab da der der Insel Korsika entstammende Advokatensohn dem schwergeprüften Könige Friedrich Wilhelm III. den kleineren Theil seines „völlig verwirkten“ Staates zurück, wie es ausdrücklich beim Vertragsabschlusse erwähnt wurde. In Wirklichkeit lag die Sache anders. Der scharfblickende Bonaparte wollte Rußland nicht zum unmittelbaren Nachbarn seiner noch sehr „grünen“ Rheinbundsschöpfung haben, da seine nächsten Anschläge schon gegen Spanien und zur Lösung brennender Mittelmeerfragen sich richteten.

Die Existenz eines Königreichs Preußen, dessen Festungen von französischen Truppentheilen zur Sicherung der Oder- und Weichsel-Linie gegenüber Rußland besetzt waren, sowie die Errichtung des Großherzogthums Warschau, das waren gegen Osten hin Hauptbedingungen für eine napoleonische Machterweiterungspolitik, die die Stärke Rußlands argwöhnisch beobachtete, sowie auf dessen Unkosten im Mittelländischen Meere wie im Oriente französischem Uebergewichte die Grundlagen geben wollte.

Mit der Aussicht, Finnland zu erhalten und auf der Balkanhalbinsel freie Hand zu bekommen, hatte sich Czar Alexander I. verblenden lassen. Der erste hinterlistige Streich, den ihm jetzt schon Bonap[illegible] in der Errichtung des Großherzogthums Warschau, da[illegible] an den „Rheinbund“ hatte.

Erst als der Korse mit dem russischen Herrscher einig geworden über ein „Schutz- und Trutzbündniß“ gegen Großbritannien, wurde König Friedrich Wilhelm III. endlich zu den letzten nur ihn berührenden Verhandlungen hinzugezogen.

Dem unglücklichen Monarchen Preußens und seinen Staatsmännern, sowie den weiteren Kreisen überhaupt, wurden die geheimen französisch-russischen Vereinbarungen von Tilsit verheimlicht. Die napoleonischen Machtschöpfungen waren schon wieder zertrümmert worden, und der vordem als Weltbeherrscher Geltung anstrebende erste Franzosenkaiser hatte seit Jahresfrist auf der fernen Insel St. Helena sein einsames Grab gefunden, als im Jahre 1822 endlich der Schleier gelüftet wurde über die geheimen französisch-russischen Abmachungen von Tilsit, in denen der erste Bonaparte das Mittelmeerprogramm Frankreichs vorzeichnete und dem Czaren Alexander I. mit der „Ueberlassung der europäischen Türkei“ ein trügerisches Blendwerk vorzauberte.

Derselbe Korse, der ein halbes Jahrzehnt später den Humbug von einem „politischen Testament Peter's des Großen“ auftischen ließ vor ganz Europa, um den europäischen Kreuzzug gegen Rußland im Jahre 1812 leichter und besser zu Stande bringen zu können, hatte da im Jahre 1807 dem Kaiser Alexander I. die Besitznahme der europäischen Türkei an's Herz gelegt, um denselben dabei erst recht noch zu täuschen.

„Welches waren nun die geheimen Abmachungen des Friedens von Tilsit?“ „Und wie konnte gerade das in Neutralität sich befindliche Dänemark urplötzlich wegen dieser Vereinbarungen, die zumeist französisch-russische Mittelmeerspekulationen betrafen, in den Gang der Ereignisse auf verhängnißvolle Weise hineingewirbelt werden?“ Das sind Fragen, die hier zunächst Beantwortung finden müssen.

Die Antworten, die uns historische Quellen ertheilen, sind äußerst lehrreich in Bezug dessen, was man unter Beachtung von Neutralität unter gegebenen Verhältnissen versteht.

Nach den geheimen Artikeln des Friedens von Tilsit (1807) waren Frankreich und Rußland dahin übereingekommen: daß Rußland die europäische Türkei an sich reißen solle, wogegen Spanien und Portugal dadurch Frankreich „angegliedert“ werden sollten, daß ein Prinz aus Bonaparte's Dynastie beide Länder erhalte. Der weltlichen Macht des Papstes sollte ein Ende bereitet werden. Frankreich wurde die Besitznahme der nordafrikanischen Küstenstaaten vorbehalten und ebenso die Aneignung („Rückgabe“) Malta's und Aegypten's zugesagt. Ferner sollte Frankreich bei der in Aussicht genommenen Eroberung Gibraltar's vollste Unterstützung Rußland's finden. Nur die Schiffe Rußland's und Frankreich's, sowie die Fahrzeuge des unterworfenen Italien und [illegible] noch im Mittelländischen Meere verkehren dürfen. [illegible]ung dahin erfolgt, daß man Dänemark veranla[illegible] einem Angriff gegen Groß-

britannien herzugeben, worauf darnach das dänische Reich mit der Einverleibung der Hansestädte und hanseatischen Gebiete als verbündete Macht entschädigt werden sollte.

Dieses umfassende Zukunftsprogramm hat, anderweitigen neueren Enthüllungen nach zu schließen, in der „Blüthezeit“ des zweiten französischen Kaiserreichs zum Theil nochmals Beachtung gefunden, als während des Aufstandes in Ostindien (1857) man französischerseits die Möglichkeit in Betracht zog, die englischen Stellungen im Mittelländischen Meere zu überwältigen und damit das französische Uebergewicht militärischer Art im Mittelmeere dauernd festzustellen.

Im Jahre 1807 wußten alle maßgebenden Diplomaten Europa's, zu Tilsit seien die weittragendsten Vereinbarungen zwischen den Beherrschern Frankreich's und Rußland's abgeschlossen worden und großartige Eroberungsentwürfe dabei grundlegend gewesen. Daß maritime Angriffsunternehmungen hier auch eine Hauptbedeutung hatten, witterten die britischen Staatsmänner trotz aller Geheimhaltung französischer und russischerseits bald heraus. Ebenso waren sie bald darüber klar, daß der Schlüssel zur Eröffnung der Geheimnisse am Hofe von St. Petersburg zu finden sei. Und in dieser Beziehung irrten sie sich keineswegs.

Dort lebte als Günstling des Czaren Alexander I. der französische Aristokrat und Emigrant Emanuel Louis Henri de Launey, Graf von Entraigues. Zu Villeneuve de Berg im Jahre 1755 geboren, hatte dieser Diplomat und erbittertste Gegner Bonaparte's schon viel erlebt und durchgemacht. Im Jahre 1789 war er noch daheim Mitglied der Etats généraux gewesen, war dann 1790 nach der Schweiz ausgewandert und hatte dann längere Zeit hindurch Angelegenheiten des „Grafen von Lille“ (später König Louis XVIII. von Frankreich) geleitet. In Verona war er Louis XVIII. aber im Jahre 1795 derartig verdächtig geworden, daß dieser ihm den Abschied gab, nachdem Entraigues' Anstrengungen, die Führer der französischen Umwälzung (namentlich Cambacérès und Pichegru) zu gewinnen, vergeblich gewesen. Jedenfalls trat der Graf von Entraigues bald darauf in russische Dienste und begab sich nach Venedig, während diese Republik, den Drohungen Bonaparte's Folge leistend, Louis XVIII. aus ihrem gesammten Gebiete verwies.

Beim Besetzen Venedig's durch die Franzosen (am 16. Mai 1797) gerieth Entraigues in die Gewalt des französischen Befehlshabers Baraguay d'Hilliers und wurde verhaftet. Sein Leben schien verloren. Durch seine Eigenschaft als russischer Diplomat — nach Anderen durch Verrath wichtiger Geheimnisse Louis XVIII. — erwirkte er seine Freilassung und begab sich nun über Wien nach St. Petersburg, wo er zum orthodoxen griechischen Bekenntniß übertrat, das weitgehendste Vertrauen des Kaisers Alexander I. erwarb, eine ansehnliche Sta[illegible]on erhielt [illegible] als russischer Legations-

rath nach Dresden ging. Dort mußte er aber wieder ausgewiesen werden, als er ein äußerst scharf gehaltenes Schriftstück gegen Napoleon I. veröffentlichte und damit dessen Anhängerschaft herausforderte auf ungewohnte Weise.

Das französisch-russische Einverständniß, das jetzt (Juli 1807) aus den geheimen Abmachungen von Tilsit erwuchs, mußte die Stellung des Grafen von Entraigues am Hofe von St. Petersburg tief erschüttern. Der englischen Diplomatie und speziell dem britischen Minister des Auswärtigen, George Canning, war die Sachlage genau bekannt. Hier setzte dieser den Hebel an und erreichte auch schnell seinen Zweck.

Entraigues wurde seinem kaiserlichen Gönner und Wohlthäter untreu, konnte dem englischen Golde nicht widerstehen, verrieth die geheimen Vereinbarungen und Vertragsabschlüsse, die in Tilsit ausschlaggebend gewesen für das zu Stande gekommene Einvernehmen Alexander's I. und Bonaparte's und wandte sich gleichzeitig nach England, um von dort aus noch bis zu seiner Ermordung (1812 in dem Dorfe Barne bei London durch den französischen Geheimpolizisten Lorenzo, der bei ihm als Sekretär diente, ausgeführt) gegen Napoleon I. allerlei Wühlereien anzuzetteln.

Die Enthüllungen des Grafen von Entraigues zeitigten bei George Canning, dem großen britischen Staatsmanne, schnelle Entschlüsse. „Ob Dänemark von der zugedachten Mitwirkung beim maritimen Angriff gegen Großbritannien überhaupt schon unterrichtet war?“ „Ob seine Staatsmänner und sein Regent für die französisch-russischen Absichten schon gewonnen waren oder nicht?“ Das war Canning zu dieser Zeit ganz gleichgültig. Dänemark schnell und energisch die Möglichkeit zu rauben, leistungsfähig an Frankreich und Rußland als Seemacht sich anzuschließen, war jetzt das einzige Ziel des großen und rücksichtslosen Briten, der mit ungemeiner Schnelligkeit nach damaligen Begriffen vorging. In Kopenhagen hatte man nicht die geringste Ahnung von dem nahenden Unheil. Die damals dort maßgebenden Personen in Regierungskreisen wußten nicht das Geringste von der Rolle, die Dänemark in den geheimen Abmachungen von Tilsit zugedacht war; und da Dänemark in vollster Neutralität, sowie im Friedenszustande gegenüber allen Mächten sich befand, hatten seine Armee- und Flottenbefehlshaber keinerlei Veranlassung, ihre Streitkräfte kriegsbereit zu halten.

Ein formidabler Ueberfall zu dieser Friedenszeit von Seiten Großbritannien's mußte das kleine Dänemark fast wehrlos treffen und ganz Europa überraschen. Nach der Meinung Europa's frug aber George Canning jetzt [illegible] so wenig, als sonst bei anderen geeigneten Gelegenheiten der erste Bonaparte mitten auf dem Festlande.

Mit Dänemark damals anzubinden, war bei der primitiven Form des Seekampfes zur See im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts immer- [illegible] Sache, sobald in erster Linie ein beschleunigter und um- [illegible]serfolg angestrebt wurde. England's erster Seeheld

hatte dies Ende des Monats März und im Monat April 1801 auf eine Weise erfahren, die in der englischen Flotte noch unvergessen war.

Auch damals waren Großbritannien und Dänemark auf eigenthümliche Weise wegen Neutralitätsfragen aneinandergerathen. Daß Neutralitätsfragen zur See häufiger Verwickelungen veranlassen als zu Lande, ist bekannt. Weniger bekannt ist aber, in welch' sonderbare Vertragsverwickelungen wegen Neutralität zur See Dänemark zu Ende des vergangenen und im Beginn des jetzigen Jahrhunderts verstrickt wurde, ehe die großen englischen Angriffe begannen. In der Entwickelungsgeschichte der Neutralitätslehre können diese Reibungen, die zu überraschenden Entscheidungsschlägen nach und nach den Stärkeren drängen mußten, als recht beachtenswerth vorgeführt werden.

Schon zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges, d. h. im Jahre 1780, giebt Dänemark als Seestaat die erste Anregung zur erstmaligen bewaffneten Neutralität, indem sein Minister Bernstorff großbritannischer Anmaßung gegenüber das mächtige Rußland veranlaßt, in dieser Richtung vorzugehen.

Kaiserin Katharina II. entsprach der Anregung und ließ vertragsgemäß feststellen: daß die neutralen Flaggen den Handel mit den kriegführenden Mächten fortsetzen, jedoch solchen keine Kriegsmunition oder Materialien zum Schiffsbau zuführen sollten; daß ferner, wenn sie den Kauffahrteischiffen nationale Kriegsschiffe zur Bedeckung gäben, die Kriegsschiffe oder Kaper der kriegführenden Mächte unberechtigt sein sollten, die geleiteten und daher beaufsichtigten Schiffe zu durchsuchen, da die Obrigkeit des Absendungshafens die Schiffe untersucht habe, die Fahrt derselben staatlich überwacht sei, und ihre Ladungen somit nichts enthalten könnten, was nach den Landesgesetzen und zutreffenden Vertragsbestimmungen nach den Häfen der kriegführenden Mächte nicht verschickt werden dürfe.

Frankreich, Spanien und die amerikanischen Kolonien gaben der bewaffneten Neutralität zur See, die sich hauptsächlich gegen britische Uebergriffe richtete, wenigstens eine passive Zustimmung; Großbritanniens Staatsmänner dagegen bestritten die von der Kaiserin Katharina II. vertretenen Grundsätze und ließen vorläufig von den Befehlshabern englischer Geschwader noch in althergebrachter Weise auf offenem Meere die Schiffe anderer Nationalitäten trotz Geleit 2c. 2c. anhalten und durchsuchen, wo es englische Uebermacht nur immer gestattete.

Als aber Dänemark nun offen an Rußland sich anschloß und danach auch Schweden, Preußen, Oesterreich und Neapel dem Vertrage zur Wahrung der bewaffneten Neutralität beitraten, sah Großbritannien sich schließlich doch genöthigt, den Vertragsbestimmungen Anerkennung zu gewähren.

Die Frage: „ob frei Schiff, frei Gut“ (d. h. ob die neutrale Flagge und neutrale Zuständigkeit des Schiffes fremde Ladung decke) jetzt zu Recht bestehe, war nun wieder in ein [illegible] Stadium [illegible] Schon in der

Mitte des 16. Jahrhunderts war diese Rechtsanschauung in den Verträgen europäischer Seemächte (besonders auch von Frankreich) als maßgebend für das Kriegsrecht zur See anerkannt worden und hatte dann allgemeinere Bedeutung erlangt.

Erst die enormen Vortheile, die den neutralen europäischen Seemächten während des nordamerikanischen Freiheitskrieges aus dem Verkehre mit den Küstenplätzen der Vereinigten Staaten erwuchsen, waren daran Schuld, daß die Briten nun um jeden Preis das wieder umstoßen wollten, was inzwischen längst allgemeine Anerkennung erlangt hatte.

Der vorstehend erwähnten ersten bewaffneten Neutralität folgte dann eine zweite, die aber auf dem Festlande sich zur Geltung brachte und das Königreich Preußen als Vormacht aufwies. Nach dem Frieden von Basel (5. April 1795) hatte Preußen gegenüber Frankreich eine Demarkationslinie bestimmt, deren Beobachtung es zur Bedingung seines neutralen Verhaltens während des weiteren französisch-österreichischen Krieges machte. Diese Scheidelinie, vom Thüringer Walde durch Hessen zum Niederrheine sich richtend, fand Anerkennung der Franzosen; und mehrere norddeutsche Kleinstaaten beeilten sich, noch vor Ablauf der auf drei Monate bemessenen Entschließungsfrist der bewaffneten Neutralität Preußens beizutreten.

Die dritte bewaffnete Neutralität, die die Geschichte kennt, war eigentlich zur See nur die Wiederaufnahme der ersten und hatte schon in der Wiedererstehung mit ganz sonderbaren Verwickelungen und Schwierigkeiten zu rechnen.

Der Regent Dänemark's, der spätere König Friedrich VI., im Jahre 1784 als großjährig erklärt und zum Mitregenten oder vielmehr Stellvertreter seines geisteskranken Vaters, des Königs Christian VII., ernannt worden, hatte in den Jahren 1794 bis 1800 im Verein mit Schweden durch Unterhaltung ansehnlicher Kriegsflotten dem dänischen Reiche die Neutralitätsbeachtung wahren können. Im Jahre 1800 jedoch ereigneten sich wieder Uebergriffe der britischen Marinebefehlshaber, die dem Rechtssatze: „Frei Schiff macht frei Gut" durchaus widersprachen. Schließlich wurden auch die Geleit gewährenden dänischen Kriegsschiffe nicht mehr respektirt, und zum Beispiel die dänische Fregatte „Freya", die diese Uebergriffe abwehren wollte, überwältigt und fortgeführt.

Die Beschwerden und Rückforderungen des in London weilenden Gesandten Dänemark's blieben erfolglos, und im August 1800 erschien als Bevollmächtigter Großbritannien's Lord Withworth zu Kopenhagen, um dort die Anerkennung der Berechtigung britischer Uebermachungs- und Durchsuchungsbefugniß zu erzwingen. Seiner Mission mehr Nachdruck zu geben, war der Zweck des Erscheinens einer großen englischen Kriegsflotte im Sunde, vor deren Uebermacht die dänischen Schiffe zurückweichen mußten, worauf die englischen Linienschiffe vor Kopenhagen mit entsprechender Aufstellung den altenglischen [illegible]tannia beherrscht die Wogen!" demonstrirten.

Dänemark, das nicht auf dieses Ereigniß vorbereitet war, mußte vorläufig nachgeben und sich fügen. Die Erledigung der Hauptfrage: „Wie weit das Durchsuchungsrecht neutralen Schiffen gegenüber anwendbar sei?“ mußte auf einen passenderen Zeitpunkt hinausgeschoben werden. Unter dem Hochdruck der ungleichen Machtverhältnisse kam ein einstweiliger Ausgleich zur Geltung, worauf Dänemark seine von den Briten vorenthaltenen Schiffe wieder zurückbekam.

Ein Abschluß der englisch-dänischen Reibungen war jedoch durch diese Kopenhagener Verhandlungen nicht erzielt worden. Denn Dänemark's Regent hatte in etwas einseitiger Weise die Vermittelung Rußland's angerufen und damit bei dem Kaiser Paul eine unerwartete Einwirkung erreicht.

Der Czar Paul I., der zu dieser Zeit vom ersten französischen Konsul Bonaparte auf raffinirteste Weise mit Aufmerksamkeiten weitgehendster Art beehrt wurde, hegte tiefen Groll gegen Großbritannien. Daß die Briten die Insel Malta an sich gerissen hatten, zu deren Beherrschung er als erwählter Malteser-Großmeister allein sich berechtigt glaubte, konnte er ihnen nicht verzeihen.

Einen Bund der mittleren und kleineren Seemächte gegen England zu errichten, mit Frankreich bessere Fühlung zu gewinnen 2c. 2c., war damals Kaiser Paul's Bestreben.

Dänemark's Anrufung kam ihm gerade recht. Er schlug daher im Monat Oktober des Jahres 1800 eine neue bewaffnete Neutralität vor, die nach der Form der im Jahre 1780 zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges abgeschlossenen errichtet werden sollte. Schweden und Preußen, deren Seeschifffahrt ebenfalls durch englische Uebergriffe beeinträchtigt worden, sollten dem Vertrage beitreten. Der neue Vertrag wurde wirklich von den dänischen und schwedischen Bevollmächtigten Ende des Jahres 1800 zu St. Petersburg unterzeichnet, wonach sich erst herausstellte, daß der Vertreter Dänemark's ohne Wissen sowie ohne Zustimmung seines Regenten diese Unterzeichnung geleistet haben sollte.

In Wirklichkeit war der Wortlaut der neuen Petersburger Vereinbarung der im August zu Kopenhagen zwischen Großbritannien und Dänemark getroffenen Uebereinkunft ganz entgegengesetzt.

Großbritannien fühlte sich hintergangen und in seinem Machtbereiche erfolgte jetzt die Beschlagnahme aller erreichbaren dänischen, schwedischen und russischen Schiffe, die Wegnahme dänischer Kolonien wurde angeordnet und der Krieg zwischen Dänemark und England schien nun unvermeidlich.

Als Dänemark, immer noch dem ärgsten Zusammenstoße ausweichend, erklärte, der zu St. Petersburg abgeschlossene Vertrag sei eigentlich nur interimistisch vereinbart worden, fühlte sich Kaiser Paul so verletzt, daß er in St. Petersburg dem dänischen Gesandten die Pässe zustellen ließ, mit

Repressalien und Krieg drohte und auf diese Weise unbedingte Anerkennung seines gegen England errichteten Vertrages von Dänemark erzwang.

Die im Monat Dezember 1800 in der Newa-Residenz abgeschlossene bewaffnete Neutralität fand nun mit aktivem, umfassenden Vorgehen einen Uebergang zur Geltungmachung ihrer Ziele. England sollte jetzt von allem Handelsverkehre in der Ostsee und an den Nordseeküsten der verbündeten Mächte ausgeschlossen werden.

Am 29. März des Jahres 1801 rückten zu diesem Zweck unter Führung des Prinzen Karl von Hessen 12 000 Mann dänische Truppen in Hamburg ein, um dort die Unterlassung des Handelsverkehrs mit England zu erzwingen. Erst der Umschwung, der in Rußland nach dem Tode Kaiser Paul I. eintrat, befreite Hamburg von dieser Zwangsbesatzung, die am 23. Mai 1801 wieder abzog. Lübeck wurde von 3000 Dänen besetzt. Preußen betheiligte sich an der Sperrung der Elbmündung und besetzte das Kurfürstenthum Hannover mit 24 000 Mann, worauf es auch die Weser- und Emsmündung gegenüber britischen Schiffen schloß.

Dänemark, das jetzt den Angriffen Großbritannien's entgegensah, traf alle geeigneten Vorkehrungen. Die Landmilizen wurden organisirt, Kopenhagen und Kronborg wurden in kriegsbereiten Vertheidigungszustand gesetzt, und namentlich auf Kronborg setzte man große Hoffnung bei Abwehr des Eindringens der Engländer in den Sund, da Schweden ebenfalls an der gegenübergelegenen Küste Vertheidigungsanstalten traf und dort Truppen zusammenzog.

(Schluß folgt.)

Kriegstagebuch des hessischen Generalstabes über den Feldzug von 1792 in der Champagne und am Main.

Nach einem archivalischen Original (Marburger Staatsarchiv) bearbeitet von

Dechend,
Hauptmann und Kompagniechef im 1. Nass. Inf.-Regt. Nr. 87.

VI.

Sonntag, den 21. Oktober. Heute Morgen brach das Korps aus dem Lager bei Dippach auf, kam gegen Mittag vor Luxemburg, woselbst Halt gemacht wurde, und wo die Soldaten seit Verdun zum ersten Male wiederum ordentlich Brod empfingen. Nachdem dies geschehen, marschirte das

Korps durch Luxemburg und lagerte sich in einem eine Stunde von der Festung gelegenen Walde. Das Korps sollte heute kantonniren, allein fast sämmtliche dazu bestimmten Ortschaften in der Gegend waren mit Kaiserlichen, Preußen oder Emigrirten, sowie zum Theil mit deren Kranken belegt, selbst das zum Hauptquartier gewählte Nieder-Anwen war besetzt. Nur das Grenadier-Bataillon von Eschwege nebst den Kanonen suchte zum Theil daselbst unterzukommen. Die Karabiniers und Leibdragoner kamen bis Manternach und Lellig, da dieselben eben so wenig in Grevenmacher, in dessen Nähe ein kaiserliches Lager stand, untergekommen waren.

Alle Kranken, welche gar nicht mehr marschiren konnten oder nicht fortzubringen waren, wurden heute in dem alten hessischen Lazareth in Luxemburg zurückgelassen.

Da das Korps den beabsichtigten Marsch nicht zurückgelegt hatte, so wurde in der Nacht eine neue Marschroute bis Rheinfels entworfen und ausgegeben und dem Statthalter nach Trier zugeschickt, um zu verfügen, daß die hessischen Truppen im Fürstenthum Trier die nöthigen Lebensmittel gegen Bezahlung erhalten möchten.

Montag, den 22. Oktober. Mit Tagesanbruch verließ das Korps den Wald, ging durch Grevenmacher durch und bezog nach einem Marsche von 7 bis 8 Stunden die ersten Kantonnirungsquartiere in der Gegend von Trier.

Dislokation:

Karabiniers — Schweich;
Leibdragoner 2. Eskadron — Pfalzel, 3. Eskadron — Ehrang;
Husaren — hatten Wasserbillig, wo sie jedoch kaiserliche Bagage fanden, und daher Ehrang bekommen, hier aber, weil wider Vermuthen Leibdragoner eingerückt waren, vor dem Orte biwakirten;
Grenadier-Bataillon von Philippsthal — Zewen;
Grenadier-Bataillon von Eschwege — Longsur;
1. Bataillon Garde-Grenadier-Regiments — Mesenich;
2. Bataillon Garde-Grenadier-Regiments — Metzdorf;
1. Bataillon Garde — Igel;
2. Bataillon Garde — Ober-Kirch;
1. Bataillon Leib-Regiments — Lellig;
2. Bataillon Leib-Regiments — Mertert;
Jägerkorps — Manternach;
leichtes Infanterie-Bataillon — Wasserbillig.

Heute zogen die Regimenter die große Bagage, welche bei Grevenmacher gestanden, an sich.

Dienstag, den 23. Oktober. Heute kam ein Kourier aus Rheinfels und brachte folgende Nachricht: Die Festung Mainz wäre den 21. mit

Akkord an die Franzosen übergegangen, Bingen wäre gleichfalls in ihren Händen, auch sollten sie bis Ober-Heimbach, eine Stunde oberhalb Bacharach, mithin nur vier Stunden von Rheinfels, vorgerückt sein. Das ganze am Rhein befindliche feindliche Korps sei 40 000 Mann stark, wovon ein Theil den Rhein passirt habe und bei Aßmannshausen stehe. Auch wären 500 Mann Kavallerie nach dem Kloster Erbach auf dem rechten Ufer des Rheins, ungefähr drei Stunden von Langenschwalbach, marschirt. Die Statthalterschaft von Trier erhielt durch eine Stafette die nämliche Nachricht, daß Mainz übergegangen sei.

Da die Artillerie bereits eingeschifft war und man noch keine Nachricht hatte, daß ein französisches Korps über den Hunsrück nach Coblenz marschire und die Mosel dadurch unsicher mache, so beschloß der General-Lieutenant von Biesenrodt, vor der Hand die Kanonen nach Coblenz zu Wasser fortgehen zu lassen und den Marsch des Korps dahin fortzusetzen, um von da entweder nach der Grafschaft Katzenellenbogen zu gehen und diese gegen ein nicht überlegenes feindliches Korps durch eine auszusuchende Position zu decken oder zu Coblenz anderweitige Verhaltungsbefehle zu erwarten. — —

Während unseres Marsches nach Trier hatte sich bei der preußischen Armee Folgendes zugetragen:

Den 20. hatte dieselbe bei Longwy Rasttag. Die Bagage brach des Abends von Longwy auf und fuhr bei dem Dorfe Athus auf, wo das zur Bedeckung kommandirte Dragoner-Regiment von Normann einquartiert wurde. Der Artillerietrain, der mit allen Batterien die vorhergehenden Tage seinen Marsch von Longnyon fortgesetzt hatte, brach heute ebenfalls aus der Gegend von Cons auf. Den 21. verließ die Kavallerie ihre Quartiere und nahm dagegen folgende im Luxemburgischen:

das Regiment Waimar — Limpach;
das Regiment Lottum — Sprinkange;
das Regiment Baireuth — Ober- und Nieder-Kerschen;
das Regiment Tschirsky — Bettingen;
das Regiment Ilow — Reckingen.

Der Artillerietrain und die Batterien gingen heute durch Aubange, wo aufgefahren wurde. Das Grenadier-Bataillon von Vitinghof machte hierbei die Bedeckung.

Die Armee marschirte aus dem Lager in einer Kolonne links ab, die Brigade Kronprinz hatte die Tete, dann folgten die Brigaden von Vitinghof, von Borck und von Romberg. Der Marsch ging auf der großen Luxemburger Chaussee über Aubange, und die Armee bezog das Lager mit dem rechten Flügel bei Aubange und mit dem linken bei Athus, so daß die Chaussee beide Treffen trennte. Der Prinz von Hohenlohe brach um 2 Uhr auf und nahm sein Lager zwischen Aix sur Cloi und Aubange. — Den 22. setzte die

Artillerie und Bagage der Armee ihren Marsch auf der Luxemburger Chaussee fort bis in die Gegend von Ober- und Nieder-Kerschen.

Den Franzosen wurde heute ein Thor vor Longwy eingeräumt.

Mittwoch, den 24. Oktober. Heute wurde der Marsch auf Coblenz fortgesetzt und folgendergestalt kantonnirt:

Karabiniers 2. Eskadron — Wittlich, 1. Eskadron — Lüxem;
Leibdragoner 3. Eskadron — Wittlich, 2. Eskadron — Bombogen;
Husaren — Lüzerath;
Grenadier-Bataillon von Philippsthal — Altrich;
Garde-Grenadier-Regiment — Dörbach, Heckemünster und Sehlem;
Garde — Pohlbach und Kloster Clausen;
Leib-Regiment — Hetzerath und Erlenbach;
Grenadier-Bataillon von Eschwege — Naurath;
Jägerkorps — Schweich;
leichtes Infanterie-Bataillon — Föhren.

Es liefen heute sehr bedenkliche Nachrichten ein. Dem Oberst Schreiber war aufgegeben worden, ein Detachement vorauszusenden, um von den Bewegungen des Feindes Nachricht einzuziehen. Schon in Salmrohr bekam er die Nachricht, daß die Franzosen sich Coblenz näherten, um sich der Stadt, der dortigen preußischen Magazine und der Festung Ehrenbreitstein zu bemeistern. Dem Major von Motz vom Jägerkorps hatten dabei einige auf dem Wege nach Coblenz wieder umgewandte Emigrirte ausgesagt, daß die Franzosen den 23. in Coblenz eingerückt wären. Der Oberst Schreiber hatte daher den Marsch sogleich fortgesetzt und ließ nur die Bagage und Kranken zurück. Eine andere Meldung traf ein, daß die Franzosen schon zu Castellaun stehen sollten, welche Nachricht Patrouillen aus dem Hunsrück gebracht hatten. Der General von Dalwigk meldete diese Nachricht mit dem Beifügen, er habe befohlen, daß alle Fähren der Mosel auf unsere Seite gebracht würden, wie auch Kommandos geschickt, um die fliegenden Brücken bei Trarbach und Berncastel diesseits zu befestigen. Diese Umstände machten es nothwendig, daß der General-Lieutenant von Biesenrodt 1 Offizier und 20 Pferde nach Lieser schickte, um unsere Artillerie abzuwarten und zu arretiren. Alle rothen Wagen wurden ausgespannt und zur Verwahrung gegeben, um die Pferde derselben zum Transport der Artillerie zu gebrauchen. Da aber demungeachtet noch viele Pferde fehlten, so wurde sogleich ein Vorspannpatent von Trier besorgt, auch das 2. Bataillon Garde-Grenadier-Regiments beordert, das Debarquement der Artillerie zu decken.

Donnerstag, den 25. Oktober. In der Nacht um 1 Uhr erhielt der General-Lieutenant von Biesenrodt zwei Schreiben des Herzogs von Braunschweig, d. d. Dippach den 23., das eine von $^1/_2$5 Uhr Nachmittags, das andere von 7 Uhr Abends per Kourier. Das spätere Schreiben war ein Duplikat des ersteren auf den Fall, daß der Kourier das letztere zuerst

überbringen sollte. Der Herzog ersuchte, den Marsch auf Coblenz möglichst zu beschleunigen und die zweckmäßigsten Maßregeln zu nehmen, um die Gegend von Coblenz mit dem Korps zu decken, mit dem Beifügen, daß dasselbe den Posten von Ehrenbreitstein nur auf ein paar Tage zu halten habe, da die preußische Armee sich ebenfalls mit möglichster Beschleunigung in Marsch setze, auch daß der Major von Rüchel nähere Auskunft geben werde. Der Flügeladjutant Major von Rüchel benachrichtigte in dem ersteren Schreiben zugleich, daß auf die Vertheidigung von Ehrenbreitstein jetzt Alles ankomme, auch daß er 110 Pferde leichter Kavallerie zum Soutien selbst nachbringen würde.

Heute wurde bis Lutzerath marschirt, wo das Hauptquartier war. Die Kavallerie hatte Rasttag.

Dislokation:

Husaren — Polch;
Grenadier-Bataillon von Philippsthal — Strotzbusch;
Garde-Grenadier-Regiment 1. Bataillon — Ober-Scheidtweiler und Mücklen;
Garde-Grenadier-Regiment 2. Bataillon — Lieser;
Regiment Garde — Driesch;
Leib-Regiment — Unter-Scheidtweiler und Hontheim;
Grenadier-Bataillon von Eschwege — Hasborn;
Jägerkorps — Wingerohr;
leichtes Infanterie-Bataillon — Bausendorf und Olkenbach;
Karabiniers, Leibdragoner } wie am Tage vorher (Rasttag);
preußisches Kavallerie-Detachement von Kleist*) — Euren und Zewen.

Freitag, den 26. Oktober. In der Nacht auf den 26. passirte der Major von Rüchel mit dem Jäger-Major von Lorenz und gab von der Intention des kommandirenden Generals nähere Information. Der König ließ den Hessen die Ordre ertheilen, durch forzirte Märsche die Stadt Coblenz zu besetzen. Er ließ dagegen jedem Soldaten während des Auftenthalts in Coblenz täglich $1\frac{1}{2}$ Portionen Brod, 1 Pfund Fleisch und auch Branntwein versprechen.

Die Husaren trafen demgemäß den Nachmittag in Coblenz ein. Das Grenadier-Bataillon von Philippsthal aber marschirte aus seinem Quartier Strotzbusch bis nach Kehrig 7 Stunden, wo es auf 50 parat stehenden Karren nach Coblenz transportirt wurde, Nachts um 2 Uhr mit rechtsum und großer Distanz zwischen den Rotten daselbst einmarschirte und sogleich alle Thore besetzte. Der Oberst Schreiber hatte sogleich den Paß nach Waldesch**) okkupirt und die Magazine besetzt.

*) d. i. die von Rüchel angekündigte Kavallerie; die Orte liegen dicht südwestlich Trier.

**) d. i. die Karthause.

Das Korps marschirte in die Gegend von Düngenheim, 8 Stunden von Coblenz, wo das Hauptquartier war.

Dislokation:

Husaren — Coblenz;
Grenadier-Bataillon von Philippsthal — Coblenz;
1. Bataillon Garde-Grenadier-Regiments — Kaisersesch;
2. Bataillon Garde-Grenadier-Regiments — Lieser an der Mosel;
Regiment Garde — Gamten;
Leib-Regiment — Alflen und Greimersburg;
Grenadier-Bataillon von Eschwege — Uelmen;
Jägerkorps — Filz;
leichtes Infanterie-Bataillon — Gillenbeuren und Schmitt;
Karabiniers — Lutzerath;
Leibdragoner — Driesch;
preußisches Detachement von Kleist — Salmrohr.

Sonnabend, den 27. Oktober. Das Regiment Garde und 1. Bataillon Garde-Grenadier-Regiments marschirten heute Abend um 6 Uhr nach einem Marsche von 8 bis 9 Stunden in Coblenz ein. Man hatte daselbst an der rechtzeitigen Ankunft der hessischen Truppen so sehr gezweifelt, daß schon zwei Deputirte der Stadt zum General Custine abgegangen waren, um dieselbe zu übergeben, weshalb nun diese Personen ausblieben und verschiedene verdächtige Coblenzer arretirt wurden. Das hessische Korps hatte durch diese forzirten Märsche nicht nur die Intention Seiner Majestät des Königs auf's Beste erfüllt und außer der Besetzung der Stadt und kurfürstlichen Residenz die Festung Ehrenbreitstein und die preußischen Magazine, zu deren Anzündung sich ein preußischer Offizier schon inkognito bereit hielt, gerettet, sondern es hing auch von diesen Märschen die Möglichkeit ab, die Obergrafschaft zu erreichen und die hessischen Besitzungen ebenfalls gegen die feindlichen Einfälle zu decken oder wenigstens hinter der Lahn zur Deckung des Oberfürstenthums eine Stellung zu nehmen, mithin der Nothwendigkeit auszuweichen, den Rhein mehr unterhalb zu passiren, um Hessen zu erreichen. Der Eifer der Truppen, alles dies zu bewerkstelligen, läßt sich nicht genug rühmen. Ihr rasches Anrücken hatte die Franzosen, welche, 4000 Mann stark, bei Bingen standen und 400 Mann Kavallerie in Bingen hatten, so sehr in Furcht gesetzt, daß diese nicht absatteln durften.

Man legt es dem General Custine als einen großen Fehler bei, daß er nicht früher auf Coblenz marschirt sei. Custine giebt vor, daß er dazu nicht stark genug gewesen wäre und es gewiß gethan haben würde, wenn er die vom General Kellermann verlangten 20 000 Mann Verstärkung erhalten hätte. Er gesteht, daß er, wenn Kellermann die Mosel und Saar passirt hätte, sich ohne Schwertstreich der Städte Trier und Coblenz bemeistert und daselbst alle Magazine genommen haben würde. Unsere Armee hätte sich

also sogar nicht mehr in ein Land ohne Magazine begeben können. Kellermann wandte dagegen ein, Custine habe jene Verstärkung zu einer Zeit verlangt, wo wir noch im Besitz von Longwy gewesen wären und er daher nicht so viel Truppen hätte entbehren können.*)

Dislokation:

Husaren — Coblenz und Gegend;
Grenadier-Bataillon von Philippsthal — Coblenz;
1. Bataillon Garde-Grenadier-Regiments — Coblenz;
2. Bataillon Garde-Grenadier-Regiments — Wittlich;
Regiment Garde — Coblenz;
Leib-Regiment — Polch;
Grenadier-Bataillon von Eschwege — Kehrig;
Jägerkorps — Elz;
leichtes Infanterie-Bataillon — Metternich;
Karabiniers — Düngenheim;
Leibdragoner — Düngenheim;
preußisches Kavallerie-Detachement — Lutzerath.

III. Theil.

Tagebuch über den Feldzug 1792 von der Besetzung Coblenz' durch die Hessen bis zur Wiedereroberung von Frankfurt a. M.

1. Abschnitt.

Von Coblenz bis Gießen, vom 28. Oktober bis 24. November.

Uebersicht der Zeitereignisse. Vormarsch der Verbündeten von Coblenz durch den Westerwald bezw. Taunus, und Aufmarsch derselben gegenüber der mit ihren Vortruppen bei Oberursel und Bergen—Windecken bezw. bei Creuznach—Castellanu—Bingen stehenden Custine'schen Armee behufs Angriffs auf ihre Hauptstellung bei Frankfurt—Höchst nach des Königs Plan. Während letzterer auf die Pläne zur Wiederherstellung des französischen Königsthums verzichtet, erwachen bei den französischen Revolutionsmännern die ersten Eroberungspläne: der Rhein solle die Grenze Frankreichs von Basel bis zum Meere werden. Glücklicher Feldzug Dumouriez in Belgien. Französische Winterquartiere am Rhein.

Sonntag, den 28. Oktober. Die Husaren rückten diesen Morgen wieder aus Coblenz aus und kamen nebst der übrigen Kavallerie in die umliegenden Dörfer zu kantonniren. Der Rest des Korps, das 2. Bataillon Garde-Grenadier-Regiments ausgenommen, kam heute auch an.

*) Kellermann hatte von Dumouriez Befehl, unter einer die preußische Armee festhaltenden Scheinbewegung auf Luxemburg sich plötzlich über Grevenmacher—Conzarbrück gegen Coblenz zu wenden, um Custine's fehlerhaftes Zögern auszugleichen. Die übrigen Korps sollten die Bewegung Kellermann's erleichtern. Kellermann wurde an Custine's Oberbefehl gewiesen, und seine Abneigung gegen diesen hochmüthigen Gesellen veranlaßte ihn, sich mit allerhand Gründen von der Ausführung zu entbinden.



Die Festung Ehrenbreitstein war mit ungefähr 1600 Mann kurtrierischer Truppen besetzt, wovon ungefähr 1000 Mann am 12. erst von Trier angelangt waren. Der Garnisondienst, der Außendienst, die Alarmplätze, kurz Alles, was zur Behauptung der Stadt dienen konnte, wurde regulirt und daher mit der Befestigung des vor der Karthause befindlichen Terrains von der Mosel nach dem Rhein der Anfang gemacht. Die Karthause, ein eine halbe Stunde von der Stadt gelegenes Kloster, wurde befestigt und mit einem Kommando von 1 Kapitän 160 Mann besetzt.

Die hessischen Truppen wurden aus den preußischen Magazinen mit Brod und Fourage versehen, auch wurde ihnen Vieh geliefert, welches Alles zu einer großen Erholung gereichte. Da die Truppen vorerst gesammelt und sonach für ihre Erholung gesorgt wurde, die Artillerie und nächst dieser die Ankunft der Preußen erwartet werden mußte, wovon der Graf von Kalkreuth mit seinem Korps erst gegen den 5. November einzutreffen gedachte, so ließ sich vor der Hand ohne ausdrückliche Verhaltungsbefehle des Herrn Landgrafen Hochf. Durchl. nichts Weiteres unternehmen, besonders solange die Gegend von Mainz—Frankfurt von einer so starken feindlichen Armee besetzt war.*)

Montag, den 29. Oktober. Heute kam eine Kompagnie des 2. Bataillons Garde-Grenadier-Regiments mit 4 Kanonen von Wittlich an. Heute wurden in Coblenz die Alarmplätze folgendermaßen bestimmt:

Grenadier-Bataillon von Eschwege mit dem rechten Flügel an den äußersten Gebäuden des Residenzschlosses, mit dem linken Flügel an dem Rhein;

Grenadier-Bataillon von Philippsthal mit dem rechten Flügel unweit des Weckbecker'schen Hauses, dem linken bei den Pallisaden;

1. Bataillon Garde-Grenadier-Regiments mit dem rechten Flügel an Bataillon Philippsthal anstoßend, mit dem linken an die äußersten Gebäude des Residenzschlosses, Front nach den Pallisaden;
1. Bataillon Leib-Regiments in der Bastion rechts des Layerthores;
2. Bataillon Leib-Regiments linker Hand desselben;
2. Bataillon Garde-Grenadiere in Kolonne rechts abmarschirt in der Straße nach der Moselbrücke;
1. und 2. Bataillon Garde zur Reserve auf dem Platze bei der Stadtwache.

Heute machte der General-Major von Resius, Kommandant der Festung Rheinfels, um 3 Uhr Morgens dem General-Lieutenant von Biesenrodt bekannt, daß nach sicheren Nachrichten der Zollbeamten die Franzosen zu Mainz

*) Custine's Hauptstellung bei Höchst war jetzt mit 18000 Mann besetzt, Frankfurt mit 1500 Mann unter General van Helden und die Stellung bei Oberursel mit 4000 Mann unter Houchard. In Königstein standen außerdem 400 Mann und hielten den dortigen Hauptpaß besetzt.

40 flache Schiffe unterhalb der Brücke, mithin nach Rheinfels zu, zusammengebracht und alle Steuerleute in dortiger Gegend aufgeboten hätten, woraus man vermuthe, daß der Feind noch immer eine Absicht auf St. Goar habe, und da dem Gerücht nach zu dieser Expedition 4000 Mann bestimmt sein sollten, so würde ein Bataillon nicht im Stande sein, dieser Uebermacht zu widerstehen und das andere auf der Festung stehende Bataillon jenes in der Stadt wenig oder gar nicht souteniren können, wobei der General von Resius bemerkte, daß, wenn die Garnison von der Stadt abgeschnitten werden sollte (was gewiß der Fall wäre, wenn ein Theil eines feindlichen Korps zu Oberwesel landete und die Festung attakirte), daß alsdann alle Subsistenz wegfiele. Er stellte es daher anheim, einige Bataillone des angekommenen Korps zur Verstärkung in die Festung und Gegend von Rheinfels zu schicken, auch eine Anzahl Artilleristen dahin zu detachiren, indem er deren nur 30 bei sich habe.

Dienstag, den 30. Oktober. Die Kanonen, welche hatten auf der Mosel nach Coblenz transportirt werden sollen, aber wegen der Nähe des Feindes wieder debarquirt worden waren, kamen unter Bedeckung der vier übrigen Kompagnien des 2. Bataillons Garde-Grenadiere hier an.

Heute benachrichtigte der Kommandant von Rheinfels, das nach zuverlässigen Nachrichten die Franzosen auch das mainzerische Städtchen und Bergschloß Königstein, zwischen Frankfurt und Idstein liegend, in Besitz genommen hätten, wodurch ihnen die Post- und Landstraße auf Coblenz und Rheinfels ganz offen stehe, auch daß sie sich gegenwärtig in Nauheim befänden. Es war nämlich ein feindliches Korps von 1500 Mann Kavallerie und 1000 Mann Infanterie mit einigen Kanonen unter Kommando des Obersten Houchard am 26. um 3 Uhr Morgens von Frankfurt aufgebrochen. Ein Theil desselben hatte sich nach Ilbenstadt gezogen, von da einige Geißel mitgenommen und sich bei Friedberg mit dem Korps vereinigt, welches darauf auf Nauheim losging und das dortige hessische Salzwerk in Besitz nahm. Das daselbst stehende Kommando von 120 Mann der Hanauer Garnison mußte sich zurückziehen, defendirte sich aber in Niederweisel*) und mußte sich, nachdem es von der feindlichen Kavallerie umringt worden, zu Kriegsgefangenen ergeben. Diese Gefangenen wurden nach Frankfurt geführt, wohin auch das in Nauheim genommene Salz gebracht wurde. Zwei Offiziere wurden auf Parole entlassen, die Mannschaft aber über Mainz weitergeführt. Den 27. war der General Neuwinger mit seinem Korps aus Frankfurt**) abmarschirt und dagegen der General Custine mit 7000 Mann Kavallerie und ungefähr 3000 Mann Infanterie eingerückt.

Der Landgraf von Hessen-Darmstadt befand sich seit einigen Tagen mit dem größten Theil seiner Truppen in Gießen.

*) 2 km südöstlich Butzbach.

**) Gleich nach dem Fall von Mainz hatte Custine den General Houchard über Höchst, den General Neuwinger (1500 Mann) über Oppenheim gegen Frankfurt vorgehen lassen, das sich sofort ergab und von Neuwinger besetzt wurde.

Mittwoch, den 31. Oktober. Heute meldete der Kommandant von Rheinfels die durch die abgeschnittene Zufuhr aus der Pfalz entstandene Brodtheuerung und den harten Dienst der Garnison wegen des nächtlichen Ausrückens in die Werke, indem der Feind nur 4 Stunden von der Festung stehe, wobei er die Nachricht gab, daß die zu einer Wasserexpedition zusammengekoppelten Schiffe zum Theil nach Winkel*) gegangen wären, um das dortige beträchtliche Heu- und Strohmagazin wegzunehmen.

Am 28. waren 1 Oberjäger, 1 Waldhornist und 13 marode Jäger, welche das Korps vermißt hatte, über den Hunsrück in Rheinfels angelangt.

Donnerstag, den 1. November. Da der Major von Rüschel dem General-Lieutenant von Biesenrodt den Befehl des Königs Maj. bekannt machte, schleunigst auf Gießen zu marschiren, so wurde der Artillerie-Lieutenant Köhler vorausgeschickt, um die Kantonnements zu benachrichtigen; auch mußte heute die Avantgarde, sodann die Karabiniers und Leibdragoner ihre schwere Bagage über den Rhein nach Neudorf schicken, wozu der General von Dalwigk eine Bedeckung gab.

Freitag, den 2. November. Da das Korps Preußen unter dem Grafen von Kalkreuth den 3. und 4. in Coblenz einrücken sollte, so mußten heute auch die Kanonen und Bagage der Infanterie über den Rhein nach Pfaffendorf gehen, wobei 1 Kapitän, pro Brigade 1 Offizier und pro Bataillon 1 Unteroffizier 10 Mann kommandirt wurden.

Sonnabend, den 3. November. Diesen Morgen brach die Avantgarde**) unter dem Obersten Schreiber auf und marschirte in die Gegend von Montabaur. Die Dislokation wurde fortan jedesmal dem Oberst Schreiber entgegengeschickt, auch wurden ged. Obern die nöthigen Rekognoszirungen und Besetzungen überlassen und ihm aufgegeben, das Grenadier-Bataillon von Eschwege auf Limburg und die 1. leichte Infanterie-Kompagnie auf Diez zu detachiren, um die dortigen Uebergänge der Lahn zu wahren, bis das ganze Korps vorbei wäre, alsdann sie zur Arrièregarde stoßen sollten.

Der General-Lieutenant von Biesenrodt erhielt heute ein Schreiben des Herrn Landgrafen vom 31. Oktober, worin Höchstdieselben Ihre Freude über das Benehmen des Korps und dessen Eifer auf dem Marsche nach Coblenz äußerten. [illegible] kommen mit Dero gn. [illegible] Marschroute gegen den [illegible]

[illegible] mit 2000 Mann [illegible]

[illegible] Die Avantgarde ging bis nach Limburg [illegible] Sämmtliche Wachen blieben

*) [illegible]

**) [illegible] die zwei Grenadier-[illegible] Kompagnie des leichten Infanterie-Bataillons.

in Coblenz stehen und folgten erst, nachdem sie des Nachmittags von den Preußen waren abgelöst worden. Die Kanonen gingen heute wieder zu ihren Regimentern. Diejenigen Kranken, welche sich im Lazareth befanden, wurden heute zu Wasser nach Rheinfels geschickt, wohin auch die zurückgelassene Bagage, die nicht zu transportiren stand, abging.

Dislokation:

Avantgarde: Husaren — Offheim;
Jägerkorps — Dietkirchen;
1. Kompagnie leichte Infanterie — Diez;
Grenadier-Bataillon von Philippsthal — Elz;
Grenadier-Bataillon von Eschwege — Limburg.

Corps d'armée: Karabiniers — Nentershausen und Görgeshausen;
Leib-Regiment — Groß- und Klein-Holbach nebst Girod;
Regiment Garde — Montabaur und Heiligenrod;
Garde-Grenadier-Regiment — Elgendorf und Eschelbach.

Arrièregarde: Leibdragoner — Holler und Nieder-Elbert;
2. Kompagnie leichte Infanterie — Horressen.

Montag, den 5. November setzte das Korps seinen Marsch fort. Das Hauptquartier kam nach Elz.

Dislokation:

Karabiniers — Ober-Tiefenbach;
Leib-Regiment — Dehrn, Steeten, Hofen, Schadeck;
Regiment Garde — Nieder-Tiefenbach, Ahlbach, Nieder-Weyer, Steinbach;
Garde-Grenadier-Regiment — Nieder-Hadamar, Offheim, Faulbach;
Leibdragoner — Staffel, Dietkirchen, Elz, Frankfurter Vorstadt in Limburg;
2. Kompagnie leichter Infanterie — Diez, wo sie zur 1. Kompagnie stieß.

Der Major und Flügel-Adjutant von Rüchel schrieb gegen Abend von Coblenz, daß auf Befehl des Königs Majestät der General-Lieutenant von Biesenrodt zwar einen Rasttag*) nehmen könne, demungeachtet aber und schleunig den Marsch auf Gießen kontinuiren, sich in bequeme, aber schickliche Kantonnirungen hinter der Lahn legen möchte, jedoch vermöge einer über die Lahn zu erhaltenden Kommunikation, wo nicht in Gießen selbst, so doch wenigstens à pontée dieser Festung denjenigen Theil seiner Truppen zu disloziren hätte, welcher im Nothfalle ohne Verzug zur Vertheidigung (derselben) bereit wäre. Seine Majestät wünschten ferner, daß der Herr General-

*) Nach anderen Berichten hatte General-Lieutenant von Biesenrodt die Absicht, gegenüber einer Weisung des Landgrafen mehr nördlich ausbiegend, d. i. nördlich der Lahn Gießen zu erreichen, in Limburg Halt zu machen und die Wege auskundschaften zu lassen. Der königliche Befehl wies geradewegs nach Gießen.

Lieutenant dem Herrn Landgrafen von dieser demarche Nachricht ertheilen möchte, um Sie zu überzeugen, wie in Bezug der Nothwendigkeit dieser Direktion Seine Königliche Majestät nicht verfehlen würden, diejenige Aufmerksamkeit auch auf die Vertheidigung der hessischen Lande zu richten, welche Ihren moyens und der gegenwärtigen Lage angemessen wäre.

Man wollte zwischen 12 und 1 Uhr Mittags eine Kanonade gehört haben, ohne jedoch die eigentliche Gegend angeben zu können; bald sollte sie nach Gießen, bald nach Mainz und bald gar nach Coblenz zu gewesen sein. In Elz verbreitete sich das Gerücht, daß unsere Avantgarde mit den Franzosen vor Weilburg engagirt gewesen sei. Da alle Uebergänge über die Lahn bei Diez und Limburg besetzt waren, so mußte das 2. Bataillon Leib-Regiments nur noch die Brücke bei Schadeck oder Runkel verstärkt besetzen. Gegen 7 Uhr Abends kam der Artillerie-Kapitän Engelhard*) mit dem Präsidenten von Waiz und dem Kriegsrathe Marquard von Weilburg zurück und brachte die Nachricht, daß die Avantgarde daselbst scharf engagirt gewesen und vielleicht abgeschnitten wäre, weil ihnen Niemand davon gefolgt sei. Der General von Dalwigk meldete aus Ober-Tiefenbach, der Kriegsrath Harnier wäre bei ihm mit der Nachricht angekommen, daß sich der Oberst Schreiber zurückgezogen, aber die Brücke von Weilburg noch besetzt habe, und daß der Fürst geflüchtet sei. Der General hatte 1 Offizier und 20 Pferde nach Weilburg geschickt, um von der eigentlichen Beschaffenheit Nachrichten einzuholen. Eine andere Patrouille von ihm war in Runkel gewesen, ohne jedoch etwas Näheres zu erfahren. Ungeachtet alle diese Nachrichten nichts Zuverlässiges enthielten, so machte doch die einbrechende Nacht und die Ungewißheit von der Stärke und den Absichten des Feindes, der auch nach einem Rapport des Oberst-Lieutenants von Eschwege aus Limburg von einer Dragoner-Patrouille bei Hinterkirchen entdeckt worden war, die größte Vorsicht nothwendig, und der intendirte Rasttag mußte kassiren. Es wurden sogleich die Ordres ausgefertigt, daß sämmtliche Regimenter sogleich die Bagage nach Montabaur zurückschicken und die Truppen selbst mit ihren Kanonen sich auf der Straße nach Montabaur zurückziehen, eine Stunde rückwärts von Limburg vor dem Elzer Walde, wo das erste haltbare Terrain war, aufmarschiren und weitere Ordre abwarten sollten.

Endlich spät traf eine Meldung des Oberst Schreiber durch eine Stafette ein.

Mit den Husaren und Jägern war darnach der Oberst Schreiber vorwärts gegangen, um jenseits Weilburg die bestimmten Quartiere zu beziehen, während daß das Grenadier-Bataillon von Philippsthal in der Entfernung einer Stunde Weges nachfolgte. Der Oberst Schreiber war noch nicht ½ Stunde marschirt, als die Fouriere und Schützen, vom Feinde verfolgt, ihm entgegengesprengt kamen. Man hatte nicht das Geringste davon gemuthmaßt, glaubte,

*) Dieser Offizier hatte nach anderen Angaben obige Kundschaft in Betreff der nördlich der Lahn befindlichen Wege auszuführen gehabt.

es wäre nur eine starke Patrouille, und ließ aufmarschiren, um dieselbe zu empfangen. Aber auf einmal sah man eine ganze Kolonne Infanterie und Kavallerie nebst Kanonen herkommen und sich formiren. Da nun der Oberst Schreiber nicht wußte, ob das Grenadier-Bataillon von Philippsthal, welches noch zurück war, bei Zeiten zum soutien da sein würde*) und er mit zwei Amüsetten gegen das französische Geschütz nichts ausrichten konnte, so durfte er sich in nichts einlassen und mußten die Husaren, die schon etwas vom feindlichen Kanonenfeuer gelitten hatten, nebst den Jägern sich nach Weilburg zurückziehen. Der Kapitän von Münchhausen, welcher bei der Avantgarde der Jäger war und sich mit 12 Freiwilligen ein wenig zu weit vorwärts gewagt hatte in der Meinung, daß die ganze Avantgarde ihm zur Unterstützung folgen würde, wurde von diesem Rückzuge nichts gewahr, sondern blieb an seinem Platze stehen und vertheidigte sich mit seinen 12 Mann gegen die französischen reitenden Jäger so herzhaft, daß sie dem Feinde an 8 Mann tödteten und beinahe noch einmal so viele verwundeten. Da aber keine Unterstützung anlangte und er endlich gewahr wurde, daß Alles im Rückzug begriffen und sein Kommando schon sehr weit vom Korps entfernt war, so mußte er ein Gleiches thun, jedoch unter beständigem Feuern und ohne Verlust. Das Grenadier-Bataillon von Eschwege, welches (nur noch) den sich zurückziehenden Husaren und Jägern begegnete, besetzte die Brücke und ging wieder nach Weilburg zurück, wo es einquartiert wurde und die Nacht über blieb; auch wurden um die Stadt herum verschiedene Kommandos ausgesetzt. Die Franzosen**), welche vermuthlich glaubten, daß sie den anderen Tag mit mehr Ernst angegriffen werden sollten, zogen sich mit großer Eile zurück. Der Verlust der Hessen bestand aus einem Todten und zwei blessirten Husaren. —

Da der Oberst Schreiber seine Kantonnements jenseits der Lahn nicht beziehen und ihm das Korps bei der Ungewißheit der feindlichen Stärke nicht über die Lahn folgen konnte, auch von sicheren, kundigen Personen die Nachricht erhalten wurde, daß man den Weg durch den Westerwald auf Herborn allenfalls auch mit Bagage und Kanonen nehmen könnte, so hielt man dies für eine Gelegenheit, statt der des Königs Majestät gemeldeten Route die von dem Herrn Landgrafen vorgeschriebene zu nehmen, jedoch dem Major von Rüchel davon zur Information Nachricht zu geben. Es wurde daher in der Nacht noch eine andere Disposition entworfen, nach welcher sich Alles in Bewegung setzte.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Das Husaren-Regiment war voran, die Jäger folgten auf „einige tausend Schritt", und das Grenadier-Bataillon hatte eine Stunde Abstand, kein Wunder, daß man bei Besetzung dieses Uebergangspunktes aller Orten zu spät kam!

**) Oberst Houchard mit 1800 Mann hatte die Absicht, in Weilburg zu brandschatzen, er stieß auf die Hessen ebenso unvorbereitet, als diese auf ihn, und zog sich in Folge des Widerstandes, den er fand, sofort wieder nach Weilmünster zurück.

Correspondenz.

Frankreich.

Russisch-französische Manöver. Mitwirkung der Soldaten bei Theateraufführungen. Manöverterrains u. s. w. Ist die große Masse des französischen Volkes im Hasse gegen Deutschland einig, so ist sie es — oder sind es nur die Zeitungen? — nicht minder in ihrer anbetenden, unterwürfigen Freundschaft gegen Rußland. Der erste, beste schmierige Kasakenhäuptling wird auf den Schild erhoben; der Lieutenant Winter, welcher zu Fuß von Rußland nach Paris gepilgert, gefeiert, als hätte er das dunkelste Afrika durchquert. Und selbst das wird ihm verziehen, daß seine Pariser Anbeter, da er nicht französisch versteht, mit ihm Deutsch sich unterhalten mußten! Allerdings hat er sich bei denselben „auf das Verbindlichste dafür entschuldigt“, daß er sie zum Gebrauche der ihnen verhaßten Sprache gezwungen hat, — wie „La France militaire“ berichtet. Dieses radikale Blatt leistet im Dezember 1890 etwas „Großartiges“: — mit stärkster Stimme predigt es Folgendes: „Es ist nothwendig, es ist durchaus nothwendig, daß die französische und die russische Regierung sich verständigen gegenüber den geplanten, im Königreich Sachsen abzuhaltenden Manövern der Tripelallianz, — der großen Massen deutscher, österreichischer und auch jedenfalls italienischer Truppen. Dagegen sollte gleichzeitig die Versammlung russischer und französischer Truppen stattfinden. Man rufe nicht: Sonderbarkeit, Verrücktheit! Nichts ist einfacher und nichts wird, wenn man es will, leichter hinsichtlich der Ausführung sein, nichts fruchtbarer, militärisch gesprochen, für beide Völker. Grundsätzlich muß ein Austausch der Truppen stattfinden: Russen werden im Herbst 91 an unserer Seite manövriren, wir senden den Russen unsere Mannschaften. Den Transport besorgen russische und französische Schiffe: das Meer ist ja frei, — und beide Flotten würden werthvolle Erfahrungen dabei sammeln — für den Ernstfall.... Und wie würden bei dem gemeinsamen Leben, Lagern, Marschiren, Fechten, Seite an Seite, die beiden Armeen einander genau kennen und werthschätzen lernen; enge persönliche Beziehungen würden angeknüpft werden, die auch auf internationalen Gebieten ihren Einfluß erweisen würden. Ja, so ließe sich der Tripel-Allianz ein schöner Streich spielen ... Man unternehme einmal diese französisch-russischen Manöver und man wird staunen über den ungeheuren moralischen Eindruck, den sie hervorrufen werden ....“

Es ist aufrichtig zu bedauern, daß die Welt vorläufig noch auf dieses Veränderungs-Schauspiel wird Verzicht leisten müssen!

Man übt in der Armee zu viel das geschlossene Schul-Exerzieren, klagt „La France militaire“; man sollte mehr Werth legen auf die unmittelbar für den

Krieg vorbereitenden Uebungen. Es gilt heute, der Ausbildung der Truppen im wechselnden Gelände die diesem Dienstzweige gebührende Bedeutung einzuräumen und danach zu verfahren: freilich ist es da unumgänglich nöthig, daß man den Regimentern die Möglichkeit bietet, in das Gelände zu gehen. Da liegt der Hase im Pfeffer. Die eifrigsten Truppenkommandeure sehen ihre Absichten gehindert. Wie soll man in der Umgebung der Garnisonen außerhalb der Straßen manövriren? Das Land ist zu drei Vierteln des Jahres, — oft das ganze Jahr unbetretbar. Sobald die Kompagnien einige Uebungen vorgenommen haben im Aufstellen von Unteroffizierposten und Feldwachen, Patrouillenführer u. dgl., müssen sie wieder von vorn anfangen, da es unmöglich ist, selbst nur eine Section zu entwickeln. Daraus ergiebt sich eine verzweifelte Einförmigkeit und es wird begreiflich, daß die zerstreute Ordnung nicht in Gunst steht. Die Folge davon ist, daß die Truppen mit unzureichender Vorbereitung zum Manöver kommen. Bei diesem müssen Massenbewegungen ausgeführt werden, unter einer gewissen Beiseitelassung des Details, weil man die Ausbildung der Kompagnien und Bataillone als beendet voraussetzt, und gerade im Gegentheil ist dies thatsächlich die einzige Gelegenheit, wo jene Einheiten sich in diesen zur Stunde ihnen wenig vertrauten Details üben und vervollkommnen könnten.

Man müßte also etwas Neues finden; man müßte den Truppen es ermöglichen, ihre Ausbildung vor den Herbstmanövern zu vollenden und dazu wäre das einzige praktische Mittel: man gebe je 2 Armeekorps ein Manöverfeld*) von großen Ausdehnungen. Wenn man für dasselbe eine Lage in der Mitte auswählte, würden die Transporte der einander folgenden Regimenter nicht so bedeutend sein und sie würden alle dort sich in den Monaten zwischen März und August oder September aufhalten können.

Allerdings: der Kostenpunkt! „Aber das ist ein nebensächliches Bedenken, sagt „La France militaire“, wenn es sich um die Ausbildung des Heeres handelt.“ Für die Kavallerie sind dem Minister die Reitbahnen und Plätze bewilligt; da werden die Kammern der Infanterie nicht ihre „Reitplätze“, d. h. die Manöverfelder verweigern. —

Jedenfalls ist diese Erörterung eine auch die deutsche Infanterie nahe angehende!

Anfang Februar d. J. hat die Garnison von Bordeaux im Großen Theater ihr alljährliches militärisches Ballfest gegeben. Es wurden u. A. lebende Bilder gestellt nach einigen Gemälden berühmter französischer Schlachtenmaler. Unter gewaltigem Beifall vollzog sich am Schlusse der Vorbeimarsch von 300 Ausübenden, auch Reiterei. „Le Progrès militaire“ berichtet: „Als die russischen Soldaten ihren Vorbeimarsch beendet und ein Chor von 300 Stimmen unter Begleitung der Musik des 57. Regiments jenen feierlichen, religiösen, mächtigen Gesang, die National-hymne der Russen angestimmt hatte, — alle Wetter! das war ein Augenblick der

*) Das kommt also auf große Uebungsläger hinaus.

Begeisterung im Saale; die Hände und die Herzen schlugen lebhafter. Mit den Bildern: „Die letzten Patronen“ und „Der Kampf von Chenebier“ war die peinliche Erinnerung an alte Niederlagen wachgerufen und nun begrüßte man die Fahne des Zaren, welche vielleicht in ihren vergoldeten Falten ein Stückchen der Zukunft Frankreichs enthält.“ . . .

Welcher edle republikanische, soldatische Stolz spricht aus dieser Bemerkung des „Progrès“!!

Sehr energisch zieht „l'Avenir militaire“ gegen das Unwesen der „militärischen Statisten“ zu Felde. Vor 4 Jahren nahmen in Paris an einem Karnevalsaufzuge in den Boulevards, — verkleidet als lächerliche Puppen und als lebende Reklamen dienend für einen Erfinder von Saugfläschchen —, Soldaten theil auf ihren Dienstpferden, welche letztere das Dienst-Sattel- und Zaumzeug trugen. Der damalige Kriegsminister entschuldigte sich damit, daß sein „guter Glaube“ gemißbraucht worden sei. Diese Lehre scheint vergessen zu sein. Die Regierung hat, allem Anschein nach beschlossen, den „Umzug des Fastnachtsochsen“ wieder aufleben zu lassen, und diese Nachricht, sagt man, „hat das gesammte Volk der Fleischer und Viehzüchter in Aufregung versetzt“. Man hat dem Gouverneur von Paris, „welcher ohne Zweifel diesem Wunsche willfahren wird, ersucht um einige Schwadronen Artillerie und Militärmusiker, welche den Zug verstärken sollen, bekleidet mit Kostümen, die den unterstützten Theatern entliehen werden. Wird der Gouverneur diesen so höflich ausgesprochenen Wunsch der Herren Fleischer und Viehzüchter ablehnen? Wir werden sehen. Aus der Provinz erhalten wir viele entrüstete Klagen über die Bereitwilligkeit, mit der gewisse Truppenkommandeure unsere Soldaten den Unternehmern öffentlicher Lustbarkeiten, den Theater- und Zirkusdirektoren zur Verfügung stellen. Wie kann man Soldaten zwingen, sich mit albernem Flitterstaat zu behängen und in Stücken mitzuwirken, in denen häufig die Autorität der Vorgesetzten, welchen sie Achtung schulden, verspottet wird. Wahrlich, man muß lebhaften Widerstand dagegen erheben! In gewissen Garnisonen werden die militärischen Statisten bezahlt, aber das entschuldigt ihre Verwendung nicht. Anderswo werden sie einfach zum Theater kommandirt, wie zu einem andern Garnisondienst und erhalten keine Entschädigung. In Reih' und Glied, von einem über diesen Arbeitsdienst mißgelaunten Unteroffizier geführt, kommen sie, nachdem sie ihr Tagewerk beendet haben, des Abends um 7 Uhr an, stellen sich in den eisig-kalten Kulissen auf und erwarten, halb eingeschlafen und starr vor Kälte, die Aufzüge, bei denen sie mitwirken sollen. Darauf werden sie, ganz militärisch, in die Kaserne zurückgeführt, gehen um 2 Uhr Morgens zu Bett und sollen sich wenige Stunden darauf frisch und dienstfreudig befinden. Daraus folgen aber körperliche Abmattung und Strafen; und die Erniedrigung, die ihnen dadurch auferlegt worden, daß sie Kostüme von zweifelhafter Sauberkeit anlegen müssen, in denen sie sich albern vorkommen, und sich so zunächst den schlechten Witzen der Künstler, sodann des lieben Publikums preisgeben, welches sich ausschüttet beim Anblick dieser linkischen Bewegungen und des lächerlichen Aufputzes.

Und nicht mehr kleine Abtheilungen genügen jetzt. Heute werden in gewissen Garnisonen wöchentlich zweimal, auch dreimal, Trupps von 20 bis 30 Mann mit Musikern, Tambours und großen Trommeln kommandirt, um den Erfolg von Stücken zu sichern, wie z. B. das: „Vor dem Feinde", in welchen ein werthloser Patriotismus gefeiert wird auf Kosten der Disciplin, in welchen der Führer meistens eine gehässige, oder wenigstens lächerliche Figur spielt.

In einem einzigen Monat und zwar in einer Garnison, die kaum 700 verfügbare Mannschaften zählt, sind dienstlich in's Theater kommandirt worden 14 Sergeanten, 16 Korporale, 40 Tambours und Hornisten, 250 Gemeine, 40 Musiker. Letztere sind fast durchweg Kapitulanten; sie haben sich für die Militärmusik anwerben lassen und nicht dazu, um auf der Bühne zu spielen, in lächerlicher Weise als Pompiers verkleidet und auftretend, wie in einer uns bekannten Stadt dies geschehen ist. Ueberdies, ganz allgemein, haben unsere Soldaten heute andere Sachen zu thun, als zu schauspielern und keine Stelle in einem militärischen Reglement gestattet, sie zu derartigen Dingen zu verwenden. Man beklagt sich, daß die Zeit für die Ausbildung der Leute fehle und in auffälligem Gegensatze dazu läßt man keine Gelegenheit vorbei, sie ihrem regelrechten vorgeschriebenen Dienste zu entziehen.

Auch das großartige Militär-Reiterfest, das in dreimaliger Aufführung im Marsfelde stattfinden soll, und das einiges Gute haben mag, verursacht doch große und ernsthafte Störungen in der Ausbildung der Regimenter. Es fehlt an Instrukteuren und Pferden und trotzdem scheut man sich nicht, das Beste aus den Eskadrons zu nehmen um Quadrillen zusammenzustellen, deren Theilnehmer während Wochen, ja, während Monaten, dem Regimente und dessen Dienstleben vollständig entzogen bleiben . . . . . . 8.

Schweiz.

Die in der schweizerischen Eidgenossenschaft vom Bundesrath für militärische Zwecke angeordnet wordene Pferdezählung für Monat Oktober 1890 hat bei ihrem Abschluß ein günstigeres Resultat ergeben, als anfänglich vorausgesetzt wurde. Bei dieser amtlich genau durchgeführten Erhebung des Pferdestandes im Lande, wurden grundsätzlich außer Betracht gelassen alle Pferde unter vier Jahren (Maulthiere unter drei Jahren), alle im Besitz von heimischen Kavalleristen befindlichen und daher schon eingetragenen Dienstpferde, sowie ferner die vorhandene Kavallerieremonte.

Trotz dieser Ausschließung ergab sich im Bereiche der schweizerischen Gebietstheile ein fernerer Gesammtbestand von 83 094 Pferden, gegenüber 80 879 Pferden, die im Jahre 1887 gezählt wurden. Somit ist eine Vermehrung von 2215 Pferden zu verzeichnen.

Die diesjährige Erhebungszahl von 83 094 Pferden setzt sich in folgender Weise zusammen:

Offizierpferde:	Von eingetheilten Offizieren	862 Pferde	
	Zugeritten	2 434 „	
	Zum Reiten tauglich	1 374 „	
			4 670 Pferde.
Unteroffizierpferde:	Zugeritten	1 421 Pferde	
	Zum Reiten tauglich	3 041 „	
			4 462 Pferde.
Zugpferde:	Für fahrende Batterien	22 654 Pferde	
	Für Trainbat. und Linientrain	25 614 „	
	Im Nothfall brauchbar	10 140 „	
			58 413 Pferde.
	Als Saumthiere geeignete Maulthiere		1 544
	Summa aller diensttauglichen Pferde		69 089
	Untaugliche Pferde		14 005
		Total	83 094 Pferde.

Verglichen mit den Erhebungen des Jahres 1877 ergiebt sich auch qualitativ eine ganz erhebliche Besserstellung in allen Rubriken, während umgekehrt die Zahl der für den Militärdienst untauglichen Pferde um nahezu 14 000 abgenommen hat. Eine Abnahme der Pferdezahl zeigt sich in den Kantonen: Uri (415) — Abnahme des Fracht- und Postwagenverkehrs seit Betrieb der Gotthardbahn scheint da eingewirkt zu haben —, Unterwalden (68), Glarus (85), Freiburg (607), Schaffhausen [illegible], Appenzell (30), Aargau (151), Tessin (125), Waadt (537). Eine Zunahme zeigen die Kantone: Zürich (982), Bern (127), hier inklusive Regieanstalt, Luzern [illegible], Schwyz [illegible], Zug (116), Solothurn (35), Baselstadt (366), Baselland (33), St. Gallen [illegible], Graubünden (464), Thurgau (418), Wallis (177), Neuenburg [illegible], Genf [illegible].

Von den Divisionskreisen zeigen eine Zunahme der II., III., IV., VI. und [illegible] eine Abnahme dagegen der I., V. und VIII. Kreis. Im Ganzen zeigt sich als [illegible] Thatsache der Umstand, daß die im letzten Jahrzehnt in der [illegible] Anregungen und Anstrengungen für Mehrung und Hebung des [illegible] Erfolg hatten. Der wahrnehmbare Aufschwung französischer [illegible] zwar ebenfalls in den Einfuhrlisten der Schweiz bemerkbar [illegible] und mehr im Lande das Bestreben, einen [illegible] in größerer Zahl als bisher zu erzielen.

[illegible] topographischen Bureaus und [illegible] Grenzerstreckungen der Schweiz [illegible]

[illegible] km. [illegible] Ausdehnung 389,5 km
„ [illegible] km „ „ „ „ 458,5 km
„ [illegible] km „ „ „ „ 639 km
„ [illegible] km „ „ „ „ 250 km

[illegible] der bedeutende Strecken be-

kanntlich unzugänglich sind für militärische Zwecke, somit in den Luftlinien 744 km und dagegen in wirklicher Ausdehnung 1737 km.

Dem schweizerischen Generalstabsbureau ist mit Beginn des Jahres 1891 eine Neuorganisation zugedacht, die mit einer Erweiterung gleichbedeutend erscheint. Für 1890 war das Budget dieser Abtheilung mit 10 395 Frcs. dotirt; für 1891 sind dagegen 44 295 Frcs. angesetzt. Außer den bisherigen Posten sind nun besonders angemerkt: 1. Kanzleichef des Generalstabsbureaus 4800 Frcs.; 2. Chef der Nachrichtenabtheilung 4800 Frcs.; 3. Chef der Generalstabsabtheilung 4800 Frcs.; 4. Chef der taktischen Abtheilung 4800 Frcs.; 5. Chef der technischen Abtheilung 5500 Frcs.; 6. Chef der Eisenbahnabtheilung 4800 Frcs. Der Ernst der Zeitlage macht sich auch hier bemerkbar und der etwa unerwartet schnell herantretende Nothwendigkeitszwang einer Kriegslage wird die gegenwärtig im nationalen Wehrwesen verjüngte Alpenrepublik keineswegs unvorbereitet treffen.

Für Berechnung militärischer Unfallsverhältnisse im Bereiche des Versicherungswesens ist vielleicht die Angabe der rühmlich bekannten Unfallversicherungsgesellschaft „Zürich" von Interesse. Während der Herbstübungen der I. und II. schweizerischen Division im September 1890 waren bei genanntem Institute zu den Militärversicherungsbedingungen 1103 Offiziere und 24 565 Unteroffiziere und Soldaten versichert. Bis Ende Oktober waren 109 Unfälle, worunter einige von schwererer Art, angemeldet worden. Bietet auch genannte Versicherungsgesellschaft nach allen bisherigen Erfahrungen beste Gewähr für Einhaltung abgeschlossener Verträge, so regt sich jetzt doch mehr und mehr das Bestreben in den zunächst und zumeist interessirten Kreisen, daß auch hier die schweizerische Bundesleitung die Sache direkt zu Händen nehmen und dauernd regeln möge. 110.

Literatur.

Nothwörterbuch der französischen und deutschen Sprache für Reise, Lektüre und Konversation. In 3 Theilen. Von Dr. Césaire Villate. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung 1887.

Wir erledigen uns einer alten Schuld mit der Anzeige dieses vortrefflichen Taschenbuches. Es ging uns schon vor vier Jahren zu, wir haben es viel benutzt und stets gut befunden, aber es versäumt, dem Verlage eine Gegenleistung zu geben.

Es bringen diese in Taschenformat erscheinenden Wörterbücher, wie ihr Titel andeutet, vom Nothwendigen das Nothwendigste. Sie sollen auf Reisen, bei leichter Lektüre 2c. als ein überallhin leicht mitzuführendes Taschenbuch „aus der Noth helfen."

Die Theile I und II beschränken sich auf das rein sprachliche Gebiet; **Theil III** dagegen bietet für den Aufenthalt in Frankreich jene Kenntniß **abweichender Sitten** und Gepflogenheiten, die für die **richtige Handhabung der Landessprache** nothwendig ist, und die der Fremde sich sonst nur durch längeren **Aufenthalt im Lande** aneignen kann. Wer Theil III kennt, soll gewissermaßen schon **vor seiner Ankunft** in Frankreich dort zu Hause und in der Lage sein, von seinem **Aufenthalt** daselbst einen weitaus größeren Nutzen zu ziehen als Leute, die ohne eine **derartige Vorbereitung** hingehen; er soll manches **Lehrgeld**, das der Unkundige **im fremden Lande** zahlt, seinem Besitzer ersparen.

Andererseits soll Theil III denen nach Möglichkeit dienen, die das **fremde Land** nicht bereisen können, aber doch das Goethe'sche Wort „**Wer den Dichter will verstehen muß in Dichters Lande gehen**“ beherzigen.

Dieses Programm des Autors und Verlegers erfüllen die kleinen Bücher in [illegible] Weise. [illegible] so kleinem Raum überhaupt nur [illegible] Theil des in allen Landen bekannten und [illegible] noch kein Werk herausgegeben [illegible] Faktoren, verbunden mit de[illegible] Die sehr wohlfeilen Taschenbücher [illegible]

R.

[illegible] Fünfzehnter Jahrgang [illegible] 1891. Preis Frcs. 1,85.

[illegible] und praktisch eingerichtet [illegible] an der Spitze das Bild [illegible] der dem alten Herr[illegible] in Ausführung [illegible] Anstrengungen [illegible] Taschenbuches der schwei[illegible] [illegible]gemäßer Art: „[illegible] zum aktiven [illegible] zum Infanterie[illegible] und den [illegible] in die [illegible] Ausrüstung [illegible] Verordnung über [illegible] Mannschaft und in der [illegible] „Der Soldat [illegible] Infanteristabelle [illegible] des Auszugs [illegible] und deren Ausrüstung [illegible]

über das Bundesheer", „Eidgenössisches Depot von Waffen und Ausrüstungsgegenständen für Offiziere", „Klassenwechsel", „Verzeichniß der eidgen. Militärbeamten", „Divisionskommandanten", „Werkstätten und Büchsenmacher, welche zu Waffenreparaturen autorisirt sind", „Verzeichniß der kantonalen Kreiskommandanten", „Kontrolstärke von Auszug, Landwehr und Landsturm auf 1. Januar 1890", „Tarif für Bekleidung und Ausrüstung der Rekruten pro 1891", „Portofreiheit für das Militär in Friedenszeiten", „Die jetzt gebräuchlichen Infanteriegewehre der Schweiz und der benachbarten Staaten" ꝛc. ꝛc.

Wenn wir hinzufügen, daß die vorstehend angeführten neuen oder auch nur umgearbeiteten Abschnitte dieses Taschenjahrbuches noch nicht die Hälfte des vielseitigen Inhalts umfassen und dabei auf das sonst noch beigegebene technische, statistisch-geographische, topographische und militärhistorische Hülfsmaterial uns einen Hinweis erlauben, bedarf es kanm noch einer weiteren Empfehlung dieses militärischen Taschenkalenders. 110.

Geschichte des Garde-Schützen-Bataillons während der ersten 75 Jahre seines Bestehens. Bearbeitet von Alfred von Besser, Hauptmann und Kompagniechef im Bataillon. Mit Abbildungen, Karten und Plänen. Berlin 1889. E. S. Mittler & Sohn. Preis 8,50 Mark.

Das Garde-Schützen-Bataillon hat in dem blutigen Ringen bei St. Privat seine sämmtlichen Offiziere durch Tod oder Verwundung verloren, so daß beim letzten Sturm die Trümmer dieses Truppentheils ein Portepeefähnrich (!) führte. 20 Offiziere, 35 Unteroffiziere und 393 Mann todt oder verwundet: dies das Ergebniß des Kampfes für die Garde-Schützen. Und da erscheint der Ausruf des Herrn Verfassers berechtigt: „Wenn je eine Truppe den ihrem Könige geleisteten Eid unter erschwerenden Umständen gehalten und mit ihrem Blute bezahlt hat, dann hat es das Garde-Schützen-Bataillon bei St. Privat gethan." Mit großer Lebendigkeit ist auch der Antheil des Bataillons an dem Kampf um La Bourget, sowie am Feldzuge 1866 geschildert, so daß die Schrift auch dem „Nicht-Garde-Schützen" Interesse überall abnöthigt. 5.

Das Kriegswesen Cäsars von Dr. Franz Fröhlich, Professor an der Kantonsschule in Aarau. II. Theil. Ausbildung und Erhaltung der Kriegsmittel. III. Theil. Gebrauch und Führung der Kriegsmittel. Zürich 1890. Druck und Verlag von F. Schultheß.

Der erste Theil dieser gediegenen Studie ist nach Gebühr von uns im Novemberheft 1890 unserer Blätter gewürdigt worden. Das beide folgenden Theile umfassende Heft verdient gleiche Anerkennung: klare Darstellung, geschickte Gruppirung des Stoffes, anziehende Schreibweise, einwandfreie Begründung des Vorgetragenen, das zum Theil den landläufigen Meinungen widerspricht, das sind die Vorzüge der Fröhlich'schen Arbeit, welche uns das Kriegswesen und Feldherrnthum eines der größten Kriegsmänner aller Zeiten in ansprechendster Weise entrollt. Mancher

„Alte“ wird aufrichtig bedauern, daß er solches Buch nicht in der Jugend besaß, als er in der Tertia sich mit dem Urtext abzufinden hatte und als die Lehrer, mit seltenen Ausnahmen, der Sacherklärung wenig Zeit und Liebe zuwendeten! . . .

127.

Geschichte des 2. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 32 von seiner Gründung an. Von E. Freiherrn von Türke, Sekondelieutenant im Regimente. Mit Abbildungen, Karten und Plänen. Berlin 1890. E. S. Mittler & Sohn. Preis 8,50 Mark.

Mit behaglicher, aber wohlthuender, nie langweilender Breite erzählt der junge Kamerad die Geschichte seines Regimentes, — letzerem die verdienten Ehren für alle Zeiten sichernd, — sich selbst den Dank seines Truppentheils erwerbend für seine fleißige und wohlgelungene Darstellung. Er hat übrigens umfänglichen und herrlichen Stoff zu formen gehabt; die 32er haben viel erlebt im Kriege und im Frieden. Die Eingangsworte des Buches sollen ihres kernigen Inhalts wegen hier Aufzeichnung finden. „Die Geschichte eines Regiments ist vergleichbar der einer großen und weit verzweigten Familie, wechselvoll ist hier wie dort das Geschick; Zeiten vergehen, wo beide im ruhigen, gleichmäßigen Fortleben sich befinden, dabei in stiller und fördernder Arbeit, welche dem lebenden wie dem nachwachsenden Geschlechte zu gute kommt, Zeiten erscheinen aber auch, wo Tage herber Noth, bitteren Mißgeschickes wechseln mit Stunden, in denen Ruhm und Ehre in reichem Maaße ihnen zu Theil wird. Hier wie dort ragt zuweilen ein Sproß, riesengroß wachsend, weit über die Häupter der Seinigen empor, und, wenn seine Thaten in Aller Munde leben, wenn er sich in der Geschichte seines Volkes ein bleibendes Mal gesichert, dann heißt es wohl hier stolz: „Er war unseres Geschlechtes“ und dort: „Er ging hervor aus unserm Regiment“.

Ueberliefert die Geschichte so mancher Familie uns die Kunde von häßlichen Zwistigkeiten, berichten die Chroniken von Neid, Kampf und Mord zwischen Blutsverwandten, so steht dem gegenüber die Geschichte eines preußischen Regiments leuchtend und erhaben da. Wenn dort oft schnöder Eigennutz und wilde Habsucht walteten und selbst ehrenhafte Arbeit und rastloses Streben nur auf Förderung des Familienansehens und Mehrung des Famieneigenthums zielte, so heißt es hier: „Mit Gott für König und Vaterland“. Mit Gottes Hülfe wird geschafft, für König und Vaterland wird gearbeitet; ihnen weiht ein Jeder seinen Arm, ihnen dient er mit seinen Geistesgaben, ihnen opfert er auch, wenn sie es fordern, das höchste irdische Gut, sein Leben. 75 Jahre schwerer, pflichtgetreuer Arbeit sind auf den folgenden Blättern geschildert, meist Jahre des Friedens, aber dazwischen auch Tage heißen Kampfes und blutigen Ringens; dankbar wollen wir derer gedenken, welche das Regiment erzogen und gefördert im Frieden, welche es geführt im Kriege. Gedacht sei derer, welche, in Erfüllung ihrer Pflicht, gefallen auf dem blutigen Felde der Ehre; möge die Erinnerung an sie durch diese Blätter bei den späteren Geschlechtern aufgefrischt nnd wachgehalten werden. Sei die Geschichte derer, die

uns im Regiment vorangegangen, auch eine Mahnung für Alle, ihnen nachzueifern in treuer Pflichterfüllung, in muthigem Ausharren auf dem Posten, den Gott uns angewiesen, um ihn zu vertheidigen gegen Jeden, der es wagt, uns König und Vaterland anzutasten." 129.

Festungen und Festungskampf. Von F. M. von Donat, Hauptmann und Kompagniechef im Infanterie-Regiment von Grolmann. Berlin 1890. E. S. Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung. Preis: 2,50 Mark.

Wir sind zu sehr durchdrungen von der Wichtigkeit der Rolle, welche die Infanterie im modernen Festungskampfe spielt, von der Nothwendigkeit gründlicher und ernstlicher — wo es sein kann: praktischer — sonst jedenfalls theoretischer Schulung und Vorbereitung wenigstens der Infanterie-Offiziere für die im Festungskampfe ihrer harrenden Aufgaben, als daß wir nicht jede Schrift mit Freuden begrüßen sollten, die darauf abzielt, diese Vorbereitung zu unterstützen und zu erleichtern. So haben wir die Werke von Scherff, Sauer, Scheibert speziell unter diesem Gesichtspunkte, — dem der „Popularisirung des Festungskrieges" — nach Gebühr anerkannt, so bewillkommnen wir auch das Donat'sche Buch.

Aus der in Makart'schen Farbentönen dem jungen und alten Offizier den Festungskampf, als rühmlich in jedweder Beziehung schildernden Einleitung seien einige Sätze angeführt: „Mag uns der Kampf um Festungen sympathisch sein oder nicht: ein zukünftiger Krieg ist ohne das wirkungsvollste Eingreifen großer und kleiner Plätze undenkbar geworden. Verhältnisse, unter deren maßgebender Eigenthümlichkeit wir aller Wahrscheinlichkeit nach unseren erhabenen Beruf, und zwar durch Monate, zu erfüllen — vielleicht unser Blut daran zu geben haben werden, müssen natur- und pflichtgemäß uns Interesse abnöthigen. Der Infanterie-Offizier wird es seiner nicht würdig erachten, da wo Leben und Ehre von vielen Tausenden seiner Waffengenossen auf dem Spiele stehen, sich vielleicht von den untersten Chargen der technischen Truppen Belehrung erbitten zu müssen. Auch in Zukunft werden, wie in der Vergangenheit, einer Siegeskrone der Armee bewältigte Bollwerke des Feindes nicht die mattesten Strahlen einfügen. Trotz dessen besteht gegen den Festungskampf, namentlich gegen die Rolle des Vertheidigers, in den Reihen der Feldarmee eine vielleicht erklärliche, doch übertriebene Abneigung: „aussichtsloses Ringen, unvermeidliches Unterliegen, unritterliches Kämpfen." — Wenn auch mit Recht der Glaube an die frische, vielgewaltige Offensive uns das Herz schwellen macht: denken wir an politische Möglichkeiten, an Koalitionen, an Feinde ringsum. Und: unsere mächtigen, reichlich ausgestatteten Plätze haben durchaus nicht die Bestimmung, zu unterliegen!" . . .

Hauptmann Donat äußert Ansichten zum Theil, die von den landläufigen mehr oder weniger abweichen, die scharf begründet und zweifellos zur Klärung der betr. Fragen erklecklich beitragen werden: die Schrift lehrt nicht nur, sondern sie regt in hohem Grade an. Als Beispiel diene der Satz: „Wir sind der Ansicht: jede

hinter eine große Manövrirfestung zurückgehende Armee hat in diese soviel Truppen hineinzuwerfen, als es der Proviant und die sanitären Verhältnisse gestatten — und: von dem in der Festung kommandirenden Offizier kann man verlangen, daß er, selbst bei ungünstigen Verhältnissen, mindestens eine dreifache Uebermacht binde. Alsdann haben sich Truppe und Festung auch bezahlt gemacht." ... 127.

Selbstständige Patrouillen. Eine Forderung der Taktik der neuen Waffen und des rauchschwachen Pulvers. Von Frh. von der Goltz, Hauptmann und Komgagniechef. Berlin 1890. E. S. Mittler & Sohn. 1 Mark.

Der Herr Verfasser zieht eine praktische Folgerung aus der Eigenthümlichkeit der neuen Schußwaffen und des neuen Pulvers und beschränkt sich dabei, — anerkennenswerther Weise — auf einen begrenzten, aber wichtigen Punkt. Aber dieser wird entwickelt aus großen Verhältnissen, begründet in weit und umsichtiger Auffassung der jetzt gebotenen Taktik — und wir müssen sagen, das die durch das neue Gewehr und das neue Pulver der Artillerie und Infanterie geschaffenen Verhältnisse und die danach an die Disziplin, Ausbildung, Führung zu stellenden Anforderungen uns bisher kaum an irgend einer Stelle so klar und zutreffend geschildert und entwickelt sind, wie dies in der Schrift des Hauptmann von der Goltz geschehen ist.

Es ist unmöglich, von der Fülle anregender Gedanken auf dem hier zu Gebote stehenden Raum eine Andeutung zu geben, die Arbeit muß im Zusammenhange gelesen — und durchdacht werden. Nur soll zur Kennzeichnung des Zweckes und der Begründung des Titels eine Stelle der Schrift hier Platz finden, die wenigstens im Umrisse darüber Kunde giebt. Die Kraft der Feuerwaffen, heißt es, fordert gebieterisch, daß wir mit der Einsetzung selbst unserer Schützenlinien in den Kampf vorsichtig verfahren, daß wir vielmehr diese erst dann einsetzen, wenn die Vorbedingungen für den Erfolg durch die Wirkung unserer Artillerie sichergestellt sind. Bis zu diesem Augenblicke aber müssen besondere, numerisch schwache, aber höchst intelligente Kräfte zur Führung des Gefechts genügen, welche die Aufmerksamkeit des Gegners fesseln und durch ihr Feuer das Eingreifen der Schützenlinie in derselben Weise befürworten, wie die Schützen solches gegenüber den Kolonnen zu Anfang des Jahrhunderts thaten. Das Charakteristische der modernen Taktik ist also: die Massen bis zur Entscheidung zurückzuhalten und den Feind in den vorbereitenden Stadien des Gefechts mit numerisch schwachen aber intelligenten Kräften zu beschäftigen.

Diese Elitetruppe, welche in Form von *Patrouillen selbstständig* zu arbeiten vermag, in unserer Armee zur Einführung gelangen zu lassen, erscheint uns als eine dringende Forderung der gesteigerten Feuerwaffenwirkung. Wir werden, bevor wir der Organisation und Ausbildung derselben näher treten, in den nächsten Abschnitten, welche die Taktik der modernen Waffen beleuchten sollen, andeuten, wann und wie wir die *selbstständigen Patrouillen* verwenden möchten und erwähnen hier nur, daß wir dabei Folgendes voraussetzen:

Die Führer und Mannschaften der selbstständigen Patrouillen haben im Frieden eine besondere, ihren Dienst betreffende Ausbildung genossen. Jeder Infanteriezug besitzt eine solche selbstständige Patrouille, im Kriege in der Stärke von einem Führer und acht Mann. Sobald diese Patrouillen selbstständig auftreten, wird das Gepäck derselben, wenn irgend angängig, gefahren; dieselben führen in ihren Brodbeuteln Konserven und Reservepatronen mit sich, so daß sie erforderlichenfalls auch einige Tage selbstständig und von ihrer Truppe getrennt wirken können. Diese Patrouillen werden nicht, wie unsere jetzigen Patrouillen, nur zum unmittelbaren Schutz der Truppe verwendet, — für diese untergeordneten Zwecke bleiben vielmehr die bisher gebräuchlichen bestehen — sondern finden auf Anweisung des Leitenden Verwendung, vollkommen losgelöst von ihren taktischen Verbänden. Nachdem sie den von dem Leitenden erhaltenen Auftrag erfüllt haben, treten sie zu ihren Kompagnien zurück." . . .

Gewiß läßt sich gegen die Vorschläge des Hauptmanns von der Goltz Manches einwenden, — auch nach der sehr eingehenden Begründung desselben im weiteren Verlaufe der Schrift; aber der Grundgedanke ist ein guter und — Schwierigkeiten müssen stets überwunden werden, wenn man etwas Neues einführen will. Wir sind überzeugt, daß die Anregung des Herrn Verfassers nicht ohne Folgen bleiben wird; jedenfalls haben sie ohne Weiteres die Folge, daß sie die Auffassung der neuen taktischen Lage bei der großen Zahl der Leser vertiefen und viele Offiziere in ihrem Befehlsbereich dazu mitanstiften helfen, ihrem Ausbildungsprogramm etliche wichtige Gesichtspunkte, ad vocem „selbstständige Patrouillen", einzuverleiben. 126.

Un Pionnier. Les Forts et la Mélinite. 2e édition. Paris 1890. Henri Charles-Lavauzelle.

Ein werthvoller Beitrag zu der Frage der Forts-Anlage und -Vertheidigung in der Zeit der Brisanzgeschosse. Der Verfasser, der sehr klar und verständig seine Vorschläge und Ansichten entwickelt, giebt sich selbst nicht der Erwartung hin, daß dieselben Satz für Satz gebilligt oder angenommen werden. Aber er hat mancherlei schriftliche und thatsächliche Zustimmung erhalten. In großen Zügen: er giebt es auf, „Alles zu decken und einzudecken"; die rein-passive, unbewegliche Vertheidigung zu führen; er will vielmehr Wichtiges gedeckt, das Meiste maskirt haben, die Beweglichkeit und schnelle wie vollständige Ausnutzung der Fortsgeschütze durch Anbringung vieler Eisenschienen erzielen, also möglichst aktive Vertheidigung, möglichst Anwendung der für den Feldkrieg geltenden Grundsätze und Lehren. Diese Grundgedanken muß man loben. 130.

Kleine Mittheilungen.

Rußland. — Die größte Kanone der Welt. Die Feldarmee im Zukunftskriege. — Das größte je angefertigte Geschütz hat Krupp von Essen über Hamburg für die Ausrüstung von Kronstadt geschickt. Es ist aus Gußstahl und wiegt 235 Tonnen; sein Kaliber beträgt 35 Zentimeter und die Seele ist 12 Meter lang. Es feuert 2 Schuß in der Minute, jeder Schuß kostet 6000 Mark. Es wurde vorher in Essen von russischen Offizieren probirt; das Geschoß durchschlug eine 50 Zentimeter starke Eisenplatte und fiel 1400 Meter jenseits des Zieles nieder. . . . Die ergebene Dienerin der Russen, „La France militaire", zeichnet ihren Lesern nachfolgendes Zukunfts-Kriegsbild, das immerhin nicht ohne Reiz ist; ob es „ähnlich", mag dahingestellt bleiben: Man nimmt allgemein an, daß unter dem Oberbefehl des Großfürsten Wladimir, des Bruders des Zaren und gegenwärtig Militärgouverneur in Petersburg, sechs Armeen gebildet werden und zwar:

1. Rechter Flügel: die Lithauische Armee (General Ganetzki II), welche vermuthlich das II., III., IV. und XVI. Korps nebst 3 Kavallerie-Divisionen umfassen würde.

2. Armeen-Gruppe des Zentrums oder Polnische Armee, gebildet aus den Armeen von Polen und Volhynien:

   a. die Polnische Armee (General Gurko), mit dem V., VI., XIV. und XV. Korps und 5 Kavallerie-Divisionen;

   b. die Volhynische Armee (General Dragomirow), welche die Korps IX, X, XI und XII und 4 Kavallerie-Divisionen umfassen würde.

3. Linker Flügel oder Armee der Küsten des Schwarzen Meeres (General Roog), VII. und VIII. Korps mit 2 Kavallerie-Divisionen.

4. Reserve-Armeen: die eine im Militärgouvernement Petersburg (Garde- und I. Korps); die andere im Militärgouvernement Moskau (Grenadier-, XIII. und XVII. Korps), wahrscheinlich befehligt vom General Brewern de Lagardie.

Endlich, als unabhängig vom Generalissimus, die Armee des Kaukasus, unter dem Befehl des Fürsten Dondukow-Korsakow.

Wir können nicht mit Bestimmtheit den Chef des Generalstabes der West-Armeengruppe bezeichnen; man hatte ehedem vom General Dragomirow gesprochen, damals als der Befehl über die Volhynische Armee dem General Radetzky zukam; der Generalstabschef Gurkos, dem zur Zeit der Befehl über die Gruppe des Zentrum gebührt, würde sicherlich der General Pusyrewski sein. — Von einer Stärkeberechnung der einzelnen Armeen nehmen wir Abstand. Zu den zwei, das Friedens-Armeekorps bildenden Divisionen würde wahrscheinlich im Falle einer Mobilmachung eine dritte treten, aus Reserve-Regimentern bestehend. . . . 129.

Tonking. — Eine Batterie von Tigern angegriffen. — Eine Kolonne, die gegen die in den Schluchten des Berges Bavi, nahe bei Son-Tay sich aufhaltenden Piraten entsandt worden, hatte in der Nacht nicht weit vom Dorfe Kame-Daï ein Biwak bezogen. Der Platz der Artillerie war auf einem offenen Hügel, von dem aus man nach allen Seiten hin Ausblick hatte und sich für gesichert gegen jeden kühnen und plötzlichen Angriff halten konnte.

Plötzlich wurden ohne ersichtlichen Grund die Maulesel und Pferde von einem unbeschreiblichen Schrecken ergriffen, sie zerrissen ihre Stricke und bäumten sich, indem sie ein entsetzliches Gewieher ausstießen. Gleichzeitig sahen die Posten, welche mehrmals ihr „Halt, Werda!" gerufen hatten, ohne eine Antwort zu erhalten, — am Fuße des Hügels eine Schaar hungriger und drohender Tiger auftauchen.

Die Waffen ergreifen und Gewehrsalven auf diesen, nicht minder als die Piraten schrecklichen Feind abgeben lassen, war für den Lieutenant Gaudel das Werk eines Augenblicks. Nach dem ersten Feuern wälzten sich mehrere dieser schrecklichen Bestien auf dem Boden; aber die übergierige und durch diese unerwartete Menge frischen Fleisches angelockte Meute stürzte sich abermals gegen das Lager und einige Tiger gelangten bis auf 5 bis 6 Schritt an dasselbe. Die Wache feuerte noch lebhafter, als das erste Mal.

Wiederum zurückgejagt, setzten die von dem Blute angestachelten Bestien, weit entfernt, entmuthigt zu sein, immer von Neuem zum Sprunge an. So wurde die Nacht damit verbracht, ihre Bewegungen zu beobachten und sie zu vertreiben. Erst am Morgen, beim Tagesgrauen, entschlossen sich diese wilden Thiere zur Flucht, indem sie 2 oder 3 Pferde mitschleppten, welche der panische Schrecken zum Davonlaufen veranlaßt und in den Bereich ihrer Zähne gebracht hatte.

Am nächsten Tage erhielt man die Erklärung für diesen auffälligen Angriff: am Tage vorher hatte ein sehr starkes Detachement der Fremdenlegion im Walde von Kame-Daï eine große Streife abgehalten und hierbei nicht nur die Piraten, sondern auch die wilden Thiere aus dem Gehölz gejagt.

(„Revue du cercle militaire").

England. — Das Studium fremder Sprachen im Heere. — Das Studium fremder Sprachen in der Armee wird sehr begünstigt und alle zwei Jahre abgehaltene Prüfungen ermöglichen es der Militärbehörde, genau über diejenigen Offiziere unterrichtet zu sein, welche ihre persönlichen Kenntnisse in diesem Zweige in den Heeresdienst zu stellen wünschen. Dreißig von ihnen haben kürzlich mit Erfolg diese Prüfungen bestanden, 9 mit dem Prädikat „sehr gut" sind als Dolmetscher geeignet erklärt, — 21 erhielten ein „befriedigend". Von jenen 9 sind geprüft: 3 für das Französische, 3 für das Deutsche, je einer für das Arabische, Russische und Türkische. Von den 21 Anderen kommen 2 auf das Arabische, 4 auf das Französische, 2 auf das Deutsche, 1 auf das Italienische, 1 auf das Türkische, 11 auf das Russische. Im Ganzen haben von den 30 sich also 12 dem Russischen zugewendet; die Regierung treibt dazu besonders die in Indien

garnisonirenden Offiziere. Man schickt sie neun Monate lang nach Rußland. Trotz dieses langen Aufenthaltes bietet die russische Sprache so große Schwierigkeiten, daß nur ein einziger Offizier beim Examen eine zum Dolmetscher ausreichende praktische Fertigkeit hat darthun können. Uebrigens ist das Prädikat „sehr gut" nicht nur von theoretischem und das Selbstgefühl kitzelnden Werthe: die Offiziere, welche es im Russischen, Arabischen oder Türkischen erlangen, erhalten eine „Anerkennung" von 4000 Mark. Man schafft dadurch etwas, aber man ist eben auch so überzeugt von der Wichtigkeit dieser Kenntnisse im Heere, daß die englische Militärpresse diese Art des Verfahrens auf alle fremden Sprachen, ohne Ausnahme, auszudehnen drängt. Die Gesammtsumme der jährlich für die drei obenerwähnten Sprachen gewährten Beisteuern beläuft sich auf 100 000 Mark.

128.

Frankreich. — Große Herbstmanöver. — Das Beispiel der Manöver von Armeen gegeneinander, welches im vorigen Jahre Rußland in Volhynien gegeben hat, wird — was unschwer vorauszusehen war — nunmehr Frankreich in diesem Herbst befolgen. Unter Oberleitung Saussiers, des zukünftigen Kriegs-Generalissimus, dem General Miribel als Generalstabs-Chef zur Seite tritt, werden je zwei und zwei Armeecorps gegen einander 16 Tage manövriren: Davoust und Galliffet, auch Thomassin, sind als Führer in Aussicht genommen. Theilnehmen werden das V. Korps, Orléans, General Galland; — das VI. Korps, Châlons-sur-Marne, General Jamont; das VII. Korps, Besançon, General Négrier; das VIII. Korps, Bourges, General de Kerhué. Die Versammlung dieser Korps wird im Gebiete des VII. Korps, bei Chaumont, stattfinden. Es treten noch zahlreiche Sondertruppen hinzu, Fuß-Artillerie, Genie u. s. w. Man muß diesen gewaltigen Truppenaufgeboten und den Ergebnissen derselben die vollste Beachtung zuwenden.

8.

— Das italienische Repetirgewehr M. 1870/87. (Mit Figur 1—4 auf Tafel des Märzheftes.) Aus unserem Leserkreise ging uns vor Kurzem eine Anfrage über das Italienische Repetirgewehr zu. Wir bringen deshalb nachstehende Beschreibung, die den „Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens" entnommen, von Hauptmann Holzner bearbeitet ist und sich auf folgende Quellen stützt: „Memorial de Artilleria" nach Clavarino's neuester Arbeit, „Innovazioni nell' armamento portatile italiano ed estero".

Das italienische Repetirgewehr M. 1870/87 gehört dem kombinirten System eines festen Magazins mit beweglicher Paketladung an und gestattet sowohl das Laden einzelner Patronen, als auch ein rasches Repetirfeuer aus dem gefüllten Magazin, welches hierzu vier Patronen aufnimmt. Der Soldat trägt deshalb auch seine Patronen theils lose in normalen Schachteln, theils in den Ladern zu je vier Stück eingeschlichtet.

Von den Bestandtheilen des Vetterli-Einladers sind bei der Umgestaltung die drehbare Schutzkappe der Patronen-Einlage, der Auswerfer und sein Stift weg-

gefallen, andere Bestandtheile für den angestrebten Zweck entsprechend modifizirt worden, endlich einige Theile neu hinzugekommen.

Das Magazin A, Fig. 1 und 2, in Form einer Schachtel, aus Stahl gepreßt und durch einen Lacküberzug gegen Rost geschützt, ist knapp hinter dem Patronenlager in dem Mittelschaft bei t und t' befestigt. Die Patronen werden durch die Zubringerplatte B gehoben, welche von der spiralförmigen Zubringerfeder C nach aufwärts gedrückt wird, die sich unten gegen den Boden des Magazinskasten, oben innerhalb der Führung F gegen die vorgenannte Platte stützt. Das Heraustreten der Zubringerplatte C nach oben wird durch die beiden Zapfen Z (Schnitt x y) begrenzt, während die Patronen am unbeabsichtigten Aufsteigen durch die Zähne D der beiderseits im Verschlußgehäuse (bei e) festgeschraubten flachen Federn E verhindert werden.

Die Repetirsperre hat die Aufgabe, beim Gebrauche des Gewehrs als Einlader das Aufwärtstreten der Patronen aus dem Magazin auszuschließen. Dieselbe besteht aus einem, am vorderen Ende des Verschlußgehäuses aufgeschobenen Ring R, welcher sich auf ein gewisses Maaß im Kreise drehen läßt, was durch eine Schraube begrenzt wird, die in einem Schlitz am Umfange des Ringes eingreift. Letzterer nimmt bei dieser (ähnlich wie beim Werndl-Gewehr ausgeführten) Drehung an dem Knopfe k zwei Stellungen ein.

Im gesperrten Zustande ragt ein Vorsprung rechts nach innen in das Gehäuse vor (in der Zeichnung nicht ersichtlich), welcher die Patronensäule niederhält. Verdreht man den Ring jetzt nach links, so schiebt sich dieser schaufelförmige Vorsprung aus dem Gehäuse und giebt die Patronen frei.

Am Vetterli-Gewehr M 1871 wurden überdies einige andere Modifikationen vorgenommen, um das Auswerfen der Patronenhülsen zu sichern, das Gehäuse zu verstärken, dem Verschlußkolben rückwärts (bei V) eine sichere Führung zu geben; weiters verkürzte man den Putzstock, durchbohrte den Mittelschaft u. dgl. m. Alle diese Aenderungen berühren wir hier nicht weiter.

Die Lader (caricatore) Fig. 3 bestehen aus einem Gerippe für vier Patronen, das aus dem hölzernen Kopfe K mit dem verknoteten Strickstückchen L, dann zwei Paaren Blechstreifen S gebildet wird, welche unten um die Patronensäule überbogen sind. Auf der oberen weißen Fläche des Holzkopfes ist ein Pfeil eingeritzt, um die Richtung anzuzeigen, nach welcher der Lader eingeführt werden muß.

Funktionirung des Gewehrs.

A. Als Einlader funktionirt das Repetirgewehr M. 1870/87 gerade so wie das Vetterli-Gewehr M. 1870; ist das Magazin geladen, so muß für diese Feuerart die Repetirsperre aktivirt werden, wozu der Verschlußkolben zurückzuziehen ist. Hierauf wird mit dem Daumen der linken Hand die Patronensäule nach abwärts gedrückt, bis sich der an seinem Knopfe k gedrehte Ring mit seinem in das Gehäuse tretenden Vorsprunge darüber hingeschoben hat und so die Patronen am Aufsteigen hindert. Infolge der Schaufelform können jetzt ungehindert einzelne Patronen eingelegt und durch den Verschlußkolben vorgeführt werden.

B. Zum Repetirfeuer dreht man den Ring am Knopfe k nach links, eröffnet dadurch das Magazin, aus welchem dann, ähnlich wie beim österreichischen Gewehr M. 1888 die Patronen aufsteigen und vorgeschoben werden.

Die Versorgung des Magazins mit Patronen kann auf zweierlei Art geschehen, u. zw. entweder mittels der Lader Fig. 3, oder mit der Hand durch Einlegen und Hinabdrücken der vier Patronen. Die Lader dürfen nur während des Repetirfeuers verwendet werden, was in der Art geschieht, daß man dieselben in das Magazin einführt und die Kopfleiste dann am Knoten herauszieht, wenn die seitlich vorspringenden federnden Zähne über der obersten Patrone eingeschnappt sind. Beim Aufwärtsziehen der Kopfleiste biegen sich die Blechstreifen unterhalb der Patronen auf, so daß schließlich letztere frei im Magazin liegen.

Nach jedem Feuereinstellen ist das Magazin zu füllen und zu sperren, und zwar ersteres immer, wenn Zeit vorhanden ist, mit der Hand, zur Schonung der Lader; überdies ist noch eine Patrone in den Lauf einzuführen.

Das Gewehr ohne Säbelbajonett wiegt 4,2 kg und jeder leere Patronenrahmen 15 g.

Die Vetterli-Karabiner für die Spezialtruppen sind in gleicher Weise wie die Gewehre in Repetirer umgestaltet worden.

Die Truppen in Afrika haben statt des Säbelbajonetts M. 1870 das in Fig. 4 dargestellte Dolchbajonett erhalten, welches eine Lederscheide besitzt.

— Die Rotation der Erde als Ursache einer Rechtsabweichung der Geschosse. Von Dr. Aug. Pfannstiel.*) — Schon vor Jahren habe ich in einer kleinen Broschüre darauf aufmerksam gemacht, daß die stets beobachtete Abweichung der Geschosse nach rechts in erster Linie der Rotation der Erde um ihre Axe zuzuschreiben sein möchte, im Gegensatze zu der allgemein verbreiteten Ansicht, daß ein Einfluß der Rotation der Erde nicht vorhanden oder nur unwesentlich sei. Ich habe in dem genannten Schriftchen die Formeln auf analytischem Wege abgeleitet, nach denen man die Größe der aus jenem Faktor resultirenden Ablenkung von vornherein berechnen kann, sowohl für den fingirten Fall, daß ein Geschoß im leeren Raume geworfen werde, also keinerlei anderen störenden Einflüssen unterworfen sei, als auch für den Schuß im lufterfüllten Raume, bei dem die erwähnte Ablenkungsursache sich mit anderen von dem Widerstande der Luft gegen das rotirende Geschoß herrührenden ablenkenden Kräften kombinirt.

Obwohl bei der Berechnung numerischer Werthe für den letzteren Fall eine Näherungsmethode angewendet wurde, die den ablenkenden Einfluß der Erdrotation kleiner erscheinen lassen muß, als derselbe in Wirklichkeit ist, so zeigen selbst diese Resultate, daß derselbe wenigstens als ein nicht zu unterschätzender Faktor anzusehen ist.

Trotzdem ist mir nicht bekannt geworden, daß man von den Resultaten jener Abhandlung irgendwo Notiz genommen hätte, noch daß ein dort ausgesprochener

*) Aus der Zeitschrift für Schweizer Artillerie und Genie.

Gedanke etwa anderwärts selbstständig aufgetreten und für die Praxis verwerthet worden wäre. Allerdings muß ich hinzufügen, daß mir die neueste ballistische Literatur wenig bekannt ist, und es würde mich daher ein geschätzter Leser dieses Blattes zu großem Danke verpflichten, wenn er mich auf Abhandlungen aus neuerer Zeit, die den Gegenstand auch von dieser Seite betrachten, hinwiese. Für den Augenblick soll mich diese Ungewißheit über die Existenz einschlägiger Literaturprodukte nicht abhalten, den Gegenstand an dieser Stelle einmal zur Sprache zu bringen und meine früher gefundenen Resultate mitzutheilen, zumal gerade in neuester Zeit Geschütze konstruirt worden sind, welche ihre Geschosse auf so enorme Entfernungen schleudern, daß dieselben durch die Erdrotation eine ganz beträchtliche Ablenkung erfahren müssen.

Während man schon am Ende des vorigen Jahrhunderts sein Augenmerk dem Einflusse zugewendet hatte, welchen die Erdrotation auf einen von einem hoch gelegenen Punkte in die Tiefe fallenden Körper ausübt, scheint man früher nicht daran gedacht zu haben, daß sich ein ähnlicher Einfluß auch auf einen horizontal fortbewegten Körper geltend machen muß. Wenigstens ziehen Guglielmini, Benzenberg und Reich, Physiker, welche sich eingehend mit Fallversuchen beschäftigt haben, diesen Fall nicht in den Bereich ihrer Betrachtungen. Auch Gauß erwähnt denselben nicht in seinen theoretischen Untersuchungen über diesen Gegenstand, und Poisson sagt in seinem „Traité de Mécanique“ am Schlusse des § 150, nachdem er die Wirkung der Erdrotation auf drei fallende Körper erwähnt hat, ausdrücklich: „Les mouvements indépendants de cette rotation sont ceux que produit le choc des corps u. s. w., und dem Stoße der Körper ist natürlich der Stoß der Pulvergase gleich zu achten. Allerdings ist später Poisson bei einer eingehenderen Behandlung des Gegenstandes in seinen „Recherches sur le mouvement des projectiles dans l'air“ von dieser Ansicht abgekommen. Aber auch hier berechnet er die von der Erdrotation herrührende Ablenkung als ganz unerheblich, da er nur geringe Wurfweiten in's Auge faßt; und er scheint auch kaum daran gedacht zu haben, daß in der Praxis Fälle eintreten könnten, in denen dieselbe erhebliche Werthe erreicht. Dies mag denn auch der Grund sein, daß man in späteren Schriften über Ballistik dieser Ablenkungsursache gar nicht mehr gedacht und die beobachtete Ablenkung stets ausschließlich der Wirkung des Luftwiderstandes auf das rotirende Geschoß zugeschrieben hat. Diese Thatsache glaube ich konstatiren zu können, wenigstens in Beziehung auf die Literatur bis zum Jahre 1877; denn einerseits habe ich diese in ziemlich eingehender Weise zum Gegenstand meines eigenen Studiums gemacht, andererseits hat Haupt bei Abfassung seiner Broschüre „Mathematische Theorie der Flugbahnen gezogener Geschosse“ dem Anscheine nach ein umfangreiches Quellenmaterial zur Verfügung gehabt, in welchem er über diesen Punkt gleichfalls keine Angaben gefunden haben muß, da er denselben auch nicht einmal andeutungsweise erwähnt.*) Daß jedoch die Erdrotation einen bedeutenden Einfluß auf die Ab-

*) Als der vorliegende Aufsatz bereits druckfertig vorlag, erhielt ich eine Nummer des „Archivs für Artillerie- und Ingenieuroffiziere des deutschen Reichsheeres“ vom Jahre 1878



lenkung der Geschosse haben muß, läßt sich selbst dem Laien klar machen, der nur in den Elementen der Trigonometrie Bescheid weiß. Bedenken wir, daß unsere Horizontalebene mit der Erdaxe einen Winkel bildet, welcher gleich der geographischen Breite des betreffenden Erdortes ist, so leuchtet ein, daß jeder Punkt dieser Ebene bei der täglichen Rotation der Erde um ihre Axe einen um so kleineren Kreis beschreiben muß, je weiter er nach Norden gelegen ist, und einen um so größeren, je weiter südlich er liegt. Da die Dauer einer vollen Umdrehung für alle Erdorte dieselbe ist, nämlich 86 164 Sekunden, so ist die Geschwindigkeit eines Erdortes in west-östlicher Richtung, d. h. die Strecke, die er in der Sekunde zurücklegt, um so kleiner, je weiter nördlich er gelegen ist. Werfen wir nun ein Geschoß genau nach Norden, so behält dasselbe während der ganzen Dauer seiner Bewegung die Geschwindigkeit bei, welche dem Punkte der Erdoberfläche, von dem es ausgegangen ist, zukommt. Der Zielpunkt hat in dieser Zeit eine kleinere Strecke zurückgelegt: folglich muß das Geschoß, wenn es in die Breite dieses Zielpunktes kommt, demselben nach Osten vorausgeeilt sein, d. h. es muß eine Ablenkung nach rechts erfahren haben, welche um so größer ist, je größer der Unterschied der geographischen Breiten des Ausgangs- und des Zielpunktes ist und je längere Zeit das Geschoß zur Zurücklegung seiner Bahn gebraucht hat.

Da Zahlen am deutlichsten sprechen, so wollen wir den Fall an einem Beispiel erläutern. Der Ausgangspunkt des Geschosses liege unter einer geographischen Breite $\varphi = 52^0$. Den Theil der Erdoberfläche, welcher die Umgebung des Geschützes bildet, denken wir uns der Einfachheit halber als Ebene. Es ist dieses dann die Tangentialebene des Ausgangsortes, und die Erdaxe bildet mit derselben einen Neigungswinkel $\varphi = 52^0$.



Fig. 1.

Denken wir uns ferner die Erde als vollkommene Kugel vom Radius r Meter (vgl. Fig. 1) — eine Annahme, die wir für die folgende Rechnung machen dürfen, ohne einen merklichen Fehler zu begehen —, so ist der Radius des φ^{ten} Breitenkreises $AB = r \cos \varphi$, sein Umfang also

$$2 \pi r \cos \varphi \text{ Meter.}$$

(2. Heft) mit einem Artikel aus der Feder eines Artilleriecoffiziers, Herrn Engelhardt, in welchem dieser denselben Gegenstand einer mathematischen Behandlung unterwirft und im Wesentlichen zu ähnlichen Resultaten kommt, wie ich in meiner oben erwähnten Broschüre. Da der darin befolgte Gang ein anderer ist, als der von mir innegehaltene, und auch die Resultate sich mit den meinigen nicht ganz decken, so begnüge ich mich hier damit, auf diese Arbeit hingewiesen zu haben.

Ebenso wurde mir von dem Redakteur der genannten artilleristischen Schrift, Herrn General Schröder, mitgetheilt, daß seit 1886 in Wien ein Werk von Wurch über „äußere Ballistik" in Heften erscheine, in welchem der Einfluß der Erdrotation gleichfalls erwähnt sei. Nach den mir mitgetheilten Notizen — das Werk selbst kenne ich nicht — ist es allerdings nur eine sehr flüchtige Erwähnung, die dieser Ablenkungsfaktor erfährt. Es dürfte daher der vorliegende Aufsatz dennoch für manchen Leser von Interesse sein, und deshalb trage ich kein Bedenken, denselben hier zu veröffentlichen.

Ist der Schuß genau nach Norden gerichtet und erreicht das Geschoß in einer Entfernung s Meter vom Ausgangspunkte die Horizontalebene wieder, so ist der Radius des Breitenkreises dieses letzteren Erdortes, des Zieles, um das Stück

$$CB = s \sin \varphi \text{ Meter}$$

kürzer als AB. Der Umfang dieses Breitenkreises ist also

$$2 \pi (r \cos \varphi - s \sin \varphi) \text{ Meter.}$$

Die Geschwindigkeit des Geschosses in seinem Ausgangspunkte in Richtung von Westen nach Osten, oder die Strecke, die es in einer Sekunde in dieser Richtung während seiner ganzen Flugzeit zurücklegt, ist daher

$$\frac{2 \pi r \cos \varphi}{86\,164} \text{ Meter,}$$

die des Zieles

$$\frac{2 \pi (r \cos \varphi - s \sin \varphi)}{86\,164} \text{ Meter,}$$

und demnach hat sich das Ziel in jeder Sekunde um soviel weniger weit nach Osten bewegt, als die Differenz dieser beiden Ausdrücke beträgt, d. h. um

$$\frac{2 \pi s \sin \varphi}{86\,164} \text{ Meter.}$$

Hat nun das Geschoß t Sekunden gebraucht, um in die Breite des Zieles zu kommen, so muß es dem Zielpunkte

$$t \cdot \frac{2 \pi s \sin \varphi}{86\,164} \text{ Meter}$$

nach Osten vorausgeeilt sein. Nach einer Notiz der „Post" vom 3. Mai 1888 hat der englische Artilleriegeneral Maitland bei Gelegenheit eines militärischen Festmahles gesagt, daß die Geschützgießerei in Woolwich eine Kanone fertig gestellt habe, welche ein Geschoß 21 000 Meter weit zu schleudern vermöge. Berechnen wir nach unserer soeben aufgestellten Formel die Ablenkung welche dieses Geschoß durch die Rotation der Erde erfahren muß, wenn es in unserer Breite genau nach Norden geschleudert würde, so ergiebt sich, daß es in jeder Sekunde dem 21 000 Meter entfernten Ziele um

$$\frac{2 \pi \cdot 21\,000 \sin 52^0}{86\,164} = 1{,}207 \text{ Meter}$$

nach Osten vorauseilen müßte.

Nach Angabe der oben genannten Broschüre des Herrn Haupt erreicht das Geschoß aus einem 21 cm-Geschütz ein 5650 Meter entferntes Ziel in 18 Sekunden. Seine mittlere horizontale Geschwindigkeit beträgt also etwas über 300 Meter. Nehmen wir nun an, daß ein Geschoß aus dem in England neu konstruirten Geschütze eine mittlere Horizontalgeschwindigkeit von 400 Meter besitze, so würde es zum Erreichen eines 21 000 Meter entfernten Zieles doch über 50 Sekunden gebrauchen und von dem Zielpunkte demnach über

$$50 \cdot 1{,}2 = 60 \text{ Meter}$$

nach Osten, d. h. nach rechts abgelenkt werden.

Ist der Schuß genau nach Süden gerichtet, so bleiben die Zahlenverhältnisse

ganz dieselben. Der Zielpunkt bewegt sich dann in der Sekunde um ebenso viel schneller nach Osten als das Geschoß; dieses muß also, wenn es in seine Breite kommt, um eine entsprechende Strecke nach Westen zurückgeblieben sein: es hat also, da man jetzt von Norden nach Süden sieht, wiederum eine Ablenkung nach rechts erlitten.

Wenn nun der Schuß nicht genau nach Norden oder Süden gerichtet ist, wenn die Projektion der Bahn des Geschosses auf die Horizontalebene mit dem Meridiane einen beliebigen Winkel bildet, so ist die Breite des Zieles bei gleichbleibender Wurfweite von der des Ausgangsortes weniger verschieden als im vorhergehenden Falle, und aus diesem Grunde ändert sich auch die Größe der Ablenkung. Gleichzeitig tritt jetzt aber ein neues Moment hinzu, welches die Ablenkung nach rechts zu vergrößern bestrebt ist. Denken wir uns den Schuß genau nach Osten gerichtet, so haben Ziel und Ausgangort dieselbe Geschwindigkeit und zwar beide in Richtung der Projektion der Geschoßbahn auf die Horizontalebene, so daß hieraus ein Grund einer Ablenkung nicht ersichtlich ist. Allein durch den Schuß nach Osten wird die Geschwindigkeit vermehrt, welche dem Geschosse als einem Erdpunkte schon in der Ruhelage zukommt, und damit auch seine Zentrifugalkraft; die Zentrifugalkraft wirkt aber in der Richtung des verlängerten Radius des Parallelkreises (vgl. Fig. 2) und bildet daher mit dem Horizonte einen Winkel $\alpha = 90^\circ - \varphi$; und zwar ist die Projektion dieser Kraft auf die Horizontalebene auf der nördlichen Halbkugel nach Süden gerichtet. Es wirkt demnach beim Schusse nach Osten auf das Geschoß eine kontinuirliche Kraft, welche eine nach Süden gerichtete Komponente hat, und diese muß eine Ablenkung des Geschosses nach Süden, d. h. wieder nach rechts zur Folge haben. Ganz Entsprechendes gilt aber auch für den Schuß nach Westen, bei welchem die Zentrifugalkraft vermindert wird, wodurch eine nach Norden gerichtete Kraftkomponente auftritt, die also wiederum eine Rechtsablenkung hervorbringen muß.

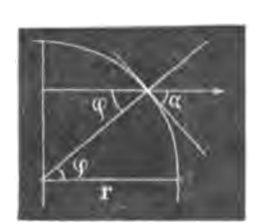


Fig. 2.

Hieraus sieht man, daß ein Geschoß in Folge der Erdrotation stets eine Ablenkung nach rechts erfahren muß, mag der Schuß nach Norden oder Süden, nach Osten oder Westen gerichtet sein. Für jede dazwischen liegende Richtung wirken die beiden ablenkenden Ursachen zusammen; mithin muß das Geschoß bei jedem Schusse eine Rechtsablenkung erfahren, wie man auch das Geschütz richten mag. Daß dieselbe unter Umständen sehr beträchtlich werden kann, zeigt schon das obige Zahlenbeispiel. In dem Eingangs erwähnten Schriftchen habe ich unter der Voraussetzung, daß das Geschoß im leeren Raume geworfen werde, die Formeln abgeleitet, nach denen man diese Ablenkung für jeden beliebigen Schuß berechnen kann, sobald man die Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses, den Elevationswinkel des Geschützes und den Winkel kennt, welchen die Horizontalprojektion der Schußrichtung mit dem Meridiane bildet. Ich habe daselbst auch gezeigt, wie man von den gewonnenen Formeln aus, welche die Wirkung der Erdrotation rein darstellen,

Näherungwerthe für die Ablenkung beim Schusse im lufterfüllten Raume erhalten kann. Ich begnüge mich daher hier damit, einige der dort gewonnenen Resultate mitzutheilen.

Führen wir ein Koordinatensystem ein, in welchem die positive Seite der x-Achse nach Norden, der y-Achse nach Westen und der z-Achse vertikal abwärts gerichtet ist; bezeichnen die Winkelgeschwindigkeit der Erde mit ω, setzen also

$$\omega = \frac{\pi}{43082};$$

nennen ferner die Komponenten der Anfangsgeschwindigkeit in Richtung der drei Koordinatenaxen v_x, v_y, v_z, und die Ablenkungen in Richtung dieser Axen α_x, α_y, α_z: so ist, wenn wir noch die Schwerkraft mit g und die geographische Breite des Ausgangspunktes des Geschosses mit φ bezeichnen, die Ablenkung in Richtung der Koordinatenaxen zur Zeit t:

$$\begin{aligned} &\alpha_x = \omega \sin\varphi\, v_y\, t^2, \\ (1)\quad &\alpha_y = -(v_x \sin\varphi + v_z \cos\varphi)\, \omega\, t^2 - \frac{g \cos\varphi}{3}\, \omega\, t^3, \\ &\alpha_z = \omega \cos\varphi\, v_y\, t^2. \end{aligned}$$

Die Komponenten der Anfangsgeschwindigkeit α des Geschosses berechnen sich nach den Formeln

$$\begin{aligned} &v_x = \alpha \sin\psi \cos\chi, \\ (2)\quad &v_y = \alpha \sin\psi \sin\chi, \\ &v_z = \alpha \cos\psi, \end{aligned}$$

wo χ den von Norden durch Westen, Süden und Osten gezählten Winkel bedeutet, welchen die Projektion der Bahn des Geschosses auf die Horizontalebene mit der positiven x-Axe bildet, und ψ den von der Axe des Geschützrohres und der positiven z-Axe gebildeten Winkel bedeutet; es ist dieses der Elevations- oder Abgangswinkel vermehrt um 90°.

Damit man sich eine Vorstellung von der Größe der Abweichung machen könne, welche sich für den leeren Raum ergiebt, welche also allein durch die Erdrotation hervorgebracht wird, stelle ich in der folgenden kleinen Tabelle die Resultate einiger numerischer Berechnungen zusammen. Ich nehme dabei an, daß die Anfangsgeschwindigkeit 400 Meter betrage und das Geschoß unter einem Winkel von 45° gegen den Horizont geworfen werde (so daß $\psi = 135°$ ist), und untersuche die Fälle, daß der Schuß nach Norden, Westen, Süden und Osten gerichtet ist. Beiläufig sei bemerkt, daß das Geschoß in diesem Falle die Horizontalebene in einer Entfernung von 16 316 Meter vom Ausgangspunkte wieder erreichen würde (immer unter der Voraussetzung, daß es im leeren Raume geworfen werde).

Es ergiebt sich dann (in Metern):

Für den Schuß nach	α_x	α_y	α_z	Total-Ablenkung	Seiten-Ablenkung nach rechts
Norden ($\chi = 0°$)	0	−37,834	0	37,834	37,834
Westen ($\chi = 90°$)	52,526	14,692	44,075	70,125	52,526
Süden ($\chi = 180°$) . . .	0	67,216	0	67,216	67,226
Osten ($\chi = 270°$)	−52,526	14,692	−44,075	70,125	52,526



Der Luftwiderstand vermindert nun diese Größen um ein Beträchtliches dadurch, daß er die Wurfweite verkleinert; direkt wird dagegen die sehr langsam vor sich gehende Abweichung des spezifisch schweren Geschosses, soweit dieselbe von der Erdrotation herrührt, durch denselben so gut wie gar nicht geändert. Hieraus ergiebt sich die Berechtigung einer Näherungsmethode zur Berechnung numerischer Werthe jener Ablenkung unter Berücksichtigung des Luftwiderstandes; man berechne, um für einen bestimmten Schuß die fragliche Ablenkung a priori zu bestimmen, aus der beobachteten Wurfweite und Flugzeit die Anfangsgeschwindigkeit und den Elevationswinkel für den entsprechenden Schuß im leeren Raume, leite hieraus die Größen v_x, v_y, v_z her und setze ihre Werthe in die Gleichungen (1) ein. Auf diese Weise bin ich zu Resultaten gelangt, die ich in folgender Tabelle mit den aus Haupt's Schrift entnommenen Angaben einer Schießtafel zusammenstelle:

Schuß nach	Seitenablenkung nach rechts auf eine Entfernung von				
	1000 m	2000 m	5000 m	7000 m	8000 m
	m	m	m	m	m
Norden	0,133	0,613	4,580	9,567	12,089
Osten	0,134	0,581	5,027	11,536	14,973
Süden	0,135	0,581	6,816	13,503	17,851
Westen	0,134	0,581	5,027	11,536	14,973
Verschiebung nach Angabe der Schußtafel in 1/16 Grad . .	1	2	6,5	14,5	22
Diese entspricht einer Seitenabweichung von	m 1,08	m 4,36	m 35,39	m 110,63	m 191,97

Vergleicht man diese Zahlen miteinander, so sieht man, daß der von der Erdrotation herrührende Theil der Seitenablenkung gegen die erfahrungsmäßig konstatirte Gesammtablenkung allerdings nicht groß ist, aber auch keineswegs so klein, um dagegen ganz vernachlässigt werden zu dürfen. Ja, für sich betrachtet, sind die errechneten Werthe sogar beträchtliche zu nennen, die eine besondere Bedeutung gewinnen würden, wenn es einmal gelingen sollte, Geschosse zu konstruiren, auf welche der Luftwiderstand als ablenkende Kraft nicht einwirkt. In meiner oben erwähnten Broschüre, welcher ich die Tabellen entnommen habe, ist mir bei der Verzeichnung der Angaben der Schießtafel ein Irrthum unterlaufen, auf den ich durch die Güte des Herrn Oberstlieutenants Germien aufmerksam gemacht worden bin. Dort habe ich die in Herrn Haupt's Schrift angegebenen Zahlen als Größe der Ablenkung in Metern aufgeführt, während dieselben die seitliche Winkelverschiebung, welche man dem Geschütz geben muß, in 1/16 Grad bedeuten.

— Das pneumatische Geschützsystem Dudley. (Mit 2 Zeichnungen auf Tafel des März-Heftes.) Die Eigenthümlichkeit desselben liegt in der besonderen Art, die Luft zu komprimiren und selbe zum Antrieb des Geschosses zu benützen.

Wenn beim System Zalinski die Luft mittelst sehr kräftiger Luftpumpen in ein Reservoir von einem Fassungsraum für ca. 20 Schuß gepreßt wird, aus dem der Bedarf für jeden Schuß in das Geschütz mittelst einer besonderen Steuerung

gebracht wird, so erzeugt beim neuen System eine kleine Pnlverladung, welche auf einen beweglichen Stempel im rückwärtigeu Theile des Rohres wirkt, durch Zusammenpressen der Luft vor dem Stempel, fallweise für jeden Schuß das nöthige Quantum, das gleichzeitig das Geschoß aus der Bohrung treibt.

Dieses System scheint sowohl für schweres, als auch leichtes Geschütz, also Küsten-, Positions-, Schiffs- und Feldgeschütz verwendbar.

In Fig. 1, welche die Anordnung dieses Systems für schweres Kaliber darstellt, bedeutet A den Raum, in welchem durch den Stempel B die Luft komprimirt wird, wenn in C ein kleines Pulverquantum zur Verbrennung gelangt.

Das um E nach abwärts drehbare Geschützrohr D läßt sich mittelst des Hebels H in dem Verbindungsstück F fixiren. Ist das Geschützrohr nach abwärts geneigt, so läßt sich der Stempel ganz nach rückwärts schieben und das Geschoß einführen. Die Pulverladung läßt sich nach Drehen des Verschlußstückes J in den Raum C einbringen.

Je größer der Raum A im Verhältniß zum Bohrungsraume ist, desto größer wird die Geschwindigkeit des Geschosses ausfallen. Inwiefern jedoch dieses System mit jenem Zalinski's konkurriren kann, ist nur Gegenstand der Vermuthung, doch dürfte die Wurfweite schwerer Geschosse nicht bedeutend sein. Das System besitzt dagegen den Vorzug äußerster Einfachheit. Solche Geschütze lassen sich gleich Pulvergeschützen in ziemlicher Zahl an Bord, behufs Verwendung brisant gefüllter Granaten auf kurze Distanzen, gebrauchen.

Die Mefford-Zalinski-Dynamitkanone wird bei der Möglichkeit, ungeheuere Geschosse bis zu zwei Meilen zu werfen, und so den Torpedokampf aus dem Wasser in die Luft zu verlegen, ein besonderer Typus bleiben.

Für die Feldartillerie ist das System etwas modifizirt, doch prinzipiell dasselbe. Diese Waffe bietet vornehmlich das Mittel, brisant gefüllte Granaten im Feldkriege zu verwenden.

Die Fig. 2 zeigt eine Anordnung für das Feldgeschütz, welche analog der früher besprochenen konstruirt ist. Der Raum A für die Komprimirung der Luft ist durch jenen F vergrößert, so daß bei den zur Anwendung kommenden kleinen Kalibern große Geschwindigkeiten erzielt werden können.

Ein Stempel für die Komprimirung der Luft wird in diesem Falle nicht angewendet, sondern derselbe erfolgt direkt durch Explosion der Pulverladung C.

D bedeutet eine durch die Schraubenklemme E festgehaltene Sicherheitsplatte, welche — in ihrer Dicke geringer als die den Kompressionsraum umschließenden Wände und als die Rohrwandungen — bei übermäßiger Kompression der Luft zerbricht und der Letzteren ohne Gefährdung des Geschützes und der Bedienungs-Mannschaft einen Ausweg giebt.

Die Verfeuerung von Geschossen mit brisanter Füllung mittelst Schwarzpulvers birgt nach Ansicht des Proponenten immerhin einen gewissen Grad von Unsicherheit und macht jedenfalls starke Geschoßwandungen nothwendig, so daß der für die

Aufnahme der brisanten Füllung disponible Hohlraum des Geschosses restringirt erscheint.

Beide Umstände erscheinen bei der Verwendung komprimirter Luft als Triebmittel beseitigt. („Artillerie- und Genie-Wesen" nach „The Engineer".)

— Herstellung von Handwerkzeugen aus einem Stück mit ihren hohlen Stielen. (Mit 2 Zeichnungen auf Tafel des März-Heftes.) Man kann nach dem Mannesmann'schen Verfahren nahtlose Röhren aus einem vollen Stücke walzen und nach Belieben Theile dieser Röhren auch voll belassen, so daß eine längere Eisenstange abwechselnd aus hohlen und vollen zusammenhängenden Stücken besteht. Friedrich Siemens benützt diese Erzeugungsweise zur Herstellung von Werkzeugen, wie Hacken und Hämmer, deren arbeitender Theil mit dem hohlen Stiele aus einem zusammenhängenden Stück besteht. Die obenerwähnten abwechselnd mit vollem und hohlem Querschnitte erzeugten Eisenstangen werden nach den Linien a a (siehe die betreffende Zeichnung) zerschnitten, so daß aus den vollen Enden Hämmer, Picken, Aexte ausgereckt oder ausgeschmiedet werden können, während die hohlen Stellen die Stiele bilden. („Artillerie- und Genie-Wesen".)

— Ueber die Mängel der neuen englischen Torpedokanonenboote schreibt die „Times" Folgendes: Kontinuirliche Unfälle begleiten die Probefahrten unserer neuen Torpedokanonenboote erster Klasse, welche unter dem Namen der verbesserten „Rattlesnakes" bekannt und von denen im Ganzen acht vorhanden sind. Die Maschinen dieser Schiffe, deren Deplazement 735 t nicht übersteigt, sollen die relativ enorme Leistung von 4500 ind. e besitzen. Die Idee, so starke Maschinen auf Schiffen dieser Gattung zu installiren, hat sich als ganz verfehlt erwiesen, und nachdem die verschiedenen Erbauer mit diesen Schiffen nahezu gleich ungünstige Resultate erzielten, ist anzunehmen, daß der Fehler ein radikaler sei. Die Lokomotivkessel sowohl als die Schiffsverbände erwiesen sich als zu schwach, um der Inanspruchnahme bei forzirtem Betriebe zu widerstehen.

Die „Seagull", welche kürzlich nach Portsmouth kam, um die Progressivfahrten vorzunehmen, mußte nach einer zweistündigen Fahrt nach Chatham behufs Verstärkung der Verbände zurückgesendet werden, da ohne diese an die Steigerung der Leistung der Maschine nicht gedacht werden konnte. Während dieser Probefahrt wurde blos eine Maschinenleistung von 3033 ind. e bei 245 Umdrehungen und 2,3" (59 mm) Luftdruck, und eine Schiffsgeschwindigkeit von etwas weniger als 20 Knoten erzielt und somit das Maximum der Leistung bei Weitem nicht erreicht. Dabei begannen drei der vorhandenen vier Lokomotivkessel stark zu lecken und waren die Vibrationen des Schiffskörpers so stark, daß sich die Nahten der Deckbeplankung öffneten. Bei den in Chatham mit natürlichem Zuge durchgeführten Proben, bei welchen eine Maschinenleistung von 2700 ind. e erreicht wurde, arbeiteten die Maschinen anstandslos und es waren keine Vibrationen vorhanden.

(„Seewesen" nach „Times".)



Der Feldzug der ersten deutschen Armee im Norden und Nordwesten Frankreichs 1870|71.*)

VII.

Als am 4. Januar 1871 die 15. Division hinter die Somme zurückging, hatte sie das Husaren-Regiment Nr. 7 in der Linie Bancourt—Bapaume—Tilloy als Schleier zurückgelassen. Außerdem folgten, vom General Graf Göben geschickt, 2 Schwadronen Kürassiere der nach Arras abziehenden feindlichen Nachhut — 20. Marschjägerbataillon —; als letzteres einen Hohlweg zwischen Biefvillers und Bihaucourt überschritt, wurde es an Tête und Queue von den Kürassieren attakirt. Es bildete Karré, gab auf ganz nahe Entfernung Feuer, einzelne Reiter drangen in's Karré ein, die andern, ohnehin durch den Hohlweg gehemmt, mußten unter schweren Verlusten Kehrt machen. Trotzdem folgten die Schwadronen dem Feinde, auf Entfernung, noch bis Boyelles, 8 Kilometer weit. Diese Attake macht der Tapferkeit der Schwadronen alle Ehre, aber nicht der Ueberlegung ihrer Führer — und sie bereichert das Kapitel: „Ob und unter welchen Umständen bieten Reiterangriffe Aussicht des Gelingens gegen Infanterie, die nicht vollständig erschüttert ist?"

Am 5. Januar ging die 3. Kavallerie-Division wieder nach Bapaume vor. Faidherbe hatte es nicht für nöthig erachtet, in die schützende Festungslinie hineinzugehen, sondern südlich derselben, nur 1½ Meilen nördlich Bapaume, Halt gemacht, — so aus nächster Nähe die deutsche Armee und die Einschließung von Péronne bedrohend.

Und doch mußte, aus strategischen, taktischen — und insbesondere aus moralischen Rücksichten diese Einschließung aufrecht erhalten werden!

So entschloß sich General von Göben, im Einverständniß mit dem Oberbefehlshaber, nachdem die Truppen einen Ruhetag gehabt und ihre Munition ergänzt hatten, wieder über die Somme vorzugehen und sich seitwärts der Straße von Arras, in der Linie Albert—Bray, so aufzustellen, daß er den Vormarsch des Feindes auf Péronne zu flankiren vermochte: er gab die Straße Bapaume—Péronne völlig frei und wollte gegen die rechte Flanke oder gar gegen den Rücken der vorgehenden französischen Kolonnen stoßen.

*) Siehe Dezemberheft 1890 unserer Blätter.



Nun ist es bekanntlich ein eigenes Ding mit den Flankenstellungen — und man wird der Kunz'schen Beurtheilung beipflichten müssen: Ueber die Aussichten auf Erfolg, welche ein solcher Flankenstoß gehabt haben würde, läßt sich streiten; es lag aber immerhin in demselben die einzige Möglichkeit, die Belagerung von Péronne thatkräftig zu Ende zu führen. Da General von Göben nur 18 Bataillone, 24 Schwadronen und 90 Geschütze zu dem Flankenangriffe verfügbar hatte, so war freilich der Gegner an Infanterie dreifach überlegen. Allein die Franzosen waren in ihren Marschbewegungen bisher immer sehr schwerfällig gewesen, hatten auch im Manövriren wenig Geschick gezeigt. Jedenfalls konnte General von Göben mit seiner ganzen Streitkraft entwickelt vorstoßen und traf dann zunächst nur auf diejenige der verschiedenen französischen Marschkolonnen, welche ihm am nächsten war. Es ist wohl möglich, daß es gelungen wäre, diese Marschkolonne völlig zu zertrümmern, ehe die nächste zur Unterstützung herbeigeeilt wäre. Man mag über den Werth einer solchen Flankenstellung denken, wie man will, soviel steht fest, daß der Gedanke Göbens kühn war, sogar sehr kühn. Nicht jeder Feldherr würde sich dazu entschlossen haben.

Ich meine, daß in der merkwürdigen Zwangslage General von Göben das Vortheilhafteste gethan hat, was möglich war; es giebt aber eben der Lösungen viele, die alle ihre Vorzüge und Nachtheile haben. Jedenfalls ist es gut — und ein Glück —, daß die Leistungsfähigkeit der Flankenstellung damals nicht erprobt worden ist. Denn schwerlich hätte Faidherbe, doch wohl im Allgemeinen über des Gegners Stellung unterrichtet, seine Kolonnen einzeln der Vernichtung ausgesetzt; er konnte, da freilich die gegnerische Stellung nicht unbeachtet bleiben durfte, sich mit seiner Uebermacht schnell auf die linke Flanke Göbens bei Albert werfen, unter Detachirung auf Péronne, oder umgekehrt, u. s. w. —

Die Abtheilung des Oberstlieutenants von Pestel wurde, unter Belassung einer Ulanen-Schwadron bei Picquigny, nach Acheux herangezogen, die Korps-Artillerie verblieb südlich der Somme bei Fay und Framerevílle. Die 29. Brigade stand bei Albert, die 30. bei Bray, die 3. Kavallerie-Division nebst 2 Bataillonen 19 bei Bapaume, die Garde-Kavallerie-Brigade bei Combles und Sailly-Saillisel, die 3. Reserve-Division, welche ihre Kavallerie-Brigade zur Einschließung Péronnes abgab, ging nach Ferillères und Gegend, westlich Péronne. Die in Roisel, Marquaix und Nurlu stehenden Truppen der Obersten von Hertzberg und von Wittich traten größtentheils zum Einschließungskorps über, welches sich jetzt nach Norden selbstständig zu decken hatte. — (Eine recht angenehme Aufgabe!)

Nachdem Faidherbe am 5. und 6. seinen Truppen Ruhe gegönnt hatte, ertheilte er am Abend des 6. die nöthigen Befehle zum abermaligen Vormarsch gegen die Somme. Lehautcourt berichtet: die Armee sollte eine Frontveränderung vornehmen und am Abend des 7. in der Linie Morgies-

Manancourt stehen, Front gegen Bapaume. Faidherbe glaubte diese Stadt immer stark besetzt, während sich dort doch nur Kavallerie befand; er hatte die Absicht, sich zwischen die beiden Truppenabtheilungen Göbens zu schieben, die er bei Bapaume und bei Roisel vermuthete. Aber die von ihm beabsichtigte Stellung unterlag der Gefahr von Rückenangriffen durch die deutschen Truppen bei Roisel, Marquaix und Nurlu. Uebrigens gelangten diese Befehle nicht zur Ausführung: Faidherbe erhielt noch einmal „beruhigende Nachrichten“ über Péronne, — und auf diese „nur zu leicht geglaubten“ Meldungen*) hin änderte er seine Anordnungen für den 7. vollständig. Ein Theil seiner Armee ging bis Moyenneville und Hamelincourt vor, 3 bis 4 Kilometer südlich der Stellung vom 4. Januar; er blieb in seinen neuen Quartieren, ohne eine nennenswerthe Bewegung zu machen. —

Traurig sah es gerade um diese Zeit der höchsten Spannung um das Nachrichtenwesen beim deutschen Oberkommando aus: Alles, was nicht auf unmittelbaren Wahrnehmungen der eigenen Patrouillen fußte, war falsch. Es scheint, daß französischerseits mit Geschicklichkeit alarmirende Mittheilungen den deutschen Führern zugebracht wurden. Lehautcourt erzählt:

Der General von Göben hatte von der neuen Bewegung Faidherbes Kenntniß erhalten: Falsche Nachrichten, durch seine Spione (!) oder die englischen Zeitungen hinterbracht, kündigten ihm an, daß starke Detachements zur See aus der Bretagne und Normandie in Nordfrankreich angelangt seien. Das XIX. Korps**) hatte sich, sagte man, mit Faidherbe vereinigt, der sich mit drei Armeekorps bei Hamelincourt befände. Man zeigte außerdem die Ankunft von 20 000 Mann in Abbeville an: die auf solche Weise verstärkte Besatzung dieses Platzes würde leicht die Bahn Amiens—Rouen unterbrechen und die erste Armee dadurch in zwei Stücke zerschneiden können. Diese Nachrichten hatten, trotz gewaltiger Uebertreibung, einige Wahrscheinlichkeit. Die Unterbrechung der Bahnlinie Amiens—Rouen wäre in der That eine verhältnißmäßig leichte Sache gewesen und hätte große Verwirrung bei der ersten Armee hervorgerufen. Es nimmt Wunder, daß sie niemals versucht worden ist.

General von Göben hätte sich vor diesem Ansturm hinter die Sommelinie zurückgezogen. Aber vorläufig blieb Alles beim Alten — und die Belagerung Péronnes nahm ihren Fortgang.

Wir haben gesehen, daß das erste Bombardement des kleinen Platzes durch Feldgeschütze erfolglos geblieben, daß dann aber ein kleiner Belagerungspark aus Amiens herangezogen war, dessen Geschütze am 2. Januar Vormittags 10 Uhr auf ein von der Mörserbatterie ausgehendes Signal das Bombardement, mit schrecklicher Wirkung auf die überraschte Bevölkerung, begannen. Die Festung antwortete lebhaft, aber ohne Erfolg. Am Nachmittag erbat

*) Rappe hält das für eine Spion-Meldung.

**) Damals bei der II. Loire-Armee.

eine Deputation der Stadt den Abzug der Frauen, Kinder, Greise und Kranken; dazu eine einstündige Feuerpause. Lehautcourt äußert: „Dieser Schritt stellte die Autorität des Kommandanten durch die Einmischung des Maires bloß; konnte auch nicht zum Ziel führen. Die Preußen verfuhren logisch; der Auszug eines Theiles der friedlichen Bewohner wäre sicher von großem Vortheil für die Festung gewesen, die ihre Vertheidigung hatte fortsetzen können, ohne für die Wehrlosen und Unglücklichen fürchten zu müssen. Sie konnten das also nicht bewilligen.“ —

Am 3. morgens hatte der Befehlshaber der Einschließungstruppen, General von Barnekow, bekanntlich dem General von Göben nach Sailly—Saillisel 3 Bataillone und 4 Feldbatterien stellen müssen und außerdem 2 Schwadronen nach Villers—Bretonneux und Nesle zum Schutze der Bahnstrecke Amiens—Tergnier geschickt: dadurch sank die Stärke der Belagerer auf die ganz unzureichende Infanterie mit 7 Bataillonen, dann 6 Eskadrons, 5 Batterien, eine Kompagnie Festungs-Artillerie und eine Kompagnie Pioniere.

Am Vormittage des 3. wurde das Feuer der Festung lebhafter und sicherer, und die Umgegend der Angriffsbatterien war durchfurcht von Geschossen, die allerdings keinen sonderlichen Schaden anrichteten.

Um einem etwaigen Ausfall der Garnison entgegenzutreten, stand Oberst von Rosenzweig mit einem Bataillon und einer Batterie in Aizécourt—le-Haut (an der Straße nach Bapaume), alles Andere blieb in Stellung. Aber die von Bapaume anlangenden Nachrichten lauteten von Stunde zu Stunde ungünstiger; die Lage der Einschließung zwischen einer siegreichen feindlichen Armee und der ungeschwächten Festungsbesatzung mußte unhaltbar werden. So gab denn Barnekow um 2 Uhr Nachmittags den Befehl, sämmtliche Truppen an den beiden Punkten Aizécourt—le-Haut auf dem rechten, und la Maisonette auf dem linken Sommeufer zu versammeln. Die Belagerungsgeschütze wurden zurückgezogen, nur eine Kanone und 3 Haubitzen setzten das Feuer fort, allerdings sehr lebhaft.*) Die Trains wurden auf das südliche Ufer zurückgenommen.

Der von Bapaume herüberschallende Kanonendonner, sagt Lehautcourt, hätte einen Ausfall veranlassen müssen. Gegen so geschwächte Truppen hätte er Aussicht auf Gelingen gehabt: unglücklicherweise war der moralische Werth der Besatzung minderwerthig; die Mobilgarden, also der überwiegende Theil, besaßen weder Disziplin, noch militärische Ausbildung; nicht viel besser war die kleine Abtheilung des aktiven Standes, die doch die Seele der Vertheidigung hätte sein müssen. Soldaten der Kompagnie des 43. Linien-Regiments (!) entblödeten sich nicht, während des ersten Bombardements die in Flammen stehenden Häuser zu plündern. Trotzdem wurden Vorbereitungen zu einem Ausfall getroffen. In der Nacht vom 3. zum 4. Januar, morgens

---

*) Es war befohlen, diese Geschütze im Nothfalle zu vernageln.

3 Uhr, sollten 600 Mann die Batterien bei la Maisonette vernageln; die Festungsartillerie hatte diesen Angriff durch ein heftiges, bis Mitternacht hin auf das Ausfallterrain gerichtetes Feuer vorbereitet. Aber es kamen kaum 300 Mann zum Sammelplatz und diese zerstreuten sich, nachdem sie einige Augenblicke gewartet hatten. Der Kommandant mußte auf dieses Unternehmen verzichten.

Faidherbe hatte sich nach der Schlacht bei Bapaume zurückgezogen, — aber er blieb in gefährlicher Nähe des Einschließungskorps; die Belagerung mußte mit allen Mitteln verstärkt werden. Solche trat numerisch am 6. Januar ein, so daß die Truppen Barnekows auf 10³/₄ Bataillone, 16 Schwadronen, 7 Batterien, 2 Pionierkompagnien anwuchsen, — und überdies langten an demselben Abend aus la Fère 10 schwere Belagerungsgeschütze an.*) Die 3. Reserve-Division wurde in der Richtung auf Cambrai—Le Câtelet nach Roisel und Umgegend vorgeschoben.

Die Festung feuerte am 5., 6. und 7. Januar heftig, besonders in der Nacht vom 6. zum 7., gegen Bussu und Mont St. Quentin: elektrisches Licht erhellte die Glacis und Leuchtkugeln das ganze Angriffsfeld. Es hatte den Anschein, als ob ein bloßes Bombardement nicht zum Ziele führen würde. General Barnekow dachte an einen gewaltsamen Angriff und ließ Péronne am 6. Abends durch mehrere Ingenieuroffiziere rekognosziren. Diese berichteten, daß der Platz wohl bewacht, der Vorpostendienst rege und die Außenwerke fest besetzt seien, ebenso der vor der Südwestfront liegende schwächste Punkt, das Dorf Flamicourt. Das Wasser in den Gräben war gefroren, aber nicht so fest, um das Uebergehen gefahrlos zu machen — und die Belagerten hatten Alles versucht, um das Eis an mehreren Stellen zu sprengen. Mithin: keine Aussicht für den „gewaltsamen" Angriff; also: der „förmliche" wurde nun eingeleitet, ein Materialien-Depot in Villers—Carbonnel errichtet, Erdarbeiten geleistet. In der Nacht vom 8. zum 9. Januar wurden die ersten Laufgräben auf 300 Meter vor dem Hornwerk Faubourg de Paris eröffnet. Nun traf auch noch am 8. ein starker Munitionstransport ein, so daß am 9. das Bombardement mit verdoppelter Gewalt einsetzen konnte; die Kälte hatte zugenommen, so daß der Schutz der Gräben fraglich wurde; Alles schien sich vereint zu haben, den Fall Péronne's zu beschleunigen.

Und draußen, der Angreifer befand sich seinerseits in einer überaus schwierigen und gefährlichen Lage. Ein Vorhang, dünn wie Spinngewebe, trennte ihn von dem ganz nahen, überlegenen Feinde, von dessen thatkräftigem Führer man ein erneutes Vorgehen jeden Augenblick zu gewärtigen hatte.

---

*) Kunz berichtet, daß außerdem von dem vor Mézières bisher verwendeten preußischen Belagerungspark 28 schwere Geschütze nach Péronne abgeschickt wurden. Die Thatsache der Sendung dieser 28 Geschütze bestätigt das Generalstabswerk, nur waren dieselben, dieser Quelle zufolge, nicht preußische, sondern „in Mézières eroberte französische Geschütze."



General von Barnekow forderte, bevor das Bombardement am 9. begann, die Festung nochmals zur Uebergabe auf.

In derselben stand es schlimm; die Leiden der Einwohner waren auf's Aeußerste gestiegen. Das Ersuchen des Stadtraths an den Kommandanten am 3. Januar, um Kapitulation wurde abgelehnt.*) Die Hoffnung auf Befreiung war mit dem Geschützdonner von Bapaume zugleich erloschen. Am 5. Januar abermalige, bestimmte Forderung des Maire, — nicht an den allein befehlenden Kommandanten, sondern an den zur Berathung eingesetzten Vertheidigungs-Rath. Abschläglicher Bescheid; große Erbitterung gegen die Militärgewalt! Man warf mehreren Offizieren, mit nur zu gutem Grunde offenbar, vor, daß sie nicht ihr gebührendes Theil an den auf Stadt und Besatzung lastenden Gefahren nähmen. Die Bevölkerung bedrohte den Kommandanten Garnier: lärmende Zusammenrottungen fanden vor seiner Kasematte statt, man schrie: „Tod dem Kommandanten!“ Zufällig holte ein Unteroffizier von den Mobilen Granaten aus dem Pulvermagazin; er drohte, eine solche unter die Ruhestörer zu werfen: der Kommandant war gerettet! Aber in Folge dieses Auftritts am 7. Januar abermaliges Verwenden des Stadtraths um Uebergabe; abermalige Ablehnung.

Die Aufforderung des Generals von Barnekow am 9. Januar nahm der Vertheidigungs-Rath „zur Kenntniß“, beschloß aber, vor der Erwägung noch einmal die Hinauslassung der Nicht-Streitbaren zu verlangen: natürlich wurde das abgelehnt. Darauf erklärte sich die Mehrzahl des Rathes für Abschluß der Kapitulation; unter der energisch widersprechenden Minderzahl befand sich der Sous-Präfekt von Peronne, also ein Civil-Beamter.

[illegible]

[illegible]

* [illegible]

betracht der durch das Bombardement verursachten Schäden, die Stadt von jeder Kriegssteuer oder Naturallieferung befreit sein; außerdem wurde ihr die Hälfte der in den Festungsmagazinen vorgefundenen, dem Staate gehörenden Vorräthe überlassen.

Die Kapitulation war abgeschlossen, aber — noch nicht ausgeführt. Es herrschte eine schwere Beklemmung noch in den letzten 24 Stunden im Einschließungskorps. Lehautcourt berichtet ganz harmlos unter anderen Vorfällen, „welche das baldige Vorgehen der Nord-Armee andeuteten": Französische Abtheilungen, von Ribécourt und Marcoing, südwestlich Cambrai, ausgehend, erschienen bei Gouznaucourt, halbwegs Cambrai—Péronne, und zwangen die preußischen Truppen, von Fins auf Nurlu zurückzugehen.

Der Stimmung und Lage beim Einschließungskorps giebt eine mehrfach erwähnte Regimentsgeschichte*) beredten Ausdruck: „Aber noch im letzten Momente schien die Ausführung des Kapitulationsvertrages in Frage gestellt zu sein, da Oberst von Wittich meldete, er sei vor starken feindlichen Kräften auf Nurlu zurückgegangen; gleichzeitig lief die Nachricht ein, daß der Feind Sailly, welches nur 1½ Meilen von Péronne entfernt liegt, besetzt habe. Die durch diese Nachrichten herbeigeführte Lage war in hohem Grade peinlich; die beiden Bataillone (2. und Füsilier-) unseres Regiments hielten sich die ganze Nacht gefechts- und marschbereit; sie kamen, wenn die eingegangenen Meldungen sich bewahrheiteten, in die schwierige Lage, Angesichts einer feindlichen Festung, im Rücken angegriffen, den Abmarsch und Uebergang über die Somme zu bewerkstelligen. Zum Glück stellten sich die Nachrichten als übertrieben heraus: der von Cambrai vorgehende Feind hatte Fins nicht besetzt, und Oberst von Wittich rückte auf Befehl des General von Barnekow wieder dorthin; bei Sailly aber hatten die Patrouillen zurückgehende preußische Abtheilungen für Feinde gehalten."

Die nach Norden deckenden preußischen Abtheilungen zählten die Minuten bis zum Einzug der beiden Bataillone in Péronne, um die Mittagsstunde (ein Bataillon 40., ein Bataillon 69. Regiments). Während dann die Garnison in die Gefangenschaft abgeführt wurde, trafen die Preußen sofort alle Maßregeln, um die Festung wieder vertheidigungsfähig zu machen, was schon am 12. Abends so ungefähr erzielt war. Außer zahlreichen Wachtmannschaften mußten starke Arbeitskommandos zur Armirung gestellt werden und per Bataillon 50 Mann, die in der Geschützbedienung ausgebildet wurden. Häufige Uebungen im Besetzen der Wälle bereiteten die Leute darauf vor, event. die Festung, wie sie soeben eingenommen, auch zu vertheidigen.*) Als Besatzung dienten zwei Bataillone, zwei Festungs-Artillerie-Kompagnien, eine Feld-Pionier-Kompagnie und ein Kavallerie-Detachement. —

Der Verlust der Einschließungstruppen betrug im Ganzen etwa 60 Todte

---

*) Schrötter, Geschichte des Regiments Nr. 69.

zu kurz gewesen, — was sicherlich zutreffend bemerkt ist. Faidherbe sorgte auch für Bekleidung, Ausrüstung, Bewaffnung: die Beschaffung von Schuhzeug und warmer Bekleidung bereitete allerdings große Schwierigkeiten. Auch wurde der Nachtheil der Verschiedenartigkeit der Gewehrmodelle etwas eingeschränkt, insofern die einzelnen Abtheilungen möglichst gleichartige Waffen erhielten. Jedenfalls hatte sich der innere und äußere Zustand des Heeres gehoben, die Nord-Armee gewann Selbstvertrauen. Augenzeugen betonen den Unterschied der französischen Truppen vor der Schlacht an der Hallue und nach der Schlacht bei Bapaume, — so zwar, daß die Haltung bei St. Quentin eine wesentlich festere war, als je vordem.

General Faidherbe glaubte endlich seinen mehrmals aufgeschobenen Plan zum Vormarsch auf Péronne ausführen zu können und erließ dazu am 9. Januar die Befehle gerade zur Zeit des Kapitulationsabschlusses des Platzes, den er noch zu retten hoffte. Am 10. Januar rückten die Franzosen in breiter Front vor und bezogen Kantonnements in einer Entfernung von 5 bis 6 Kilometer nördlich Bapaume: drei Divisionen in vorderer Linie, dahinter die vielberufene Division Robin und die Kavallerie! Letztere mag wohl mit Rücksicht auf ihre geringe Stärke hintangehalten worden sein; trotzdem muß man ihre Verwendung in dieser Art als dem Geist der Waffe widersprechend bezeichnen. Sie gehörte jedenfalls vor die Front bezw. auf die Flügel des Heeres, woselbst sie ja nöthigenfalls durch engere Verbindung mit Infanterie ein festes Rückgrat erhalten konnte. Thatsächlich wurde der Sicherheitsdienst vor der Nord-Armee versehen durch zwei vorgeschobene Franktireur-Korps, die sich in Ablainzeville und Gomiécourt eingenistet hatten.

Es ist hier der Augenblick gekommen, zu sagen, daß am 8. Januar bei der I. Armee der Befehl eintraf, der den General von Manteuffel zu einer anderen Verwendung berief und dem General von Göben das Oberkommando übertrug: „der rechte Mann am rechten Fleck", wie Kunz sagt.*) Jedenfalls kam dem neuernannten Heerführer sofort zu statten seine Vertrautheit mit dem Kriegsschauplatz, den eigenen und den feindlichen Verhältnissen —, und daraus ergab sich die folgerichtige und zielbewußte Durchführung der von ihm bereits eingeleiteten oder angestrebten Pläne.

Er beschloß, die ferneren Angriffe des Gegners hinter der Somme abzuwarten; jenseits des Flusses sollten stärkere Abtheilungen beobachten, ernsten Gefechten aber ausweichen.

*) Das Urtheil Lehautcourts lautet: „Der neue Oberbefehlshaber hatte sich schon durch seine Erfolge während des Krieges 1866 und durch seine glänzende Antheilnahme an der Schlacht bei Gravelotte ausgezeichnet. Vielleicht wurde er dabei mehr durch die Verhältnisse, als durch seinen militärischen Scharfblick begünstigt; wenn er stets seine Entschlüsse sofort zu fassen und sie mit Energie auszuführen verstand, so hat er doch auf dem Schlachtfelde mehrere Male, allem Anschein nach, die obere Leitung der Truppen sich entgleiten lassen, um sie seinen Generalen zu überlassen."



und Verwundete
den Einwohner
Krankheiten
vom 9.
liche. Und
gänzlich
völlig

die
mit
einen

befand sich
Albert, als
griffen wurde,
enthält einen
eine kleine Lücke.
von der Nähe des Feindes
und Capuzines in der
der Division Derroja
Abends am 11. Abends.
und daß die 3.

die drei vorderen
Faidherbe
Lehaucourt,
die Nachricht von
und gar nicht
Besetzung Péronnes
sicher unglaublich
weiter gegen
erschwerten

sagen, daß aus
dem 10.
im eigenen
sein. Solcher
Andererseits ist man
in Abrede stellen
der Festung
merkwürdig!
man im französischen
Handstreich wieder
Das Genaueste
unbekannt war.
gestanden hätte.
Schwierigkeit
zu dem nächsten
ein, das Eis
werden. —
daß die aus
als äußerst

Faidherbe, Péronne endgültig aufgebend, ließ am 14. seine Armee in der Richtung auf Amiens vorrücken, erhielt aber in Pozières, seinem Hauptquartier, schwerwiegende Nachrichten, die ihn zu einem entscheidenden Schritte zwangen. Freycinet telegraphirte ihm, daß Paris sich zu einer letzten großen Anstrengung zum Durchbrechen der deutschen Linie rüste und ließ durchblicken, daß die Lebensmittel in der belagerten Riesenstadt bald zu Ende gehen würden. Eine energische Angriffsbewegung der Armeen aus den Provinzen wurde daher nothwendig. Die Armee des Generals Chanzy kam seit der Schlacht bei le Mans nicht in Betracht; die West-Armee war in einem Marsch begriffen, auf den das französische Gouvernement noch große Hoffnungen setzte, aber ihre Einwirkung konnte leicht zu spät kommen. So blieb nur die Nord-Armee übrig, deren Führer nunmehr den Befehl erhielt, sein Möglichstes zu thun, um einen Theil der Einschließungstruppen von Paris auf sich zu ziehen.

Faidherbe mußte also das Manövriren aufgeben. Aber welchen Weg nun einschlagen? Es standen ihm drei zur Wahl, mißlich waren sie alle. — Sollte er auf Péronne vorgehen? Während er auf das starke Fronthinderniß stieß — Festung und Sommethal —, sammelte sich die deutsche Armee, um den etwa doch übergegangenen Gegner anzufallen. — Bei Amiens: dieselben Schwierigkeiten; zwischen Amiens und dem Meere überzugehen, verbot sich erst recht durch die Gefahr, in der Front festgehalten, durch die Truppen von Bray u. s. w.*) in Flanke und Rücken gefaßt und gegen die See gedrängt zu werden.

Es blieb also nur der Weg über St. Quentin, — unter der Voraussetzung einer Täuschung des Feindes über das Marschziel und allerschleunigster Bewegungen. General Faidherbe wollte versuchen, „sich dem Feinde durch einige Gewaltmärsche nach Osten und Südosten zu entziehen, derart, um schleunigst im Süden von St. Quentin einzutreffen und so die Linie La Fère—Chauny—Noyon—Compiegne“ **) und die Eisenbahn Tergnier—Reims zu bedrohen, welche die Hauptverproviantirungslinie der ersten Armee war. Ohne Zweifel würden die Deutschen gegen ihn zahlreiche Kräfte versammeln, aber sein Hauptzweck, Paris zu entlasten, würde erreicht sein, und er könnte in einem oder zwei Eilmärschen sich abermals unter dem Schutz der Nordfestungen befinden.

*) Nach dem Gefecht bei Robert le Diable waren von der unteren Seine her 6 Bataillone und 2 Batterien nach Amiens herangezogen worden. Es standen am 15. Januar die deutschen Truppen, wie folgt: 12. Kavallerie-Division bei St. Quentin; — die 16. Division, 3. Reserve-Division, 3. Reserve-Kavallerie-Brigade, Garde-Kavallerie-Brigade bei Péronne; — 15. Division bei Bray; — die 3. Kavallerie-Division und die Truppen des I. Armeekorps: auf der Linie Villers—Boccage—Corbiei; — in Amiens: 2. Bataillon Regiments 70, 3. Schwadron 7. Ulanen, Landwehr-Bataillon Ratibor; — in Péronne: 1. und Füsilier-Bataillon Regiments 69; — in Ham: 1. und 2. Kompagnie Regiments 70; in La Fère: 2. Bataillon Regiments 81. — Die Vertheidigung war also, wie nicht anders möglich, eine sehr dünne, weit ausgedehnte: — 80 Kilometer lange.

**) Faidherbe, Campagne de l'armée du Nord.

[illegible] ob der französische Heerführer mit Sicherheit darauf [illegible] einen beträchtlichen Theil deutscher Truppen ohne Weiteres [illegible] — das Große Hauptquartier hätte erst Veranlassung gehabt [illegible], wesentliche Verstärkungen von der Maas-Armee zu [illegible] dem General von Göben zu senden, wenn die Pariser Einschließungslinien selbst unmittelbar bedroht worden wären. So lag aber die [illegible] noch lange nicht: aller Wahrscheinlichkeit nach mußten die Deutschen [illegible] zahlreiche Kavallerie sehr schnell Kenntniß von dem Marsche der [illegible]-Armee erlangen; sie würden sich zu ihrer Verfolgung aufmachen und [illegible] schnell einholen, als daß sie sich in die deutschen Etappenlinien ein[illegible] können. Dann würde man mit erschöpften Truppen eine Schlacht [illegible] viel ungünstigeren Verhältnissen liefern müssen, als wenn die Armee [illegible] darauf beschränkt hätte, direkt gegen die Hallue sich zu wenden. Uebrigens durfte Faidherbe nach der gegenwärtigen Vertheilung der beiderseitigen Truppen nicht darauf rechnen, der ersten Armee durch Schnelligkeit zuvorzukommen. Die Franzosen hatten, um auf den vorgeschriebenen Routen aus ihren Kantonnements vom 15. Januar nach St. Quentin zu kommen, 50 bis 60 Kilometer zurückzulegen; um Peronne zu umgehen, mußten sie Landwege benutzen, welche der Winter und mangelhafte Instandhaltung unergründlich gemacht hatten. Dahingegen hatten die deutschen Truppen in ihrer Mehrzahl durchschnittlich 28 bis 48 Kilometer zu durchschreiten; die kombinirte Division Memerty und die 3. Kavallerie-Division allein hatten ungefähr eben solche Märsche (65 bis 70 Kilometer) zu leisten, wie die Franzosen.*) Außerdem hatte die erste Armee eine [illegible] Straße zu ihrer Verfügung, die alte Römerstraße von Vermand nach Amiens, die zum größten Theil Departementalstraße geworden war. Die längs dieser Straße gestaffelten deutschen Truppen konnten dieselben [illegible] benutzen. Zum Ueberfluß mag noch darauf hingewiesen werden, daß [illegible] Mannschaften ganz anders einmarschirt waren, als Faidherbe's junge Soldaten; am wenigsten aber waren Letztere für Eilmärsche befähigt; ihre [illegible] ließ viel zu wünschen übrig; das verwickelte, für die [illegible] heutiger Heere nothwendige Räderwerk war nur in [illegible] vorhanden. Es ist also eine gewisse Befangenheit des Urtheils [illegible], wenn man mit einer so wenig beweglichen Armee einer in [illegible] überlegenen es an Schnelligkeit vermeinte zuvorthun zu können. [illegible] mußte sich auf der letzten Strecke des [illegible] der Nord-Armee in [illegible]barer Nähe des Feindes befinden; [illegible] Ausführung eines

*) Die Division [illegible] hatte von [illegible] nach St. Quentin [illegible] über [illegible] und Vermand, 54; — die Division [illegible] von [illegible] und [illegible] Grand über Sailly-Saillisel, [illegible] — Dagegen die deutsche [illegible] Division von Péronne nach St. Quentin 28. — Die 15. Division von [illegible] entferntesten Quartier, 48 Kilometer bis St. Quentin.

Flankenmarsches angefallen zu werden, d. h. unter den für ein Heer ungünstigsten Verhältnissen. Vielleicht war es, wenn trotz alledem der Gedanke der Vorbewegung auf St. Quentin die Oberhand behalten sollte, vorzuziehen, Marschrichtungspunkte zu wählen, die mehr nördlich der Linie Péronne—Ham lagen (Lehautcourt). Die Anmarschwege dorthin waren bequemer und die Nähe der Deutschen nicht so unmittelbar.

Unter den obwaltenden Umständen konnte Faidherbe auf Erfolg nur hoffen, wenn es ihm gelang, die Deutschen zu überraschen, indem er sie einige Zeit über seine Marschrichtung täuschte. Leider sollte sich diese wesentliche Vorbedingung nicht erfüllen. Der General von Göben seinerseits wartete in seinen Stellungen die Bethätigung der weiteren Entschlüsse seines Gegners ab. Die Möglichkeit eines Marsches der Nord-Armee auf St. Quentin hatte Göben wohl erwogen und seine Gegenmaßregeln vorbereitet — schon am 15. Januar.*)

Am 14. Januar standen von der Nord-Armee die Divisionen: Bessol in Albert, Derroja bei Pozières, Payen bei Martinpuich, Robin bei Bapaume, — die Kavallerie bei Albert und Ligny. Zur Ausführung des Marsches auf St. Quentin hatte Faidherbe überdies auf Heranziehung aller Streitkräfte Bedacht genommen. Der Oberst Pauly, welcher in der Umgegend von Arras eine neuerdings gebildete Brigade der Mobilisirten des Pas de Calais kommandirte, erhielt Befehl, am 15. Januar bei Authrille, dicht nördlich Albert, einzutreffen. Die noch bei Cambrai stehende, als Stamm für weitere Neubildungen bestimmte Brigade Isnard sollte auf St. Quentin marschiren und dort sich der durchmarschirenden Nord-Armee anschließen.

General Faidherbe benutzte den 15. Januar, um die Täuschung des Gegners zu erzielen: starke Rekognoszirungen sollten vor der ganzen Front der Armee stattfinden. Und zwar hatte sich die Division Bessol auf Hédarville und gegen die obere Hallue zu dirigiren, dann — unter Demonstration gegen Querrieux — nach Albert zurückzukehren.

General Derroja sollte gegen Bray gehen und die deutschen Stellungen südlich der Somme rekognoszieren. Die beiden weiter rückwärts stehenden Divisionen des XXIII. Korps sollten sich auf Absendung starker Rekognoszirungen gegen Süden beschränken; die Kavallerie der Armee von Albert bis an Corbie heran- und von Ligny gegen Péronne gehen.

Der allgemeine Zweck dieser Bewegungen war, dem Gegner die Truppen zu zeigen, ohne sie irgendwie ein Gefecht unternehmen zu lassen: es verlief Alles nach Absicht.

Inzwischen hatte Faidherbe den Abmarsch auf St. Quentin angeordnet, der am 16. Januar um 7 Uhr 30 Minuten Morgens beginnen sollte: — die Schürzung des Knotens, die dramatische Spannung nimmt zu. An der

*) Göben's Schreiben an Moltke, Generalstabswerk S. 978.

[illegible] der Karten muß man sofort genau die beiderseitigen Bewegungen verfolgen:

Der Division Derroja war als Marschziel angewiesen Rurlu und Gegend, [illegible], Montauban, Guillemont, Sailly und Manancourt; der Division Bessol [illegible]ailly für Etricourt über Contalmaison, Longueral und Morral; der Division Payen: Fins, über Flers, le Transloy und Rocquigny. Die Division Robin sodann sollte in ihren Kantonnements vom 15. Januar (Bapaume) verbleiben, unter aufmerksamer Ueberwachung der von Süden kommenden Straßen. Die Brigade Pauly endlich sollte nach Miraumont, 10 Kilometer südlich Bapaume, gehen und sich bereit halten, den Mobilisirten du Nord (Robin) zu folgen. Die Trains und die Reserve-Artillerie waren nach [illegible]court, hinter der Division Payen her, beordert. Die Kavallerie, unterstützt von einem Bataillon des XXII. Korps, hatte die Arrièregarde zu decken, nachdem sie in der Frühe zwei Rekognoszirungen auf Bouzincourt und [illegible]court entsendet hatte, und zwar sollte sie der Division Bessol folgen.

Die französische Armee hatte also einen Tagemarsch von etwa 25 Kilometer zurückzulegen. Derselbe vollzog sich unter den allerschwierigsten Verhältnissen, die Unordnung war so groß bei diesen improvisirten Truppen, daß, wie Lehautcourt sagt, sie die Kantonnements ein Erkleckliches nach der [illegible] Stunde verließen. Außerdem trat Regen ein und eine dichte [illegible] bedeckte die vom Frost der letzten Tage erhärteten Wege. [illegible] der Marsch der Fahrzeuge sehr verlangsamt; an mehreren [illegible] Bagage- [illegible] verschiedenen [illegible] in der [illegible] XXII. Korps [illegible] nicht zu [illegible] Bedeutung.

[illegible]



keiten; allerdings trafen, bei Thauwetter, die Truppen zu guter Tageszeit in ihren Quartieren ein; nur kleine Scharmützel hatten stattgehabt. . . .

Der General von Göben sollte nicht lange in Ungewißheit über die von seinem Gegner gewählte Marschrichtung bleiben. In Folge übereilter oder falsch verstandener Befehle hatte die Brigade Isnard bereits am 15. Januar ihre Bewegung gegen St. Quentin begonnen und ihre Anwesenheit bei Ribécourt, zwischen le Catelet und Cambrai, war an demselben Tage von der Kavallerie des Generals Barnekow gemeldet. Das Erscheinen eines 10 bis 12 Tausend Mann starken Detachements mit Artillerie an dieser Stelle machte den General Göben bereits stutzig. Dagegen meldete die 3. Kavallerie-Division, daß am Morgen des 16. sich bedeutende feindliche Streitkräfte nördlich der Hallue gezeigt hätten; welche dieser beiden Demonstrationen war nun ernstlich gemeint? Um diesen Zweifel zu lösen, ordnete Göben für den 17. Januar einen umfassenden, von der Somme und der Hallue ausgehenden Angriff auf Albert an. Die nächstfolgenden Meldungen ließen ihm dazu keine Zeit; Le Catelet und Bellicourt waren im Laufe des 15. von französischen Detachements besetzt; eines ihrer Bataillone kam mehr östlich nach Fresnoy—le Grand, an der Straße von Bohain uach St. Quentin. Die Vorposten der 12. Kavallerie-Division, General Graf Lippe, waren an diesen drei Punkten zurückgewiesen, was Göben am 16. morgens erfuhr. Derselbe befahl dem Grafen Lippe, sich, falls gedrängt, nach Ham zurückzuziehen; General von Barnekow erhielt zugleich Befehl, die Franzosen, wenn sie den Marsch auf St. Quentin fortsetzten, in der Flanke anzufassen, welcher Befehl jedoch zu spät an seine Adresse gelangte. General Barnekow beschränkte sich auf eine Verstärkung der bei Vermand auf seinem rechten Flügel stehenden Truppen.

Inzwischen verfolgte die Brigade Isnard ihren Weg nach Süden: am Morgen des 16. Januar bemächtigte sie sich des Kanalüberganges bei Bellenglise, an der Straße Cambrai—St. Quentin, und drang in letztere Stadt, nach einem Scharmützel bei dem Faubourg St. Jean ein. Die sächsische Kavallerie zog sich, unter Hinterlassung einiger Wagen mit Lebensmitteln und Gepäck, auf Ham ab.

Dieser Marsch der Brigade Isnard konnte eine bloße Finte Faidherbes sein und General von Göben hatte an seinen ersten Anordnungen nichts geändert; aber in der Nacht vom 16. zum 17. erhielt er Meldungen, die ihm keinen Zweifel über die Pläne seines Gegners ließen: ein am Abend des 16. bei Fins gefangen genommener Artillerie-Offizier der Mobilgarde hatte angegeben, daß an selbigem Tage drei Bataillone und zwei Batterien bei Sorel Unterkunft beziehen sollten. Sodann bestätigten die von den Generalen von Kummer und von Barnekow eingegangenen Nachrichten übereinstimmend den Marsch der Franzosen in südöstlicher Richtung: allein ein Vorgehen Faidherbes auf St. Quentin konnte die Erklärung für das Zusammentreffen dieser Anzeichen geben.

„Vor Allem aber entscheidend [illegible] dem [illegible] Kommando zugehende Meldung [illegible] Regiment Nr. 8, welcher Albert am 16. [illegible] erkundet hatte. General von Göben trat [illegible] Vormarsch in östlicher Richtung an," — so [illegible] den Namen des Ulanenoffiziers verschweigend. [illegible] lassung mit machen zu können, indem ich aus [illegible] von Ulanenbrief die betreffende Stelle entnehme.

„Schon am 16. hatte Oberstlieutenant von [illegible] von Querrieux aus gegen Albert [illegible] [illegible] vom Feinde, doch hielt man [illegible] nach Querrieux zurückgekehrte [illegible] [illegible] hierüber unbedingt [illegible] von Häseler den [illegible] einer Abtheilung Infanterie [illegible] zurückgehen. Die Infanteristen [illegible] der Stadt zurück, während [illegible] nach Albert hineinritten [illegible] zu finden war. [illegible] nach Querrieux." —

[illegible] seiner Meldung [illegible] nach den Namen [illegible] verwerthet werden [illegible] Patrouille [illegible] Operationen [illegible]

außer den Launen des Zufalls, die im Kriege stets unberechenbar sind, zwang er zur zeitweisen Preisgebung der deutschen Verbindungen mit Laon, Soissons und Reims an das französische Belieben und sicherte die Einschließung von Paris nicht zuverlässig vor Störungen; er wurde deshalb verworfen.

Göben wies für den 17. der Division Lippe als Zielpunkt Flavy le Martel halbwegs Ham—La Fère an, um das Debouché aus dem Oisethal und die Straße St. Quentin—Laon zu bewachen; die 16. Division und die 3. Reserve-Kavallerie-Brigade kamen nach Ham; das Armee-Hauptquartier, die 3. Reserve-Division und die Garde-Kavallerie-Brigade nach Nesle; die 15. Division in die Linie Licourt—Villers—Carbonnel, ebendahin die Korpsartillerie des VIII. Armeekorps; die 3. Kavallerie-Division und die Truppen des I. Armeekorps*) nach Clery sur Somme; die Armeereserve**) nach Harbonnières.

Diese Stellungen wurden erreicht durch einen Marsch, bei dem nach Möglichkeit die Tornister auf requirirten Wagen gefahren werden sollten. Und das war nöthig, da einzelnen Truppentheilen ganz gewaltige Zumuthungen gestellt wurden. So hatte das 2. Bataillon 69. Regiments am 16. Januar morgens die Vorposten dicht nördlich Péronne bezogen.***) Am Morgen des 17. wurde mit 1½ Kompagnien eine Rekognoszirung gegen das eine Meile nördlich Péronne liegende Dorf Bouchereснes unternommen, die nach einem Scharmützel die Anwesenheit der Franzosen im Orte feststellte. „Im Laufe des 17. passirte in der Entfernung weniger Kilometer vor der Stellung des 2. Bataillons ein Theil der französischen Armee. Das Bataillon stand (wahrlich schon eine Strapaze!) den ganzen Tag gefechtsbereit in der Vorpostenstellung und sah den Vorbeizug der Franzosen an. Am Abend 6 Uhr, nachdem die Tornister auf Wagen gepackt waren, brach das Bataillon auf und marschirte auf grundlos aufgeweichten Wegen längs des Sommekanals die Nacht hindurch 4 Meilen weit nach Hombleux. Am 18. morgens um 4 Uhr erreichte es diesen Ort, ruhte zwei Stunden und marschirte um 6 Uhr über Ham nach Jussy abermals fast 4 Meilen. In Jussy erwartete man einen feindlichen Angriff und befestigte sofort die Dorfumfassung; als diese Arbeit beendet war, erkannte man, daß der Feind keinen Angriff beabsichtigte und schob das Bataillon bis Montescourt vor.“ —

Am Abend des 17. Januar breiteten sich, sagt Kunz, die Franzosen über 40 Kilometer, die Deutschen über etwa 45 Kilometer aus. Wir sehen hier, daß die Franzosen nach zwei Marschtagen ihre Truppen weiter ausein-

---

*) 8 Bataillone und 4 Batterien.

**) 3 Bataillone und 2 Batterien, aus Amiens genommen, woselbst — von Rouen her — am 18. und 19. Januar als Ersatz 3 Bataillone und 1 Batterie eintrafen. Zu gleichem Zeitpunkte sollte die Maas-Armee eine Infanterie-Brigade nach Tergnier der I. Armee zur Verfügung stellen.

***) Schrötter, Geschichte des Regiments Nr. 69.



andergezogen hatten, als am 15. Januar, wogegen die Deutschen in einem Marschtage ihre ursprüngliche Zersplitterung von 80 Kilometern auf 45 Kilometer verringerten.

Schon der 18. Januar führte einzelne Zusammenstöße der beiden Heere herbei. 127.

(Schluß folgt.)

Sollen die Standarten mit in's Feld genommen werden?

Daß die Mitnahme der Fahnen in das Infanteriegefecht der heutigen Zeit keinen praktischen Zweck und Nutzen mehr hat wie ehedem, wo Angriffskolonnen bis an den Feind gingen —, das dürfte kaum von irgend Jemand bestritten werden. Nicht durchaus ebenso steht es mit den Standarten der Reiterei.

Der Gegenstand ist nicht nur interessant, sondern auch wichtig genug, um darüber Meinungen auszutauschen.

Wir lassen hier zunächst einen französischen Reiteroffizier zu Worte kommen, der sich über die Frage im Januarheft 1891 der trefflich geleiteten „Revue de cavalerie“ folgendermaßen äußert:

Eine kriegsministerielle Verfügung vom Jahre 1888 hat die Mitnahme der Standarten der Kavallerie-Regimenter in's Feld angeordnet, welche seit dem ersten Kaiserreich in den Depots aufbewahrt wurden.

Die Urheber dieser Verfügung haben sich zweifellos von dem ritterlichen Gedanken leiten lassen, daß unsere Regimenter mit Stolz inmitten der Gefahren ihre Standarten schützen würden. Sie haben sich gesagt, daß, da die Kavallerie die Ehre hatte, während des Friedens eine Standarte zu haben, sie auch würdig wäre, sie während des Krieges zu besitzen. Die Infanterie entfaltet bekanntlich ihre Fahnen im Feuer; warum sollten die berittenen Truppen das nicht ebenso thun?

[illegible] darf und muß man behaupten, daß die Reiterstandarte in guten und treuen Händen ruht —, gerade wie bei der Fahne der Infanterie. Aber man muß sich nicht mit Worten abfinden, man muß die Thatsachen [illegible], die [illegible] prüfen und sich darüber Rechenschaft geben, daß die Ehre eines Regiments von dem unbedeutenden Geschehniß abhängen kann, [illegible] ein Pferd getroffen hat, von einem zuge- [illegible], von einem erbärmlichen Meuchelstich.



Bei der Infanterie befindet sich die wohlbehütete Fahne in der Mitte des Reserve-Bataillons. Sobald das Regiment in's Gefecht tritt, sobald die Kugeln für Alle hageln, erhält die Fahne ihr Theil davon; aber wenn ihr Träger gefallen ist, dann findet sich daneben ein Tapferer, welcher sie ergreift, und so lange das Regiment noch einen Mann aufrecht hat, flattert die Fahne und ermuthigt zum Widerstande, indem sie Allen das Sinnbild des Vaterlandes, das Zeichen der Ehre vor Augen bringt.

Ist es bei der Kavallerie ebenso? Zu allererst ereignet sich das Eigenthümliche, daß der Standartenträger, der Offizier, der mit der Standartenwache betraut ist, sie im Felde abgiebt. Durch seine Obliegenheiten als Verpflegungsoffizier zu einer undankbaren, schwierigen Aufgabe —, welche ihn dem Regiment fern hält —, berufen, übergiebt er die Standarte einem Adjutanten und wird äußerst selten die Ehre haben können, dieselbe im Feuer zu tragen.

Doch diese Einwendung ist von geringer Bedeutung; schwerer wiegende, ernstere werden beigebracht durch die Kampfesweise der Kavallerie. Die Thätigkeit der Reiterei besteht ganz in Bewegung, und diese Bewegung geschieht in flotten Gangarten. Was wird aus der Standarte des Regiments werden bei einer Attake, wenn der Standartenträger getroffen, wenn sein Pferd getödtet ist, wenn es ganz einfach in schwierigem Gelände stürzt? Allerdings giebt das Reglement der Standarte eine Wache von zwei Unteroffizieren, welche — nebenbei bemerkt — ihren Zügen fehlen. Aber können diese beiden Unteroffiziere plötzlich ihre Pferde pariren, um diese im Staube liegende Standarte aufzuheben? Dieselbe wird mit den Füßen zertreten werden, sei es durch die Unterstützungstruppen, sei es durch die zurückgeschlagenen Schwadronen. Wie sie wiederbekommen, wiederfinden? Meistens wird das Regiment, selbst die Schwadron, welcher die Standarte zugewiesen ist, ihren Verlust nicht bemerken. Und es wird so der Fall eintreten können, daß ein Regiment, welches durch seine Attake sich mit Ruhm bedeckt hat, seine Standarte eingebüßt haben wird, — die ohne Gefahr aufgerafft worden von einem feindlichen Reiter, einem schmachvoll Fliehenden!

Trotz so vieler Unzuträglichkeiten würde man vielleicht die Anwesenheit der Standarte in den Reihen der Kavallerie zugeben können, wenn diese stets zum Kampfe in geschlossener Linie und in der Masse berufen wäre. Aber die zwingenden Anforderungen der verschiedenen Dienste, die ihr obliegen, erheischen unablässig ihre Zersplitterung. Ein Theil der Kavallerie sogar, der den Armeekorps beigegebene, ist gar nicht zum Kampfe in Reih' und Glied bestimmt; er ist, im Gegentheil, fast immer in kleinen Abtheilungen von höchstens Eskadronsstärke in Thätigkeit.

Bei den Manövern (1890) des VII. Korps ist die den Infanterie-Divisionen beigegebene Kavallerie auf die sachgemäßeste Weise verwendet worden. Nirgends ein Reiterregiment versammelt, sondern im Gegentheil

ringsum die Division zerstreut, dieselbe gleichsam mit
kleinen Kavalleriehaufen umhüllend, niemals kämpf
spähend und oft durch ihre bloße Anwesenheit den Gegn
Wo war nun bei einer derartigen Verwendung d
Man bemerkte eine kleine Gruppe, inmitten deren s
traurig im Felde herumirrend, — eine Gruppe, die
über ihre Zwecklosigkeit, nirgends einen Platz findend
Irrfahrten eine vom Zufall begünstigte, feindliche G
genommen hätte, durfte man sagen, daß das Regim
erlitt, sich schlecht benommen hatte? Hätte man de
zeihen können, der nicht wenigstens eine Eskadron
Standarte zu retten? Hatte diese Eskadron nicht
nützlichere Aufgabe, ein wichtigeres Ziel als das, s
zu lassen als eitele Standartenwache?

Nein! Unter solchen Umständen stellte die
ihr Verlust konnte die Ehre des Regiments nic
Hemmniß, bereitete Verlegenheit: — das war
dadurch, daß, wenn eine Eskadron einen Sonde
entsetzten Ruf des Schwadronschefs hörte: „Aber
Standarte." Und die Standarte wanderte von e
von Zug zu Zug, bis zu dem Augenblicke, w
einem Regiment befand, welches sich mehrere K
dehnte. — Darum wollen wir die Standarten
Um sie zu schützen, würde man stets eine Schw
sie binden — und damit einbüßen müssen. —

Indessen gehöre ich nicht zu denen, die da
Regimenter während des Friedens keine Standa
ihnen nicht gegeben ist, dieselben dem Feinde
ich bin der Ansicht, daß jedes Regiment die
unserem Berufe ist es wohlgethan, von der M
zu erheben und Alles beizubehalten, was die
nähren kann. Wir müssen unsere Leute un
den geringsten Kleinigkeiten leiten, aber wir mü
in ihnen die Liebe zum Vaterlande unterhalten
bringen, daß alle Arbeiten, alle Anstrengung
nur den einen Zweck haben: Vertheidigung d
sich oft an ihre Phantasie wenden. Und wie s
wirksameren Art erregen, als indem man ihn
man einem unter den Waffen haltenden Rei
führt, das ist eines der imposantesten Schauspi
und die vom Obersten der Fahne erwiesene
lungen, die den Soldaten am meisten beweg

nden Stimmen, eine ge=
r leicht anfechtbar. Eng=
200 000 Mann, ohne den
in schlimmsten Falls davon
enstellen, wobei zu bedenken,
math natürlich mit Leichtig=
Zeit gewöhnt und mit allen
hlich versehen sind. Rußland
ppenmassen stets ungeheures
handelt es sich aber noch um
die Türkei. Die Bewohner
Land betreten, ebenso feindlich
Frage gestattet: „Welcher Feld=
Gebirge wie die Alpen mit einer
mindestens ebensoviel Menschen für
?" — Ferner beurtheilt man die
ihren Großvätern, die ihr eigenes
Unabhängigkeit strebten. Weit ge=
lands sind zum Theil in Europa
Zeit dort gewesen, alle aber wissen
igigkeit auf die Dauer nie mehr zu
kommt, wer die Oberherrschaft besitzt.
Englands Geldmittel ganz andere sind
ist, daß England, wenn auch nicht
al gegebenen Versprechungen in Geld=
Vasallenfürsten bekanntlich viel ankommt,
mehr als zweifelhafter Zahler ist, dazu
unterworfenen Völkerstämme mit kluger
dier sich im entscheidenden Moment hübsch
unde und Befreier empfangen werden.
ß ganz unvorhergesehene Fälle eintreten
Mann europäischer Truppen einer Bevölke=
, eine große; Vorsichtsmaßregeln zu treffen,
derselben steht die Offenhaltung des Weges
hindert Truppen dorthin schicken zu können.
ez=Kanals war die Frage, wo dieser Weg
e um das Kap herum. Um diese Linie für
mußte man die feindliche Flotte, wenn es eine
nd den Transportschiffen eine Bedeckung mit=
ngriff einzelner feindlicher Schiffe sicherte. So
ere war, konnte man den Weg für gesichert
ch die Sache gestaltet, als durch den Durchstich

man auch diese Neuerungen in die Umarmirung hineinziehen, was auch geschehen ist.

Zu Anfang der achtziger Jahre beschäftigten sich eine Anzahl Marinefachblätter nach dem Beispiele englischer hoher Seeoffiziere damit, die englische Flotte Schiff für Schiff einer herben, aber zutreffenden Kritik zu unterziehen; namentlich wurde häufig auf die Gefahr der Uebermacht Frankreichs zur See hingewiesen, und ganz besonders der Punkt hervorgehoben, daß man dort im Stande sei, jederzeit seine gesammten Streitkräfte zusammenzuziehen und geschlossen zu verwenden, während England seine vielen, weitab gelegenen Besitzungen schützen müsse, sodaß eine bedeutende Schwächung der Streitkräfte zum Schutz des Mutterlandes unvermeidlich sei.

In der That sind es gewaltige Geschwader, die England schon im Frieden in allen Meeren nöthig hat, um überall die erste Rolle spielen zu können; es hat das bisher aber noch immer fertig bekommen, auch bei ganz unvorhergesehenen Ereignissen, weil es eben überall stets operationsfähige Geschwader stationirt hat. England hatte im Jahre 1890 auf seinen sieben auswärtigen Stationen: Mittelmeer, Ost-Indien, China, Australien, Pacific, Westküste von Afrika und Nord-Amerika mit Westindien zusammen 89 Dampfer mit 693 Geschützen unter zwei Vice- und fünf Kontre-Admiralen.

Sieht man sich die Zusammensetzung dieser Stationsgeschwader näher an, so ist die Mittelmeerflotte, was Zahl und Art der Schiffe anbelangt, von den andern gänzlich verschieden. Während jene nämlich, aus 6—12 Schiffen bestehend, 1—3 Panzerkreuzer oder geschützte Kreuzer als Kern haben, zählt das Mittelmeergeschwader 25 Schiffe mit 164 Geschützen, darunter sind 11 gepanzerte und 2 geschützte Fahrzeuge. Es ist eine Schlachtflotte, die, aus mehreren Divisionen (3) bestehend, stärker ist als die jährlich in Dienst gestellten aller Nationen mit Ausnahme Frankreichs, und sogar an Schlagfertigkeit zu gewissen Jahreszeiten die Kanalflotte noch übertrifft.

Während es stets die erste und vornehmste Aufgabe der Flotte Englands war, ist und bleiben wird, das Mutterland vor feindlicher Invasion zu schützen, ist die zweite sehr wichtige die Offenhaltung des Seeweges nach Indien, der Quelle der großen Reichthümer des Inselreiches. — So schmerzlich die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten berühren mußte, man hat es verstanden, sich Ersatz zu schaffen in ganz ähnlicher Weise, wie sich einst Karthago für den Verlust Siciliens an Spanien schadlos hielt, denn das Indien von heute ist fast doppelt so groß wie die Länder zur Zeit der Herrschaft der Kompagnie, und übertrifft, was Ertrag anbelangt, die Ergebnisse damaliger Zeiten mehrfach. Ganz bedeutend ist jedoch, was die Hauptsache, die Sicherheit des Besitzes gestiegen.

Immer und immer wieder beschäftigt man sich mit dem thatsächlichen Vordringen der Russen nach jenen Ländern; auch England wird zeitweise

unruhig und sieht, veranlaßt durch die vielen warnenden Stimmen, eine gewisse Gefahr, aber derartige Betrachtungen sind sehr leicht anfechtbar. Englands Truppenmacht dort besteht immerhin aus über 200 000 Mann, ohne den Kontingent der Bundesstaaten zu rechnen. Es kann schlimmsten Falls davon 80—100 000 Mann einer Invasionsarmee entgegenstellen, wobei zu bedenken, daß jene indischen Truppen das Klima ihrer Heimath natürlich mit Leichtigkeit ertragen, die Europäer an dasselbe längere Zeit gewöhnt und mit allen Mitteln gegen ungesunde Einwirkungen überreichlich versehen sind. Rußland hat bisher in seinen Aufmärschen größerer Truppenmassen stets ungeheures Fiasko gemacht; bei einem Krieg gegen Indien handelt es sich aber noch um ganz andere Entfernungen als z. B. gegen die Türkei. Die Bewohner Afghanistans sind den Russen, falls sie ihr Land betreten, ebenso feindlich wie den Engländern; und dann sei noch die Frage gestattet: „Welcher Feldherr hat schon einmal ein doppelt so hohes Gebirge wie die Alpen mit einer Armee von 80—100 000 Kombattanten und mindestens ebensoviel Menschen für den nothwendigen ungeheuren Troß passirt?“ — Ferner beurtheilt man die heutigen indischen Fürsten noch immer nach ihren Großvätern, die ihr eigenes Ich für allmächtig hielten und nur nach Unabhängigkeit strebten. Weit gefehlt! Die heute lebenden Vasallen Englands sind zum Theil in Europa erzogen, fast alle sind längere oder kürzere Zeit dort gewesen, alle aber wissen ganz genau, daß ihre gänzliche Unabhängigkeit auf die Dauer nie mehr zu erreichen ist und daß es nur darauf ankommt, wer die Oberherrschaft besitzt. Da sie nun ebenso genau wissen, daß Englands Geldmittel ganz andere sind als die Rußlands, da ihnen bekannt ist, daß England, wenn auch nicht freudig, so doch zuverlässig seine einmal gegebenen Versprechungen in Geldangelegenheiten hält, worauf bei den Vasallenfürsten bekanntlich viel ankommt, Rußland dagegen in puncto pecuniae mehr als zweifelhafter Zahler ist, dazu nicht gerade in dem Rufe steht, seine unterworfenen Völkerstämme mit kluger Milde zu behandeln, so werden die Indier sich im entscheidenden Moment hübsch besinnen, ob sie die Russen als Freunde und Befreier empfangen werden.

Trotzdem ist die Gefahr, daß ganz unvorhergesehene Fälle eintreten können in Anbetracht der 54 000 Mann europäischer Truppen einer Bevölkerung von 250 Millionen gegenüber, eine große; Vorsichtsmaßregeln zu treffen, scheint geboten, und als erste derselben steht die Offenhaltung des Weges nach Indien, um schnell und ungehindert Truppen dorthin schicken zu können.

Vor der Eröffnung des Suez-Kanals war die Frage, wo dieser Weg sei, nicht zweifelhaft; er führte um das Kap herum. Um diese Linie für Truppentransporte zu sichern, mußte man die feindliche Flotte, wenn es eine solche gab, geschlagen haben und den Transportschiffen eine Bedeckung mitgeben, welche sie vor dem Angriff einzelner feindlicher Schiffe sicherte. So lange England Herr der Meere war, konnte man den Weg für gesichert halten. Anders hat sich jedoch die Sache gestaltet, als durch den Durchstich

der Landenge zwar der Weg um 3000 Seemeilen verkürzt wurde, aber eine Wasserstraße entstand, die zu sperren keinerlei Schwierigkeiten macht. Ein an sich unbedeutendes Ereigniß, das Sinken eines Schiffes, z. B. eines mit Cement beladenen großen Dampfers, kann die Passage eine Woche lang hemmen und für denjenigen, der den Kanal so schnell als möglich passiren muß, von den nachtheiligsten Folgen sein.

Offenhaltung des Kanals also, sei es durch Erklärung der Neutralität desselben, sei es dadurch, daß man entschlossen ist, ihn in kritischem Fall mit Gewalt zu besetzen, das ist der Grund, den man angiebt, um die Stärke des dort stationirten Geschwaders zu erklären, diesen Grund schiebt man vor, um die hohe Wichtigkeit des Mittelmeeres für England darzulegen, während man zugleich im Stande ist, eine stete Beaufsichtigung des größten Kriegshafens der Rivalin Frankreich, Toulon, zu ermöglichen und ohne Aufsehen sich weiteren heiß erstrebten Zielen, wie Aegypten und dem Hauptpunkt Konstantinopel, zu nähern.

Die Annahme, England besäße nur zwei feste Plätze im Mittelmeer, Gibraltar und Malta, ist nur theilweise richtig, denn auch Alexandrien und Leuhofen auf Cypern sind befestigt und mit Truppen besetzt, Aegypten sogar mit 14 000 Mann; außerdem befinden sich an den genannten Orten, wie auch noch in Port Said, Torpedoboot-Stationen. Zwar hat England nicht das geringste Anrecht auf Port Said wie auf Aegypten, ihm ist sogar schon mehrfach Seitens der Pforte die energische Aufforderung gestellt worden, das Land nun endlich zu räumen, aber — wie stand es denn mit den Anrechten auf Malta und Gibraltar bei deren Besitzergreifung? —

Es ist nun sehr die Frage, ob sich die Neutralität des Suez, mit deren Aufrechterhaltung man jede Verstärkung der Streitkräfte im Mittelmeer begründet, wirklich durchführen lassen wird oder von so ungeheurer Wichtigkeit ist, wie man hervorhebt. Es ist von hohen englischen Autoritäten, bei Gelegenheit der Neutralitätserklärung gegen den Abschluß des Vertrages vielfach Einspruch erhoben worden und darauf hingewiesen, daß man den weiteren Weg um das Kap herum in allen kritischen Fällen deshalb wählen müsse, weil man dann bestimmt auf ein Eintreffen zur festgesetzten Zeit rechnen könne. Nun ist zwar die Gefahr, den Kanal plötzlich unpassirbar vorzufinden, dadurch zu verringern, daß eine Kabelverbindung zwischen Port Said und Gibraltar es erlaubt, die Schiffe beim Passiren der Meerenge von etwaiger Unpassirbarkeit zu benachrichtigen, was auch in Malta geschehen kann; immerhin kann Nachtheil dadurch entstehen, daß man einer Rechnung die Fahrzeit durch den Suez zu Grunde gelegt hat, die sich jetzt als gänzlich falsch erweisen muß. Man weiß in England natürlich ganz genau, daß auch das gewaltigste Panzergeschwader es nicht verhindern kann, daß im Kanal ein Unglücksfall zur unrechten Zeit eintritt, aber derartiges kann nur dann geschehen, wenn der Kanal neutral bleibt. Ganz anders ist die Sache, wenn

England ihn im Kriege besetzt. Dann wird jedes Fahrzeug, wenn man ihm überhaupt die Durchfahrt gestattet, durch englische Beamte besichtigt und von englischen Lootsen geführt, so daß Unglücksfälle, wenn sie vorkommen, wirklich solche und nicht absichtlich herbeigeführte sind. Da nun Frankreich das Protektorat über den Kanal, dessen Anlage von ihm ausgegangen, für sich in erster Linie in Anspruch nimmt, so leuchtet es ein, daß England stark genug sein muß, eine Besetzung Seitens Frankreichs zu verhindern. Da nun aber ferner die Landmacht Frankreichs übermächtig ist, so ist es nur möglich, dann in Vortheil zu kommen, wenn man die Mittel hat, den Gebrauch der Landmacht nicht zu gestatten, d. h. wenn man es der französischen Flotte nicht erlaubt, Truppen bei Port Said zu landen, indem man sie mit der eigenen Flotte angreift und zu schlagen sucht. Ob das so leicht ausführbar sein wird, ist sehr fraglich, immerhin steht die Machtentwickelung Englands in engem Zusammenhang mit dem Streben nach Herrschaft über die Wasserstraße. Das ist ein Ziel! — Bevor wir die anderen Aufgaben des Mittelmeergeschwaders betrachten, scheint es nöthig, sich über die Stärke und Zusammensetzung der Flottenabtheilung in jenen Gewässern klar zu werden. Hier ihr Bestand im Sommer 1890:

Hauptstation Malta. Kommandant der gesammten Mittelmeerflotte Vize-Admiral Sir A. H. Hoskins auf der „Victoria“. Panzerschiffe erster Klasse: „Victoria“, „Agamemnon“, „Colossus“, „Collingwood“, „Benbow“, „Edinbourg“, „Dreadnought“; — Panzerschiffe zweiter Klasse: „Teméraire“ und „Orion“; — Panzerkreuzer: „Australia“ und „Undaunted“; — Torpedorammschiff „Polyphemus“; — geschützter Kreuzer „Phaeton“; — zwölf ungeschützte Schiffe, Kreuzer und Avisos, darunter die Yacht „Immogene“ und die ebenfalls als Yacht benutzte „Surprise“; — in Summe, wie erwähnt, 25 Schiffe, davon 11 gepanzert. Außer dem langsamen, aber mächtigen „Dreadnought“ sind die Schiffe der ersten Klasse ganz neue Schlachtschiffe mit einer panzerbrechenden Artillerie, bestehend aus 67 Tons-, „Victoria“ sogar mit 100 Tons-Geschützen, nebst der entsprechenden Anzahl mittlerer und Schnellfeuerkanonen bewaffnet und mit allen Einrichtungen der Neuzeit versehen. Etwa 40 Torpedoboote stehen auf den fünf genannten Stationen.

Die beiden Festungen Gibraltar und La Valette bedürfen des Schutzes einer permanent anwesenden Schlachtflotte nicht. Wenn auch die ca. 500 Geschütze, mit denen jeder von beiden Plätzen armirt ist, großentheils Vorderlader älterer Konstruktion sind und auch die Besatzungen von ca. 7000 Mann schwach erscheinen müssen, können derartig stark befestigte Punkte nicht so mir nichts dir nichts genommen werden, sondern schon die Vorbereitungen gegen sie lassen sich nicht verbergen, und zweifellos können sie sich, wenn noch so heftig angegriffen, so lange halten, bis man vom Mutterlande aus ihnen ohne Ueberstürzung Hilfe senden kann. Zum Schutze dieser Punkte ist die Flotte also nicht da, wohl aber für Cypern und vor Allem für Aegypten.

Gewiß gehört das Land der Türkei, ist auch vollkommen beruhigt; es fällt England jedoch vorläufig ebensowenig ein, seine Truppen von dort zurückzuziehen, wie es 1803 Malta herausgegeben hat, denn außer daß durch deren Anwesenheit sich Aegyptens Politik nach Englands Winken leiten läßt, ist die Lage des Landes außerordentlich günstig zur Unterbringung der Truppen, welche den Suez in kürzerer Zeit besetzen können, als eine andere Nation ihre zu gleichem Zweck bestimmten Soldaten nur einschiffen kann.

Das Geschwader Englands ist so stark, daß es den Kampf mit der gesammten Flotte Italiens wagen kann, selbst wenn man dort, was natürlich niemals geschehen wird, alle Schlachtschiffe in Dienst stellen wollte. Das Geschwader ist aber auch wenigstens ebenso stark wie der Theil der französischen Flotte, der im Mittelmeer, in Toulon, steht. Zwar liegen von den fünf Kriegshäfen Frankreichs vier, Cherbourg, Brest, Lorient und Roquefort, am atlantischen Ozean, trotzdem liegt das Hauptwirkungsgebiet der Flotte im Mittelmeer, wozu nicht zum Wenigsten die Nothwendigkeit der ununterbrochenen Verbindung mit Algier beiträgt. Man kann annehmen, daß in Toulon die Hälfte der Seemacht Frankreichs stationirt ist, und in der Festhaltung dieses Theiles liegt eine weitere Aufgabe des Mittelmeergeschwaders Englands. Allein Frankreich ist im Stande, durch schnelles Zusammenziehen seiner gesammten Streitkräfte die englische Kanalflotte vielleicht zu schlagen und dann das Inselreich mit einer Invasion zu bedrohen. Dieses Zusammenziehen soll verhindert werden, indem man die Durchfahrt durch die Meerenge von Gibraltar nicht gestattet. Die Lösung dieser Aufgabe kann entweder dadurch erreicht werden, daß bei den ersten Anzeichen bevorstehender Feindlichkeiten der Hafen von Toulon blokirt wird, oder dadurch, daß man das Auslaufen der Flotte nicht hindert, wohl aber dasselbe sorgfältig beobachten läßt, es nach dem Auslaufen angreift und zu schlagen sucht. Bei einer Blokade setzt man sich dem Angriff der Hafenvertheidigungsmittel, dem der Torpedo- und Unterseeboote, aus; die Maschinen und Kessel der eigenen Schiffe werden durch das fortwährende unter Dampf liegen stark angegriffen, die Mannschaften durch die Wachsamkeit überanstrengt; trotzdem kann man nicht verhindern, daß die Ausrüstung innerhalb des Hafens in aller Ruhe erfolgt, und daß sich das feindliche Geschwader in beliebig gewähltem Zeitpunkt mit ganzer Kraft auf den blokirenden Gegner wirft.

Im anderen Falle liegt die Hauptmacht in Gibraltar, und der Hafen von Toulon wird beobachtet. Es ist dadurch dem französischen Geschwader unmöglich gemacht, ohne siegreiche Schlacht die Meerenge zu passiren. Es wird diese Schlacht ohne Unterstützung von Seiten anderer Flottentheile wagen müssen, denn dem Rest der Streitkräfte ist England bedeutend überlegen, und keine Bewegung derselben kann unbeobachtet geschehen. Sollte sich von Toulon eine Abtheilung nach dem Westen des Mittelmeeres wenden, so genügt von Gibraltar aus eine Kabeldepesche, um von Aegypten den Suez zu besetzen;

6—7000 Mann sind dazu verwendbar, also Streitkräfte, die ausreichend erscheinen, einem Handstreich vorzubeugen. Geht die ganze französische Flotte nach Westen, vielleicht in Begleitung von Transportschiffen, so kommt es darauf an, ihr so schnell als möglich zu folgen und sie zum Kampfe zu zwingen, wo man sie findet.

Die Wichtigkeit des Angeführten leuchtet ein; zugleich mit der permanenten Beobachtung Toulons wird der Schutz Englands durch das Kanalgeschwader erleichtert, eine Forzirung des Kanals fast unmöglich gemacht und zugleich ein Meer unter das Uebergewicht Englands gestellt. Dieses Uebergewicht hat sich denn auch schon mehrfach gezeigt. Alexandrien wurde, so ziemlich ohne Grund und Zweck, jedenfalls ohne Recht, bombardirt, 1878 erschien das Geschwader vor Konstantinopel, ohne sich um die Abmachungen betreffend des Verbots der Durchfahrt durch die Dardanellen im Geringsten zu kümmern.

Was Italien in diesem Jahre in Dienst gestellt hatte, war vollkommen unzureichend, um sich mit England messen zu können; es waren 5 Panzer, 4 schnelle Kreuzer, 4 Torpedoavisos und 12 Torpedoboote. Wenn auch vielleicht an schnellen Fahrzeugen überlegen, sind doch die 5 Panzer, alle über 10 000 Tons groß, nicht genügend, die 11 der Engländer, von denen 6 über 10 000 Tons Deplazement haben, zu bewältigen. Dazu ist zu bedenken, daß Italien außer den 5 modernen Panzern nur noch 2 fertige, neue Schiffe, „Morosini“ und „Doria“, besitzt.*)

Frankreich hatte im Jahre 1890 4 Divisionen seiner Flotte aufgestellt, von denen im Herbst erst ein Theil mobil gemacht wurde. Von diesen 4 Divisionen, jede zu 3 Panzerschlachtschiffen, 2 Kreuzern, 1 Torpedoaviso und 3 Torpedobooten erster Klasse, sollten 3 im Mittelmeere üben. Der Vollständigkeit wegen seien die Schiffe genannt:

1. Division, Kommandant zugleich der gesammten Flotte, Vize-Admiral Duperré. Panzer „Formidable“, „Admiral Duperré“, „Admiral Baudin“; Kreuzer „Nielly“ und „Vautour“; Torpedoaviso „Dragonne“; 3 Torpedoboote.

2. Division, Contre-Admiral Alguir. Panzer „Trident“, „Courbet“, „Redoutable“; Kreuzer „Milan“ und „Primaugène“; Torpedoaviso „Dague“; 3 Torpedoboote.

3. Division, Contre-Admiral Neill. Panzer „Vauban“, „Bayard“, „Duguesclin“; Kreuzer „Rigault de Genuilly“, „Forbin“; Torpedoaviso „Bombe“; 3 Torpedoboote.

Die Schiffe der dritten Division sind gepanzerte Kreuzer; die drei Panzer der ersten sind über 10 000 Tons groß, die der zweiten, Kasemattschiffe, stehen an Gefechtswerth denen der ersten bedeutend nach und rechnen zu den Schlachtschiffen zweiter Klasse. Diese drei Divisionen dürften für

*) „Re Italia“, „Sicilia“, „Sardegna“ sind noch nicht fertig vor Herbst 1891.

schwächer gelten als England im Mittelmeere zu derselben Zeit. Die vierte französische Division im atlantischen Ozean unter Contre=Admiral Gervais zählte die Panzer „Marengo", „Requin Fourieux", die Kreuzer „Sfax" und „Eperrier", den Torpedoaviso „Coulerine" und ebenfalls drei Torpedoboote. Selbstredend ist es für die Kanalflotte, die in diesem Jahre aus rund zwanzig Panzern bestand, ein Leichtes, dieses Geschwader zur Unthätigkeit zu zwingen.

Das Uebergewicht Englands in jenen Gewässern ist demnach zweifellos geworden, namentlich durch die im Jahre 1890 erfolgte Verstärkung von zwei Panzern und drei anderen Schiffen, und es kann angenommen werden, daß man nicht gesonnen ist, auf dieses Uebergewicht ungezwungen zu verzichten. Zu den beiden Punkten Gibraltar und Malta, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts in englischen Händen waren, sind drei weitere getreten, die fast gänzlich in Besitz genommen sind; dazu kommt auf dem Wege nach Indien das in neuester Zeit stark befestigte und armirte Aden und im letzten Jahre Zanzibar, das etwa jetzt in ähnlichem Verhältnisse zu England steht, wie Aegypten vor 6—7 Jahren, und dessen Schicksal kaum zweifelhaft ist. Wenn Frankreich wenig Lust zeigt, das Protektorat über den Kanal energisch zu vertheidigen, so liegt das daran, daß derselbe doch nur mit Englands Einwilligung benutzt werden kann, denn der Eingang wird durch Cypern und Alexandrien, der Ausgang aus dem rothen Meere durch Aden, Alles Orte, die sich in seinen Händen befinden, beobachtet.

Das demnächst in's Auge zu fassende Ziel ist Konstantinopel! — Hier liegen die Verhältnisse allerdings weit schwieriger. Ernstlich wird Niemand glauben, daß eine Besetzung der Stadt durch Landungstruppen des Mittelmeergeschwaders ihren Fall verhindern könnte, wenn sie zu Lande ernstlich angegriffen wird, ebensowenig wie 1878 die Anwesenheit der Engländer die Russen veranlaßte, vor dem Ziel angelangt, ihren Vormarsch einzustellen. Da sind Deutschland und Oesterreich, die ein entscheidendes Wort mitzureden haben. Es könnte aber sein, daß diese drei Länder anderweitig engagirt sind, so daß man einen günstigen Moment ausnutzen kann. Man denke sich folgenden gar nicht so unwahrscheinlichen Fall. Ein deutsch=italienisch=österreichischer Krieg gegen Rußland und Frankreich veranlaßt England, dem Dreibunde beizutreten, Frankreichs Flotte wird im Verein mit Italien und Oesterreich im Mittelmeer ganz entscheidend geschlagen, eine geringe Unterstützung Englands in die Ostsee gesandt, genügt, die russische Flotte zu zwingen, von allen ernstlichen Operationen abzusehen. Nach Besiegung der französischen Flotte wird das englische Mittelmeergeschwader verstärkt, die Panzerflotte läuft in die Dardanellen ein und nimmt sie, sei es durch Kampf, sei es auf gütlichem Wege, um sich die Durchfahrt zum schwarzen Meere zu erzwingen. Angegebener Zweck: Vernichtung der russischen Schwarzemeer=Flotte. — Von Indien sind inzwischen einige, sagen wir vier, große [illegible] mit ca. 16—18 000 Mann, nur Infanterie und Artillerie [illegible]

abgegangen und in Port Said eingetroffen. Statt gegen die russische Flotte zu operiren, besetzt man vorläufig Konstantinopel „als Operationsbasis“! Ob dann die Stadt in englischen Händen bleiben wird, ist eine müßige Frage; vorläufig sicher; denn wer von den Mächten kann sich während des gewaltigen Ringens untereinander mit einer so weit entlegenen Stadt beschäftigen. Ist der Krieg vorbei, so sind zwei Fälle möglich: Entweder der Dreibund siegt, oder Rußland und Frankreich haben durch den Kampf Vortheile errungen. In ersterem Falle kann Oesterreich auf jede andere Weise für seine Ansprüche auf Konstantinopel entschädigt werden und wird sich in Anbetracht der Bundesgenossenschaft mit England wohl fügen müssen. Im zweiten Falle muß den Verbündeten Alles daran liegen, einen so wichtigen Punkt nicht in russische Hände fallen zu lassen, und das würde zweifellos geschehen, wenn England seine Truppen herausziehen müßte, die es natürlich inzwischen entsprechend verstärkt hat. Ferner kann man gegen den Bundesgenossen nicht undankbar sein, und, sollte man ihn wirklich fallen lassen, so bleibt für England immer noch entweder der Weg der Verhandlung mit Rußland, dem man alle nur denkbaren Forderungen anderen Staaten gegenüber zugesteht, und — wenn Alles nichts nützt, noch die Entscheidung der Waffen. Letzterer Fall ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Man kann demnach annehmen, daß England, wenn es einmal festen Fuß auf diesem Uebergangspunkte nach Asien gefaßt hat, denselben auch behalten wird und mit ihm einen weiteren Ort erhält, der seinem Welthandel neuen Zufluß giebt.

Wann solche Pläne zur Ausführung gelangen, kann wohl nicht gut mit Bestimmtheit gesagt werden, daß aber derartige Ziele der englischen Politik vorschweben, ist ganz sicher. Die Basis zur Verwirklichung ist gegeben durch die Machtentfaltung im Mittelmeer. 121.

Aus Rußland.

I. Das Avanzement zum Stabsoffizier.

Im Anschlusse an die im März-Heft dieses Jahres gebrachten Mittheilungen über die Avanzements-Verhältnisse der Hauptleute und Rittmeister zum Oberstlieutenant, dem ersten Grade des Stabsoffiziers in Rußland, folgen nachstehende, dem „Invaliden“ entnommene Angaben über das diesjährige Avanzement.

Es befinden sich gegenwärtig in den Listen der Armee-Infanterie in de-



Front 2182 Hauptleute, von welchen die Anforderungen zur Beförderung am 1. Januar 1891 erfüllt haben

dem Dienstalter nach	449 Hauptleute,
besonderer Auswahl nach . . .	232 „
im Ganzen	684 Hauptleute;

von diesen sind durch Allerhöchsten Befehl am 1. Januar 1891 befördert worden 159 Hauptleute, nämlich

nach dem Dienstalter	83,
„ besonderer Auswahl . . .	76.

Die achtjährige Periode, welche das Beförderungssystem der Hauptleute nunmehr durchgemacht hat, giebt die Berechtigung, durch einige allgemeine Gesichtspunkte einen Vergleich mit den Verhältnissen früherer Jahre, namentlich denjenigen vor Einführung desselben, aufzustellen, welche entschieden für das jetzige allgemeine Avanzement sprechen. Es wurden befördert 1885 — 127, 1886 — 127, 1887 — 123, 1888 — 195*), 1889 — 132, 1890 — 148, 1891 — 159, gegen 1879 — 23, 1880 — 17, 1881 — 82, 1882 — 40 Hauptleute.

Von den am 1. Januar d. J. nach dem Dienstalter beförderten Hauptleuten hatten diesen Rang inne:

11 Jahre	80,
12 „	1,
13 „	2,

von den nach Auswahl beförderten 76 Hauptleuten dienten in demselben

5 Jahre	9 Monate	13,
5 „	8 „	1,
5 „	7 „	10,
5 „	6 „	50,
5 „	5 „	1,
5 „	— „	1.

Nach ihrer Dienstzeit als Offiziere vertheilen sich die in diesem Jahre beförderten Hauptleute wie folgt:

12—15 Jahre. . .	—,
15—20 „ . . .	69,
20—25 „ . . .	78,
25—30 „ . . .	12,

so daß im Allgemeinen noch wie im vorigen Jahre 4—5 Jahre auf jeden Offiziersgrad kommen.

Auf die einzelnen Truppen vertheilen sich die Beförderungen wie folgt:

aktive (Feld=) Regimenter . . .	124,
Schützen=Bataillone	9,

*) Im Jahre 1889 fanden am 1. Januar 130 Avanzements statt, sowie am 2. Februar 65 bei Gelegenheit der Ernennung von Stabsoffizieren der Reserve=Truppen.

Reserve-Bataillone 19,
Festungs- und Linien-Bataillone . 7.

Es fanden Beförderungen statt:

von 45 Infanterie-Divisionen	in 38,	also	keine in	7,
„ 12 Schützen-Brigaden	„ 4,	„	„ „	8,
„ 27 Lokal-Brigaden	„ 13,	„	„ „	14.

Bezüglich der persönlichen Verhältnisse der Beförderten ist Folgendes zu bemerken:

An Lebensalter hatten erreicht

25—35 Jahre . . .	—	Hauptleute,
35—40 „ . . .	31	„
40—45 „ . . .	85	„
45—50 „ . . .	43	„
mehr als 50 „ . . .	—	„

von ihnen waren 123 verheirathet und 36 Junggesellen.

Ihrer Qualifikation nach waren

a) von den nach Wahl beförderten
ausgezeichnete . . . 42,
gute . . . . 34, } 76 Hauptleute,

b) von den nach dem Dienstalter beförderten
ausgezeichnete . . . 20,
gute 58,
befriedigende . . . 5, } 83 Hauptleute.

In Bezug auf die von den Beförderten erhaltene Schulbildung können wir keine besonders zufriedenstellende Angaben machen; der in dieser Richtung bestehende Mangel wird aber durch die praktische Erfahrung im Militärdienst, sowie durch die unausbleibliche Vervollkommnung ausgeglichen, welche jeder Einzelne erfährt in Rücksicht auf die wachsenden Anforderungen sowohl an die Offiziere selbst als auch an die derzeitige Lage des Militärwesens; dazu kommt noch, daß die Hälfte der beförderten Hauptleute die Offizier-Schießschule durchgemacht hat. Unabhängig von der geistigen Vorbildung steigt der Werth des Standes der Stabsoffiziere aber durch ihre große Kriegserfahrung; es haben von den Beförderten 99 Hauptleute Kriegen beigewohnt, Kriegsorden haben 60, verwundet waren 10 derselben.

Gleichzeitig mit den Hauptleuten wurden am 1. Januar 10 in der Front stehende Rittmeister befördert, davon 7 nach dem Dienstalter, 3 nach Auswahl; von ihnen hatten

6 eine ausgezeichnete,
3 „ gute,
1 „ befriedigende

Beurtheilung.

Von denselben dienten in diesem Range



5 Jahre	9 Monate	. . .	3 Rittmeister,
10 „	10 „	. . .	4 „
10 „	11 „	. . .	2 „
11 „	— „	. . .	1 „

mit einer allgemeinen Dienstzeit als Offizier:

15 Jahre	. .	1 Rittmeister
von 15—20 „	. .	6 „
„ 20—25 „	. .	3 „

Die Offizier-Kavallerieschule hatten von ihnen 9 absolvirt, die frühere Lehr-Kavallerie-Eskadron 1. Aus der Zahl der Beförderten wurden 7 gleichzeitig versetzt.

II. Der Ersatz an Offizieren durch die Infanterie-Junkerschulen.

Die Armee-Infanterie und Kavallerie, sowie die Kasaken sind hauptsächlich auf den Offiziers-Ersatz aus den Junkerschulen angewiesen, während die Garde und die Spezialwaffen denselben vornehmlich aus den Kriegsschulen erhalten. Die Junkerschulen sollen den mit geringeren Schulkenntnissen versehenen Freiwilligen, weniger befähigten Kadetten, sowie ausgehobenen Mannschaften die einem Frontoffizier unumgänglich nöthige allgemeine und militärische Bildung beibringen. Die aus ihnen hervorgehenden Offiziere stehen auf einer niedrigeren allgemeinen Bildungsstufe als diejenigen, welche von den Kriegsschulen vorgebildet sind.

Die Armee-Infanterie hat aus den gegenwärtig bestehenden 8 Infanterie-Junkerschulen, sowie aus der Moskauer Infanterie-Junkerschule in den letzten 3 Jahren nachstehenden Ersatz an Junkern erhalten:

Nr.	Benennung der Junkerschule	im Jahre 1888	im Jahre 1889	im Jahre 1890	Summa
1	Petersburg	94	92	92	278
2	Moskau	68	—	—	68
3	Wilna	84	84	97	265
4	Kiew	131	107	125	363
5	Odessa	111	103	114	328
6	Tschugujew	146	116	152	414
7	Kasan	30	141	109	280
8	Tiflis	94	82	90	266
9	Irkutsk	31	18	22	71
	Im Ganzen	789	743	801	2333

Die Heeresverwaltung bemüht sich fortgesetzt, den Bildungsgrad des Offiziers-Ersatzes zu erhöhen und hat in diesem Sinne den Lehrplan der Infanterie-Junkerschule zu Moskau seit dem Jahre 1889 demjenigen der Kriegsschulen gleich gestellt; aus vorstehender Tabelle ist dieselbe daher nur im Jahre 1888 erwähnt.

III. Das 50jährige Jubiläum des Peter-Kadetten-Korps zu Pultawa fand am 6. (18.) Dezember statt. Dieses Kadetten-Korps ist vom Kaiser Nikolaus im Jahre 1840 eröffnet und hat zum Angedenken an die Schlacht bei Pultawa den Namen des großen Kaisers erhalten. Im Laufe des 50jährigen Bestehens haben fast 2000 Zöglinge dasselbe vollständig durchgemacht, und von diesen haben später 142 Mann die höheren Militär-Anstalten weiter absolvirt, nämlich

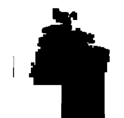
die Akademie des Generalstabes . . .	58	Mann,
„ Artillerie-Akademie	60	„
„ Ingenieur-Akademie	9	„
„ militär-juristische Akademie . . .	15	„ .

In der Armee dienen gegenwärtig im Generalsrange 27 frühere Zöglinge, von welchen 18 die höhere militärische Ausbildung genossen; ferner befinden sich 30 als Obersten, Oberstlieutenants als Kommandeure selbstständiger Abtheilungen 2c. im Dienst. Im Laufe der letzten Kriege haben 7 Offiziere, welche früher Zöglinge waren, das Georgs-Kreuz erhalten, 20 derselben fielen auf dem Schlachtfelde.

IV. Exerzieren ohne Kommando und Signal nach Winken.

Bei der Infanterie wie bei der Kavallerie wird gegenwärtig in Rußland das sogenannte „stumme Exerzieren", d. h. das Exerzieren nach Winken mit der Hand und dem Säbel ohne Kommando oder Signal geübt. Der „Raswjädtschik" schreibt darüber mit Bedauern, daß diese Uebungen bei einigen Abtheilungen schon wie ein besonderer Zweig der Ausbildung betrachtet und eine Menge Zeit darauf verwendet werde. Ohne Zweifel hätten natürlich solche Uebungen auch eine gewisse Bedeutung, daß sie die Aufmerksamkeit der Mannschaften entwickeln, sie zum Nachdenken zwingen und das bisweilen mechanisch werdende Exerzieren beleben, indessen dürfe man nicht zu weit gehen und nicht zu den Kunststücken der „Dressirmeister des 16. Jahrhunderts" zurückkehren. Die kriegerischen Fähigkeiten der Mannschaften sollen entwickelt werden, denn die Ausbildung im Frieden soll eine Vorbereitung für den Krieg sein. In der Schützenkette sei dieses Exerzieren nur selten zu verwenden, da dort die Aufmerksamkeit der Leute, d. i. der ausgeschwärmten, nach vorwärts gegen den Feind gerichtet sein müsse; da habe das Reglement zum Ersatz des Kommandos das Pfeifchen in der Armee eingeführt, auf welchem man durch zwei bis drei verabredete Zeichen in vollständig ausreichender Weise sich verständlich machen kann. In unübersichtlichem Terrain oder im Augenblicke des Angriffs des Gegners, wenn die Führer der Schützenlinie sich hinter derselben befinden, ist die Anwendung von verabredeten Zeichen ganz unmöglich.

In gewissen Fällen können allerdings im Kriege solche Zeichen Anwendung finden, z. B. bei Ueberfällen, in „sekreten Posten", in Hinterhalten 2c.;



allein dann werden und müssen sie sich auch auf die einfachsten Befehle beschränken, wie z. B. für vorwärts, rückwärts, seitwärts, im Schritt, im Laufschritt sich bewegen, für Richtungsveränderungen, halten, fertig machen zum Feuern 2c. Darauf werden sich aber die Fälle beschränken, und dies darf man im Frieden nicht vergessen, also keine Künsteleien einüben. 123.

Die Kriegshunde als Angeklagte in Frankreich.

Nicht ohne Werth und Interesse ist eine Darlegung der „France militaire“ vom 14. März 1891, betreffend die Kriegshunde. Die Verwendung derselben im Felde, sagt das Blatt, um den Sicherungs-, Aufklärungs- oder Meldedienst zu fördern, sogar um die Munitionsergänzung zu sichern, schlägt in das Gebiet der sogenannten „kleinen Kriegsmittel“.

Man hat Versuche damit in den französischen und in den andern großen Heeren gemacht, in Oesterreich-Ungarn besonders; — und die Ergebnisse sind im Allgemeinen nicht sehr zufriedenstellend gewesen. In Frankreich hat man das Interesse dafür fast völlig verloren; die Regimenter, welche Kriegshunde besitzen, wissen nicht recht, was sie mit denselben machen sollen. Sie würden es gewiß vorziehen, von einer Meute befreit zu werden, deren Verwendung [illegible] verurtheilt [illegible]. Dieser Versuch mit den Hunden ist unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen unternommen. Zunächst mußte man eine für den geforderten Dienst geeignete Rasse nehmen und nicht Hunde aller Arten aufnehmen; wir kennen in Frankreich eigentlich nur den Zollwächter-Hund, [illegible] Eigenschaften der Rasse, der Intelligenz und Dauerhaftigkeit [illegible]. Man hätte eine gewisse Summe aufwenden müssen; aber, wie immer, [illegible] ohne Kosten. Das war also ein ganz verfehltes Unternehmen. [illegible] es mit den Mitteln für die Unterhaltung der Vierfüßler. Die Regimenter haben sie ohne eine Entschädigung, untergebracht [illegible]. Sie haben auch kein klar festgestelltes [illegible] Ergebnisse zu erzielen seien. Die Zahl der [illegible] als daß ihre Verwendung einigen Nutzen [illegible] man hätte [illegible] einen bei jeder Kompagnie haben müssen. [illegible] Kompagnien stets eine Feldwache auf zwei gehabt, [illegible]. Dieses Thier hätte in einer Front von [illegible] und selbst die Verbindung zwischen der Feldwache [illegible] vermitteln können. Anlangend die [illegible] der [illegible] war es sehr einfach, sie zu gewöhnen, den



Anblick einer fremden Uniform zu bellen; aber man hat in Frankreich irgend welcher Zartheit des Gefühls gehorcht, indem man die Verwendung solcher Uniformen untersagte. Kurzum: die Verwendung der Kriegshunde scheint bei uns vollständig verurtheilt zu sein. Sie konnte so, wie sie gehandhabt wurde, keine günstigen Ergebnisse haben. Und wenn die Rekrutirung dieser Thiere aus derselben Rasse erfolgt wäre, dann wäre wahrscheinlich der Ankaufspreis derselben sofort gestiegen; vielleicht hat die Rücksicht auf solche Kosten den Grund zur Verwerfung der Idee abgegeben. — Oesterreich ist zäher als wir: trotz der geringen in Bosnien und der Herzegowina erzielten Erfolge beginnt es den Versuch auf neuen Grundlagen. Der Kommandirende des Armeekorps von Serajewo hat sogar einen Preis für die Abrichtung von Kriegshunden ausgesetzt. Diese Ausdauer ist eines besseren Ergebnisses würdig. — 120.

Die 14. Infanterie-Division am Schipka-Paß im Monat September 1877.

IV.

Die Vertheidigung von Schipka vom 2. bis 17. September.

2. September. Das Gewehrfeuer der Türken wird mit jedem Tage stärker. Es war noch nicht einmal ganz Tag geworden, als sich schon ein lebhaftes Feuer entwickelte; aber mit Sonnenaufgang wurde der ganze Schipka mit Geschossen überschüttet. Um 8 Uhr früh fing auch das Artilleriefeuer an. Zuerst begannen die Türken mit einigen Schüssen, sie gingen dann zu Salven aus allen ihren Geschützen über. Unsere Geschütze begannen batterieweise zu antworten, so daß um ½9 Uhr ein Bombardement stattfand, stärker als an den vorherigen fünf Tagen. Das gegenseitige Feuer richtete sich hauptsächlich auf die Batterien, von den Türken ganz besonders auf den Nikolaus-Berg. In Batterie Nr. 3 wurden durch ein im Stand des 8. Geschützes springendes Geschoß 2 Bombardiere und 3 Kanoniere verwundet. Auch das Geschütz wurde beschädigt, die Räder zerschlagen, die rechte Laffetenwand verletzt und das Ladeloch im Keil so platt gedrückt, daß man diesen Letzteren kaum im Keilloch bewegen konnte. Es wurde aber doch möglich gemacht, das Geschütz wieder in kampffähigen Zustand zu versetzen.

Mit Beginn des Bombardements führten die Tscherkessen einen Ueber-



allein dann werden und m
schränken, wie z. B. für vor
schritt sich bewegen, für Ri
Feuern 2c. Darauf werden
man im Frieden nicht verg

Die Kriegshund

Nicht ohne Werth un
taire" vom 14. März 18
derselben im Felde, sagt d
Meldedienst zu fördern, so
in das Gebiet der sogenan

Man hat Versuche da
Heeren gemacht, in Oesterr
im Allgemeinen nicht sehr
das Interesse dafür fast v
besitzen, wissen nicht recht,
es gewiß vorziehen, von
wohl so ziemlich verurthei
den denkbar ungünstigsten
eine für den geforderten
Arten zulassen: wir kenne
der die nöthigen Eigensch
besitzt. Man hätte eine g
wollte man arbeiten ohne
nehmen. Ebenso stand es
füßler. Die Regimenter
und verpflegt, so gut sie
Programm erhalten, wel
Hunde war übrigens zu
haben konnte; man hätte r
Dann hätte man bei den
die den Kompagniehund b
1200 Metern patrouillirt
und den kleineren Posten
Hundes im Aufklärungsdi

wo sie fast ganz unerwartet auf die 5. und
Opoltschenie trafen. Die zur Unterstützung
eilende 1. Druschine jagte durch starkes Feuer
Dann erschienen die Kasaken auf dem Kampf=
galoppirten wieder nach dem „kahlen Berg" zurück,
war, das Dorf Selenoje=Drewo in Brand zu
laufes derselben war wahrscheinlich eine Rekognos=
was ihnen nicht ganz gelang; sie waren aber doch
sie eigentlich hätte eindringen lassen sollen.
von Seiten der Türken dauerte bis gegen
Batterien auf dem Nikolaus=Berge litten;
und ein Theil der Schießscharten zer=
die Artillerie besonders erfolgreich gegen
Berg", dessen linke Hälfte augenscheinlich

daß während des starken Bombardements
Seite als auch von Seiten der Türken
In den Laufgräben folgten die Soldaten
andern dem Fluge der Geschosse, so daß
auf den Gegner zu achten und, wenn
und nicht nach der Seite zu sehen, wohin

Artilleriefeuers verstärkte sich das In=
schonten die Türken ihre Patronen
Nikolaus=Berges und des Volhynischen
Stellung von ihrer rechten und linken
entfernt. Es sind viel Patronen nöthig,
Entfernungen Jemand zu tödten oder
schonten ihre Patronen nicht.
Seite war an einigen Punkten die
General Radetzky hatte am 26. August schon
auf die Defensive zu beschränken und
Dieser Befehl war auf dem
Truppen übergeben worden, als:
" in Folge dessen ging die Dreistig=
Berge" soweit, daß sie frei in ihren
Mannschaften wurmte das ungemein.
auf ihre eigenen nächsten Vorgesetzten,
und ihnen verboten, zu schießen auf
dem Wiedereröffnen des Feuers auf
herumzuspaziren, sie steckten dann
durch die Schießscharten zu feuern.

Die Tage waren fortgesetzt heiß. Mit welcher Ungeduld erwartete man die Nacht, besonders auf solchen Punkten, wie dem Nikolaus-Berge oder dem Volhynischen Hügel, welche mit Geschossen überschüttet wurden. Von dem tagelangen Sitzen in den Gräben schmerzte der Kopf, schmerzten Beine und Rücken; dazu kam noch die tödtliche Atmosphäre von den verwesenden Leichnamen. Die Soldaten sagten, daß man nicht nur selbst von dem Aasgeruch ganz durchräuchert wäre, sondern daß selbst der Zwieback darnach röche. Es war denn auch eine förmliche Aufheiterung für die Mannschaften während eines solchen langen und heißen Tages, einen Gegner aufzuspüren, und genügte, daß sich der Kopf eines Türken zeigte, um in demselben Augenblick auch einige Schüsse aus verschiedenen Logements salvenartig losgehen zu lassen. Man kann annehmen, daß unsere Schüsse ihr Ziel erreichten, denn ein Mitglied des Kriegsgerichts über Suleiman Pascha, Ali Nizam Pascha, klagte diesen an, daß die von ihm am Schipka besetzte Stellung sich nicht zur Vertheidigung geeignet hätte, weil die Soldaten nicht aus den Laufgräben sich herausbegeben konnten, ohne eine Kugel in die Stirn zu erhalten.

Endlich fängt die Sonne an, sich hinter den Bergen niederzusenken; es beginnt zu dunkeln. Das Schießen schweigt allmählich. Irgend ein unermüdlicher Türke feuert noch sein Gewehr ab und es wird still und ruhig auf dem Schipka. Das Völkchen auf demselben fängt überall an, herumzukrabbeln. ... zeigen sich kleine Feuer, an welchen man hier seine Ueberbleibsel vom Mittagessen wärmt, da sich Wasser zum Thee kocht, wenn man welchen hat. ... werden muntere Gespräche an den Feuerchen geführt, die größtentheils nichts mit dem Schipka oder seiner Vertheidigung gemein haben, als ob ... Türke in der nächsten Nachbarschaft garnicht existirte — sie haben ihn den Tag satt! Einige ruhen an den Feuerchen, andere schreiten zur Arbeit, Verstärkung der Stellung und zum Ausbessern der Batterien und Laufen, welche tagsüber beim Bombardement beschädigt worden sind.

Von dieser Nacht an wurden die Arbeiten unter Aufsicht der Sappeure ...führt. Auf der Runden und der Central-Batterie war ein Bataillon ... Minsker Regiment kommandirt; auf dem Nikolaus-Berge arbeiteten die ...er, ebenso wurde an den anderen Punkten der Stellung gebaut. Nachts ...ie Ablösung auf dem Volhynischen Hügel statt; die abgelösten Kom... traten in die Reserve. Man schaffte Munition in die Stellung, trug Körbe und Faschinen herbei, begrub die Gefallenen und schaffte die Verwundeten nach dem zweiten Verbandplatz. Für einzelne Truppen...ird das Mittagessen in der Nacht herbeigeschafft, während andere am ...en. Das Herbeischaffen der Nahrung bei Tage kostet jedoch Leute ...de, sodaß sehr bald der Befehl erfolgte, dies nur noch in der Nacht ...uen. Auch unsere Nachbarn schlafen nicht, auch bei ihnen geht die ...t die ganze Nacht fort, nur nicht so ruhig wie bei uns.

...am Abend machte sich der Kommandeur der Division, General

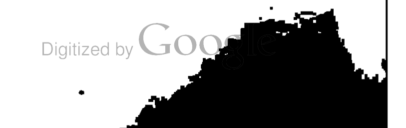
Petruschewski, genau mit der Stellung bekannt, welche ihm unterstellt ist, sowie mit der Handhabung des Dienstes in derselben. Am längsten verweilte er auf dem Nikolaus-Berge, wo er, geführt vom Oberst Duchonin, alle Batterien und Trancheen besuchte und sich mit der Lage der Truppen, welche diesen Berg besetzt hielten, bekannt machte.

Wie schwer es auch für die Truppen sein mag — und es ist dies über die Hälfte der Besatzung der Position —, die Nacht ohne Schlaf verbringen zu müssen, so erscheint es aber doch Allen besser, als das Sitzen in den Laufgräben bei der Schwüle am Tage. Und der Leichengeruch läßt sich Nachts auch eher ertragen, mit Ausnahme in den „geheimen Posten" in dem Walde an den Abgründen um den Volhynischen Hügel herum. In dieser Nacht erhielt einer der Kompagnieführer die Meldung, daß auf einem „sekreten Posten" ein Mann an Erbrechen erkrankt sei, dann kam eine weitere Meldung, daß auch ein zweiter dort krank geworden sei. Der Kompagnieführer begab sich nach der Schlucht, wo sich der Posten im Waldesdickicht befand, um sich zu überzeugen, ob es so schwierig sei, dort zu stehen. Kaum hatte er den Platz erreicht, als auch er sich infolge des unerträglichen Leichengeruches nur noch mühsam auf den Beinen erhalten konnte. Die schwierige Lage konnte nur dadurch etwas erleichtert werden, daß die nächsten Leichname etwas bei Seite geschafft wurden.

Vor Tagesanbruch fing ein Mullah in dem Laufgraben auf dem „waldigen Berge" an, ein Gebet zu singen. Die Stimme des Sängers war äußerst kräftig, wie man es selten findet. Seine Worte waren auf weite Entfernung hörbar, sodaß, wer die Sprache verstand, in welcher das Gebet gesungen wurde, auch jedes Wort verstehen konnte. Der Gesang des Mullah wiederholte sich bis zum 17. September, dann hörten wir ihn nicht mehr.

3. September. Von Seiten der Türken starkes Gewehrfeuer, auf welches auch wir mit ziemlicher Energie antworteten. Das Artilleriefeuer begann um 11 Uhr und dauerte mit größeren Unterbrechungen bis zur Nacht. Am meisten litt unter dem Artilleriefeuer Batterie Nr. 4, wo sich zwei Geschütze der 1. Batterie der 9. Artillerie-Brigade befanden. Der befehligende Offizier hatte seine Schüsse besonders nach dem Logement auf dem „waldigen Berg" gerichtet, um die türkischen Schützen zu veranlassen, ihr Feuer einzustellen, von welchem wir die meisten Verluste auf dem Schipka hatten. Durch glückliche Schüsse mit Granat-Kartätschen hatte Stabskapitän Gretschischnikoff stets sein Ziel erreicht — die türkischen Schützen verminderten sich, aber mit Eröffnung des Feuers auf den „waldigen Berg" richtete die türkische Artillerie auf dem „kahlen Berg" ihr Feuer mit Salven auf Batterie Nr. 4 und fügte ihr auch dieses Mal bedeutendere Beschädigungen zu. Die Batterie konnte nur sechs Schuß mit Shrapnels thun, als die Salven vom „kahlen Berge" ihre Schießscharten zugeschüttet hatten.

General Petruschewski befahl die Ausgabe von doppelten Portionen Grütze



und Fett an die Mannschaften, damit sich diese ihre Nahrung in den Kesseln selbst kochen konnten, abgesehen vom Mittagessen, das aus einer Entfernung von 5 Werst nach den Vorposten der Schipka=Stellung vorgefahren wurde. Außerdem wurde befohlen, die Thee= und Zuckerportionen zu verdoppeln.

Die Nacht ging ohne Störung vorüber. Der Bau an den Befestigungen wurde mit verstärkten Kräften fortgesetzt.

4. September. Dasselbe starke Gewehrfeuer wie am Tage vorher. Das Schießen wurde auf einige Zeit durch einen starken Südwind unterbrochen, welcher sich am Morgen erhoben und starke Staubwolken brachte, sodaß man kaum einige Schritt weit sehen konnte. Der Sturm dauerte nicht lange, sodaß das Gewehrfeuer bald mit der alten Kraft erneuert wurde.

Gegen 10 Uhr Morgens eröffnete Stabskapitän Gretschischnikoff wieder sein Feuer auf das Logement auf dem „waldigen Berg", dieses Mal mit Granaten, um die Deckung zu zerstören, welche uns so viel Schaden zufügte. Ungeachtet der gut gezielten Schüsse, nach welchen sich ganze Staubwolken erhoben, zeigte sich die Befestigung doch so gut gebaut, daß sie unbeschädigt blieb. In Folge dessen ging Gretschischnikoff wieder zu dem Schießen mit Granat=Kartätschen über, was die türkischen Schützen wieder veranlaßte, ihr Feuer zu unterbrechen und zu vermindern. Dies Mal beschränkte sich der „kahle Berg" auf zwei Salven, welche er auf Batterie Nr. 4 abgab.

Vormittags ritt der Kommandirende des Korps mit General Petruschewski und einer Suite in Begleitung des von Sr. Majestät dem Kaiser entsandten Flügel=Adjutanten, Obersten Fürsten Tschernischeff, die Position ab, welcher den Truppen den Dank Sr. Majestät und Georgs=Kreuze überbrachte. Die gnädige Aufmerksamkeit Sr. Majestät des Kaisers, welche sich schon zum zweiten Mal äußerte, wurde von den Schipka=Vertheidigern mit lebhafter Freude begrüßt. Sie gab ihnen die Energie, den schwierigen Verhältnissen zu widerstehen, welche sich schon jetzt gezeigt hatten. Schlaflose Nächte und beständige Bereitschaft, dem Feinde entgegen zu treten, nahmen die Kräfte der Leute stark in Anspruch.

Es waren gewährt worden an Georgs=Kreuzen dem Volhynischen, Podolischen und Shitomirschen Regimente je 5 pro Kompagnie, dem Minsker 2 pro Kompagnie, abgesehen von den namentlich beantragten für besondere Auszeichnung.

General Radetzky exponirte sich zu sehr, als er mit dem Gefolge die Stellung zum größten Theil zu Pferde besichtigte. Obwohl sich die Suite mehrmals auseinanderzog, um ein geringeres Ziel zu bieten, konnte doch dies Alles nicht unbemerkt von der dominirenden türkischen Position aus vor sich gehen. Die Türken verfolgten selbst einzelne Leute, welche auf den Wegen gingen, mit lebhaftem Feuer und verstärkten dasselbe, nachdem sie den berittenen Führer bemerkt hatten. Der Ritt endete insofern nicht ganz glücklich, als in der Minsker Position dem General Radetzky das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde.

Auf dem Nikolaus-Berge ging der General in die Einzelheiten der Maßregeln für die Vertheidigung ein und befahl, auf dem Felsen einen optischen Posten zur Beobachtung der Maßregeln des Feindes im Tundscha-Thale zu errichten. Dieser Posten wurde durch die Offiziere der dort liegenden Schützen-Kompagnie des Podolischen Regiments eingerichtet und deren Führer unterstellt.

Ungefähr um 1 Uhr wurde die Kanonade von beiden Seiten eröffnet, welche bis 6 Uhr Abends dauerte. Der Schaden, welchen unsere Artillerie dem Gegner beibrachte, ließ sich schwer beurtheilen. Man sah, daß Schießscharten zusammenstürzten, daß Brustwehren beschädigt wurden, aber doch nicht so, daß eine Batterie dadurch außer Gefecht gesetzt worden wäre. Die Beschädigungen wurden alle wieder ausgebessert. Die Arbeiten wurden gleichfalls beschossen, indessen, wenn auch einige gut treffende Schüsse sie auf einige Zeit unterbrachen, so wurden sie doch später wieder aufgenommen, und die Türken führten das zu Ende, was sie eben vorhatten. Unstreitig war die Wirkung unserer Granatkartätschen eine sehr gute. Die Batterien Nr. 4—7 veranlaßten durch gemeinsames, gleichzeitiges Feuern gegen das lange türkische Logement auf dem „waldigen Berge“ die türkischen Schützen, ihr Feuer zu unterbrechen. Auch auf dem „kleinen Berdek“ hörte nach einigen guten Treffern von unseren Batterien das Schützenfeuer auf. Von dem Feuer der Türken wurden Beschädigungen an unseren Werken verursacht: der Schaden am Materiale war geringfügig. Auch an Leuten hatten wir wenig Verlust, ungeachtet der geringen Entfernungen der türkischen Geschütze. Das Shrapnel wäre für die Türken das geeignete Geschoß gewesen, um uns in den Laufgräben Schaden zuzufügen, allein sie müssen deren wenig gehabt haben, denn sie schossen sehr selten damit, und diese sprangen schlecht.

5. September. Auf dem Schipka keine Veränderung; nach dem Sturme von gestern früh brannte die Sonne nicht so heiß.

Der Kommandeur der 4. Batterie der 14. Artillerie-Brigade übernahm als ältester in der Stellung befindlicher Batterieführer die Leitung des Artilleriegefechts. Das Zusammenwirken der Artillerie auf bestimmte Ziele ließ für die Vertheidigung des Schipka bessere Resultate erwarten, als die Vereinzelung im Handeln der Batterien, welche bisher statthatte. Die Vereinigung der Batterien in einer Leitung wurde von den Artilleristen freudig begrüßt. Sie setzten große Hoffnungen darauf, indem sie annahmen, daß es nunmehr nicht nur möglich sein werde, die nächsten Stellungen des Feindes, welche unsere Batterien so lebhaft unter Feuer hielten, zu vernichten, sondern auch die Batterien des Gegners zu zerstören. General Petruschewski besuchte in Begleitung des Kommandeurs der Pioniere den Nikolaus-Berg und traf Anordnungen bei der Ausführung der Arbeiten zur Befestigung der Stellung und zur Deckung derselben gegen Flanken- und Rückenfeuer.

Die ganze Nacht wurde auf dem Nikolaus-Berge gearbeitet, zur [illegible]



stützung der Pioniere und Artilleristen waren 120 Mann Podolier befehligt. In der „runden“ und der „Central-Batterie“ wurden die Arbeiten durch die Minsker fortgesetzt; an den übrigen Punkten arbeiteten die dort stehenden Abtheilungen.

6. September. Von früh an erhob sich ein starker Wind, welcher Massen von Staub herbeitrieb, später kamen Wolken, welche den Schipka so umhüllten, daß man kaum einige Schritt weit sehen konnte. Dann regnete es fortgesetzt bis zum Abend und wurde mit einem Male so kalt, daß man den Halbpelz vertragen konnte.

Es fand weder Infanterie- noch Artilleriefeuer statt. Seit dem 21. August war heute der erste Tag ohne Todte und Verwundete.

Die Nacht war feucht und kalt. Es bildete sich starker Schmutz. Die 12. Kompagnie des Podolischen Regiments, welche den Train in der Stadt Gabrowo bisher gedeckt hatte, vereinigte sich mit dem Regiment und besetzte die Reservestellung auf dem Nikolaus-Berge bei Batterie Nr. 4.

7. September. Regen und Nebel; mitunter klärte es sich auf, so daß man hätte schießen können, allein dann kam von Neuem Gewölk, daß man keinen Schritt weit sah. Die Artillerie schwieg auf unserer Seite den ganzen Tag, und die Türken schossen wenig.

Es war feucht und kalt. Das Unwetter überraschte uns. Es war weder für die Offiziere noch für die Mannschaften irgend ein Schutz gegen Regen vorhanden. Bisher hatte sich alle Aufmerksamkeit darauf gerichtet, die Stellung in einen besseren Vertheidigungszustand zu versetzen, und man hatte keine Zeit gehabt, Unterkunftsräume gegen schlechtes Wetter herzustellen. Die nassen und zitternden Mannschaften hatten an weiter vom Gegner entfernt gelegenen Orten die Möglichkeit, sich an Holzfeuern zu wärmen. Auf dem Nikolaus-Berge und dem Volhynischen Hügel richtete man mit Beginn des schlechten Wetters in der ersten Zeit keine solchen Feuer auf, denn sie konnten den Türken ein günstiges Ziel bieten. Die Kälte machte sich um so mehr fühlbar, als sich die Temperatur nach den heißen Tagen plötzlich so erniedrigt hatte.

Auf dem „kahlen Berge“ erschien eine neue Batterie von zwei Geschützen von großem Kaliber, welche das Paradies-Thal, die Podtjaginoff-Batterie und den Lagerplatz des Lazareths der 9. Infanterie-Division beschoß. In Folge dessen wurden dieses Lazareth und der Korpsstab etwa zwei Werst weiter zurück auf dem Abhange nach Gabrowo zu gelegt, wo sie auch bis zu Ende der Vertheidigung blieben.

Der Kommandant der Stellung auf dem Nikolaus-Berge, Oberst Duchonin, verlangte in Rücksicht auf die Verstärkungen der Batterien des Gegners für Batterie Nr. 1 zwei Geschütze, zwischen den Batterien Nr. 1 und 2 eine Zwischenbatterie für vier Geschütze und Batterie Nr. 2 auf vier Geschütze einzurichten. Später, aber noch an diesem Tage, meldete Oberst Duchonin



von Neuem dem Kommandeur der 14. Division: „Die in der neuen türkischen Batterie, am südlichen Abhange unternommenen Arbeiten dauern fort und werden ausgedehnt. Augenscheinlich wird eine Batterie für zehn Geschütze aufgeführt, gegen diese können nur zwei Geschütze in Batterie Nr. 2 von uns eingreifen. Es ist nicht möglich, die neuerbaute türkische Batterie unbeachtet zu lassen, sondern unumgänglich nöthig, ihr von unserer Seite eine neue starke Batterie entgegenzustellen.“ Diesem Vorschlage wurde von Seiten des Divisions-Kommandeurs sofort nachgegeben und der Bau einer neuen Batterie und der Verstärkung von Batterie Nr. 2 begonnen.

Vom Nikolaus-Berge wurden drei Patrouillen Plastunen entsendet, jede drei Mann stark, zur Erkundung der feindlichen Stellung. Die eine der Patrouillen wurde von einem Offizier des Podolischen Regiments geführt zur Rekognoszirung der auf dem südlichen Abhange des Berges gelegenen Befestigungen, zwei andere Patrouillen gingen nach Ssoska und Ssacharnoi Golowa.

In Rücksicht auf die Ermüdung der Mannschaft durch den schweren Dienst versuchte Oberst Duchonin, die Heranziehung des 2. Bataillons seines Regiments zu erwirken, wodurch eine Ablösung der Kompagnien der Reihe nach möglich geworden wäre. Das Bataillon stand als nächste Reserve für den Nikolaus-Berg in Tirnowa, konnte aber erst am 21. September in der Position eintreffen, weil keine Abtheilung vorhanden war, es dort abzulösen.

8. September. Das Wetter fährt fort, feucht und kalt zu sein. Ein rauher Herbst ist mit einem Male eingetreten. Oft ist der Schipka dicht umwölkt, so daß die Bekleidung, die ohnedies nicht trocken ist, in kurzer Zeit vollständig durchnäßt wird.

Die Gesundheit der Mannschaft fängt an, zu schwanken; es zeigen sich Fieberanfälle, und sie klagen über Verstimmungen des Magens. Heute erkrankten bei den Wolhyniern 10 Mann, bei den Podoliern 15 Mann am Fieber. Bisher zeigt sich die Erkrankung in leichter Weise, die Aerzte heilen sie in der Stellung; den Schwachen wird der Dienst erleichtert. Es gereicht unserem Manne zu Ehre, daß die schwerer Erkrankten nicht nur mit Unlust sich in's Lazareth schaffen lassen, sondern womöglich ihre Leiden verbergen, damit sie nicht entfernt werden. Für einen guten Soldaten ist es schwer, seine Truppe in so gefahrvoller Zeit zu verlassen; er möchte gern, so lange es seine Kräfte erlauben, fortfahren, seinen Dienst wie die Uebrigen thun.

Es wurden von der Bagage die Brustwämser geholt und ausgegeben. Aber unter der Uniform wärmen diese schlecht, wenn die ganze Bekleidung naß ist.

Das Schießen war dasselbe wie gestern; unsere Artillerie schoß auch heute nicht.

Nachts kam die 1. Batterie der 14. Artillerie-Brigade mit ihrem Kommandeur, Flügel-Adjutant Oberst Fürst Meschtscherski, an und gab noch

Batterie Nr. 1 zwei Geschütze, nach Batterie Nr. 2 zwei Geschütze und nach Batterie Nr. 3 vier Geschütze. Die von der 2. Batterie 14. Artillerie-Brigade abgelösten vier Geschütze gingen nach der „runden Batterie“ Nr. 6; die dort befindlichen nach der Batterie Nr. 7 (Dragomiroff), die ganze abgelöste 3. Batterie der 14. Artillerie-Brigade rückte nach der Stadt Grabowo in ein Biwak. Die Arbeiten zur Befestigung der Stellung werden fortgesetzt.

9. September. Die Türken fahren fort, unsere Stellung stark zu beschießen. Heute ist ihr Feuer noch stärker als gestern. Es fällt schwer, die nie aufhörenden Geschützsalven nicht zu beantworten, auch von unserer Seite ist das Artilleriefeuer ziemlich lebhaft. Leider dauert die Zersplitterung der Artillerie fort, trotz der Ernennung eines gemeinsamen Führers. Vielleicht rührt dies daher, daß unsere Batterien nicht telegraphisch verbunden sind; aber bei unserem Gegner ist das auch nicht der Fall, und trotzdem macht sich in der Thätigkeit der türkischen Artillerie, ungeachtet ihrer zerstreuten Lage, eine größere Einheitlichkeit bemerkbar. Auf dem „kahlen Berge“ zeigen sich mitunter Flaggen, augenscheinlich verabredete Zeichen, nach deren Erscheinen sogleich von den verschiedenen Batterien Salven auf ein gewisses Ziel gegeben werden. Das Artilleriegefecht spinnt sich zwischen den Batterien ab; auf die Laufgräben wird wenig geschossen.

Heute sieht durch den grauen Himmel mitunter die Sonne hindurch. Die Wolken gehen tiefer als die Höhen des Schipka in dem Tundscha-Thal und in den Schluchten, sodaß die Spitzen der Berge bei der Sonnenbeleuchtung aus den Wolken hervorragen, wie Inseln aus dem Meere.

Der Divisions-Kommandeur erhielt vom General Radetzky die Mittheilung, daß das Regiment Orel nach Gabrowo abgegangen ist, weil sich von Bebek her Türken zeigten — den Meldungen zufolge mit stärkeren Kräften. An Stelle dieses Regiments wurde das 13. Schützen-Bataillon in die allgemeine Reserve genommen, mit welchem am nächsten Tage noch das 14. und 16. Schützen-Bataillon vereinigt wurden, deren Stellung vom Regiment Shitomir eingenommen wurde.

10. September. Die starke Beschießung unserer Stellung dauert fort. Wir haben wenig Verlust; 10—20 Mann pflegen täglich aus der Front abzugehen. Das fortwährende Getön der Gewehrschüsse und der Kanonendonner lassen sich kaum noch ertragen. Wie heiß auch ein Gefecht sein mag, nach dem Kampfe tritt aber doch ein ruhigerer Zustand ein; dann haben die bis zum höchsten Grade angespannten Nerven Zeit, sich zu beruhigen; aber hier ist es einen Tag wie den andern, immer dasselbe, in immerwährender Erwartung etwas noch schlechteren. Während der Beschießung sind alle Mannschaften Gewehr in der Hand in der Erwartung eines Sturmes, welcher leicht von dem Gegner unternommen werden kann, der in der allernächsten Entfernung von unserer Stellung liegt und an einigen Orten wirklich Approchen hat, welche bis dicht an die von uns besetzte Position heranführen. Mit

Anbruch der Nacht schweigt das Feuer, aber die Gefahr, plötzlich angegriffen zu werden, vermindert sich nicht. Wir wissen, daß wir keine Unterstützung bekommen können, um zum Sturme vorzugehen, bevor nicht Plewna genommen ist. Aber wann wird man es nehmen? Diese Frage beschäftigt die Vertheidiger des Schipka in hohem Grade und mit einer [illegible] Neugier suchen wir in Erfahrung zu bringen, was dort vorgeht. Ich weiß nicht, auf welchem Wege, aber es drangen zu uns Gerüchte von einem unternommenen Sturme auf Plewna, und mit Ungeduld erwarten wir den Ausgang desselben, denn nur bei dessen glücklicher Beendigung können auch wir auf eine Besserung unserer Lage hoffen, die mit jedem Tage schwerer wird.

Die Beschießung dauert den ganzen Tag fort und verursacht nicht wenig Beschädigungen an den Batterien, aber besonders auf dem Nikolaus-Berge. Von unserer Seite wird am meisten von den Geschützen, welche zur Batterie des Fürsten Meschtscherski gehören, geschossen, welche den Kampf mit dem „kahlen Berge“, der „Djewjatji-Glaskoje“ und den Batterien am südlichen Hange des Berges führen. Im Ganzen thaten die Batterien der 14. Brigade 222 Schuß. Wir bekommen heute den ersten Ersatz, 347 Mann aus verschiedenen Reserve-Bataillonen, welche auf die Regimenter der Division vertheilt wurden.

Die Nacht ist feucht und kalt.

11. September. Vom frühen Morgen an ist der Schipka so in dichte Wolken gehüllt, daß auf einige Schritte nichts zu sehen war.

In seiner Meldung, welche der Kommandant der Nikolaus-Position jeden Tag abfaßt, schrieb er, daß „der derzeitige Kommandeur der 14. Infanterie-Division nach dem Gebete alle Trancheen und Batterien abging und alle Vertheidiger der Verschanzungen zu dem feierlichen Namenstage Sr. Majestät des Kaisers beglückwünschte; überall antwortete ein donnerndes Hurrah. Im Laufe des Tages blieb ein dicker Nebel, es regnete ohne Aufhören, beide Gegner sahen einander nicht. Es wurde nicht geschossen. Die Deckungen wurden verstärkt, auf dem Südrande unserer Stellung auf dem Nikolaus-Berge wurden 8 „sekrete Posten“ ausgestellt, von denen eine besondere Postenkette vorgeschickt wurde.“

General Petruschewski besuchte auch die übrigen Truppentheile der ihm unterstellten Division und beglückwünschte sie zum Namenstage Sr. Majestät; ein begeistertes Hurrah antwortete ihm. Wir fangen an in den Wolken zu leben, Dank welchen es auch den ganzen Tag über ruhig blieb und kein Schuß abgegeben wurde. Es ist aber die Beschießung und ein heller Tag schließlich doch besser als diese feuchte Kälte, welche bis auf die Knochen dringt.

Auf dem Schipka ist dumpfer Kanonendonner von ferne zu hören. Wir glauben, man kämpft bei Plewna. Mit Herzbeklemmung hören wir das unaufhörliche Geschützfeuer, indem wir unseren Kameraden von ganzer Seele den Sieg über den Feind wünschen. Die Einnahme von Plewna wäre für

uns dasselbe freudige Ereigniß wie für die am Kampfe dort Betheiligten. Mit einer Aufregung, die bis zur Seelenangst ging, warteten wir auf Nachrichten über den glücklichen Ausgang des Sturmes, aber es kamen keine frohen Nachrichten — der Sturm war abgeschlagen und wir hatten beträchtliche Verluste erlitten.

General Petruschewski gab den Befehl, daß „infolge der positiven Unmöglichkeit, Verpflegung zu erlangen, den Offizieren, Beamten und Geistlichen, welche sich auf dem Schipka befinden, täglich je ein Pfund Fleisch und zwei Pfund Zwieback von der Verwaltung zu liefern sind." Außerdem bestimmte er, daß im Falle ungünstiger Witterung und schweren Dienstes der in der Schipka-Stellung befindlichen Truppen den Gemeinen täglich ein Glas Branntwein gegeben werden soll; der Branntwein ist mit dem Tage der Ankunft in der Stellung auszugeben. 100.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges aus dem Betrieb der Menagen.

Von **Dechend**,
Hauptmann und Kompagnie-Chef im 1. Nassauischen Infanterie-Regiment Nr. 87.

Heut zu Tage, wo der allgemeine Wetteifer im Handel und Wandel so mancherlei Blüthen und Früchte treibt, welche das helle Licht des Tages nicht vertragen, bleibt es auch für den eigentlichen Geschäftsmann ein schwieriges Ding, in allen Sätteln gerecht zu werden und im Sattel zu bleiben. Selbst der rastloseste Eifer, gute Schulung und Geschäftskenntniß, scharfes Beobachtungsvermögen, Menschenkenntniß und eine glückliche Hand lassen ihn nicht immer glatt an den Hindernissen, welche auf seinem Wege liegen, vorbei oder über sie hinweg kommen, lassen ihn nicht sicher sein vor einer Schädigung durch Andere, namentlich, wenn er ihren oft zweifelhaften Mitteln nichts Gleichartiges entgegen zu setzen haben will. Bleibt doch ihren Künsten gegenüber selbst die Handhabung der Gesetzesparagraphen oft aussichtslos: das Gesetz vermag den Quer- und Schleichwegen der Unredlichkeit nicht überall haarscharf zu folgen oder gar sie zu verschließen.

Hat es nun schon der Geschäftsmann schwer, in dem allgemeinen Wettlaufe mit seinem Verstande und seinen Kenntnissen zurecht zu kommen, wieviel mehr noch der Laie. Laien aber sind bei den Truppen fast Alle, welche die Leitung jener Verkehrsanstalten, deren die Truppen zur Befriedigung ihrer mannigfachen Bedürfnisse nicht zu entbehren vermögen, zu übernehmen

[illegible] zu [illegible] von fremden Armeen.
[illegible] ist nun deshalb unmöglich, weil sie
[illegible] die Geschäfte leiten, sie plötzlich zu
[illegible] für den schriftlichen Dienst-Verkehr
[illegible] mit sich bringen. Gerade an
[illegible] sich gleich bleibende und
[illegible] zu allem „Kredit“ sein
[illegible] des Verkehrs. Die Unter-
[illegible] Geschäfte abzuschließen haben, sind
[illegible] Mittel zur Verfügung stehen,
[illegible] oder, wenn sie bereits wohl-
[illegible] zu spielen gewöhnt haben.
[illegible] zur Durchführung des engeren
[illegible] Unteroffizieren oder Mannschaften
[illegible] noch gar zu unterbinden. Die
[illegible] die Vortheile mühelos zu erreichen, zumal Alles
[illegible] der Verkehr geregelt und stetig bleiben.
[illegible] eine gewisse beherrschende Stellung zuge-
[illegible] jene Unternehmer, wie gegen seine eigenen
[illegible] Groß-Käufer und vermag als solcher Be-
[illegible] dem Unternehmer seine Bahnen vorzeichnen, nament-
[illegible] dabei die Wahl zwischen reeller und unreeller
[illegible] geradem oder krummem Wege leicht zu machen. Er
[illegible] auch den Unternehmer zu **überwachen** ebenso wie seine
[illegible] in der Truppe, weil er Strafgewalt gegen diese ausüben oder
[illegible] vermitteln kann. Es gehört zu diesem beiden allerdings
[illegible] Aufmerksamkeit und Mühe, beides aber bringt er bei uns überall
[illegible] auch der **Unternehmer** wieder eine gewisse größere
[illegible] Maßregeln, denn er handelt auf eigene Hand, der Leitende
[illegible] verdient oder verliert, ist seine Sache, dieser handelt
[illegible] Auftrage, er steht nicht nur mit seinem Vermögen,
[illegible] seiner ganzen Dienststellung zur Verfügung, sobald die
[illegible] verliert, namentlich, wenn ihm Versäumniß, Unklarheit
[illegible] andere Unterlassung zum Vorwurf gemacht werden kann.
[illegible] Letzteres allerdings, Gott sei Dank, bei uns vor, aber
[illegible] möglich ist, beweist, wie schwer seine Verantwortung wiegt.
[illegible] Beherrschung und Ueberwachung der Unternehmer nicht,
[illegible], die Verbindungswege zwischen ihnen und seinen eigenen
[illegible] zu verletzen, so kann ihn jeden Augenblick, namentlich aber im
[illegible] Geschäftsführung, das treffen, was ihm jeder zum Vor-
[illegible] berechtigt ist, getäuscht und übervortheilt zu werden in einer
[illegible] welcher er für die Gesammtheit handeln soll, für eine Gesammt-



heit, welche allen Erfahrungen zu Folge gerade in dieser Hinsicht ungemein feinfühlig, ja anspruchsvoll ist. Die Unternehmer kennen leider zu gut die Zeichen und Zeiten seiner Schwäche. —

Im Nachstehenden sei uns der Versuch erlaubt, wenigstens für eine Art des Geschäftsbetriebs bei den Truppen, für die Menagen derselben, die Mittel und Wege zu kennzeichnen, auf denen dem Leitenden jene Beherrschung und Ueberwachung der Unternehmer sowohl, als auch jene Unterbindung der krummen Wege zwischen ihnen und den Gehilfen des Leitenden möglich erscheint. Vor Allem wird es sich darum handeln, ihm das zu geben, was man Geschäftskenntniß nennt, und darauf praktische Winke, wie er dieselbe anzuwenden hat. Den Rest muß er durch seine persönliche Aufmerksamkeit und Mühe zu decken suchen.

Die einschlägige Dienstvorschrift*) giebt an sich einen genügenden Anhalt für die Geschäftsleitung und den Geschäftsverkehr; hätte der Leitende immer die nöthige Erfahrung, so könnte er nicht irregehen, könnte nicht abweichen von seinem Ziele, nicht irregeführt werden. Nur sie lichtet aber das Dunkel der Quer- und Seitenwege, auf dem sich die vorgeschriebenen Maßregeln jenen oft unfaßbaren Gegnern zuliebe bewegen müssen: die Dienstvorschrift giebt dafür keinen Rath.

Die Geschäftsleitung und der Geschäftsverkehr sollen nach der Dienstvorschrift auf folgenden Grundlagen aufgebaut werden:

§ 2 schreibt vor, daß die in den Fonds fließenden Summen nur zu Zwecken der Beköstigung der (wirklichen) Menagetheilnehmer und zu Ausgaben verwendbar sind, welche mit dem Betriebe der Küchen im Zusammenhange stehen, selbst die Küchenanzüge dürfen daraus nicht bestritten werden (wohl aber ihre Instandhaltung?!), Feuerung und Heizung ebenfalls nicht. „Büreaugelder“ werden nicht gewährt, was zur Folge hat, daß streng genommen auch die nöthigen Bücher, Schreibgeräthe u. A. m. nicht aus Mitteln dieses Fonds zu bezahlen sind. Der Buchführer und das Küchenpersonal, die Köchin erhalten ihre Zulagen gegebenenfalls aus anderen Mitteln. Dagegen können Kartoffelschälfrauen gehalten und wohl auch aus Mitteln der Menage bezahlt werden.**) Diesen Ausgaben gegenüber verlangt derselbe Paragraph, daß mittel- oder unmittelbar aus Spülicht, den Küchenabfällen und Knochen ein in die Fonds fließender Erlös gemacht werde.

In § 10 und 11 werden die Fragen wegen etwa aufzunehmender Vorschüsse zwecks Beschaffung von Vorräthen und freihändiger Ankäufe einerseits, bezw. wegen der etwa gemachten Ersparnisse geregelt. Daraus entspringt für den Leitenden die Pflicht, wenn möglich solche Vorräthe, freihändige Ankäufe sich zu beschaffen, bezw. offen zu halten und darnach die

*) Instr. v. 15. Sept. 1884.

**) An sich kann dies bestritten werden, da alle „Ersparnisse“ zu anderen Zwecken verwendet werden müssen.



[illegible] abzuschließen. Die Beschaffung soll sogar nach § 8 **möglichst** durch unmittelbaren Bezug vom Erzeuger oder Händler durch freihändigen Ankauf erfolgen. Die Annahme eines einzigen Lieferanten untersagt sein. Auch ist [illegible] Ankauf nicht ausgeschlossen. Die Kontrakte sollen höchstens auf ein Jahr, für Fleisch in der Regel nur für ein Vierteljahr abgeschlossen werden. Der [illegible] soll sich also nicht selbst die Hände binden, sondern es sollen die örtlichen Preisverhältnisse (nach denen ja im Allgemeinen auch die Höhe des Verpflegungszuschusses bestimmt wird) sein Risiko vermindern [illegible]. Ersparnisse sollen nicht eher gemacht werden, als bis [illegible] Verpflegungsteilnehmer durch eine gute Kost eingetreten [illegible] zur Verbesserung dieser Kost [illegible]. Von vielen [illegible] Näheres [illegible]; [illegible]

[illegible]



vorschriften zu Grunde liegende Satz, daß die Küchen der Unteroffiziere in keinerlei geschäftlicher oder dienstlicher Beziehung zu denjenigen der Mannschaften zu stehen haben. Es kommt vor, daß in den kontraktlichen Bestimmungen an keinen Unterschied für Beide gedacht ist, und doch wird wohl überall z. B. für die Unteroffiziere *anderes* Fleisch verlangt, als für die Leute: kein Wunder, daß der Lieferant bei dem Mangel an Festsetzungen in Bezug auf die Fleischlieferungen für ihre Küche sich Freiheiten*) erlaubt. Es kommt ferner vor, daß zu der Suppe der Unteroffiziersküche Theile aus der Mannschaftsküche entnommen werden: das darf nicht sein; die Unteroffiziere haben dadurch schon genug Vortheile, wenngleich nur mittelbar, daß sie dieselben Lieferanten besitzen wie die Leute. Sie könnten nie so gut leben, wenn die Mannschaftsküche nicht in der Lage wäre, das Angebot zu erregen. Die beiden Küchen also sind überall getrennt zu halten, ihre Kontos werden getrennt geführt, die Rechnungen ebenfalls getrennt behandelt, und giebt es gemeinsame Einnahmen aus irgend einer Quelle (z. B. aus einer Octroivergütung oder aus dem Erlös der Abfälle ꝛc.), so ist, durch Befehl nöthigenfalls, die betreffende Summe doch an Beide zu *theilen*. Die Empfänge für beide Küchen können von einem einzigen Manne besorgt werden, von dem Offizier oder Buchführer am besten, je nach der anhaftenden Verantwortlichkeit derselben, die Bestellungen aber bereits, die Abfassung der Speisezettel und die Austheilung der empfangenen Waaren müssen stets *getrennt* geschehen.

Was die Flüssigmachung von Einnahmen betrifft, so stehen einmal, wie gesagt, die Erlöse aus den zu verpachtenden Abfällen aller Art zur Verfügung — monatlich für ein Bataillon etwa 50 bis 60 Mark betragend —, ferner bei eigenem Anbau die Ersparnisse, welche dabei zu machen sind, und *an sich* die an die sogen. Sonntagsurlauber entfallenden Beträge für deren nicht empfangene Portionen, letzteres ein Punkt, welcher von uns weiter unten näher beleuchtet werden soll. Es ist natürlich, daß diese Einnahmequellen zu öffnen und offen zu halten Sorge des Leitenden sein muß; er kann durch Studium der örtlichen Verhältnisse hierin viel thun und leisten.

Ebenso steht es mit seiner Fürsorge, bei den Kontraktsabschlüssen u. A. nicht schlechter als andere Truppen oder andere Abnehmer gestellt zu sein, ja! er muß es gerade in seiner Eigenschaft als Groß-Käufer verstehen, die Preise zu *bestimmen* und die sonstigen Bedingungen dem *Großverkehr* gemäß zu erhalten. Zunächst muß er dazu wissen, wie die Kontrakte aussehen, welche *andere* Truppen derselben Garnison mit demselben Lieferanten, den er hat, eingegangen sind oder im Begriff sind einzugehen. Ein jeder Kontrakt muß die Klausel enthalten, daß der Lieferant die mit anderen Truppen vereinbarten Bestimmungen vorzulegen und Verschiedenheiten abzubestellen hat, bezw. Strafe zahlt, wenn er darnach nicht handelt.

*) Er liefert gern verf[illegible]ig zu viel Knochen und Fett statt des Fleisches.



Eine andere Klausel muß Nachtragsforderungen des Truppentheils freilassen: seine Rechte aus dem abgeschlossenen Vertrage oder Kontrakte dürfen nicht gleich nach dem Ablaufe derselben, sondern erst nach 2—3 Jahren erlöschen. Durch beide Klauseln ist dann Sicherheit gegeben, daß dergleichen Uebervortheilungen entweder sofort oder wenigstens nachträglich für die Truppe unschädlich gemacht werden. Ist diese Sicherheit geschaffen, so muß sich der Leitende namentlich gegenüber den freihändigen Ankäufen im Laufenden über die Orts-Marktpreise erhalten: die städtischen Behörden brauchen nur gefragt zu werden, so erhält er Kenntniß davon in so streng bindender Weise, wie es nur möglich ist. Außerdem halten wir es für sehr zweckmäßig, wenn ihm selbst und dem „Buchführer" in Form einer einfachen Liste (auf Pappe aufgezogen) bei all' seinen Berechnungen und Nachrechnungen die sämmtlichen zwischen der Truppe und den Lieferanten geltenden Preise zur Hand sind. Ein Blick genügt dann für den Rechnenden, wo sonst eitel Nachfragen, Verpflegungen, Irrthümer und andere unliebsame Dinge an die Tagesordnung gelangen.

Was die Frage der Ersparnisse und Ueberhebungen betrifft, so liegt der Keim zu letzteren meistens an dem Mangel einer klaren Anordnung der Portionshöhen, welche der Leitende allmonatlich in die Hand nehmen muß, sowie in einer zu großen Vertrauensseligkeit des Letzteren dem Unterpersonal gegenüber. Zur Bestimmung jener Portionshöhen muß einmal der vorhergehende Kassenabschluß in Anrechnung gebracht werden, man muß wissen, ob zu sparen ist oder nicht, dann aber muß man Kenntniß haben von der Preisbewegung im Ort. Es muß ferner dem Buchführer nicht Alles überlassen werden bei Aufstellung des Speisezettels oder bei Abfassung der Bestellzettel, man muß das „sich nach der Decke strecken" überwachen. Bei der Mannschaftsküche sind in dieser Beziehung diejenigen Zeiten unsicher, in denen voraussichtlich besondere Feste oder einnahmelose Tage fallen (31. eines Monats), bei der Unteroffiziersküche aber macht die gar leicht zu bemerkende Verwöhnung ihrer Theilnehmer mehr Schwierigkeiten, als es nöthig wäre. Frühzeitig vorausberechnen, rechtzeitig sehen, bleibt hierfür das Hauptmittel, es werden dann niemals Ueberhebungen unausgeglichen bleiben; sammeln sie sich erst mehr oder weniger ungemeldet an, so sind sie schwer wieder zu entfernen, sollen nicht Reibungen aller Art eintreten. Ersparnisse in der Unteroffiziersküche zu machen ist andererseits ebensowenig leicht, niemals jedenfalls so, wie in der Mannschaftsküche, sie sind ja aber auch nicht nothwendig. Hier wie da wird man jedenfalls gut daran thun, von Tag zu Tag zu sorgen und nicht darauf zu rechnen, bis ein Ausgleich zwischen Ueberhebungen und Ersparnissen in der „nächsten Zeit" gemacht werden kann. Namentlich in der Unteroffiziersküche muß man verstehen, mit Pfennigen zu rechnen, mit einem kleinen Haushalte.

Was die Erhaltung einer guten Kost, die Verbesserung derselben, so

Beaufsichtigung der sich gleichbleibenden Güte der Lieferungen, sowie die Regelung der Freiportionen betrifft, so werden die Erörterungen über die Einzelheiten des Wirthschafts- und Dienstbetriebes, auf welche nunmehr einzugehen ist, das Nähere darüber mit enthalten. — — —

Alles, was den Wirthschafts- und Dienstbetrieb der Menagen betrifft, empfiehlt sich in einer von dem Truppenkommando bestätigten besonderen Vorschrift*) festzustellen, so zwar, daß ungeachtet des möglichen Wechsels in den Personalverhältnissen doch eine stetige Leitung und Ausführung gewährleistet wird. Der eine Theil dieser Vorschrift wird sich auf das Geschäftliche beziehen, der andere auf den eigentlichen inneren Betrieb. Einige Anhänge werden endlich gewisse Erläuterungen, Zusätze und Fragen betreffen, deren Berührung für die damit betrauten Personen wünschenswerth werden kann. —

Was die Einzelheiten des Wirthschaftsbetriebes anbelangt, so wird man nach einigen Ausführungen über die Verantwortlichkeit der verschiedenen Kommissionsmitglieder zunächst auf die Buchführung einzugehen haben, um daran anschließend die Bestellungen an die Liferanten, die freihändigen Ankäufe, Vereinbarungen und Kontrakte zu behandeln.

Verantwortlich für die Buchführung und Alles, was mit ihr in Verbindung steht, ist naturgemäß an erster Stelle der Präses der Kommission, es muß jedoch das zweite Mitglied derselben auch im Stande sein, ihn auf gewisse Zeit hin zu vertreten. Die näheren Bestimmungen hierüber wird man gut thun, der Vorschrift über den Dienstbetrieb zu überlassen, weil darin alle diesem Mitgliede der Kommission zufallenden Obliegenheiten einheitlich nach einander festzustellen sein werden. Zum Gehilfen in der Buchführung ist dem Präses für beide Küchen, deren Buchführung jedoch an sich getrennt bleibt, ein (unverheiratheter) Unteroffizier (Menage-Buchführer), und zwar aus der Kompagnie möglichst, welche der Präses führt, auf seinen Vorschlag hin beigegeben. Durch letztere Wahl ist der Präses ersichtlich immer mehr in der Lage, eintretende Schwierigkeiten und Mißverständnisse zu beseitigen, als sonst. Der Buchführer bezieht eine Zulage (aus Mitteln z. B. der Kantine), aus welcher er die Kosten für Schreibgeräth, ausschl. Büchern, zu bestreiten hat.

Die Prüfung der Abschlüsse in den Kassen- und Portionsbüchern durch den Zahlmeister erfolgt immer nachträglich allmonatlich im Namen des Bataillonskommandeurs.

Für die Art und Weise der Buchführung gilt folgendes:

1) Die Buchführung ist eine Doppelbuchführung, das Kassenbuch bildet das Hauptbuch, die übrigen stellen die Einzelkontos, bezw. deren Beweise dar.

2) Die Eintragungen in das (große) Portionsbuch geschehen auf Grund

*) Die weiteren Erörterungen werden zugleich den Versuch für eine derartige Vorschrift darstellen.



der nach einem bestimmten Muster*) anzulegenden (4) kleinen Portionsheften der Kompagnien der beiden Küchenbücher und der kontraktlichen oder sonst bedungenen Preise. Ein allgemeines Preisverzeichniß jahrweise bezw. vierteljährlich neu revidirt, ist in den Händen des Präses und des Buchführers. Jede einzelne Dekade ist möglichst gleich nach ihrem Ablaufe von dem Buchführer zu bearbeiten und ihre Berechnung immer am dritten Tage der neubeginnenden Dekade im Entwurfe dem Präses zur Prüfung vorzulegen. Die Aufeinanderfolge der einzelnen Rubriken muß in den Berechnungen der einzelnen drei Dekaden die gleiche sein, wie in ihrer summarischen, der Monatsberechnung. In jeder Rubrik müssen die Preise genau ersichtlich gemacht sein (z. B. 1 Kilo = 3 Pfennig). Aus ihrer Höhe und der Summirung der Qualitäten innerhalb der einzelnen Arten der Verbrauchsgegenstände muß sich für jeden Tag die Höhe der Ausgabe (und Ersparnisse bezw. Ueberhebungen) ergeben, wie andererseits die Rechnungen der einzelnen Lieferanten darnach geprüft werden können, sofern Letztere auch — wie zu fordern — „detaillirt" eingereicht werden. Es wird Sache des Präses sein, recht oft diese Berechnung der Ausgaben und die Rechnungen der Lieferanten nachzuprüfen; wissen die Leute einmal, daß dies geschieht, so wird die Verbindungslinie zwischen den Letzteren und der Truppe an der besten Stelle verletzt bleiben, sie werden wenig Lust zeigen, sich darauf finden zu lassen. — Ueberhebungen dürfen nur am 31. Tage eines Monats oder bei Hauptfesttagen, nicht aber zu Gunsten der Abendkost u. s. f. eintreten, bezw. müssen sie wieder ausgeglichen werden durch gleichwerthige Ersparnisse eines und desselben Monats. In der Unteroffizierskküche dürfen solche Ueberhebungen monatlich höchstens 50—80 Mark betragen;**) eine weitere Unterstützung kann nicht im Sinne des Bataillonskommandos liegen. — Ersparnisse in der Mannschaftsküche dürfen nur gemacht werden, sofern die tägliche Frühstücks- und Mittagskost noch ausreichend und gut bleibt. Die gemachten Ersparnisse dienen zur Verbesserung der Mittagskost, zur Beschaffung einer Abendkost (im Winterhalbjahre) und dürfen nach der Dienstvorschrift für je 100 Mann Menagetheilnehmer den Betrag von 150—180 Mark im Monat nicht übersteigen.

3) Das Kassenbuch wird auf Grund der Angaben des Portionsbuches und der Rechnungen, welche von den liefernden Stellen immer frühzeitig, etwa zehn Tage vor dem jedesmaligen Monatsabschlusse, einzureichen und von dem Buchführer nach seinen Bestellzettelheften und nach ihrer kontraktsgemäßen, bezw. den örtlichen Monatsdurchschnittspreisen oder sonst geschehenen Vereinbarungen entsprechenden Richtigkeit vorzuprüfen sind, be-

---

*) Vgl. unter den „Anhängen".

**) Dieser Zusatz bezw. diese Bestimmung ist wünschenswerth, auch wenn das Bataillonskommando der Unteroffiziersküche angesichts ihrer geschäftlich schwierigeren, weil begrenzteren Lage Beihilfen aus anderen Fonds bewilligen will.

arbeitet. Jene zugehörigen und nach dem Datum ihrer Herreichung zu rangirenden Rechnungen müssen sämmtlich genau detaillirt ausgestellt sein; sie erhalten jahrgangsweise laufende Belagsnummern, welche Letztere in der betreffenden Spalte der Monatsrechnung (unter „Ausgabe") vorgetragen werden. Die noch bei der Herreichung fehlenden Quittungen der Liefernden über den richtigen Empfang der an sie am Zahltage geschehenden Baarzahlungen sind dem Präses zur nachträglichen Revision fünf Tage nach diesem Tage wieder vorzulegen, um von ihm visirt zu werden. Das jedesmal zu verabredende Sconto fließt durch Abzug an der betreffenden Rechnung in die Menagekasse zurück.

4) Bis zum achten Tage vor dem Zahltage hat der Buchführer den Entwurf seiner Berechnung für das Portionsbuch unter Beifügung der vorgeprüften Rechnungen und der (4) Portionshefte der Kompagnien dem Präses zur Revision vorzulegen und ebenso zwei Tage darauf denjenigen für das Kassenbuch, Letzteres jedoch nach vorheriger Besprechung mit dem Zahlmeister, weil dieser die Beträge für von ihm auf Befehl gethanene Auslagen u. a. m. anzumelden vielfach in der Lage sein wird. Nach Revision beider Kontos durch den Präses vollzieht dieser seine Unterschrift und sendet bis zum zweiten Tage vor dem Zahltage die Reinschriften dem Zahlmeister zugleich mit den Belägen zu.

5) Auf Grund der vom Präses allmonatlich nach dem Ausfall des Kassenabschlusses und den Marktpreisen anzusetzenden Portionshöhen stellt der Buchführer die Speisezettel für beide Küchen getrennt und zwar für je acht Tage auf. Dabei ist das Unterpersonal der Kommission*) mit zuzuziehen, auch hat der andere zur Kommission gehörige Unteroffizier den Speisezettel für die Unteroffiziersküche mit zu unterschreiben. Als Anlage folgt, so lange der Buchführer namentlich noch nicht ganz gut eingearbeitet ist, eine Ueberschlagsberechnung nach dem Muster des (großen) Portionsbuches zur Klarlegung der voraussichtlichen Kosten der einzelnen Gerichte bei. Speisezettel und diese Anlagen gehen dem Präses allwöchentlich so zeitig zu, daß die daraufhin erfolgenden Bestellungen in Betreff der achttägigen Portion an Lagerwaaren (siehe unten) spätestens Sonnabend Nachmittags an die Lieferanten geschehen können. Alle übrigen Bestellungen geschehen am Tage vor der Anlieferung. Die Bestellungen erfolgen seitens des Buchführers in Zettelform mit seiner Unterschrift, wobei die Entwürfe derselben in zwei getrennt zu führenden Heften (für jede Küche eins) in seiner Hand zurückbleiben.

6) Die etwa erfolgenden Vereinbarungen beziehen sich namentlich auf die Verpachtung des Verkaufs von Knochen, Gespühl und Abfällen. In Betreff der Lieferung von Kartoffeln, frischen Gemüsen, Eiern, Butter

---

*) Vgl. die Dienstvorschrift.

(= Kochbutter), Milch, Rahm, Bier*) u. s. f. dürfen nur solche Quellen benützt werden, welche der Präses genehmigt; dieselben müssen als vertrauenswürdig bekannt sein. Die örtlichen Marktdurchschnittspreise sind für alle Vereinbarungen und freihändigen Ankäufe maßgebend.

Kontrakte werden jahresweise oder vierteljährlich abgeschlossen; der Anfangstermin ist, wegen des sonst nicht zu übersehenden Standes der Ernte, am besten der 1. November. Alle Kontrakte sind derartig sicherzustellen, daß jede Art schlechter oder minderwerthiger Lieferung immer gleich eine scharfe Buße und damit eine wirkliche Gefahr für den Liefernden nach sich zieht, jede Art Bestechung aber oder Darbietung von Vortheilen seitens des Lieferanten oder eines seiner Beauftragten an Unteroffiziere oder Mannschaften des Truppentheils, diesem es neben der Kündigung des Kontraktes freigiebt, die niedergelegte Kaution des Lieferanten zu Gunsten der Menagekasse oder zur Deckung des etwa geschehenen Nachtheils für verfallen zu erklären. Die gen. Kaution muß auch in dem Falle für ganz oder theilweise verfallen erklärt sein, wenn bei Forderung einer Buße gelegentlich schlechter oder minderwerthiger Lieferungen, deren Ersatz nicht mehr rechtzeitig erfolgen konnte, der Lieferant sich der Buße weigern sollte und daher ein freihändiger Ankauf seitens der Menagekommission nothwendig erscheint. Endlich muß im Kontrakte eine genügende Sicherheit dafür vereinbart sein, daß der Lieferant einen anderen Truppentheil derselben Garnison in Bezug auf die Preise und Güte der Waaren, sowie betreffs der anderen Bestimmungen besser, billiger und preiswerther stellt, als den hier verhandelnden Truppentheil. Er muß nicht nur eine Rückrechnung innerhalb zwei bis drei Jahren nach Ablauf des Kontraktes genehmigen, sondern auch eine Buße zu erleiden übernehmen, wenn er diese Klausel umgeht oder nicht rechtzeitig einhält. Im übrigen hüte man sich auf der anderen Seite den Lieferanten bei dem Abschluß des Kontraktes zu „drücken", ihn zu sehr zu belasten, weil sonst die Gefahr nahe tritt, er werde auf ungeradem Wege zu seinem Vortheil kommen wollen: er muß gewisse Verdienste nehmen; sind sie nicht übermäßige, so ist es falsch, sie ihm abzuschneiden.

7) Die von der achttägigen Portion an Lagerwaaren allwöchentlich etwa zurückbleibenden Theile müssen gesondert aufbewahrt werden, um bei der nächsten Bestellung zur Anrechnung und in Verbrauch zu kommen.

Den Ersatz für Anlieferung eines Uebermaßes von Knochen im Fleisch**) wird man gut thun, von dem Lieferanten in Geld (gemäß den Kontraktspreisen) zu fordern, also den Betrag für ein gleiches Gewicht an Fleisch von seiner Monatsrechnung in Abzug bringen zu lassen. Thut man

*) Es ist Bestimmung, diese Gegenstände immer freihändig oder auf Einzelrechnungen zu kaufen.

**) Bei Ochsen-, Rind- und Kuhfleisch etwa über 10 %, bei Schweinefleisch über 7 %, bei Kalb- und Hammelfleisch über 15 %.



es nicht, so wird den Leuten statt Fleisch immer sehr leicht Bein geliefert; eine gute Hausfrau läßt sich dergleichen auch nicht gefallen. — —

Gehen wir nun auf den eigentlichen Dienstbetrieb ein:

1) Die Menagekommission besteht aus dem Präses, dem zweiten Mitglied (Offizier) und dem Unterpersonal, nämlich einem (dem ältesten) der unverheiratheten Unteroffiziere des Bataillons, einem zum Buchführer ernannten (unverheiratheten) Unteroffizier und je 1 Gefreiten oder Gemeinen der Kompagnien, Leuten, die vielleicht Fleischer oder im Spezereifache als Verkäufer gelernte Kaufleute oder aber Gemüsegärtner oder Bauern gewesen sind.

Die besonderen Pflichten und Befugnisse der einzelnen, mit dem Dienstbetrieb besonders betrauten Personen werden in einem der Anhänge klar- und festgelegt. Das zweite Mitglied der Kommission und der Buchführer bedürfen einer Einarbeitung, das übrige Personal aber mindestens einer fortlaufenden Belehrung, die man dem zweiten Mitglied wird übertragen können.

Die dem Unterpersonal zugehörigen Mannschaften — gewissermaßen die Vertrauensmänner des Mannschaftsstandes — wechseln am besten vierteljährlich auf Vorschlag ihrer Kompagnien; sie müssen in der Lage sein, bei dem Hauptempfang des Essens zugegen zu sein, und wird man deshalb sie, wenn irgend möglich, im Sommer gänzlich frei vom Garnisondienste machen müssen, im Winter aber nur etwa zwei oder vier Mal monatlich zur Kasernenwache heranziehen.

2) Das Ansagen der Kompagnie in Bezug auf die Betheiligung der Unteroffiziere und Mannschaften am Essen erfolgt durch Einreichung ihrer (4) kleinen Portionshefte und zwar täglich bis 2 Uhr Nachmittags, an den Sonnabenden oder Vorabenden eines Feiertages bis 6 Uhr Nachmittags beim Buchführer. Letzterer hat darauf diese Hefte bis zum nächsten Morgen früh an die Kompagnien zurückgelangen zu lassen. Reibungen und Unsicherheiten in dieser Hinsicht wirken erfahrungsmäßig sehr unangenehm nach, nicht nur in Bezug auf die darnach geschehenden Bestellungen, sondern auch auf die sonst etwa zu ermöglichenden Ersparnisse oder Mehreinnahmen. Die Portionen für die „Sonntagsurlauber"*) werden am besten jedesmal abgesagt, bezw. nicht gefordert, fallen dann aus, während die für sie bei den Monatsrechnungen der Kompagnie entfallenden Beträge in die Menagekasse fließen, also den Kompagnien nicht ausgezahlt werden. Auf diesem Wege werden

*) Den Vorschriften nach ist diese Frage nicht unbestritten. Es könnte nach ihnen das Essen eigentlich nur für diese Leute mitgekocht werden, um dann vielleicht von anderen Menagetheilnehmern mitgegessen oder aber weggeschüttet zu werden. Beides ist nicht nöthig. Eine zweite Möglichkeit wäre, den Sonntagsurlaubern nicht zu kochen, sondern die bezgl. Beträge an sie nachträglich auszuzahlen — gerade hierbei aber können Veruntreuungen vorfallen. Unser Vorschlag vermeidet Beides.



diese Beträge zwingend zu Gunsten der Menagetheilnehmer verwandt. Als Sonntagsurlauber wären aus inneren Gründen alle diejenigen Leute anzusehen, welche gelegentlich der Sonn- und Feiertage mit Gehalt beurlaubt. Zur Durchführung der Maßregel erübrigte nur, daß von Seiten der Kompagnieführer gute Aufsicht darüber einträte, ob die Absagen zum Essen auch genau den eingetretenen Beurlaubungen mit Gehalt entsprechen.

Kapitulanten müssen an der Mannschaftsküche theilnehmen, nicht an dem Unteroffiziersessen.

Außerhalb der Menage dürfen nur Leute essen, welchen der Kompagniechef dies erlaubt; vielfach machen die Leute nur aus Anlaß solcher Freiheit Schulden, namentlich wenn sonst keine strengere Ueberwachung über sie eintritt. „Dienstfreie" Burschen müssen außerhalb der Menage essen dürfen, weil die Theilnahme daran für sie Dienst wäre.

Freiportionen dürfen nur erhalten:

a) aus der Mannschaftsküche die dort kommandirten Mannschaften nebst der Ordonnanz der Unteroffiziersküche,

b) aus der letzteren der Küchenunteroffizier, die Köchin und nach halbjähriger Führung seiner Geschäfte (mit besonderer oder allgemeiner Genehmigung des Generalkommandos) der Buchführer.

Jede anderweitige Entnahme von Freiportionen oder Theilen derselben muß streng untersagt, bezw. bestraft werden. Die in die Kantine kommandirte Mannschaft, sowie überhaupt alle kasernirten Leute müssen an der Menage Theil nehmen.

3) Theile der Mannschaftskost in der Unteroffiziersküche zu verwenden, muß untersagt bleiben.

4) Die Küchen dürfen von anderen Leuten außer dem Küchenpersonal nicht betreten werden, wenn nicht bei dem Empfang des Essens oder der Rückgabe der Reste desselben und der Geschirre. Die Küchen sind nach der Beendigung der dortigen Arbeit immer zu schließen, die Schlüssel am besten auf dem Dienstzimmer des Bataillons abzuliefern, um dort an einer besonderen Tafel aufgehängt zu werden. Die Schlüssel zu einem etwa in der Unteroffiziersküche vorhandenen Speiseschrank hat die Köchin in Verwahrung zu halten.

5) Für den jedesmaligen Verschluß des Kartoffelkellers und des, wenn möglich einzurichtenden Magazins verantwortlich ist der Buchführer, welcher die Ausgabe der Tagesportionen besorgt. Zu beiden Räumen besitzt er einen Schlüssel. Das zweite Kommissionsmitglied hat zum Magazin einen gleichen, zu dem für Aufbewahrung der etwa empfangenen Präserven aus militärfiskalischen Beständen abgetrennten Theilraume desselben aber einen besonderen Schlüssel.

6) Die Bestellungen des Buchführers an die liefernden Stellen erfolgen, soweit es frische Waaren betrifft, tageweise und, soweit es zur Lagerung

im Magazin geeignete Gegenstände anbelangt, nach achttägigen Portionen jeden Sonnabend auf Grund der aufgestellten Speisezettel. Empfang dieser achttägigen Portion jeden Mittwoch 4 Uhr Nachmittags im Winter, bezw. 5 Uhr Nachmittags im Sommer am Magazin durch das zweite Kommissionsmitglied und in Anwesenheit eines Beauftragten des Lieferanten.

Die Abnahme aller frischen Waaren, sowie die freihändigen Ankäufe sind Sache des Buchführers, jedoch hat ihn der Offizier darin häufig zu beaufsichtigen. Die Kartoffellieferungen und die Präserven aus militärfiskalischen Beständen nimmt der Offizier ab, im Manöver aber ist dieser Dienst möglichst dem Fourieroffizier des Bataillons zu übertragen. Etwa im Kontrakt vorgesehene Freilieferungen des Lieferanten wird man gut thun, unter Zusammentritt der ganzen Menagekommission abzunehmen. In Bezug auf die Abnahme der frischen Waaren durch den Buchführer erscheint die Zusatzbestimmung wünschenswerth, daß im Falle seiner dienstlichen Abwesenheit aus der Kaserne oder ihrer unmittelbaren Umgebung ausnahmsweise eine augenblickliche Vertretung durch den Küchenunteroffizier in der Mannschafts-, bezw. die Köchin in der Unteroffiziersküche eintreten darf. Doch müssen letztere Beiden gehalten sein, auch an seiner Stelle die Bestellzettel von den Liefernden zurückzufordern und sie dem möglichst sofort nach seiner Rückkehr nachträglich kontrollirenden Buchführer einzuhändigen. Der Buchführer bleibt also mit verantwortlich für die richtige Weise ihrer Abnahmen.

Die Liefernden müssen bei den Abnahmen entweder selbst zugegen sein oder sich verantwortlich vertreten lassen; in den mit ihnen abgeschlossenen Verträgen oder Vereinbarungen muß die Klausel gemacht sein, daß sie im Gegenfalle lediglich auf ihre Gefahr handeln.

Der Offizier vom Kasernendienst muß wöchentlich wenigstens einmal beim Empfange des Fleisches für beide Küchen zugegen sein, um das Fleisch im rohen Zustande abwiegen und vor seinen Augen in den Kessel versenken zu lassen.

Der Abnehmende ist dafür verantwortlich zu machen, daß bei jedem Lieferungsgegenstande sich Gewicht, Güte und Vollwerthigkeit in Uebereinstimmung befinden mit den bestehenden Vereinbarungen oder Kontrakten und der erfolgten Bestellung.

7) Die „Revision" des Essens in Bezug auf richtige, d. h. den Angaben des betreffenden Küchenbuches und der vor der Küche ausgehangenen „Küchentafel" entsprechende Größe der Fleisch- und Viktualien-Portion, guten Geschmack und Geruch geschieht am besten folgendermaßen:

a) Bei seiner Hauptausgabe an die einzelnen Kompagnien schon durch die empfangenden Unteroffiziere vom Dienst, unter möglichster Zuziehung der zur Menagekommission gehörigen Leute. Wieviel Portionen hi[illegible] empfangen werden, und ob das Essen den vorstehenden Anforderun[illegible]



— man gestatte hierfür also niemals irgendwie höhere Preise, als bei anderen Truppentheilen vereinbart sind. Ferner: bei nicht durchaus günstiger Ernte kann die Truppe nicht viel Kartoffeln essen, man gebe ihr dafür mehr frische und gedörrte Gemüse, die fast immer preiswerther sind, der Lieferant verdient demgegenüber gerade an Kartoffeln reichlich, man fordere also, daß er das gesammte Risiko daran trage. Zur Erfahrung gehört daneben freilich der eigene Versuch, die eigene Schaffenskraft, Orts- und Menschenkenntniß, neben ihnen aber, wie schon oben gesagt, — Glück! — —

Die Unteroffiziersfrage in Frankreich in ihrer neuesten Entwicklung.

Die Heranziehung und Erhaltung eines tüchtigen, diensterfahrenen und aber auch dienstesfreudigen Unteroffizierskorps darf zweifelsohne als eine der Lebensfragen unserer Heere bezeichnet werden. Es kann einestheils nicht im Interesse eines Kommandeurs liegen, in der ihm unterstellten Truppe Unteroffiziere von derartigem Dienstalter zu haben, daß ihnen bereits die für den Militärdienst so unbedingt erforderliche jugendliche Elasticität und Spannkraft fehlt, während es andererseits nicht minder, ja wir möchten behaupten: in noch höherem Grade, als ein ungesunder Zustand bezeichnet werden muß, wenn Truppentheile als einen erheblichen Theil ihres Unteroffizierskorps Leute von drei- oder gar zweijähriger Dienstzeit führen, ja selbst thatsächliche Vakanzen in größerer Zahl aufweisen.

Die erstere Gefahr ist für moderne Heere kaum zu befürchten; die Zumuthungen in Bezug auf körperliche und bis zu gewissem Grade auch geistige Leistungen sind heutzutage derartige, daß als drohendes Schreckgespenst vielmehr das Gegentheil: der Unteroffiziersmangel zu bezeichnen ist. Viele der Unteroffiziere lassen sich auch durch die ihnen bereits nach dem zweiten Dienstjahre zu Theil gewordene Beförderung zum Unteroffizier nicht bestimmen, nach Ablauf des dritten Dienstjahres sich zum Weiterdienen zu verpflichten, sondern verlassen das Heer sobald wie es ihnen möglich ist, um die bürgerliche Freiheit wieder zu genießen, sie scheiden also wieder aus gerade zu dem Zeitpunkt, wo sie erst in der Lage gewesen wären, wirklich als brauchbare Instruktoren, als Stützen ihrer Hauptleute aufzutreten.

Diesen Erwägungen Rechnung tragend, enthalten das Gesetz vom 18. März 1889, betreffend das Rengagement (Kapitulation) der Unteroffiziere,

das Wehr- (Rekrutirungs-) Gesetz vom 15. Juli, sowie endlich das Dekret vom 5. Oktober desselben Jahres Bestimmungen verschiedener Art, um einen genügenden — und zwar quantitativ wie qualitativ genügenden — Unteroffiziersbestand zu schaffen.

Wenn es nun auch unsere Aufgabe speziell ist, hier zu schildern, wie sich gegenwärtig die Verhältnisse gestaltet haben, so muß doch nothwendiger Weise vorher der eben erwähnten gesetzlichen Bestimmungen, insofern dieselben ja als die Grundlagen anzusehen sind, auf welchen sich die jetzigen Verhältnisse aufbauten, in kurzen Worten gedacht werden.

Zunächst setzt das Gesetz also fest, daß dekorirte, zur Beförderung geeignete oder sich in besonderen Dienststellungen befindende Soldaten, sowie ferner, daß Korporale und Brigadiers, die sich freiwillig in ihrem letzten aktiven Dienstjahre zum Weiterdienen verpflichten, auf 2, 3 oder 5 Jahre kapituliren dürfen und hierfür Handgeld und vom Tage der Kapitulation (Rengagements) ab eine tägliche Soldzulage erhalten. Diese Kapitulationen dürfen sich wiederholen bis zu einer schließlichen Gesammtdienstzeit von 15 Jahren, während sogenannte kommissionirte Unteroffiziere sogar bis zum Alter von 47 Jahren im Dienst behalten werden dürfen. Die Zahl der rengagirten und kommissionirten Unteroffiziere darf zwei Drittel der Zahl der Unteroffiziere in einem Truppentheil nicht übersteigen, doch werden in dieselbe die Unteroffiziere beider Stäbe nicht eingerechnet. Jedes Jahr bestimmt der Kriegsminister, wieviele Unteroffiziere kapituliren dürfen, die Genehmigung zur Kapitulation ertheilt der kommandirende General des Armee-Korps.

Die Vergünstigungen, welche das Gesetz vom 18. März 1889, betr. die Kapitulation der Unteroffiziere,*) den kapitulirenden Unteroffizieren gewährt, sind ganz außerordentlich. Sie bestehen nicht nur in einem sofort bei der Kapitulation zahlbaren Handgeld und einer beim Ausscheiden aus dem Dienst zahlbaren Prämie, sondern auch in einer jährlichen Gratifikation, erhöhter Löhnung und einer alle fünf Dienstjahre steigenden Löhnungszulage, ganz abgesehen noch von einer Zulage, die verheirathete und außerhalb der Kaserne wohnende Unteroffiziere erhalten.

In dem von außerordentlich orientirter Seite geschriebenen ausführlichen Berichte über das Heerwesen Frankreichs im Jahre 1889 (Loebell's Jahresberichte) finden sich darüber des Näheren folgende Angaben:

Handgeld	während der ersten 5 Jahre eines Rengagements	für 2	Jahre	240	Frcs.
		" 3	"	360	"
		" 5	"	600	"
	nach 5jährigem Rengagement	" 2	"	200	"
		" 3	"	300	"
		" 5	"	500	"

*) Bull. off. part. régl. No. 23.

Jährliche Gratifikationen	200	Frcs.
Prämie: für 2 Jahre	600	„
„ „ 3 „	900	„
„ „ 5 „	1000	„
Monatliche Löhnungszulage während der ersten 5 Jahre	9	„
„ „ vom 5. bis 10. Jahre	15	„
„ „ „ 11. Jahre ab	21	„
Entschädigung für die außerhalb der Kaserne wohnenden verheiratheten Unteroffiziere	15	„

Unteroffiziere, welche Rengagements von längerer als zehnjähriger Dauer eingegangen sind, erhalten vom 11. Jahre ab nur die jährliche Gratifikation und die Löhnungszulage.

Den ausscheidenden Unteroffizieren wird nach 15 jährigem Dienst die pension proportionelle, nach 25 jährigem die pension de retraite gewährt. Die Höhe derselben beträgt:

	nach 15 Jahren	nach 25 Jahren
für den Adjutant	455 Frcs.	1300 Frcs.
„ „ Sergeantmajor	395 „	1200 „
„ „ Sergeant	365 „	1100 „
„ „ Korporal	347 „	900 „

Die Pension erfährt mit jedem weiteren Dienstjahre eine entsprechende Erhöhung. Diese Pensionen werden unverkürzt neben dem Einkommen aus der Civilstellung gewährt.

Außerdem werden den Hinterbliebenen verstorbener Unteroffiziere sehr reichlich bemessene Wittwen- und Waisengelder gezahlt, welche bis zu 1000 Francs jährlich ansteigen können.

Anspruch auf Anstellung im Civildienste hat jeder Unteroffizier nach fünfzehnjähriger Gesammtdienstzeit, während welcher er mindestens vier Jahre den Rang eines Unteroffiziers bekleidet haben muß; jedoch dürfen sich zu Ersterer auch Unteroffiziere nach zehnjährigem Dienst bewerben.

Die pekuniären Vergünstigungen — um diese zunächst nach ihren in neuester Zeit sich mehr und mehr zeigenden Folgen zu betrachten — sind, wie diese Tabelle zeigt, ganz außerordentliche und müßten dem Staatsschatz voraussichtlich entsprechende beträchtliche Opfer auferlegen. Es zeigt sich dies denn auch zur Evidenz in den Vorberathungen des Militärbudgets für 1891, insbesondere in dem sehr ausführlichen und eingehenden Bericht des Referenten der Budgetkommission, Cochéry, der eine bis in's Einzelne gehende Würdigung in einer fortlaufenden Reihe von Aufsätzen im Spectateur militaire findet.

Wir ersehen daraus, daß Cochéry auf Grund genauer [illegible] festgestellt hat, daß, wenn die gesetzlich höchste zulässige Zahl von [illegible] Unteroffizieren vorhanden sein wird — die er auf etwa 26 000 [illegible]

die jährlichen Ausgaben, welche aus dem Rengagementsgesetz folgen, sich auf 18 Millionen Francs belaufen werden, nicht inbegriffen hierbei die sich proportional steigernden Ruhestandspensionen (pensions de retraite proportionnelles), welche noch weiterhin jährlich 25 Millionen Francs erfordern würden! Im Ganzen würde also Frankreich 43 Millionen Francs zu bezahlen haben, um unter seinen Unteroffizieren einen Kern von 26 000 Kapitulanten von 3—15 jähriger Dienstzeit zu haben!

Es zeigt sich bereits jetzt — also nach nur 1½ jährigem Bestehen des Rengagementsgesetzes — deutlich, daß man dasselbe bereut und gern modificiren möchte. Man sieht eben, daß man mit dem bekannten französischen stürmischen Eifer zu weit gegangen ist und sich die Tragweite und Folgenschwere des Gesetzes nicht gehörig klar gemacht hat!

Cochéry geht zunächst vorsichtig vor und sagt: „Die Sachlage ist derart, daß sie deutlich die Nothwendigkeit zeigt, kapitulirt habende Unteroffiziere nur in solchen Dienstzweigen zu verwenden, wo ihre Gegenwart nothwendig ist und ihre Zahl da so sehr wie möglich zu beschränken."

Dann zeigt er an der Hand offizieller Ziffern, daß z. B. der Train die meisten Kapitulanten, nämlich 58,81 %, besitzt, und bezeichnet es als eine Pflicht des Kriegsministers, die Kapitulationen in den nicht fechtenden Truppen zu beschränken. Um ihre diesbezüglichen Ansichten klar darzulegen, macht die Kommission bereits Abstriche von im Ganzen 22 000 Francs an den für Kapitulanten des Verwaltungsdienstes und des Trains angesetzten Bewilligungen.

Anders, und zwar viel energischer, der Spectateur militaire, dem die Vorschläge der Budgetkommission durchaus nicht genügen und der die Prinzipien des Gesetzes angreift!

Einestheils erscheint es ihm hinlänglich, wenn nicht ⅔ der Unteroffiziere, sondern nur die Hälfte derselben, also etwa 20 000, Kapitulanten seien, und wenn ferner an Stelle der als Maximum der Dienstzeit festgesetzten 15 Jahre nur deren 10 oder 12 treten. Ferner hält er, ebenso wie die Budgetkommission, in den Verwaltungsdienstzweigen die Kapitulanten am allerwenigsten für nothwendig, sondern hier vielmehr je nach Verwendung junge schreibgewandte oder in einem bestimmten Handwerk bereits von ihrem Civilleben her erfahrene Leute für genügend zur Ausfüllung der unteren Vorgesetztenstellungen in den bezeichneten Dienstzweigen. Seinem Dafürhalten nach „haben die alten, kapitulirt habenden Unteroffiziere in diesen Stellungen im Wesentlichen keinen anderen Nutzen, als den verschiedenen Dienstzweigen infolge der langen Routine eine gewisse mechanische Regelmäßigkeit zu sichern und auf diese Weise die höheren Vorgesetzten von der Pflicht einer peinlichen Ueberwachung zu entbinden."

Im Ganzen ist denn überhaupt der Spectateur militaire der ganz unumwunden ausgesprochenen Ansicht, daß [illegible] ge-

weiter sei, als man glaubte, die Unteroffiziere dadurch zu Kapitulationen bestimmen zu können, daß man ihnen „den Köder von ein paar 100 Franken, das Wohlleben einiger Tage“ biete. Man verschloß sich der Erkenntniß: „daß die Armee sich thatsächlich glücklicherweise moralisch gehoben hat*); daß die Unteroffiziere nicht mehr wie früher geneigt sind, die Zukunft der Gegenwart zu opfern und daß endlich es ganz anderer Sachen bedurfte, um sie an die Fahnen zu fesseln, als etwas Geld und schlecht gehaltene Versprechungen. Hätte man die Unteroffiziere besser gekannt und dementsprechend andere Verfahren eingeschlagen, so hätte man seit 1878 dem französischen Budget so manche Million ersparen können.“

Was nun diese „schlecht gehaltenen Versprechungen“ anlangt, so bezieht sich dies auf die Civilanstellung der langgedienten Unteroffiziere, rücksichtlich welcher der französische Staat seinen Verpflichtungen nur sehr mangelhaft nachkommt, wie aus einer von den erstgenannten Aufsätzen unabhängigen neueren kurzen Betrachtung des Spectateur militaire ziffernmäßig zu ersehen ist.

Durch das Rengagementsgesetz ist ja eigentlich alles Diesbezügliche sehr schön geordnet: die Unteroffiziere, welche in den Civildienst überzutreten wünschen, haben ihre Gesuche ein Jahr vor Ablauf ihres Rengagements auf dem Dienstwege einzureichen und sich dann Prüfungen bezw. Probedienstleistungen — je nach den Stellen, auf welche sich die Bewerbung erstreckt — zu unterziehen. Es ist auch normirt, bis zu welchem Prozentsatz die civilversorgungsberechtigten Unteroffiziere bei Besetzung der einzelnen Stellen zu berücksichtigen sind. Eine Kommission von höheren Offizieren und Beamten stellt die Anstellungslisten auf, vermittelt die Anstellung und berichtet alljährlich über die Zahl der vorgemerkten und angestellten Unteroffiziere.

Die Zahl der nicht angestellten Bewerber steigt nun von Jahr zu Jahr; am 1. Januar 1889 belief sich dieselbe auf 256, d. i. 49 mehr wie 1887, und am 1. Januar 1890 auf 286, d. i. 30 mehr wie 1888, obgleich doch eine Wirkung des Rengagementsgesetzes eigentlich hätte erwartet werden sollen.

Vom Jahre 1888 wurden nämlich als nicht angestellt übernommen .	256
Die Zahl der Gesuche im Jahre 1889 belief sich auf	384
Insgesammt	640

Von diesen 640 Bewerbern wurden 148 aus verschiedenen Ursachen, z. B. mangelhafter Bildung, schlechter Schrift, schwacher Gesundheit, nicht genügender Führung u. s. w. zurückgewiesen, ferner hatten sich 48 um Stellen beworben, wo so wenig Vakanzen zu erwarten waren, daß man [illegible] nicht voraussehen konnte, wie lange sie auf ihre Ernennung zu [illegible] haben würden. 64 andere Gesuche mußten theils endgültig abgewiesen, theils auf [illegible] zurückgestellt werden, theils traten die Bittsteller

*) [illegible] auf den Vergleich mit einem ähnlichen Gesetz vom 26. April

freiwillig zurück, so daß schließlich die Kommission im Jahre 1889 für die Anstellung von 428 Bewerbern zu sorgen hatte, von denen nur 143 Civilstellen verlangten, es blieb somit für den 1. Januar 1890 ein Rest von 286 nicht angestellten Bewerbern.

Mit Recht beklagt man sich in militärischen Kreisen bitter über diesen Stand der Dinge, der kaum geeignet sein dürfte, den Unteroffizieren Lust zum Kapituliren zu machen, trotz aller pekuniären Vergünstigungen, die ihnen geboten werden, und mit Recht sucht der Verfasser des im Vorstehenden angezogenen Berichts der Klassements-Kommission, Blondeau, Sektionspräsident im Staatsrath, in dem mangelnden Entgegenkommen und passiven, ja sogar aktiven Widerstand einzelner Verwaltungszweige des Staates gegenüber den Civilversorgungsbestimmungen die Ursache dieser unerfreulichen Zustände. Die Einen kehren sich einfach nicht an die Reihenfolge, nach welcher in den Listen der Kommission die Unteroffiziere geordnet sind, die Anderen handeln direkt gegen die gesetzlichen Bestimmungen und stellen die zu Schreiberstellen berechtigten Unteroffiziere einfach nicht mit dem vorgeschriebenen untersten Gehalt an!

Man giebt sich der Hoffnung hin, daß der Kriegsminister hier Wandel schaffen wird; denn man verhehlt sich ebensowenig die Ungerechtigkeit, die in diesem Verhalten der Civilbehörden den Unteroffizieren gegenüber liegt, wie die Gefahr für den Staatssäckel, aus dem offenbar immer höhere Prämien, Gratifikationen, Handgelder, Zulagen u. s. w. bewilligt werden müssen, je weniger die Unteroffiziere durch die Aussicht auf Civilstellungen zum Abschluß von Kapitulationen bewogen werden.

Man darf gespannt sein, ob eine Besserung in diesen Verhältnissen eintreten und es unseren westlichen Nachbarn gelingen wird, sich ein tüchtiges Unteroffizierkorps auf die Dauer zu sichern. 113.

Kriegsgeschichtliche Beiträge zur Kunde der Neutralitäts-Bemessung.

Objektive Studien und Skizzen von **Carl Stichler.**

II.

Im Monat März 1801 erschien nun eine 54 Kriegsschiffe aufweisende englische Flotte im Sunde unter der Leitung [illegible]rale Nelson und Parker, und drang ungeachtet des heftigsten Fe[illegible]nischen Festung Kronberg durch, indem [illegible] Segelkurs am [illegible]l dicht an der

schwedischen Küste entlang genommen wurde, von der aus kein Schuß gegen diese Schiffe erfolgte.

Noch am gleichen Tage erschienen die britischen Schiffe vor Kopenhagen, und am 2. April (1801) ging Nelson mit 30 Schiffen auf den südlichen Flügel der dänischen Vertheidigungslinie, die hier aus sieben Blockschiffen und einigen kleineren Kriegsfahrzeugen bestand, los, während Admiral Parker eine beobachtende Stellung gegenüber dem nördlichen Flügel der dänischen Linie einnahm. Das Gros der dänischen Flotte lag im Innern des Hafens und nahm an der Seeschlacht vor Kopenhagen nicht Theil.

Nelson, der den Befehl hatte: „nichts Ernstliches zu unternehmen,“ sah sich plötzlich angegriffen von den unter Führung des dänischen Befehlshabers Olfert Fischer stehenden Blockschiffen. Die Dänen fochten hier gegen die englische Uebermacht mit einer Tapferkeit und Ausdauer, die den Briten ganz unerwartete Verluste zufügte. Kein Blockschiff wurde von den Dänen geräumt, ehe nicht die letzte Kanone desselben demontirt und die ganze Besatzung erschöpft oder die Munition ausgegangen war.

Als das letzte Blockschiff aufgegeben worden, hatten die Dänen 2000, die Briten dagegen 3000 Kombattanten eingebüßt. Nelson hatte nach und nach auf drei Schiffen seine Admiralsflagge aufhissen müssen, sein letztes Admiralsschiff hatte beim Abschluß des so ungleich geführten Kampfes nur noch drei brauchbare Kanonen, 14 englische Kriegsfahrzeuge, dabei zwei Linienschiffe, waren kampfunfähig geworden! Dänemarks Seehelden hatten hier einen Ehrentag ruhmvoll bestanden gegenüber feindlicher Uebermacht.

Am 3. April (1801) bot Nelson selbst einen Waffenstillstand an, begab sich an's Land und fand dort die dänische Diplomatie in einer Haltung, die, imposant gestaltet, auch ihm, den sieggewohnten Briten, beachtenswerth erscheinen mußte.

Am 9. April (1801) vereinbarte man dänischer- und englischerseits einen Waffenstillstand mit gegenseitig 14tägiger Aufkündigungsfrist, die englische Flotte wandte sich jetzt zunächst gegen Schweden, und die bald darauf eintreffende Nachricht vom Tode des Kaisers Paul bahnte nun den neuen Umschwung an, der die Auflösung der bewaffneten Neutralität und die Rückkehr zur alten Zerfahrenheit der kleineren Seemächte bedingte.

Kaiser Alexander I. von Rußland wünschte die Rückkehr zu den älteren Gegenseitigkeitsverhältnissen in der Ostsee. Die Dänen gaben Ende des Monats Mai 1801 Hamburg und Lübeck wieder frei, Hannover blieb mit Zustimmung Großbritanniens von Preußen besetzt, welches die [illegible] Flußmündungen an den besetzten Küsten wieder dem englischen [illegible] öffnete; die Beschlagnahme der Schiffe und der dänischen Kolonien [illegible] von England aufgehoben, und nun waren Grundlagen für neue [illegible]künfte in ausreichender Weise geboten.

Zwei Uebereinkommen zu St. Petersburg (in den Monaten Juni und Oktober 1801) gaben die Basis für das nun neu entstehende Einvernehmen Rußlands und Großbritanniens, die als Großmächte sich leicht auf Unkosten der kleineren Seestaaten verständigten. Schon bei der ersten Vereinbarung zu St. Petersburg im Juni 1801 hatte man „stillschweigends“ die „bewaffnete Neutralität“ nicht blos aufgelöst, sondern deren Grundsätzen entgegen auch sogar all' jene „Rechte zur See“ Großbritannien wieder zugestanden, die zu ärgsten Uebergriffen diese Seemacht stetig anspornten.

Wenn wir uns eine Vorstellung vom Umfange damaliger englischer Seemacht bilden wollen, brauchen wir nur die großbritannischen Flottenbestands-Register vom Beginn des Jahres 1805 zu betrachten. Das britische Reich besaß zu dieser Zeit eine Marine von 907 größeren Kriegsfahrzeugen; die geringsten der in dieser Zahl mit inbegriffenen Schiffe hatten immerhin noch einen Geschützbestand von über 10 Kanonen aufzuweisen. Diesen gigantischen Verhältnissen entsprach die Kopfzahl der Bemannung. 165 000 Mann dienten auf der britischen Kriegsflotte, während die auf europäischem Boden weilende englische Armee ohne Mitanrechnung der Miliztruppen nur einen Bestand von 143 000 Kombattanten aufwies. Die Staatsschulden stiegen dabei immer bedenklicher. So zum Beispiel wurden die Staatseinnahmen für das Jahr 1806 in Großbritannien auf rund 54 Millionen Pfund Sterling berechnet, während für den gleichen Zeitraum die Staatsausgaben auf 76 Millionen Pfund Sterling beziffert werden mußten.

Dem neuen russisch-britischen Bündnisse waren im Monat August 1805 endlich auch Oesterreich und Schweden beigetreten; die europäischen Sonderinteressen und Gegenstellungen der verbündeten, wie auch der neutralen Staaten brachten jetzt wieder ganz unerhörte Vorgänge zum Vorschein.

Das an der dalmatinischen Felsenküste gelegene Ragusa, dem vordem Bonaparte 70 000 Dukaten zum ägyptischen Feldzuge in bekannter Manier „abgenöthigt“ hatte, wurde jetzt zum Zankapfel zwischen Rußland und Frankreich.

Unter dem Vorwande, „daß Ragusa die Neutralität verletzt habe“, ließ Napoleon im Jahre 1805 das Gebiet von Ragusa besetzen, worauf Russen und Montenegriner vereint aus den umliegenden Gebirgen herabstiegen, diese Gegenden verwüsteten und 350 erreichbare Schiffe und Barken hier in den Buchten und an den Landungsstätten zerstörten.

Ehe noch das Jahr zu Ende ging, schlug Napoleon seine mächtigsten Festlandsgegner in der Drei-Kaiserschlacht von Austerlitz (am 2. Dezember 1805), und im bald darauf vereinbarten Frieden von Preßburg (26. Dezember 1805) trat Oesterreich dem Sieger Alles im Frieden von Campo Formio erhaltene venetianische Gebiet nebst dem venetianischen Dalmatien ab.

Im Herbste des Jahres 1809 (in dem am 14. Oktober 1809 abgeschlossenen Frieden von Wien) büßte die alte habsburgische Monarchie dann

den Rest ihrer an der Küste des adriatischen Meeres gelegenen Gebietstheile ein und war nun bis zum Jahre 1814 vollständig aus der Liste europäischer Seemächte gestrichen worden, da seine Südgrenze gegen die französische Provinz Illyrien hin von der oberen Drau sowie von der oberen Save gebildet und kein Meerestheil von seinen übrig gebliebenen Provinzen noch berührt wurde.

Die Schlacht von Austerlitz hatte Rußland nicht zum Frieden gegenüber Frankreich bewegen können, wohl aber hatte der dabei erreichte Erfolg Napoleon's gegen Oesterreich nun endlich die hohe Pforte veranlaßt, sich dem Einflusse Rußlands und Großbritanniens zu entziehen und die Kaiserwürde Napoleon's anzuerkennen. Mit dieser im Jahre 1806 am goldenen Horn eintretenden Wendung verband die Türkei gleichzeitig wieder das Verbot der Durchfahrt russischer Schiffe zum schwarzen Meere, und im Monat August 1806 vollendete der Empfang des französischen Generals Sebastiani, der als beglaubigter Vertreter Frankreichs anlangte, den Bruch zwischen der Türkei und Rußland.

Schon am 20. Dezember 1806 erfolgte die Kriegserklärung der Türkei gegenüber dem nordischen Reiche, während gleichzeitig Napoleon seine Kolonnen in Polen vordringen ließ, um den schwer erreichbaren russischen Koloß „mürbe zu machen“ als Verbündeter der hohen Pforte.

Großbritannien, das darauf bedacht war, trotz allen Erfolgen Bonaparte's im Orient den neuentstehenden französischen Einfluß zu brechen, leistete nun im Monat Februar 1807 ganz Unerwartetes zu Gunsten Rußlands. Wiederholt hatte der britische Botschafter Arbuthnot in Konstantinopel zwischen der Türkei und Rußland zum Vortheile letzterer Macht vermitteln wollen und dabei das Verlangen nach Entfernung des französischen Gesandten geäußert. Da seine Bemühungen keinerlei Beachtung oder Zustimmung fanden, im Gegentheile die hohe Pforte nur noch mehr an Frankreich sich anschloß, verließ der genannte Vertreter Großbritanniens schließlich Konstantinopel am 25. Januar 1807, um den Türken zu zeigen, daß es ihm Ernst mit betreffender Sache sei. Und da diese Verabschiedung am goldenen Horne zu dieser Zeit sehr wenig oder vielmehr gar keinen Eindruck bei den leitenden Staatsmännern hervorbrachte, mußte nun eine Flottendemonstration in Szene treten.

Admiral Sir John Thomas Duckworth durchsegelte am 18. Februar 1807 die Dardanellen mit fünf Linienschiffen, drei Fregatten und einigen Brandern, verbrannte auf der Höhe von Gallipoli eine Abtheilung der türkischen Flotte und erschien am 20. Februar (1807) vor Konstantinopel, wo er versäumte, sofort mit einer Beschießung zu beginnen. Konstantinopel war nach dem türkischen Brauche dieser Zeit sehr vernachlässigt worden in seinen Vertheidigungseinrichtungen, es war fast widerstandslos gegen einen vom Wasser her eröffneten Artillerieangriff, da man den Dardanellen Alles überlassen hatte.

Duckworth nahm seinen Vortheil nicht wahr, vertrödelte die Zeit mit unnützen Erklärungen und Verhandlungen, und als ihm die hohe Pforte endlich eröffnete, „sich erst auf Unterhandlungen einlassen zu können, sobald die britischen Schiffe das Marmara-Meer wieder verlassen hätten“, war es zu spät. Die Türken hatten die Zwischenzeit energisch zur Etablirung und Ausrüstung von Küsten- und Abwehrbatterien ausgenutzt, konnten jetzt mit entsprechender oder sogar noch stärkerer Artillerie-Gegenleistung aufwarten und waren nun auch nicht mehr gesonnen, den bedeutend herabgemilderten Anträgen des britischen Admirals Gehör zu schenken.

Am 1. März 1807 konnte Sir Duckworth unverrichteter Sache wieder absegeln und seinen Kurs zur Insel Tenedos nehmen. Der Zweck und die Absicht des ganzen Unternehmens war vollständig verfehlt worden.

Ueber solche Erfahrungen verfügte nun das britische Kabinet sowie seine nationale Flottenleitung, als einige Monate darauf die Kunde vom eingetretenen Bündniß Frankreichs und Rußlands nach Abschluß des Friedens von Tilsit die Staatsmänner Großbritanniens geradezu wie ein Donnerschlag traf. Nur noch die Küsten Spaniens und Portugals standen jetzt in Europa dem britischen Handels- und Seeverkehre noch offen, sobald sich bestätigte, daß Dänemark dem von Bonaparte geschaffenen Festlands-Sperrsysteme beigetreten sei.

Als der Graf von Entraigues, von St. Petersburg entweichend, jetzt die zwischen dem Czaren Alexander I. und Napoleon I. geheim vereinbarten Vertragsartikel in London vorlegen konnte, war dort kein Zweifel mehr darüber vorhanden, daß Dänemark den verlockenden Bündnißanträgen der großen Festlandsmächte zustimmen würde.

Da war nach der Meinung des britischen Staatsmannes George Canning keine Zeit mehr zu verlieren; ein rasches, energisches Vorgehen gegen Kopenhagen sollte den dänischen Staatsleitern und Befehlshabern keine Zeit zu Winkelzügen oder Abwehrsvorbereitungen lassen. Duckworth's Mißerfolg vor Konstantinopel wenige Monate zuvor und noch mehr der dänische Widerstand vom Jahre 1801 waren noch in zu frischer Erinnerung beim Kabinete wie auf der Flotte. Konnte man Dänemark jetzt schnell niederwerfen oder doch den gegnerischen Mächten so abspenstig machen, daß das kleine Seereich willenlos dem großbritannischen Kabinete Folge leisten mußte, so wog dies nach der Meinung britischer Staatsmänner und Befehlshaber alle anderen Bedenklichkeiten auf.

Die Entschließungen der maßgebenden britischen Regierungsmänner fanden umsomehr Nachdruck, als man Napoleon's Anstrengungen wahrnahm, die sich auf Eroberung Spaniens und Portugals richteten.

Spanien hatte beim Wiederausbruch des französisch-englischen Krieges vom Jahre 1803 seine Neutralität (gegen monatliche Zahlung eines Tributes von eine Million Piaster an Napoleon) erkauft. Die Briten, die eine derartig

„erkaufte Neutralität" nicht gelten lassen wollten, überfielen im Monat Oktober 1804 die spanischen Silbertransportschiffe, daraus erfolgte die Kriegserklärung Spaniens an England, worauf Nelson's Sieg bei Trafalgar am 21. Oktober 1805 der spanischen Seemacht den furchtbarsten Schlag versetzte.

Auch Portugal sollte mit seiner „erkauften Neutralität" zwischen zwei Feuer gerathen. Am 29. Dezember 1801 hatte Portugal einen Landstrich Guineas an Frankreich abgetreten. Bei dem Wiederbeginn des Krieges zwischen Frankreich und Großbritannien im Jahre 1803, konnte Portugal durch Vermittlung Preußens und Rußlands seine Neutralität gegen Zahlung von sechszehn Millionen Franken erkaufen. Bald darauf gerieth es aber dennoch in ernsteste Gefahr.

Napoleon begehrte von Portugal die Schließung seiner Küsten und Häfen gegenüber jedwedem Verkehr mit England. Großbritannien dagegen drohte mit sofortiger Wegnahme aller portugiesischen Kolonien für das Eintreten der Küstensperre Portugals. Und Portugal fügte sich nun Englands Drohungen und versagte die Folgeleistung der Forderungen Bonaparte's, der nun die Eroberung Portugals und völlige Unterwerfung Spaniens zu Zielpunkten seiner nächsten Unternehmungen wählte.

Talleyrand, der bis dahin Minister des Auswärtigen in Frankreich gewesen, mußte sein Amt (August 1807) an den Grafen Champagny abgeben, da er mit den gegen Spanien gerichteten neuen Eroberungsideen des Kaisers sich nicht befreunden konnte. Daß zu dieser Zeit die Briten am Eingange zur Ostsee einen gewaltiges Aufsehen erregenden Schlag gegen das Festlandssperrsystem wagen und die Offenhaltung der Ostsee auf unerwartete Weise erzwingen würden, ahnte Bonaparte nicht im Geringsten. Auch den anderen Mächten Europas wurde damit eine Ueberraschung bereitet. Im August des Jahres 1807 zeigte sich plötzlich eine außerordentlich starke Flotte im Sunde, die englische Flaggen zeigte, vom Admiral Gambier befehligt wurde und ein starkes Landungskorps unter Generallieutenant Lord William Shaire, Viscount of Cathcart, an Bord hatte. Der englische Gesandte Jackson in Kopenhagen stellte jetzt das Begehren auf Auslieferung der dänischen Flotte an Großbritannien, sowie daß die Hauptwerke Kopenhagens britische Besatzung aufnehmen sollten.

Der dänische Regent, dem der englische Vertreter diese weitgehenden Forderungen und Ansprüche kurz und bündig unterbreitete, konnte sich anfangs garnicht erklären, was da eigentlich mitten im Frieden und bei der absolut neutralen Haltung Dänemarks Veranlassung zu so scharfen Forderungen gegeben haben könne.

Er schlug das Ansinnen Großbritanniens ab, und den Ausgang dieser englischen Ueberfallsunternehmung vorhersehend, verließ er mit dem geisteskranken Könige die gefährdete Hauptstadt und gelangte glücklich zwischen den englischen Flottenstellungen hindurch nach Holstein.

Am 16. August 1807 landeten die Briten in der Stärke von 33000 Mann zwischen Kronberg und Kopenhagen, welches dann in der Zeit vom 2. bis zum 5. September (1807) sowohl von der Land= wie von der Seeseite heftig beschossen wurde.

400 Gebäude, darunter die schöne Frauenkirche, wurden in Asche gelegt, 2000 Häuser wurden so demolirt, daß sie unbewohnbar wurden. 1600, nach anderen Quellen annähernd 2000 Menschen, wurden getödtet oder doch tödtlich verwundet, und ob auch die Dänen sich äußerst tapfer wehrten, die Hauptstadt konnten sie gegen die so plötzlich und unerwartet hier aufgetauchte gegnerische Uebermacht nicht halten.

Auch an einen Entsatz derselben war nicht zu denken, da die 18000 Mann Landmiliz die im glücklichsten Falle auf der Insel Seeland gegen die Briten ins Feld geführt werden konnten, nicht genügten zu einem entscheidend zu führenden Schlage.

Als der Kommandant von Kopenhagen, General Peymann, schwer verwundet worden und General Oxholm mit 1700 Mann sich ergeben mußte, kapitulirte am 7. September 1807 das furchtbar heimgesuchte Kopenhagen, und den Briten wurde die Zitadelle sowie der Holm, wo die dänische Flotte vor Anker lag, eingeräumt, wogegen sie versprachen, nach Ablauf von sechs Wochen das Gebiet von Kopenhagen zu räumen.

Das gegebene Versprechen hielten sie pünktlich, vergaßen dabei aber auch keineswegs die Fortführung der dänischen Flotte, deren Verwendung Bonaparte bei seinen zu Tilsit gemachten Vorschlägen eine so weitgehende Bedeutung beigemessen hatte. Dänemark würde den empfangenen Schlag mit engerem Anschluß an Rußland und noch mehr mit stärkerer Hinneigung zu Frankreich vergelten, berechneten ganz richtig jetzt die britischen Befehlshaber. Demgemäß wollten sie das dänische Reich zur See vorläufig wehrlos machen, um auch ferner in der Ostsee ungestört vorgehn zu können.

Da die Briten bei erfolgendem Ablaufe der vereinbart wordenen sechswöchentlichen Besetzung Kopenhagens abzogen, ohne einen Vertragsabschluß für das fernere Verhalten Dänmarks dem in Holstein weilenden Regenten des Landes abgezwungen zu haben, büßte das dänische Reich zunächst dabei seine Flotte ein. 18 dänische Linienschiffe, 15 Fregatten, 6 Briggs, sowie 25 Kanonenböte wurden mit fortgeführt. Dänemark wurde dadurch auf Jahre hinaus zur See vollständig lahmgelegt im militärischen beziehungsweise strategischen Sinne, und Großbritannien verwerthete diesen „glänzenden Erfolg“ in vielseitigster und ausgedehntester Weise.

Besser denn je konnte es jetzt über die Seewege der Ostsee und Nordsee wachen, sowie zugleich auf der pyrenäischen Halbinsel Bonaparte leichter entgegentreten, da die einzig in Europa noch demselben zugänglich gewesene Seemacht vorläufig gebrochen war.

Dänemark schloß sich jetzt dem „Festlandssperrsysteme“ Napoleon's und

überhaupt der französischen Politik engstens an und erhielt zur Verstärkung seiner Küstenbehauptung französische Armeetheile zugewiesen. Besonders eine spanische Division unter dem Befehle des Marquis von Romana wollte Bonaparte hier sozusagen „kaltstellen" bei dieser Gelegenheit, und erlebte damit eine unerwartete Ueberraschung. Denn der genannte spanische Befehlshaber wußte mit den Briten derartige Verbindungen anzuknüpfen, trotzdem er mit seinem Heerestheil zwischen dänischen Streitkräften stand, daß man über seine Abholung und Einschiffung des gesammten Korps bald im Klaren war. Im Beginn des Jahres 1808 machten sich die Engländer den Hauptspaß, das genannte spanische Korps zu entführen, um dasselbe später nach Spanien heimzubringen, resp. auf Portugals Boden zu landen.

Dem Gewaltakte gegen Kopenhagen war die Kriegserklärung Dänemarks und Rußlands gegenüber Großbritannien erfolgt, worauf die Briten sich der Kolonien Dänemarks bemächtigten und im Hafen von Lissabon neun russische Kriegsschiffe wegnahmen. Einzig die Küstenplätze Portugals und Schwedens boten nun Englands Verkehre noch Zugang zu europäischen Festlandsgebieten, und daß der Verkehr nach Schweden hin ungestört sich vollziehen konnte, war durch die Ueberrumpelung Dänemarks ermöglicht worden.

Man kann mit Recht behaupten, daß der von Großbritannien im Jahre 1807 gegen Dänemark geführte Schlag entscheidend wurde für den Niedergang dänischer Macht in diesem Jahrhundert. Der „vollständig neutral" gebliebene Seestaat am Eingang der Ostsee hatte seiner Lage wegen und dann wegen seiner Eignung zu Diensten für fremde oder auch direkt gegnerische Zwecke eine so besondere Anziehungskraft für den Unternehmungsdrang britischer Staatsmänner und Befehlshaber erlangt, daß dieselben vor aller Oeffentlichkeit (im Jahre 1822) darlegten, wie hier durchaus so und nicht anders gehandelt und vorgegangen werden mußte im Dienste Großbritanniens bei rechtzeitiger Abwendung ärgster, gegen den Bestand des britischen Inselreiches auftauchender Gefahren.

Das dänische Reich wurde unter Einwirkung dieser Vorgänge furchtbar mitgenommen, trotzdem es sich fast nicht mehr in nennenswerther Weise an den Kriegen der nächsten Jahre betheiligen konnte, noch sonst von denselben näher berührt wurde.

Die dänische Staatsschuld stieg im Zeitraume von 1800 bis 1814 von 28 Millionen auf über 100 Millionen Thaler; die sogenannte Zettelschuld (unfundirtes Papiergeld umfassend) wuchs in gleicher Zeit von 10½ Millionen auf 142 Millionen Thaler an. Diese Zahlen markiren auf's Schärfste die innere Lage Dänemarks nach dem Schlage vom Jahre 1807. König Friedrich VI., der im Jahre 1808 nach nunmehr 24jähriger Regentschaft wirklicher Herrscher wurde, fand französischerseits nicht die Beachtung, auf die er rechnete. Bonaparte hatte ja eigentlich nur auf maritime Leistungen Dänemarks spekulirt. Nachdem diese nicht mehr zu erwarten waren, konnte eine Verbindung mit

diesem Lande für ihn nur insofern noch Werth haben, daß den Briten die Buchten und Rheden daselbst gesperrt waren.

Als im Jahre 1809 Major von Schill zur Ostseeküste sich wenden mußte, war es den Dänen beschieden, neben den vom französischen General Gratien geführten Truppen in Stralsund einzudringen. Sonst blieben dänische Streitkräfte abseits von den Kriegsschauplätzen dieser Zeit.

Das Jahr 1812 brachte dann auf den eisigen Steppen des russischen Reiches die Wendung, die den Sturz Bonapartes und seines Bündnißsystems herbeiführen mußte. Großbritannien hatte den Pfandbesitz der russischen Ostseeflotte angetreten, war wieder der Verbündete Rußlands und beherrschte nun mehr denn je das nordeuropäische Binnenmeer, an dessen Zufahrt die Haupt- und Residenzstadt des dänischen Reiches sich erhebt. Dänemark stand vor einem theilweisen Staatsbankerott (der 1813 eintrat) und wollte jetzt vom französischen Bündnisse abschwenken. Es war zu spät.

Norwegen, damals noch zum werthvollsten Besitzthum der dänischen Krone zählend, war bereits Schweden zugesagt worden von Großbritannien und dessen Verbündeten. Dänemarks verspäteten Bündnißanträgen gab Englands Kabinet jetzt wenig Bedeutung. Als schroffe Zumuthung gab Großbritannien die Forderung zur Abtretung Norwegens kund und sollte für einstweilen, bis zur „passenden Entschädigung“ beim Abschluß des allgemeinen Friedens, Dänemark das norwegische Stift Drontheim zur Bürgschaft stellen, sowie ein Korps von 25 000 Mann zum Kriege gegen Frankreich geben.

Diesem als „conditio sine qua non“ gestellten Begehren Großbritanniens Nachdruck zu geben, erschien wieder eine britische Flotte vor Kopenhagen, in demonstrativer Weise sich den Anschein gebend, als sei die Wiederholung der Beschießung vom Jahre 1807 der Zweck ihres Erscheinens, falls den englischen Anträgen nicht entsprochen würde.

Dänemark, das sich schon äußerst nachgiebig gezeigt in seiner Zwangslage und, um den Verbündeten sein Entgegenkommen zu beweisen, Hamburg vorläufig nur sehr schwach besetzt hatte, schloß sich im Monat Mai 1813 nun wieder mit einem neuen, in Dresden vereinbarten Bündniß an Napoleon an, da dessen Stellung in Mitteleuropa sich nochmals zu verstärken schien für längere Dauer.

Noch während des damaligen Waffenstillstandes ließ Dänemark 12 000 Mann unter dem Befehle des Prinzen Friedrich von Hessen zu dem vom Marschall Davoust geführten französischen Korps stoßen und glaubte damit das Richtige getroffen zu haben.

Dieser verspätete Unternehmungsgeist vollendete mit dem Fehlschlagen der französischen Anstrengungen in Deutschland Dänemarks Unglück.

Noch ehe Bonaparte aus den Händen der Verbündeten im Frühling 1814 seine weitere Bestimmung annehmen mußte, mußte sich Dänemark seinen Gegnern fügen im Frieden von Kiel am 14. Januar 1814.

Vertragsgemäß mußte es Norwegen an Schweden abtreten und Großbritannien den Besitz der Insel Helgoland überlassen, wogegen das britische Inselreich die eroberten dänischen Kolonien wieder herausgab.

Was half es in der Folge, daß König Friedrich VI. von Dänemark am Wiener Fürstenkongresse im Jahre 1815 theilnahm, sowie 5000 Mann zum neuausbrechenden Kriege gegen Frankreich stellte. Letztere kamen nicht zum Gefecht, ein Theil dieses Korps blieb jedoch in den Jahren 1815 bis 1818 bei der dort zurückgelassenen Occupationsarmee der verbündeten Mächte.

Wenn in der Geschichte der Gegenseitigkeitsbeziehungen europäischer Mächte die Reibungen und kriegerischen Entladungen hervorgehoben werden, die Friedensbrüchen und überraschenden Gewaltstreichen die Grundlagen boten, muß Dänemarks Zwischenstellung zwischen Rußland und Großbritannien bei den gleichzeitigen Wandlungen russischen Verhaltens zu französischer Eroberungs- und Bündnißrichtung im Anfang dieses Jahrhunderts, immer eine typische Bedeutung behaupten, wo „Neutralitätswerthe" erörtert werden.

Der kleine Staat wird von zwei sonst ganz entgegengesetzt auftretenden und zudem damals mächtigsten Reichen des europäischen Festlandes zum Verbündeten erwählt, ohne befragt zu werden, und wird von einer dritten Macht, die sich zur See im Uebergewicht behaupten will, zu Boden geschmettert, ohne irgendwie dazu selbst den Anlaß gegeben zu haben. Und das alles geschah in „logischer" Folgerichtigkeit bei Bemessung „wirklicher" Sachlage.

Friedrich des Großen Einfall in Sachsen zu Beginn des siebenjährigen Krieges und ähnliche Ereignisse, treten da weit zurück hinsichtlich der sogenannten eigenartigen Bedeutung im kriegsgeschichtlichen Bereiche.

„Vollständige Neutralität" inmitten des Getriebes großer Bündnißpolitik anderer Staaten behaupten zu wollen, kann nach den Lehren der Kriegsgeschichte somit für kleinere, offen und zugänglich gelegene Staaten mitunter noch viel gefährlicher sein, als ein rechtzeitig vorbeugender Anschluß an diese oder jene Macht. Namentlich kleinere Seemächte, deren Hauptsitze von der See her mit Ueberraschungsunternehmungen erreicht werden können, setzen sich bei „vollständigster Neutralität" zuweilen Zumuthungen aus, deren Bedeutung und Tragweite urplötzlich recht verhängnißvoll werden kann.



Correspondenz.

Frankreich.

Infanterie-Patrouillen. Bahnbewachung u. s. w. — Die vor den Armeen aufklärenden, bezw. verschleiernden, deckenden Reitermassen werden schließlich ihre Rechnung mit Säbel und Lanze begleichen. Nach dieser Richtung hin haben die neuen Feuerwaffen der Infanterie nebst dem rauchlosen Pulver nichts geändert; dagegen haben sie wesentlichen Einfluß gewonnen auf das Verhalten der Reiterei, sobald eine Schlacht bevorsteht und es darauf ankommt, dem Heerführer Kunde zu verschaffen über die vom Feinde besetzten Stellungen, über die Lage seiner Flügel und die Stärke seiner Streitmittel. Die Reiter ragen zu sehr über dem Erdboden hervor, um mit Nutzen auf dem Schlachtfeld kundschaften zu können. Sie werden leicht bemerkt und müssen das Feuer der feindlichen Posten aushalten, ohne von denselben etwas zu sehen, da sie ja selbst den Ort, von welchem das Feuer ausgeht, nicht zu entdecken vermögen. Die letzten französischen Herbstmanöver — so sagt La France militaire — haben bewiesen, daß die Kavallerie wohl mit Vortheil auf den Flügeln verwendet werden könnte, um Einblick in Flanken und Rücken des Gegners zu thun, aber die Aufklärung in der Front der Infanterie aufzuerlegen sei. Nicht die vom General Lewal oder vom Hauptmann von der Goltz vorgeschlagenen selbstständigen Patrouillen — ein überallher zusammengestelltes Elitekorps wird von der Zeitschrift jetzt empfohlen: denn dasselbe beraubt die Kompagnien und ist nicht immer da zur Stelle, wo man es nöthig hat. Außerdem nutzt man Freicorps ab, sie schmelzen bald zusammen, zu großem Schaden der Truppenkörper, die man von Neuem „absahnt", um die Verluste zu ergänzen. Früher hatten die Franzosen Elitekompagnien; man erkannte das Nachtheilige derselben: man hat sie abgeschafft und durch Soldaten erster Klasse (Gefreite) ersetzt, die auf alle Unterabtheilungen der Kompagnien vertheilt sind. Letzteres müßte auch bei den Infanterie-Spähern*) geschehen u. zw.: 8 intelligente und ausdauernd marschirende Soldaten (4 wirkliche Späher, 4 Anzulernende) unter der Leitung einer oder zweier Unteroffiziere würden in jeder Kompagnie eine ausreichende Spähergruppe bilden. Man könnte in jedem Regiment, wenigstens im Anfang, die praktische und theoretische Unterweisung in eine Hand legen, um eine gewisse Gleichartigkeit zu erzielen. In jedem Bataillon, beispielsweise, könnte — unter Oberleitung eines Kapitäns für das ganze Regiment, — ein Lieutenant damit betraut werden. Besondere Uebungen müßten stattfinden im Orientiren, im Entfernungsschätzen und Beobachten entfernter Geländestrecken, in der Art, Patrouillen zu führen, Nachrichten einzuziehen und Meldungen zu erstatten. Die Späher

*) Einen ganz deckenden Ausdruck für das französische Wort „éclaireur" besitzen wir nicht.

würden bei allen Felddienstübungen von ihren Kompagnien bezw. Bataillonen verwendet. — —

Nun kommt eine kennzeichnende Auslassung des französischen Blattes, der man einmal nachdenken möge: „Wenn wir uns heute*) mit dieser Frage beschäftigen, so geschieht dies nicht aus eitler Selbstgefälligkeit, eine Einrichtung auseinanderzusetzen, deren Nutzen alle Welt (!) einsieht, sondern lediglich, um die Aufmerksamkeit des Kriegsministers auf diesen Gegenstand zu richten.“ Das Vertrauen des Fachblattes auf die militärischen Kenntnisse, Ein- und Umsicht des Fachministers scheint kein allzugroßes zu sein. La France verlangt Erlaß einer höheren Vorschrift über diesen Punkt, um für die bevorstehenden Manöver ausgebildete Späher zu besitzen und die Erprobung derselben den das rauchlose Pulver führenden Truppen anvertrauen zu können: — siehe die Massenmanöver im französischen Osten . . .

Es ist s. Z. hier berichtet über den theilweisen Mobilmachungsversuch bei einigen Armeekorps, bei welchem die ältesten Wehrpflichtigen einberufen wurden, um den Schutz der Bahnstrecken mit deren Baulichkeiten aller Art zu üben. Da sind denn doch, wie l'Avenir militaire berichtet, recht bedeutende Unregelmäßigkeiten vorgefallen. Der Offiziere waren zu wenige einberufen; die Unteroffiziere und Korporale genügten nach Zahl und Eignung ebensowenig. Viele Postenkommandanten konnten nicht lesen, nicht schreiben, waren außer Stande, ihre Instruktion zu verstehen oder nun gar dieselbe auszuführen. Einige wollten die Bahnbeamten an Ausbesserungsarbeiten hindern. Eine Anzahl dieser Postenkommandanten bestand aus einfachen Arbeitern, selbst aus Dienstboten, welche ihre Arbeitsgeber und Brodherren unter ihren Befehlen hatten. Allerdings wird Derartiges oft bei Einziehungen von Reservisten und Territorialmannschaften vorkommen; aber hier liegt die Sache doch wesentlich anders. Bei dem eigentlichen, militärischen Dienst, wenn Jedermann unter den Waffen ist, giebt es die Unzuträglichkeiten und Gefahren dieser falschen Lagen eigentlich nicht; man gehorcht dem Kommando: „Marsch“, ohne sich um die Person des Kommandirenden Gedanken zu machen. Dagegen besteht bei einem Dienste wie die Bahnbewachung, wo Alles darauf hinausläuft, Wache zu thun oder thun zu lassen, der kriegerische Charakter kaum; um so weniger, als bei unseren Mobilmachungsversuchen in der Regel die Mannschaften keine Uniform, die Vorgesetzten keine Gradabzeichen trugen und man den letzteren bei einigen Korps nur ein Säbelkoppel verabfolgt hatte zur Unterscheidung. Unter so bewandten Umständen hätten nur vollendete Soldaten straffe Mannszucht gehalten. Ueberdies erschwerte die Kürze der Zeit — 48 Stunden — ganz besonders das regelrechte Erfassen der Unterordnungsverhältnisse zwischen Leuten, die man zum ersten Male in ihrem Leben zusammengebracht hatte — und, wie bemerkt, war die gesellschaftliche Stellung vieler Vorgesetzter wenig dazu angethan, ihnen die Anerkennung ihrer Autorität leicht zu machen.

Schließlich war an vielen Orten seitens der Militärbehörden nichts geschehen, um den unglücklichen Postenführern zu Hülfe zu kommen bei ihren Obliegenheiten. Zunächst

*) Am 20. März 1891.

hatte man die kälteste Jahreszeit für die Einberufung gewählt und die Leute nicht durch Austheilung warmer Kleidungsstücke gegen die Unbilden der Witterung geschützt. Sodann wurde mehrfach die Löhnung erst am zweiten Tage gezahlt und in Folge dessen hatten viele Leute nichts zu essen, was sie natürlich sehr unzufrieden und wenig zum Gehorsam geneigt machte. In einem nahe an der Ostgrenze stehenden Korps sind die schwersten Fälle von Insubordination vorgekommen bei einzelnen Posten. Die Mannschaften gingen zur Nacht nach Hause und kamen garnicht oder nur betrunken wieder. Verschiedene Postenführer sind von ihren Leuten stark beschimpft, einer sogar geprügelt worden, ohne daß ein Einziger gewagt hätte Klage zu erheben.

L'Avenir militaire fordert Wiederholung der Uebung in günstigerer Jahreszeit, — militärische Einkleidung aller Einberufenen, Kenntlichmachung der Chargen; — Vermehrung der Offizierzahl, gerade weil die Bahnbewachung die Zerstreuung der Mannschaft in kleinen Abtheilungen erheischt; endlich: Auswahl geeigneter Postenführer . . . Sehr richtig! Immerhin ist es interessant, einmal hinter die Coulissen geschaut zu haben . . . .

Vielleicht war das Ergebniß eines anderen „Ereignisses" auch nicht so glänzend, als die Blätter berichten: Das Echo de Paris vermeldet u. a. dies Ereigniß unter dem 23. März d. J., wie folgt:

Auf Befehl des Kriegsministers hat General Jamont eine bis ins Kleinste gehende Besichtigung der Festungen an der Ostgrenze vorgenommen. Der Kommandant des VI. Korps hat Mitte März erst Luneville, dann Nancy besichtigt. Es wurden Uebungen in der Mobilmachung angeordnet; sie haben dem General Jamont den Beweis erbracht, daß das VI. Korps sich mit den Vertheidigungswerken, die zum Schutze der Hauptstadt Lothringens errichtet sind, vertraut gemacht hat. Die Forts Frouard, Castines, Mellelon erwiesen sich als in der Lage befindlich, in wenigen Stunden jeglichem Angriffe entgegenzutreten. Für die aufmerksamen Beobachter — und deren giebt es eine große Zahl an der Ostgrenze, beweist die Thätigkeit der Offiziere und der Truppe, sowie der Zustand des Materials, eine wahrhafte Vorbildung für den Krieg. Mitten im Frieden und mit der Gewißheit, daß derselbe durch Frankreich nicht gestört werden wird, hatte man niemals bei uns ein Armeekorps gesehen, das besser im Zuge und von größerem Selbstvertrauen war, als das VI. Korps. General Jamont ist nach Chalons zurückgekehrt, nicht ohne seinem Stabe die Befriedigung zu gestehen, die ihm die Führung des VI. Korps verursachte! . . . .

Eine gute Maßregel hat Freycinet getroffen in seiner Verfügung: Versuchsweise werden die Infanterieoffiziere der Territorialarmee, welche im Felde beritten sein müssen und welche im Jahre 1891 eine Dienstleistung zu erledigen haben in einer Kavallerie- oder Artillerie-Garnison, verflichtet, ihren Dienst zu Pferde zu versehen, unter den gleichen Bedingungen wie die Infanterie-Offiziere der aktiven Armee. Zu diesem Zwecke werden ihnen von der Kavallerie bezw. Artillerie des Orts völlig ausgerüstete Pferde zur Verfügung gestellt . . . . . 8.

Rußland.

Berichte über die Manöver und andere Truppenübungen in Rußland sind durch eine Allerhöchste Verordnung vom 31. Januar nachstehenden Bestimmungen unterworfen:

1) Personen, welche in ihrer Eigenschaft als Korrespondenten von Zeitschriften den Manövern und ähnlichen Truppenübungen ungehindert beizuwohnen wünschen, müssen nachfolgende Ausweise bei sich führen: a) ein Attest über ihre Persönlichkeit (von der Civilbehörde), b) einen Ausweis der Redaktion des Blattes, für welches ihre Berichte gefertigt werden, c) die Erlaubniß des höchsten Truppenkommandeurs, welcher die Manöver ꝛc. leitet, die nur auf Grund der beiden genannten Zeugnisse ausgestellt werden kann.

2) Personen, welche die vorerwähnte Erlaubniß nicht bei sich haben, ist die Anwohnung der Truppenübungen untersagt.

3) Die Erlaubniß zur Beiwohnung an Manövern und Uebungen in Gegenwart Sr. Majestät darf von den Kommandeuren nur nach eingeholter Genehmigung des Kriegsministers ertheilt werden.

4) Gleichzeitig mit Ertheilung der Erlaubniß haben die Truppenführer den Korrespondenten Anordnungen zu ertheilen, in welcher Weise sie die zur Absendung an die Presse bestimmten Telegramme und Mittheilungen zur Durchsicht vorzulegen haben.

5) Diese Durchsicht wird durch einen besonders dazu bestimmten Offizier vorgenommen, wobei aus den Mittheilungen entfernt werden alle die Daten, welche der Verbreitung nicht zu unterliegen haben, Ansichten, welche einzelne Personen oder ganze Truppentheile verletzen, kritische Bemerkungen über Operationen der Parteien, soweit sie nicht von den höheren Führern ausgehen.

6) Die Durchsicht soll die rechtzeitige Absendung der Mittheilungen an die Zeitschriften nicht beeinflussen.

7) Die Zeitungen, deren Korrespondenten sich bei den Truppen mit der Erlaubniß der Kommandeure befinden, genießen die Vortheile bei Absendung der Mittheilungen durch den Telegraphen und die militärischen Posteinrichtungen. 122.

Literatur.

Marine-Rundschau. Berlin. E. S. Mittler & Sohn.

Im Juli-August-Heft 1890 waren wir bei Gelegenheit der Besprechung des österreichischen „Almanachs der Kriegsflotten" leider genöthigt, unserem Bedauern darüber Ausdruck zu geben, daß unsere Marine ihren österreichischen Kameraden gegenüber, in journalistischer Hinsicht, so sehr zurückstände. Um so mehr sind wir

erfreut, anzeigen zu können, daß das Oberkommando unserer Marine im Begriff steht, diesem Uebelstande gründlich abzuhelfen. Seit Oktober 1890 erscheint die „Marine-Rundschau" unter der Redaktion der Abtheilung IV. des Oberkommandos der Marine, und das neue Journal ist gewiß in unserer Marine mit Freude begrüßt worden. Der Inhalt ist nicht amtlich.

Eine ganze Reihe sehr werthvoller Arbeiten hat das neue Journal bereits gebracht, es wird unzweifelhaft im Laufe der Zeit rege Mitarbeit im Seeoffizier-Korps finden und ein ebenbürtiger Kollege der älteren „Mittheilungen aus dem Gebiet des Seewesens" werden.

Besonders gefällt uns die vortreffliche und übersichtliche Eintheilung des Stoffes in: Größere Aufsätze; Aus den Berichten Sr. Maj. Schiffe und Fahrzeuge — sehr interessante Arbeiten, auch für den Nicht-Seemann —; Mittheilungen aus fremden Marinen; Sonstige Mittheilungen; Personal-Nachrichten und Mittheilungen aus den Marine-Stationen; Inhalt der Marine-Befehle und Verordnungs-Blätter; Zeitschriften und Bücher. —

Wir wünschen diesem jüngsten Kameraden unserer Militär- und Marine-Journalistik die besten Erfolge und glauben, daß jede Bibliothek der Armee gut thun würde, auf dies Journal zu abonniren. Es wird gewiß von den Offizieren der Armee mit Interesse gelesen werden. G. v. G.

Das Artillerie-Schießspiel. Anleitung zum applikatorischen Studium der Schießregeln und zur Bildung von Schießbeispielen von H. Rohne, Oberst und Kommandeur des Schleswigschen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 9. Mit 3 Anlagen. Berlin 1891. E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

Kein Zweifel, daß diese neueste Arbeit des durch seine fachwissenschaftlichen Schriften weithin ehrenvoll bekannten Herrn Verfassers Aufsehen erregen, Nutzen stiften, Nachfolge — und wohl auch Vervollkommnung finden wird. — Nach der neuen Schießvorschrift der Feldartillerie sind sämmtliche Lieutenants in der selbstständigen Leitung des Feuers einer Batterie auszubilden. „Schon bei Ausbruch des Krieges werden infolge der nothwendigen Neuformationen viele Lieutenants an der Spitze einer Batterie ins Feld ziehen; eine ungleich größere Zahl aber wird vielleicht unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen, inmitten des heißesten Kampfes mit einem ebenbürtigen Gegner, infolge der sich häufenden Verluste das Kommando einer Batterie übernehmen müssen. Wehe dann dem, der den Posten, auf den ihn das Schicksal gestellt hat, nicht auszufüllen vermag! Von seiner Schießkunst hängt nicht nur seine Ehre, sondern das Dasein der Batterie, ja vielleicht der Ausgang des Gefechtes ab ..." Ja, in der That, die Bedeutung der Artillerie, des Rückgrates der Schlachten, ist gewaltig gestiegen; wo sie nicht den Weg geebnet, die feindlichen Geschütze zum Schweigen gebracht hat, ist die Aussicht auf Sieg für die angreifende Infanterie gering! Naturgemäß machen die gesteigerten Anforderungen es nothwendig, die Schießausbildung aller Artillerieoffiziere zu vertiefen und zu erweitern, und vor allen Dingen sie nicht auf die Schießübung

zu beschränken, von der Oberst Rohne sehr richtig sagt: „Die Zeit derselben ist so knapp bemessen; jeder Tag stellt so hohe Anforderungen an den Einzelnen, daß man dreist behaupten darf, nur derjenige, der vollständig vorbereitet den Schießplatz betritt, wird den entsprechenden Nutzen aus der Schießübung ziehen können.“ —

Des Herrn Verfassers „Schießspiel“ —, ganz unabhängig und viel eingehender gestaltet, als die ähnlichen Uebungen des russischen „Artilleriespiels“ von Muratow und des französischen „Tir simulé“, — bietet das Mittel dar, eine vollständige Sicherheit in der Anwendung der Schießregeln — und das ist neben richtiger Beobachtung das Wesentlichste — zu erlernen. — Wir glauben es gern, daß die nach der Anleitung des Herrn Verfassers bei den ihm unterstellten Abtheilungen während des Winters 1890/91 abgehaltenen applikatorischen Uebungen gute Erfolge erzielt haben. Die Zeit wird lehren, wo und wie das „Schießspiel“ besserungsbedürftig und -fähig ist. Jedenfalls dankt nicht nur die Artillerie dem Herrn Verfasser für sein treffliches Bildungsmittel, sondern auch die anderen Waffen, denen nur eine gute Artillerie unschätzbare Dienste zu leisten berufen und im Stande ist.

127.

Eisenschmidt's Büchersammlung für Unteroffiziere und Mannschaften der Armee und Marine. Berlin 1890 und 91. Verlag von R. Eisenschmidt.

Kleine gefällig gebundene Hefte dieses neuen Unternehmens liegen uns vor: sie enthalten gelungene Beläge für die Versprechung des Verlegers: daß die Sammlung dieser volksthümlich abgefaßten Hefte berechnet sein solle zur Erweckung und Befestigung der Liebe und Treue des jungen Soldaten für Kaiser und Reich, für Fürst und Vaterland in erster Linie, sodann zur Berathung, — in unterhaltender und belehrender Form —, zur Berathung der Unteroffiziere und Mannschaften des Heeres und der Marine nicht nur während ihrer aktiven Dienstzeit in Krieg und Frieden, sondern auch während der Dauer ihrer Wehrpflicht überhaupt, ja während ihres ganzen Lebens. — Wir richten an alle Kameraden die Bitte, zur Verbreitung dieser trefflichen Büchersammlung im Heere zu wirken; es thut in heutiger Zeit wahrlich ein kräftiges Gegenmittel noth gegen die sozialistischen Anfechtungen, die auch dem Heere nicht fernbleiben.

Die 4 ersten Hefte enthalten: „Vom Alten zum Neuen Reich. Das Wirken deutscher Fürsten im 19. Jahrhundert. König Friedrich Wilhelm III.“ — Sodann: „Die französische Armee im Krieg und Frieden. Mit Uniformstafeln“; ferner: „Die Civilversorgung des deutschen Unteroffiziers und Soldaten“; — endlich: der erste Theil der Beschreibung des: „Für die deutsche Marine unter Kaiser Wilhelm II. bedeutungsvollen Jahres 1889, mit einer Kartenskizze von A. Teßdopf.“ Alle 4 Schriften entsprechen ihrem Zwecke in jeder Hinsicht. Jedes Heft kostet 60 Pf., in Partien zu 9 Stück je 50 Pf.

130.

Auteurs français. Sammlung der besten Werke der französischen Unterhaltungsliteratur mit deutschen Anmerkungen. Herausgegeben von Dr. Richard Mollweide, Oberlehrer am Lyceum zu Straßburg im Elsaß. II. Bändchen. Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt 1890. Preis jedes Bandes 1 Mark.

Gefälliger Einband, festes Papier, großer, klarer Druck; so führt sich äußerlich diese Sammlung günstig ein, deren vorliegender Band enthält: „Rodolphe Töpffer, Nouvelles genevoises“ und „Xavier de Maistre, Le Lépreux de la Cité d'Aosta.“ Die Auswahl betrifft trefflich die Kenntniß der französischen Sprache fördernde Werke der neueren Unterhaltungsliteratur. — Die Bearbeitung ist eine wohl gelungene, derentwegen allein schon wir die Bändchen den Kameraden, die sich mit dem Französischen befassen wollen oder müssen, dringend empfehlen können. Denn die unter dem französischen Texte stehenden deutschen Anmerkungen sind meist lexikologischer Art, die den lästigen, zeitraubenden und ermüdenden Gebrauch des Wörterbuches ganz oder doch wenigstens zum größten Theil überflüssig machen und auch solchen, die nur geringe Kenntnisse in der französischen Sprache besitzen, die Möglichkeit bieten sollen, ohne besondere Anstrengungen einen französischen Schriftsteller zu verstehen. Es werden daher nur die Elemente der Formlehre und Syntax nebst der entsprechenden Wörterkenntniß, wie sie jedes Lehrbuch der französischen Sprache bietet, als bekannt vorausgesetzt. — Der Preis erscheint ein sehr billiger.

12.

Das Kriegswesen Cäsars von Dr. Franz Fröhlich, Professor an der Kantonsschule zu Aarau. III. Theil, 2. Heft (Schluß). Gebrauch und Führung der Kriegsmittel. Zürich 1891. Druck und Verlag von F. Schultheß. Preis: 1,20 Mark.

Dies geradezu bedeutende, — nach Form und Inhalt bedeutende — Werk über Cäsar's Kriegswesen ist nunmehr zum Schlusse gebracht. Es sollte in jeder Militär-Bibliothek und in den Händen jedes wohlhabenden Offiziers sein. Auf 274 Seiten entrollt es in vollster Klarheit den hochinteressanten Gegenstand. Es zeigt, wie viele Grundzüge der Strategie und Taktik unveränderlich sind; es zeigt die Feldherrnbegabung Cäsar's, die Tüchtigkeit des römischen Heeres, die Ueberlegenheit eines geschulten, wohlgeführten Heeres über feindliche, weit zahlreichere Haufen, die dieser Vorzüge ermangeln. Das Buch liest sich leicht, — die in den Anmerkungen beigebrachten Quellen und Beweisstellen kann man ja nach Belieben „sich schenken“. — Die ganze römische Taktik war, wie die ganze Kriegführung der Römer, vorzugsweise auf den Angriff berechnet. Deshalb tadelt auch Cäsar die von Pompejus seinen Legionen für die Schlacht bei Pharsalus anbefohlene Defensive mit folgenden Worten: „Nach unserer Meinung erscheint diese Maßregel des Pompejus in keiner Weise gerechtfertigt: giebt es doch eine gewisse Allen von Natur angeborene Aufregung und Leidenschaft, welche durch die Kampflust selbst hervorgerufen wird; diese zu erhöhen, nicht abzuschwächen, muß die Aufgabe der Feldherren sein.“

Die 13 Kapitel des letzten Theiles tragen die folgenden Ueberschriften: Die Gefechtstaktik der Cohorte. Die Gefechtstaktik der Legionen. Besondere Gefechtsformationen der Legionsinfanterie. Die Taktik und Gefechtsthätigkeit der Hülfsvölker zu Fuß. Die Taktik und Gefechtsthätigkeit der Reiterei. Im vorliegenden Schlußhefte finden sich: die Gefechtsleitung. Die Offensiv- und Defensiv-Schlacht. Die Seeschlacht. Die Märsche. Die Flußübergänge. Das Lager. Die Feldbefestigungen. Der Festungskrieg. Die Grundzüge der Strategie.

Wir lassen den Herrn Verfasser mit den letzten Sätzen seiner so gediegenen und interessanten Schrift zu Worte kommen: „In dem Kapitel über die Gefechtsleitung haben wir an der Hand der Kommentarien die taktische Kunst Cäsars verfolgt und ihre Entwicklung, so weit als möglich, nachgewiesen. Ein Rückblick auf die soeben entwickelten Grundzüge der Strategie beweist, daß Cäsar auch auf diesem Gebiete der Kriegskunst im Laufe der Zeit immer größere Fortschritte machte. Am bemerkenswerthesten sind: das Aufgeben der eigenen Verbindungen, um auf diejenigen des Feindes zu wirken, die energischere Verfolgung und die immer mehr wachsende Zuversicht, mit welcher auch mit getheilten Streitkräften operirt wurde. Cäsar gilt mit Recht als der größte Feldherr Roms. Alles, was römische Feldherren vollführt haben, läßt sich nicht vergleichen mit Cäsars Thaten, weder an Größe der Anstrengungen, noch an Zahl der Kämpfe, noch an Mannichfaltigkeit der Kriegsschauplätze, noch an Schnelligkeit der Ausführung, noch an Verschiedenheit der Kriegsweise. Wer aber behaupten wollte, daß Cäsar schon bei seinem ersten selbstständigen Auftreten nach jeder Richtung hin ein vollkommener Feldherr war, würde sich der nämlichen Uebertreibung schuldig machen, wie Cicero, wenn er den Lucullus als unerfahren im Kriegswesen von Rom abreisen, in Folge von Belehrung und kriegsgeschichtlichen Studien während der Reise aber als gemachten Feldherrn in Asien ankommen läßt. Der Praxis, der besten Lehrmeisterin in allen Dingen, verdankte Cäsar die volle Entwickelung seiner großen natürlichen Anlagen zum Feldherrnberuf."

Wir können schließlich nur den Wunsch aussprechen, es möchten Verfasser und Verleger zur Erhöhung des Reizes und Werthes und zur Erleichterung des Verständnisses der Schrift den in Aussicht gestellten Atlas mit ausgewählten Illustrationen baldigst erscheinen lassen. 129.

Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern. Heraldisch-genealogische Forschung auf 40 Wappentafeln in Farbendruck nebst erklärendem Text von Ludwig Grafen Uetterodt zu Scharffenberg. Probe-(25.)Lieferung. R. v. Grumbkow, Hof-Verlag in Dresden 1890. Preis pro Lieferung: 5 Mark.

Das Werk ist uns sympathisch und wir würden es vielleicht, sogar wahrscheinlich, unsern Lesern nach Art, Ziel und Ausführung vorführen; aber wir müssen Bedenken tragen, uns nach einer Probenummer bereits zu äußern. Unser Urtheil wird die uns jedes Mal etwa zugehenden Nummern des Lieferungswerkes besonders umfassen. Es gilt dies auch für ein anderes uns gleichzeitig vorliegendes „Probe-

blatt" eines neuen, auf 8 Hefte à 5 Mark berechneten Werkes: „Deutsche Heerführer. Ein deutsches Heldenbuch in Wort und Bild. Herausgegeben von Jos. Albert. München. Hofkunst-Anstalt und Verlag." — Das Probeblatt, den Reichskanzler, General v. Caprivi darstellend, ist vorzüglich. Ein Weiteres behalten wir uns vor bis zum Eingang der Hefte. 14.

Der Krieg von 1806 und 1807. Bearbeitet von Oscar von Lettow-Vorbeck, Oberst a. D. Erster Band. Jena und Auerstädt. Mit 3 Schlachtplänen und 18 Skizzen. Berlin 1891. E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung. Preis: 10 Mark.

Der erste Theil eines aus der Menge hervorragenden kriegsgeschichtlichen Werkes! . . . . . Bisher beherrschte die 1850 erschienene, gediegene Darstellung des Krieges 1806—1807 aus der Feder v. Hoepfners unbestritten das Feld; — sie war eine etwas einseitige, vorwiegend die deutsche Armee behandelnde, die Ereignisse bei der französischen nur kurz erwähnende Schilderung. Inzwischen sind, besonders in allerletzter Zeit, eine Menge Veröffentlichungen aus den französischen Kriegsarchiven erfolgt — durch Foucant 1880, 1882, 1887 und 1890, so daß wir einen klaren Einblick in alle Verhältnisse des Napoleonischen Heeres besitzen, wie von keinem anderen Kriege Napoleons. „Es sind vor Allem die fast täglichen Meldungen der Marschälle ans Hauptquartier über die Ausführung der befohlenen Bewegungen, über die eigenen Anordnungen in Bezug auf Marsch, Verpflegung u. s. w., über die eingegangenen Nachrichten vom Feinde, häufig unter Beifügung der Originalmeldungen der vorgeschickten Schwadronen bezw. Offiziere; Anordnungen der Intendanten, Stärke-Angaben, kurz, eine Fülle von Einzelheiten, wie sie reichlicher auch nicht auf verbündeter Seite vorhanden ist." Und dann setzten andere — deutsche —, bedeutende gewichtige, in neuerer Zeit erschienene Werke den Oberst von Lettow in den Stand, helleres Licht zu verbreiten über die Vorgänge von 1806—1807, die Richtigstellung mancher Irrthümer Hoepfners zu bewirken. Da sind u. a. zu erwähnen: die Denkwürdigkeiten von Hardenberg, Max Lehmanns Scharnhorst, die Erinnerungen von Boyen.

Unter ausgiebiger, sachgemäßer Benutzung aller Quellen hat der Herr Verfasser sein, wie oben gesagt, „hervorragendes" kriegsgeschichtliches Werk geschrieben. Warum sollten die folgenden Theile dem ersten nicht ebenbürtig sein? Und die Kartenbeilagen sind zahlreich sowohl, wie gut!

Kapitel 1 bringt die Vorgeschichte des Krieges bis zum Vertrage vom 15. Februar 1806; das 2. Kapitel führt: vom Frieden von Paris bis zum Beginn der beiderseitigen Rüstungen; Kapitel 3 schildert „die beiderseitigen Heere"; 4. „die weiteren Rüstungen, Operationspläne und Versammlung der beiderseitigen Armeen." Kapitel 5 enthält: „Berathungen im preußischen Hauptquartier zu Naumburg. Operationsplan am 25. September. Berathungen in Erfurt und Vormarsch der preußisch-sächsischen Armee bis zum 7. Oktober"; 6.: Vormarsch der französischen Armee bis einschl. den 8. Oktober. 7.: Anordnungen und Bewegungen bei der preußisch-sächsischen Armee am 7. und 8. Oktober. 8.: Bewegungen der beiden Armeen

am 9. Oktober. Das Gefecht von Schleiz. 9.: der 10. Oktober und das Gefecht von Saalfeld. 10.: Der 11. Oktober. 11.: Der 12. Oktober. 12.: Der 13. Oktober. 13.: Die Schlacht von Jena. 14.: Die Schlacht von Auerstädt. — Hinzu treten: Die Pläne zum Gefecht von Saalfeld, zu den Schlachten von Jena und Auerstädt; sodann 10 Anlagen, enthaltend ordres de bataille, Truppen-Eintheilungen, Proklamationen und Manifeste. — Möge die Fortsetzung des Werkes bald erfolgen. 135.

Ewiger Krieg. Von Bernhard Kießling, Premier-Lieutenant im Kgl. Bayerischen 5. Infanterie-Regiment. 2. Auflage. Berlin 1890. Verlag von Friedrich Luckhardt. Preis: 3 Mark.

Einer früheren Schrift desselben Herrn Verfassers: „Der Kriegsgedanke und die Volkserziehung", haben wir ihrer Trefflichkeit und Bedeutung halber eine besondere Betrachtung im Januarheft 1888 unserer Zeitschrift gewidmet. Wir finden die damals ausgesprochenen Ansichten des bayerischen Kameraden fortgesponnen in dem jetzt vorliegenden Buche, das wir der Beachtung nicht nur der Offiziere, sondern allgemein der gebildeten Schichten des Volkes dringend empfehlen. Immer und immer wieder ertönt in unserer sentimental-angekränkelten Zeit der sehnsuchtsvolle Ruf: „Ewiger Frieden", — dieses Traumgebilde, diese Utopie! Der Herr Verfasser thut sie ab, diese weichlichen Schwärmer, diese Anhänger des „Friedens um jeden Preis!" Er widerlegt sie mit allen Mitteln und Waffen, mit ideellen und realen Gründen, — schneidig, — erschöpfend, die Sprache meisterhaft handhabend, in philosophisch geschulter Beweisführung, in staunenswerther Belesenheit aus Schriftwerken aller Art Belagstellen beibringend. Die Angabe der Kapitel-Ueberschriften wird die Reichhaltigkeit der Darlegungen andeuten: 1. Die Entstehung der Idee vom „Ewigen Frieden" und ihre Vertreter. 2. Krieg und Frieden, Natur und Moral in ihren Beziehungen zu einander. 3. Die Unmöglichkeit der Verhinderung des Krieges durch den Staat. Der Kampf ums friedliche Dasein. 4 Die Beziehungen des Krieges zu den Künsten, zum Handel, zur Industrie und zu den Wissenschaften. 5. Die Kulturnothwendigkeit des Krieges. 6. Die moralische Nothwendigkeit des Krieges. 7. Zusammenfassung und Schlußwort.

Gar köstlicher Humor, auch beißende Satire steht dem Kameraden Kießling zu Gebote. Wir geben die Probe einer Abfertigung, die einem der humanitätsduselnden, allgemeine Menschen-Verbrüderung predigenden Friedensschwärmer zu Theil wird, überzeugt, daß danach mancher unserer Leser, der vor der vermeintlich allzugelehrten und philosophisch-wissenschaftlichen Lektüre zurückschreckt, direkt zur Durchforschung des Buches angeregt werden wird. „Heute muß man über manche Phantasterei lächeln, die ihrer Zeit die ernsthaftesten Männer in erregte Spannung zu versetzen vermochte", sagt Kießling und fährt fort: „Hypersentimental, humanitätstrunken, geblendet von der Idee der „Stadt Licht", der „Zentralsonne der Kultur", tappt der Romantiker Victor Hugo, der große Dichter und kleine Baschibozuk der Politik nach Rüstow, mit seinen Armeen in der ganzen Welt herum, immer neue Brüder zu finden, die sich an die von „Universalliebe" durchwogte Brust recht innig pressen zu lassen geeignet wären; heute die Familie der Romanen, morgen die

Araber, übermorgen die Anamitenwelt brüderlich in die Arme zu schließen und „liebewonniglich in Alles überzufließen“ — solche idyllische Versuche mögen ja ganz amüsant sein; jedenfalls aber ist und bleibt es Jedem unbenommen, seinen überquellenden Gefühlen in beliebiger Form Ausdruck zu geben; das ist also absolut Privatsache. Anders liegen die Dinge, wenn solche Leute mit ihren „Intuitionen“ in das Gebiet der Politik einzudringen versuchen; dann erregen sie mit Recht die Aufmerksamkeit der um das Wohl des Staates praktisch sich Bemühenden; sehr leicht wird Einem die Erledigung der Angelegenheit dann gemacht, wenn die Hohlheit der Phrasendrechselei in so unerhörter Art sich zu erkennen giebt, wie es gerade bei unseren Federhelden ersten Ranges der Fall ist: kann man sich etwas Naivorigineelleres überhaupt vorstellen, als die Behauptung, wir brauchten, um aus dem dermaligen „Ewigen Kriegs-“ in den künftigen „Ewigen Friedens“-Zustand hinüber zu gelangen, nur noch *einen*, aber möglichst ergiebigen *Krieg*, in dem sich so nebenbei einige Hunderttausende gegenseitig auffressen, wie die bekannten zwei Löwen auf dem Münchener Bilderbogen:

> „Es ist doch auch bemerkenswerth zu achten,
> Zu sehn, wie Fasler die Natur betrachten.“
>
> (Goethe, Faust II, 4. Scene.)

Dann soll der große, große Friedensschluß möglich werden; o Zeit der Wonne und Seligkeit! — Wenn nur der Nachwuchs nicht wäre, der am Ende etwas von der „Freßlust“ der Eltern und Ahnen erben dürfte! Nun, wenn er gar zu atavistisch wird, hetzt man nach ungefähr 40 Jahren die Schlimmsten wieder aufeinander; allmählich wird das große Werk doch gelingen: Hugo sagt's und das genügt! . .“

Der Zweck der Schrift ist nach des Verfassers eigenen Worten der, einen alten, fest eingewurzelten Aberglauben energisch zu erschüttern; einer fast zum Glaubenssatz von apriorischer Gültigkeit gewordenen, unfruchtbaren Idee, die in weiteren wissenschaftlichen Kreisen seit langem verbreitet ist, die letzten spärlichen Lebensadern noch scharf abzubinden; den Indolenten unserer Nation das Bewußtsein der Pflichten gegen das Vaterland anzuregen; ganz besonders aber dem Heere und seinen Freunden die ewigen Grundlagen des so viel geschmähten Krieges, dessen Diensten wir uns fürs Vaterland verpflichtet haben, im Lichte der Wahrheit, wenn auch nur in Umrissen darzustellen, *um eine wichtige Quelle für das dienstfreudige Weiterstreben nicht durch die Monotonie eines langen Friedens versiegen zu lassen.*

Und *dafür* noch besonderen Dank dem Verfasser, denn die „Monotonie“ ist da!

127.

Kleine Mittheilungen.

Frankreich. Kapitulanten-Zulagen. Abkommandirungen aus der Front. Während die mit Mühe in Deutschland durchgesetzte Prämie von 1000 Mark, welche der Unteroffizier beim Ausscheiden nach 12jähriger Dienstzeit erhält, — Alles in Allem betrachtet — wenig Nutzen stiften wird, steht es anders in Frankreich. In dem französischen Nachtrags-Budget für das Heer pro 1890 sind etwa 4 Millionen Franks vorgesehen für Unteroffizier- (Kapitulanten) Zulagen. In überraschendem Maße hat das Gesetz vom März 1889 bereits gewirkt, welches je nach der Dienstzeit steigende Prämien erheblichen Betrages für die Kapitulanten festsetzte. Das Budget für 1890 hatte auf 10 690 Kapitulanten gerechnet; jetzt ist die Nachtrags-Forderung nöthig geworden, weil über 17 000 sich gemeldet haben. Binnen kurzem wird der volle Bedarf an Kapitulanten gedeckt sein. — Aber eine andere „Wunde" trägt die französische Infanterie, welche der in deutschen Garnisonen, besonders der in großen Festungen gleichfalls recht fühlbaren den Rang abläuft. „La France militaire" erklärt, daß ein von ihr vorgeführtes Beispiel keineswegs eine Ausnahme, sondern vielmehr die Regel bilde, selbst in den östlichen Grenzgarnisonen, woselbst Kompagnien von erhöhter Kopfzahl bei den Uebungen mit nicht mehr als 20 Mann erschienen. Alle Andern waren kommandirt. Das Beispiel einer Infanterie-Kompagnie, welche 104 Mann zählt, besagt: 1. Außerhalb kommandirt sind: für das Genie: 4 Arbeiter; Artillerie: 2; im Offizierkasino 1; Ordonnanz beim Genie: 1. — 2. Innerhalb des Truppentheils Kommandirte sind: 2 Hülfs-Sappeure, Fechtmeister und sein Gehülfe: 2; bei der Unteroffizier-Bibliothek 1; je 2 Schüler bei der Musik, bei den Tambours und bei den Hornisten; 1 Kantinenverkäufer; der Turnmeister und sein Gehülfe; 3 Ordonnanzen, 1 Bäcker, 1 Wäscher, 2 Büchsenmachergehülfen, 1 Kammerarbeiter, 4 Signalisten bezw. Schüler. — 3. Innerhalb der Kompagnie Kommandirte: 3 Schuhmacher bezw. Flickschuster, ebenso 3 Schneider, 3 Offizierordonnanzen, 1 Haarschneider (zugleich Lampen-Reiniger), 1 Koch mit einem Hülfskoch, 1 Kammer-Arbeiter. Das giebt zunächst 47 in der Front Fehlende. Rechnet man hierzu 1 Tambour, 1 Hornisten, 12 Korporale, 9 Unteroffiziere (gleich 23) und 10 Korporal-Schüler, welche an dem im Regiment eingerichteten „Instruktions-Zuge Theil nehmen, so erhält man 80 Abkommandirte; bleiben 24 — Rekruten — bei den Uebungen zur Stelle. Die große Zahl entzieht sich fast gänzlich der Autorität und Ueberwachung des Kompagniechefs und seiner Gehülfen. Um z. B. einen außerhalb des Truppentheils Abkommandirten zum Scheibenschießen heranzuziehen, muß der Kapitän 3 bis 4 Tage vorher einen Brief an den betreffenden Dienstvorgesetzten schreiben, um zu erfahren, ob dieser einwilligt, sich während eines halben Tages ohne den Kommandirten zu behelfen. So erschwert man dem Ka-

pitän seinen verantwortungsvollen Dienst. — Und aus welchen Erwägungen heraus mag wohl der Oberst des in Rede stehenden Regimentes den „Instruktions-Zug" gebildet haben. Hat er gemeint, daß seine Kapitäns unter Aufsicht ihrer Bataillons-kommandeure nicht im Stande sein würden, die Ausbildung ihrer Leute selbst zu besorgen. Und sie haben doch die Mittel dazu, da sie über fast ebensoviel niedere Chargen verfügen, als Leute auszubilden sind; jedenfalls besitzt der Instruktions-Zug nicht eine entsprechend große Zahl von Chargen. Soll eine Gleichmäßigkeit im Regiment erzielt werden? Dazu reichen die Reglements und die Aussicht der Kapitäns und höheren Offiziere aus. Der Instruktions-Zug ist eine Selbsttäuschung. Der Offizier drillt sie nach seiner Weise im Ganzen auf Gleichmäßigkeit — und nachher müssen diese Korporale sich erst mühsam in den Rahmen ihrer Kompagnie einfügen u. s. f. — Jedenfalls: die hohe Zahl der Abkommandirten ist eine Wunde am Körper der Infanterie. 112.

— Ersatz und Kontrolle des Kompasses beim Feldgebrauch. Ein Anwendungsvorschlag von Carl Stichler. Die sichere Innehaltung bestimmt vorgeschriebener oder sonst für zweckgemäß durchaus geltender Marschrichtung in weiter, pfad- und straßenloser Wildniß oder auf unendlich erscheinender weiter Eisfläche 2c. 2c., wird zumeist eine genaue Feststellung der Himmelsrichtungen Nord, Süd, Ost und West gerade dort erfordern, wo eine sogenannte Land- oder Seemarke in Gestalt einer Bergkuppe, eines Thurmes oder sonst dergleichen im Bereiche des Gesichtskreises sich nicht zeigt und somit keine Wegleitung gewähren kann.

Für den Führer einer abgesonderten oder versprengten Truppe, für den vereinzelt Vorgedrungenen oder auf Besichtigung Ausgesandten, kann die Frage nach der Richtigkeit des weiteren Vorgehens oder der etwa einzuschlagenden, bezw. eingeschlagenen Wendung, geradezu eine Hauptbedeutung erlangen.

Ob da nun eine russische Steppe, eine Gegend der Lüneburger Haide oder ein anderes, ähnlich beschaffenes Gebiet in Polen oder sonstwo in Betracht gelangt für den gegebenen Fall, ist hier im Wesentlichen ziemlich gleichgültig.

Der Kompaß gilt nun zwar seit Jahrhunderten in solchen Fällen als hauptsächlichstes Ermittlungsgeräth der Himmelsgegenden, aber auch er hat seine wunderlichen Tücken und schwachen Seiten. Nicht selten wird er von störenden Einflüssen heimgesucht, indem Metallmassen seine Spitzen ablenken oder gar magnetische Ungewitter, die wir in unseren Gegenden womöglich sonst gar nicht wahrnehmen, seine ganze Nadel erheblich beunruhigen und in heftige Schwankungen versetzen. Beispielsweise geschieht dies nicht selten bis zu den Mittelmeergebieten hin, wenn über dem nördlichen Polarbereich gewaltige Nordlichter aufstrahlen und dort eine großartige Entladung von Elektrizität stattfindet.

Auch sonst sind da unter den normalsten Verhältnissen Abweichungen erheblicher und veränderlicher Art zu bemerken. Es sind dies die Abweichungen, die wir als Deklination bezeichnen und die sich nach Jahres- uud Tageszeit, sowie nach der geographischen Lage des Beobachtungsortes verschieden zeigen.

Wie diese Abweichungen der Kompaßrichtung im Laufe der Zeit am gleichen Orte sich verändern können, möge folgende kleine Anführung beweisen.

In Paris betrug die Abweichung der Magnetnadel:

im	Jahre	1580	nach	Beobachtung	und	Berechnung	11° 30′	östlich
„	„	1618	„	„	„	„	8°	„
„	„	1663	„	„	„	„	0°	„
„	„	1700	„	„	„	„	8° 10′	westlich
„	„	1785	„	„	„	„	22°	„
„	„	1814	„	„	„	„	22° 34′	„
„	„	1835	„	„	„	„	22° 04′	„
„	„	1861	„	„	„	„	19° 26′	„

Und zeigt sich bei den Magnetnadeln älterer Kompasse gar eine hartnäckige Neigung zur Senkung der einen Spitze (Ueberhandnahme der Inklination), so ist dies ein Beweis dafür, daß die magnetische Eignung bedeutend nachgelassen hat und die Leistungsgenauigkeit sehr zweifelhaft geworden ist.

Außerdem ereignet sich auch der Fall, daß man gar nicht im Besitze eines Kompasses ist, wohl aber vielleicht einen auf mittlere Landeszeit oder Ortszeit eingestellten Chronometer oder eine gute Taschenuhr bei sich trägt. Ein solches mechanisch den Zeitablauf messendes und richtig funktionirendes Instrument, kann bei Sonnenschein auf einfachste Weise ganz gut den Kompaß ersetzen oder auch zu dessen Kontrole herangezogen werden. Es bedarf dazu kaum einiger Vorübung.

Mit Beispielen wollen wir hier nachweisen, daß es genügt, das Zifferblatt der betreffenden Uhr wagerecht in der Hand zu halten und die Spitze des kleinen Zeigers der Sonne zuzukehren, um die Himmelsrichtung Süd-Nord zunächst genau und leicht bestimmen zu können.

Die Uhr zeigt auf sechs Uhr am Morgen, wir befinden uns in öder Gegend und wollen gern die Himmelsrichtungen ermitteln ohne Kompaß bei Sonnenschein. Hier haben wir zunächst das deutlichste Beispiel. Das Zifferblatt betreffender Taschenuhr wird in wagerechter Lage so zur Sonne gerichtet, daß die Spitze des kleinen Zeigers diesem Tagesgestirn sich zuwendet und der Zeiger seinen eigenen Schatten deckt. Da hätten wir nun genaue Ostrichtung, während Ziffer IX die Südrichtung, Ziffer XII die Westrichtung und Ziffer III die Richtung zum Norden markirt. Doch es könnte um sechs Uhr morgens kein Sonnenschein sich zeigen und wir wären gezwungen, zu anderer Vormittagszeit mit derselben Taschenuhr und auf gleiche Weise einen vorübergehenden Sonnenblick zur Ermittelung der Südrichtung zunächst zu benutzen.

Ob dies nun um acht oder neun oder elf Uhr, oder auch dazwischen der Fall wäre, ist gleichgültig. Die Spitze des kleinen Zeigers der richtige Zeit weisenden Uhr wird gegen die vielleicht nur vorübergehend sich zeigende Sonne gerichtet, und genau in der Mitte des nächsten kleinen Kreisabschnittes bis zu Ziffer XII, hat man die Südrichtung. Um acht Uhr morgens wird zum Beispiel auf dem so zur



Sonne gerichteten Zifferblatt einer Taschenuhr die Südrichtung durch die Ziffer X markirt sein; um elf Uhr dagegen werden wir sie mitten zwischen den Ziffern XI und XII zu suchen haben, wenn der elf Uhr Vormittags auf seiner Ziffer richtig stehende kleine Zeiger mit der Spitze genau zur Sonnenlinie gekehrt ist. Bei einiger Uebung wird der Gebrauch der Taschenuhr als Kompaß bei Sonnenschein so geläufig, daß bei der zwölffachen Eintheilung der gewöhnlichen Zifferblätter auch die Feststellung der Theilung der Himmelsrichtungen (Süd-Süd-Ost, West-West-Nord x. x.) zur leichtesten Leistung zählt.

Abends um sechs Uhr wird die dem Sonnenstande zugewendete Spitze des kleinen Zeigers die Westrichtung angeben, Ziffer III wird dann die Richtung zum Süden, Ziffer XII die Richtung zum Osten und Ziffer IX die Nordrichtung markiren. Ein wenig selbstständige Uebung ist da mehr werth, als alle theoretische Anleitung, sobald man diese Sache weiter benutzen will für die Zwischenzeiten am Nachmittag.

So Mancher mag schon bei hellem Sonnenschein in öder Haidegegend wiederholt irregelaufen sein, weil er ohne Kompaß die Himmelsrichtungen nicht mit Sicherheit bestimmen konnte und seiner vielleicht vorzüglichen Taschenuhr nicht die Rolle eines Wegweisers unter diesen Umständen zutraute oder zumuthen wollte.

Beim Einvisiren einer guten Terrainkarte kann unter oben angedeuteten Umständen ein vortrefflicher Chronometer dieselben und vielleicht sogar noch bessere Dienste leisten, als ein Kompaß, dessen Tücken nicht immer augenscheinlich und deutlich hervortreten.

Beim Orientiren nach dem Sonnenstande oder nach Beschaffenheit und Stellung des Mondes können wir ja ebenfalls die Himmelsrichtungen feststellen. Im Vorstehenden deckt sich die Orientirung nach dem Sonnenstande mit der Verwendung des Zifferblattes als Kompaßscheibe ohne Magnetnadel.

6	Uhr	Morgens	steht	die	Sonne	im	Osten,
9	„	„	„	„	„	„	Südosten,
12	„	Mittags	„	„	„	„	Süden,
3	„	Nachmittags	„	„	„	„	Südwesten,
6	„	Abends	„	„	„	„	Westen.

Mit dieser feststehenden und einfachen Regelmäßigkeit des Sonen- und Zeitstandes läßt sich die Verwendbarkeit des Zifferblattes einer richtig zeigenden und gut gehenden Uhr für Ermittelung geographischer Hauptrichtungen begründen.

Zur Nachtzeit kann der Mond zur Noth die Haupthimmelsgegenden weisen. Der Vollmond ahmt der Sonne nach, indem er am Abend um 6 Uhr im Osten, um Mitternacht im Süden, und am Morgen um 6 Uhr im Westen sich zeigt, als Gegensatz des Tagesgestirns.

Im ersten Viertel ist der Mond um 6 Uhr Abends im Süden und um Mitternacht im Westen; im letzten Viertel zeigt er sich um Mitternacht im Osten und um 6 Uhr Morgens im Süden. Es sind altbekannte Erscheinungen und Wahrnehmungen,

deren Außerachtlassung sich nicht selten rächt, deren rechtzeitige Beachtung dagegen unter Umständen manche Erleichterungen und Vortheile bringen kann.

An Einfachheit der Verwendungsart läßt die Benutzung des Zifferblattes im Sonnenschein als Orientirungsmittel nichts zu wünschen übrig. Mit Berechnung der jeweiligen Abweichungsverhältnisse des Kompasses braucht man sich da nicht zu befassen, und störende oder hemmende Einwirkung ist nicht zu befürchten, sobald die Sonne sich zeigt und die benutzte Uhr die richtige Zeitangabe leistet.

— Beiträge zur Statistik europäischer Alpentruppen. Frankreich unterhält nach Erlaß der Gesetze vom 24. und 28. Dezember 1888 speziell für den Gebirgskrieg auf dem europäischen Festlande: 12 Jägerbataillone zu je 6 Kompagnien = 72 Kompagnien. 12 Gebirgsbatterien zu je 6 Geschützen = 72 Geschütze; außerdem befinden sich 8 Gebirgsbatterien in Algerien, die im gegebenen Fall in kurzer Frist nach Europa überführt werden können.

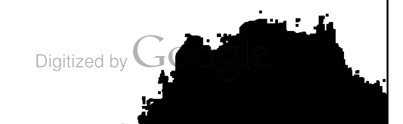
Italien erhöhte durch das Gesetz vom 10. Juli 1887 den Bestand seiner Alpentruppen ganz bedeutend und besitzt heute: 7 Alpiniregimenter, 22 Bataillone mit zusammen 75 Kompagnien. Hierzu kommen noch fernere 7 Depotkompagnien, 22 Kompagnien Mobilmiliz sowie 22 Bataillone Territorialmiliz. Eine Kompagnie zählt 120 Mann; diese Regimenter befinden sich stets in Kriegsstärke. Die Gebirgsartillerie Italiens besitzt 10 Batterien nebst 9 Batterien der Mobilmiliz; jede Batterie zu 6 Geschützen.

Oesterreich hat außer den 33 Feldjägerbataillonen bei den Armeekorps — ein Feldjägerbataillon bei jeder Infanteriebrigade — für den Gebirgskrieg ein Kaiserjägerregiment (Tyrolerjäger) mit 10 Feldbataillonen und 2 Bataillonen der Reserve; insgesammt in Tyrol allein 47 Kompagnien Kaiserjäger. Die Gebirgsartillerie zählt 15 Gebirgsbatterien, die im Mobilisirungsfalle verdoppelt werden; jede Gebirgsbatterie zu 4 Geschützen.

Die Schweiz hat keine speziellen Gebirgstruppen wie vorgenannte Mächte, einzig 4 Gebirgsbatterien (2 im Auszug, 2 in der Landwehr) zu je 6 Geschützen, sind in dieser Hinsicht da zu verzeichnen.

— Wolfram-Geschosse. Den Auszügen, welche die „Neuen Militärischen Blätter" im Januar- bis Aprilheft aus der Schrift des Oberst Wille, „Wolfram-Geschosse" (Berlin 1890), gebracht haben, können wir hinzufügen, daß man sich in Frankreich ebenfalls schon mit dem Studium dieser Geschosse beschäftigt. Diese interessante Nachricht ist einer Besprechung der genannten Schrift in der „Revue d'artillerie" (Band 37, S. 584) zu entnehmen.

— Das neue Deutsche Mannschaftszelt. Am 11. Dezember traf eine Preußische Militär-Deputation in Wien ein, um dem Kaiser Franz Josef im Auftrage des Kaisers Wilhelm II. ein neu konstruirtes Feldzelt zu zeigen, welches die



Deputation in einer großen Kiste mitbrachte. Die Deputation bestand aus dem Hauptmann von Westernhagen, 1 Sergeanten und 3 Gefreiten des 2. Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2.

Das neue Feldzelt hat folgende Beschaffenheit: Es hat die Größe der gewöhnlichen Lagerzelte und ist aus starkem, lichtbraunem, wasserdichtem Segeltuch hergestellt. Der Stoff selbst ist in 3 Theile zerlegbar, nämlich in eine Vorder- und Hinterseite und einen das Dach bildenden Theil. Nach Belieben kann man dem Zelte zwei Formen geben. Feine eiserne zusammenlegbare Stangen mit Federn werden in den Stoff eingezogen und sodann in derselben Weise, wie es beim Dache halbgedeckter Equipagen der Fall ist, durch einen Druck mit der Hand festgespannt. Mittelst der eisernen Stangen kann dem Zelte eine zweite Form gegeben werden. Ein Vortheil dieses neuen Zeltes ist, daß es nicht nur in sehr kleine Theile zerlegbar ist, sondern daß der Vordere getrennte Theil (Eingang) und die rückwärtige Seite (Kopfseite) zugleich als — Monturstücke dienen. Der vordere Theil ist, wenn losgelöst vom Zelt, einem Jäger-Regenmantel ähnlich und kann, ohne den Soldaten, welcher das Zelt im Tornister befördert, zu belästigen, auch als Regenmantel dienen. Der Rücken des Mannes ist gedeckt, die Arme sind jedoch frei. Der zweite Theil des Zeltes (Hintergrund) dient dazu, um den en bandoulière zusammengerollten Mantel in denselben nochmals einzurollen. Auf diese Art ist blos noch der dritte und allenfalls größte Theil des Zeltes sammt den zum Zusammenlegen geeigneten eisernen Stäbchen im Tornister unterzubringen.

Nachdem das Zelt aufgestellt war, wurde es eingehend besichtigt und hierauf von den Preußischen Soldaten in kurzer Zeit wieder zusammengelegt. Nun wurde dasselbe Zelt aber von ebenso vielen, zu diesem Behufe früher bestimmten Oesterreichischen Soldaten aufgestellt und wieder zusammengelegt und verpackt. Die ganze Vorstellung nahm kaum eine halbe Stunde in Anspruch.

(„Darmstädter Militär-Zeitung.“)

— Die Militärschlächterei in Toul. Die in Toul errichtete Militärschlächterei funktionirt nach der „Militär-Zeitung“ seit dem 1. Januar d. J. unter nachstehenden Verhältnissen:

Unter dem Vorsitz des Infanterie-Bataillonschefs Bolgert ist eine alle 6 Monate zu erneuernde Kommission von Offizieren sämmlicher in der Festung stehender Truppentheile gebildet worden. Derselben sind ein Arzt und ein Roßarzt zugetheilt. Nach dem ministeriellen Befehl sollte die Kommission lebendes Vieh einkaufen und ihr der hierzu nöthige Vorschuß (30 Centimes pro Tag und Kopf) aus den Menagefonds der Truppentheile zur Verfügung gestellt werden. Auch war der Kommission aufgegeben, mit einem Unternehmer ein Abkommen zur Unterhaltung des angekauften Viehes zu treffen.

Bis jetzt hat die Kommission keine direkten Ankäufe bewirkt, vielmehr mit einem Großhändler in Toul einen Kontrakt geschlossen, demzufolge sich der Händler ver-

pflichtet hat, eine Heerde von 100 Häuptern Ochsen, Kühen, Kälbern und Hammeln zu halten.

Das Vieh wird mit 69,50 Franken pro 100 Lebendgewicht bezahlt und nach 24 stündigem Fasten gewogen.

Alle Morgen suchen zwei Kapitäne der Kommission und der Thierarzt beim Lieferanten die am anderen Morgen zu schlachtenden zwölf Stücke Vieh aus. Der Kommission ist das Recht vorbehalten, jedes Thier, das ihr nicht gefällt, aus der Heerde auszumerzen; außerdem ist der Lieferant verpflichtet, nach dem Schlachten jedes Thier zurückzunehmen, das an der geringsten, der menschlichen Gesundheit möglicher Weise nachtheiligen Krankheit gelitten hat.

Nach Ablauf des Januar sollte die Kommission das andere System, nämlich das des direkten Ankaufs, versuchen; da jedoch die Offiziere, denen das richtige Verständniß zur Beurtheilung des Viehes abgeht, befürchteten, daß sie minderwerthige Thiere einkaufen würden und auch das bisherige System zu voller Zufriedenheit funktionirt, so ist es möglich, daß von dem System des direkten Ankaufs Abstand genommen werden wird.

Zum Schlachten ist von der Stadt das städtische Schlachthaus zur Verfügung gestellt worden; das geschlachtete Vieh wird in einen vom Genie hergestellten Raum befördert, wo die Zerkleinerung und Ausgabe durch den Truppentheilen entnommene Fleischer stattfindet.

Verheirathete und unverheirathete Offiziere und Unteroffiziere erhalten auf ihr Verlangen ebenfalls Fleisch geliefert. Der Preis des Kilo Rindfleisch ist für die Menagen auf 1,20, des Kilo Kalb- oder Hammelfleich auf 1,40 Franken festgesetzt. Für die verheiratheten oder in einer Pension oder in der Messe essenden Offiziere betragen die Preise: Rindfleisch 1,40, Filet 2,50, Hammelfleisch 1,80, Hammelkeule 2, Kalbfleisch 1,80 Franken pro Kilo. Rinderbrägen kostet 36, Kalbsbrägen 36, Hammelbrägen 14 Centimes das Kilo. Vor der Einrichtung der Militärschlächterei in Toul, die zur Zufriedenheit aller Betheiligten funktionirt, mußten den Fleischern pro Portion 39 Centimes (der Abzug beträgt jetzt 30 Centimes) gezahlt werden und dabei war die Portion nicht hinreichend, das Fleisch von schlechter Qualität. Die jetzt erzielte tägliche Ersparniß beträgt nach der „France militaire“ bei einem Etat von 9500 Mann 855 Franken oder jährlich 312000 Franken!

— Ein neues Rettungsboot. Eine der Hauptursachen, daß die Anzahl der Rettungsboote auf den Post- und Passagierdampfern bis heute eine unzulängliche geblieben, ist in der viel Raum beanspruchenden Führung und Stauung der gegenwärtig in Gebrauch stehenden Boote zu suchen.

Dieser Uebelstand wird durch die von der Firma Messrs. Chambers Brothers in Dumbarton erdachten Boote gänzlich überwunden, welche die vielen Proben, denen sie unterworfen wurden, glänzend bestanden und in Folge dessen bereits auf verschiedenen, an der Clyde erbauten großen Dampfern eingeführt wurden. Die [illegible] sind eine Verschmelzung der gewöhnlichen soliden Holzkonstruktion mit [illegible]



sammenlegbaren Kollapsingtyp. Der untere Theil der Boote ist aus Holz erbaut, der obere Theil aus fester wasserdichter Leinwand hergestellt und bildet einen etwa 18″ (457 mm) hohen Aufsatz, welcher von einem hölzernen Gerippe und von schmiedeeisernen Streben, die zum Umlegen eingerichtet sind, gestützt wird.

Die Boote werden auf den Decks oder den Bootsgalgen zu dreien übereinander gestaut und nehmen nicht viel mehr Raum als ein gewöhnliches Rettungsboot ein, was jede Aenderung an den vorhandenen drehbaren Bootkrahnen der letzteren ausschließt.

Die bisher zur Anwendung gelangten Boote sind 26′ (7,92 m) lang 7′ (2,13 m) breit und 14″ (356 mm) bis zum Schandeck des unteren Theiles hoch; bei aufgestellten Bordseiten beträgt die totale Höhe bis zum Dollbord 2′ 8″ (813 mm).

Das Gewicht eines solchen aus Föhrenholz hergestellten Bootes beträgt 16 Cwt (813 kg), sein Fassungsraum ist für 40 Personen bemessen.

Die Außenbeplankung des unteren Theiles besteht aus zwei Lagen Föhrenholz, zwischen welche imprägnirte Leinwand eingelegt ist. Auf jeder Bordseite ist ein wasserdichtes Längsschott, aus 1³/₈″ (35 mm) starken Föhrenplanken bestehend, angebracht, welches sich von vorne bis hinten erstreckt und mit dem vorderen und hinteren Querschott verbunden ist. Der Raum zwischen einem jeden Längsschott und der Bordwand ist durch Querschotte in zehn Kompartements abgetheilt, jedes derselben, sowie die Abtheilungen am Bug und Heck sind mit innen angebrachten, aus Metallblechen erzeugten Luftkästen ausgestattet. Durch letztere Anordnung wird die Sicherheit des Bootes im hohen Grade vermehrt, da die Luftkästen unter allen Umständen dicht bleiben werden, was sich von den hölzernen Luftkästen der gewöhnlichen Rettungsboote nicht behaupten läßt.

Unter den Sitzbänken sind gut abgedichtete Reservoirs für die Unterbringung von Trinkwasser, Lebensmitteln und verschiedenen Nothsignalen angebracht.

Die Boote sind derart konstruirt, daß sie, wenn sie im Seegange oder beim Streichen kentern sollten, leicht aufgerichtet werden können; selbst im gekenterten Zustande jedoch werden sie einer beträchtlichen Anzahl von Menschen die Möglichkeit bieten, sich durch lange Zeit über Wasser zu halten.

Der Board of Trade hat diese Bootgattung approbirt; dieselbe dürfte in den am 30. Juni d. J. in Wirksamkeit tretenden neuen Bestimmungen des Handelsamtes bezüglich der Sicherheitsvorkehrungen an Bord der Post- und Passagierdampfer bereits Berücksichtigung gefunden haben.

„Seewesen“ nach „Marine Engineer“.

— Elektrischer Nachtsignal-Apparat für Dauer- und Wechsellicht von E. Berg. In der Sitzung des Elektrischen Vereins zu Berlin vom 28. Oktober v. J. wurde ein elektrischer Nachtsignal-Apparat von Herrn Fabrikbesitzer E. Berg, Berlin, vorgeführt, welcher sowohl den Kriegs- wie Handelsschiffen ein



Signalgeben mittelst weißen und rothen, oder weißen, grünen und rothen Lichts auf mehrere Seemeilen Entfernung bei Nacht ermöglichen soll.

Der Apparat besteht aus einem Geber und einem Empfänger. Ersterer enthält eine in einem Kasten befindliche Hand-Dynamomaschine mit Signalwerk, letzterer eine am obern Schiffsmast aufzuhängende Signallaterne mit elektro-mechanischer Vorrichtung und weißem Petroleum- oder elektrischem Glühlicht. Beim Signalisiren stellt man zunächst den Knopf auf den betreffenden Buchstaben des Signalwerks und drückt den Hebel in den Einschnitt, dreht dann die Kurbel der Dynamomaschine und arretirt dieselbe, wenn ein kleiner Zeiger in seine Ruhelage zurückspringt. Ein elektrischer Wecker im Innern des Kastens dient dazu, die optischen Signale gleichzeitig als akustische wiederzugeben, wodurch der Signalisirende nicht nur die Gewißheit über den Vorgang in der Laterne erhält, sondern auch mit der Zusammensetzung der einzelnen Morsezeichen, welche entsprechend durch weißes oder rothes Licht bezeichnet werden, vertraut gemacht wird und hierbei wiederum das Ablesen der Depeschen erlernen kann.

Der durch die Dynamomaschine erzeugte Strom durchfließt die Spulen zweier in der Signallaterne angebrachten Solenoide und zieht automatisch mittels der Magnetkerne einen rothen Glasschirm über das weiße Licht, welches einen Punkt des Morsealphabets bezeichnet. Beim Aufhören des Stroms schieben die Selenoidkerne den rothen Schirm wieder in die Höhe und das weiße Licht, welches den Strich umgiebt, wird wieder sichtbar. Gleichzeitig wird hierbei durch eine Räderübersetzung die Schraube gedreht, welche das Kontaktwerk als Mutterschraube trägt, und wird, da letzteres durch eine Säule am Drehen verhindert ist, hinaufgeschraubt, wobei die Kontaktfedern mit starker Reibung die Typen der Morsezeichen bestreichen. Nachdem das Kontaktwerk mit seinen Federn das obere Ende der Schraube erreicht hat, wird letztere automatisch ausgelöst und die mittlerweile gespannte Feder schnellt das Kontaktwerk in seine Ruhlage zurück. Dieser Augenblick wird auf dem Signalfelde durch das Zurückspringen des Zeigers angezeigt.

Dieser Apparat ist hauptsächlich für stationäre Signalstationen zu benutzen, während für Zwecke der Schifffahrt eine ähnlich konstruirte Laterne mit dreifachem Farbenwechsel, weiß-grün-roth, eingerichtet wurde, die es gestattet, für eine gewünschte Zeit die gefärbte Lichtzone zu halten, indem die farbigen Cylinder arretirt werden. Nichtsdestoweniger arbeitet diese Konstruktion schnell genug, um mit ihr Morsesignale zu geben, wobei die weiße Lichtzone für die Dauer der Signale gefärbt wird und das dritte Licht das Schlußzeichen darstellt. („Hansa.“)

Die Hochseetorpedoboote und das neue Torpedoschiff „Vulkan".

Als der Offensiv-Fischtorpedo erfunden, seine Brauchbarkeit erprobt war, begnügte man sich nicht damit, ihn den großen vorhandenen Kriegsschiffen als neue Waffe zu geben, sondern man konstruirte Fahrzeuge eigens für ihn. Von dem Gedanken ausgehend, daß die Schlachtpanzer in der Artillerie ihre Hauptstärke erblicken müßten und daher in den meisten Fällen aus einer Entfernung sich bekämpfen würden, die größer als 400 Meter — die Grenze der Trefffähigkeit der Fischtorpedos — sei; stellte man den Angriff mit der Ramme erst in zweite Linie und gab für diesen Fall den Schiffen eine Anzahl von Lanzirrohren, um im günstigen Moment von den Torpedos Gebrauch machen zu können. Den Kern des Torpedowesens bilden die Fahrzeuge, welche ausschließlich für den Gebrauch der Geschosse konstruirt und gebaut sind.

Die eigentlichen Torpedofahrzeuge wurden je nach ihrer Größe in eine Anzahl von Gruppen getheilt; in Torpedokreuzer, bis über 1000 Tons groß, Torpedoavisos, bedeutend kleiner, und Torpedoboote. Die erstgenannte Gruppe enthält seetüchtige schnelle Kreuzer mit oder ohne Stahldeckschutz, die eine starke Torpedoarmirung neben leistungsfähiger Artillerie besitzen; — bei den Torpedoavisos — in der Marine Frankreichs hauptsächlich der Typ „Bombe", 395 Tons groß, in der italienischen „Aquilo Falco" 2c., etwa gleicher Größe —, ist der Torpedo schon Hauptwaffe und die ganze Geschützbewaffnung besteht aus 1 bis 2 mittleren und einer Anzahl kleinerer Geschütze mit Schnellfeuereinrichtung. Die Seetüchtigkeit ist eine ziemlich große, d. h., wohl beachtet, verhältnißmäßig, denn sie wird vielfach überschätzt; die französischen Torpedoavisos haben sich in den Seemanövern 1890 durchaus nicht bewährt, hatten gewaltige Einbuße ihrer Schnelligkeit bei Seegang, und ihre Kessel leckten fortwährend. Als letzte Gruppe bleiben die Torpedoboote übrig, mit welchen wir uns ausschließlich beschäftigen wollen. Diese Boote zerfallen wiederum ihrer Größe nach in mehrere Klassen, deren Zahl bei den Marinen verschieden ist. Frankreich unterscheidet beispielsweise 5, nämlich Hochseetorpedoboote mit einem Deplacement von über 100 Tonnen, Boote erster Klasse von 60 bis 100 Tonnen, zweiter von 40 bis 60, dritter von 20 bis 40, endlich Vedettboote von [illegible] Tonnen. Deutschland hat 3 Klassen, nämlich die D-(Divi[illegible] s 250 Tonnen, die S-(Schichau) Boote von rund [illegible] rkassen. Die in der

Schiffsliste angeführten T- (Thornycrofts), K- (Kiel), W- (Weser) und V- (Vulkan) Boote sind älteren Ursprungs; seit einer Reihe von Jahren werden nur noch S-Boote bestellt, von denen es bis jetzt die Nummern 1 bis 58 giebt und denen 8 D-Boote zuzuzählen sind. Es zeigt sich bei einem Vergleich des Torpedomaterials beider Länder ein Unterschied darin, daß nach französischer Rechnung nur die beiden ersten Klassen, also Fahrzeuge mit einem Deplacement von mehr als 60 Tonnen für die Verwendung auf hoher See bestimmt sind, nach welcher Rechnung Deutschland nur 8 solcher Fahrzeuge besäße; in Wirklichkeit werden aber bei uns alle Boote als seegehend angenommen. Als die ersten Torpedoboote konstruirt waren und eine ziemliche Seetüchtigkeit mit einer bis dahin bei so kleinen Fahrzeugen unerhörten Maschinenleistung und damit Schnelligkeit entwickelten, Eigenschaften, die in schnellem Zunehmen bis heute begriffen sind, trat in den leitenden Baukreisen eine Zeit lang eine gewisse Unsicherheit ein, weil man keine Mittel hatte, dem Angriff eines Schwarms solcher Boote zu begegnen. Die Erfinder der neuen Waffe einerseits, ängstliche Gemüther, welche die furchtbare Sprengwirkung der Torpedos gesehen hatten, und die Leute, denen die bisherigen Schlachtpanzerschiffe zu viel Geld kosteten, andererseits, — sie sagten einen völligen Umschwung des Seekriegswesens voraus und sprachen vor allem den Panzern jeden Einfluß auf dasselbe wie überhaupt jede Verwendbarkeit ab. — Sie haben sich geirrt! Verhältnißmäßig schnell wurden geeignete Abwehrmittel gegen den Angriff der Torpedoboote gefunden und letztere haben sogar das Verdienst, daß bei dem eifrigen Suchen nach derartigen Mitteln werthvolle Neuerungen und Verbesserungen entdeckt wurden, die auch zu anderen Zwecken verwendbar sind. So werden die elektrischen Scheinwerfer, eigentlich erfunden, um die ungesehene Annäherung der Torpedoboote bei Nacht unmöglich zu machen, auch zu Signalen und zur Rekognoszirung verwandt; so entstanden aus der Revolverkanone, anfangs ausschließlich zur Abwehr der Boote aufgestellt, die Schnellfeuergeschütze, deren es bereits eine Menge Systeme, Krupp, Gruson, Armstrong, Hotchkiß, Shoda, Nordenfeld &c. in Kalibern bis zu 17 cm giebt. Weiter sichert man die gefährdeten Schiffskörper durch Stahldrahtnetze nach Systemen von Bouillivant oder Solomiac, durch doppelten Boden, Balkenbarrikaden und durch Wachtboote, sodaß heute schon sehr günstige Umstände nothwendig sind, wie starker Nebel, erschlaffte Wachsamkeit u. s. w., um den Torpedobooten Aussichten auf erfolgreichen Angriff zu geben, wenn überhaupt ein Geschwader es noch wagt, unter solchen Verhältnissen in der Nähe eines feindlichen Hafens zu ankern.

So zweifellos sich der hohe Werth solcher Fahrzeuge, die man in Abtheilungen von verschiedener Stärke, jedoch nicht unter drei und nicht über acht zusammenstellt, bei der Küstenvertheidigung bewährt, denn ihr Vorhandensein allein genügt, eine blockirende Flotte zu einer so angestrengten Wachsamkeit zu zwingen, daß von Ruhe keine Rede sein kann, und sowohl das Material,

namentlich die Maschinen, als auch die Mannschaft außerordentlich angegriffen werden, — so getheilt sind die Ansichten über ihre Leistungen auf hoher See.

Im Großen und Ganzen ist man nur allzuleicht geneigt, die Leistungen der Torpedoboote überhaupt zu überschätzen. Gewiß stehen sie, was Schnelligkeit anbelangt, unbestritten allen andern Schiffen voran. Der bei Schichau in Elbing für die russische Schwarzemeer-Flotte gebaute „Adler“ erreichte bei der Probefahrt 1890 27,4 Knoten Maximalgeschwindigkeit und lief während zweistündiger Fahrt 26,56 Knoten im Mittel; viele Boote laufen über 24 Knoten, wie die Spanier „Ariéte“ und „Rayo“, die Argentinier „Brathurst“ und „Comodore Piy“, das Staatenboot „Cushing“ u. A. mehr; aber man mache sich einmal klar, wo und unter welchen Verhältnissen wurde diese Schnelligkeit erreicht, und frage sich, ob sie unter weniger günstigen wirklich auch nicht hinter der größerer Schiffe zurückbleibt? Probefahrten mit den vorzüglichsten Kohlen, ausgesuchtem, mit allen Kniffen bekanntem Personal werden an den gemessenen Meilen bei bester Witterung und glattem Wasser abgehalten; dafür gelten die Zahlen. Sowie auch nur leichter Seegang eintritt, sinkt die Schnelligkeitsleistung ziemlich bedeutend, so daß dann z. B. einer der Schnelldampfer des Lloyd oder der Packet-Gesellschaft den Torpedobooten schon mindestens gleichsteht; je stärker der Seegang, um so mehr ändert sich das Verhältniß zu Ungunsten der Boote.

Was nun die Seetüchtigkeit anbelangt, so herrschten auch darüber lange Zeit weit auseinandergehende Ansichten. Die Torpedoboote sind sehr seetüchtig d. h. im Verhältniß zu ihrer Größe und geringem Freibord, „es kann aber kein Torpedoboot von der Größe der S-Boote einen wirklich ernsten Sturm bestehen, ohne der großen Gefahr zu sinken ausgesetzt zu sein!“

Man lese die Berichte über das Verschwinden des S-Bootes Nr. 105 bei den Herbstmanövern der italienischen Flotte im vergangenen Jahre und wird daraus entnehmen können, daß man die Katastrophe durchaus erklärlich findet und garnicht darüber besonders verwundert ist, daß das kleine Fahrzeug den hohen Seegang nicht überwinden konnte. Die Dunkelheit spielt natürlich, da man sich auf offener See befand, als besonders ungünstiges Moment nur eine geringe Rolle insofern, als es am Tage vielleicht gelungen wäre, Einzelne der Besatzung zu retten, was auch sehr anzuzweifeln ist.

Es ist gar kein Beweis der Seetüchtigkeit, wenn 1889 vier englische Boote unter Begleitung des Kreuzers „Tyne“ auf der Fahrt nach den Bermudas den Ocean gekreuzt haben, derartige Fahrten sind schon vielfach in offenen Segelbooten mit Glück unternommen worden; zudem hatte man zur Ueberfahrt, die durchaus nicht besonders schnell, nämlich in 24 Tagen von statten ging, die günstigste Jahreszeit, Juni, und die kürzeste Ueberfahrtstelle, von Spanien aus, gewählt. Im Juli sollten die englischen Boote Nr. 47 und 48 von Portsmouth nach Gibraltar, mußten jedoch schon bei Ushout umkehren, ein Fall, der zahllos vorgekommen ist. Auch Deutsch-

lands Torpedoboote werden während der Herbstübungen, wenn angängig, zur Nacht in einen benachbarten Hafen zurückgezogen. Bei den Herbstmanövern aller Flotten kommen fast immer Havarien der Boote vor, die doch nicht immer den günstigen Verlauf, wie es meist geschieht, nehmen dürften, sondern einen sehr ernsten Charakter hätten, wenn man nicht in der Lage ist, einen in der Nähe befindlichen Hafen aufsuchen zu können, sondern 4—5 Tage braucht, um den nächsten zu erreichen, ein Fall, der sich im Kriege jeden Augenblick ereignen kann.

Es ist somit die Zuverlässigkeit der Torpedoboote bei schwerem Wetter eine sehr zweifelhafte, auch wohl noch kaum genügend erprobte, da man sie bisher noch nie 2—3 Wochen unausgesetzt unter Dampf gehalten, und ohne einen Hafen anzulaufen einem Geschwader beigegeben hat. Der Aufenthalt auf und in den Booten gehört bekanntlich nicht zu den Annehmlichkeiten, namentlich nicht bei Seegang; wochenlang in den Fahrzeugen zubringen zu müssen, dürfte auch die Kräfte der tüchtigsten Bemannung derartig lähmen, daß man nicht energisches Einsetzen derselben im entscheidenden Augenblick verlangen kann.

Es ergiebt sich aus der Konstruktion der Boote und aus ihren Abmessungen von selbst, wie ein heftiger Sturm mit hohem Seegang ein solches leichtes Fahrzeug zurichten muß. Da die Oeffnung des Schlotes kaum mehr als 4 m über dem Wasserspiegel liegt, kann jede hoch überkommende See hineinschlagen; es läßt sich ferner doch nicht verhindern, daß der zwar verhältnißmäßig sehr große Propeller dennoch zeitweise, wenn auch nur zum Theil, außer Wasser kommt. Da nun die Boote, wegen ihrer im Verhältniß zur Länge sehr geringen Breite bei bewegtem Wasser stets mit starker Maschinenkraft dampfen müssen, um nicht allzusehr zu schlingern, so kann man sich einen Begriff davon machen, wie die ganze, zwar aus sehr festem widerstandsfähigem Metall bestehende, aber doch sehr leichte Konstruktion durch eine solche Erschütterung, wie sie die rasend schnelle Umdrehung der Schraube außer Wasser herbeiführt, leiden muß.

Die seit einer Reihe von Jahren seitens der französischen Marine in großem Maaßstab angestellten Uebungen mit Hochseebooten sind stets zu Ungunsten der letzteren ausgefallen. Ein Angriff, wie ihn die beiden Divisionen der Deutschen Flotte gelegentlich der Herbstübungen 1890 bei Sonderburg-Düppel auf das den Uebergang von Alsen durch Feuer unterstützende Panzergeschwader von 8 Schiffen machte, gehört natürlich in das Bereich der Manöverbilder, wie etwa ein Kavallerieangriff von zwei Brigaden auf unerschütterte Infanterie und Artillerie mit 3 bis 4000 Meter freiem Schußfeld, wie er mit Vorliebe zum Schluß des Angriffs bei dem Manövriren des Korps gegen markirten Feind beliebt wird. Im angeführten Falle wäre die Torpedoflotille vernichtet worden.

Es ist aber durchaus nothwendig, den Schlachtschiffen Torpedoboote beizu-

geben, denn es kann doch vorkommen, daß zwei feindliche Flotten bei gutem Wetter zusammentreffen, und da ist natürlich, daß diejenige im Vortheil ist, welche neben ihren Schlacht- und andern Schiffen noch über schnelle, gut geführte Torpedoboote verfügen kann, die sich wenn das Malen begonnen hat und der vorläufig noch vorhandene Pulverdampf die Kämpfenden einhüllt, muthig zwischen die Schiffe wagen und den feindlichen aus nächster Nähe ihre Geschosse auf den Leib jagen.

Man hat nun, da es mit der Seetüchtigkeit der Boote, wie oben gezeigt, seinen Haken hat, sich dadurch zu helfen gesucht, daß man dieselben an Bord der großen Panzer aufstellt und sie durch starke Hebevorrichtungen von dort aus vor dem Gefecht zu Wasser bringen will. Die Boote sind zwar etwas kleiner, aber für eine eigentliche Aktion selbst durchaus verwendbar. England hat seinen großen Panzern 1 bis 2 derselben mitgegeben, ein besonders bemerkenswerthes Schiff in dieser Beziehung ist der in England bei Yarrow gebaute brasilianische Panzer „Riachuelo" mit einem über 50 Tonnen großem Boot. Aber gegen dieses Verfahren läßt sich Manches einwenden.

Das Boot oder die Boote nehmen auf Deck viel Platz weg, also an einer Stelle, wo man ihn auf Schlachtschiffen besonders braucht, namentlich erschweren sie die so nothwendige Uebersicht. Das Zuwasserbringen und Dampfaufmachen ist im Angesicht der feindlichen Flotte, da man doch selbst manövriren muß, sehr erschwert. Ist der Seegang so stark, daß man auf das Aussetzen der Boote gänzlich verzichten will, so hindern sie beim Gefecht außerordentlich, ihre Körper werden, weil große Ziele bietend, vom Feuer der feindlichen Schnellfeuerkanonen durchlöchert, und man kann froh sein, wenn kein Geschoß die Sprengladung der in jedem Boot befindlichen, zur vollständigen Ausrüstung gehörenden Torpedos trifft und zur Entzündung bringt, sodaß das eigene Panzerschiff mehr gefährdet als geschützt wird. Es ist also die Ansicht gar nicht so sinnlos, daß man vor dem Gefecht am Besten thut, sich die Boote von Bord zu schaffen, geht das Aussetzen nicht, so lasse man sie eher sinken, als daß man mit ihnen auf Deck den Kampf aufnimmt.

Vor einigen Jahren nun kam man in England auf eine andere Idee, die es erlaubt, die Boote bei einer Schlacht auf hoher See zur Hand zu haben, und bei deren Anwendung man sich dennoch nicht der Gefahr aussetzt, sie während eines Sturmes zu verlieren; zugleich werden die Kräfte der Besatzung durch die neue Einrichtung sehr geschont, sodaß dieselbe während der Schlacht selbst frisch und dadurch großen Anstrengungen gewachsen ist. — Nach diesen Ideen ist das neue Torpedoschiff „Vulkan" entstanden, kurz beschrieben, ein hochbordiger, sehr schneller Dampfer von bedeutenden Abmessungen (über 6000 Tonnen), der 8 Torpedoboote an Bord hat, von denen 4 auf Deck stehen, 4 in Davids hängen und der mit den nöthigen Vorrichtungen, wie Dampfkrahnen, Ladebäumen 2c. versehen ist, um die Boote schnell zu Wasser bringen oder streichen zu können.

Es ist somit dieses Fahrzeug nicht etwa mit den auch oft als „Torpedoschiff" bezeichneten Torpedoschulschiffen oder Torpedodepotschiffen zu verwechseln, welche nur den Zweck haben, zur Schulung des Personals oder als Reparaturwerkstätte, Ausrüstungs- und Armirungsdepot der Boote zu dienen und keine besondere Schnelligkeit nöthig haben. Unser Torpedoschulschiff „Blücher" kann z. B. nur 14 Knoten erreichen.

Der neue „Vulkan" ist das erste Schiff seiner Art; unzweifelhaft hat man in ihm einen beachtenswerthen neuen Typ von Fahrzeugen geschaffen, dem die Flotten, welche den Kampf auf hoher See, weitab von der Heimath, nicht scheuen wollen, ganz besondere Aufmerksamkeit schenken müssen und die eine Beschaffung ähnlicher Schiffe kaum umgehen können.

Sehen wir uns die geplante Verwendung der Torpedoschiffe in der Schlacht einmal an.

Solch ein Fahrzeug, über 300 Fuß lang, mit Zwillingsschrauben und genügendem Freibord, dem seine Maschinen eine Maximalgeschwindigkeit von über 20 Knoten geben, kann bei jedem Wetter ohne Schwierigkeit die See halten. Die Besatzung der 8 Boote ist bequem untergebracht und nicht überanstrengt, wie es nothwendig der Fall sein muß, wenn sie nach einem Aufenthalt von 8—10 Tagen in den Booten nicht einige Tage Ruhe gehabt hat. Das Torpedoschiff, einem Panzergeschwader beigegeben, kann demselben natürlich wegen seiner allen bisherigen Panzern überlegenen Schnelligkeit überallhin mit Leichtigkeit folgen, ohne seine Maschinen im Geringsten anzustrengen. Eine Rekognoszirung des feindlichen Geschwaders wird dessen Zusammensetzung ergeben. Hat der Gegner Torpedoboote bei sich, so muß das Torpedoschiff sofort einen Theil der seinigen zu Wasser bringen, aber stets ist noch eine Reserve von wenigstens drei Booten zurückzubehalten. — Bei Beginn der Schlacht hält sich das Schiff außerhalb des Gefechtsfeldes, wenn möglich in Luv, wo es unbelästigt vom Pulverdampf der kämpfenden Schiffe die Einzelheiten des Kampfes verfolgen kann. Seinen einmal eingenommenen Platz wechselt man nicht ohne zwingende Gründe, da die havarirten Boote Befehl haben, das Schiff aufzusuchen, um Hilfe zu erlangen oder um an Deck gebracht zu werden; ebenso müssen die Boote, die ihre vier Torpedos verschossen haben, ihre Munition aus dem Depot des Torpedoschiffes neu ergänzen. In beiden Fällen ist es von großer Wichtigkeit, daß das Schiff ohne Zeitverlust zu finden ist, mithin seinen Platz nicht beliebig wechseln darf. Hält der Kommandant des Schiffes, der zugleich die oberste Leitung der Boote hat, einen Kampfmoment zum Torpedoangriff für besonders günstig, so hat er nicht zu zögern, auch seine letzte Reserve einzusetzen, wie auch in dem Falle, wenn er bemerkt, wie das eigene Geschwader, zum Rückzug gezwungen, vom Gegner heftig verfolgt wird.

Die Vortheile dieser Art der Verwendung der Boote liegen auf der Hand. Eine genaue Instruktion für den Zeitraum weniger Stunden höchstens

behufs gemeinsamen Handelns ist an Bord des Torpedoschiffes möglich. Ein allmäliges Einsetzen der Kräfte, immer wieder mit bestimmtem, wenn auch fast stets wechselndem Ziel ist ohne Schwierigkeit durchzuführen. Jeder Führer eines Bootes hat bis kurze Zeit vor dem Angriff einen freien ungehinderten Ueberblick über die Gesammtlage des Gefechts, einen Ueberblick, der ihm einmal in der Lancirkammer des Bootes nur allzuleicht verloren geht. — Allen Booten, wenn sie auch schwer gelitten haben, steht die Möglichkeit einer Rettung der Mannschaft und auch des Materials immer noch offen, wenn es ihnen gelingt, das Schiff noch zu erreichen.

Das Torpedoschiff ist zu seiner Selbstvertheidigung mit einigen Schnellfeuerkanonen mittleren und vielen kleinen Kalibers versehen, kann auch durch ein Panzerdeck in seinem lebenden Werk geschützt werden, was jedoch deshalb nicht nothwendig erscheint, weil das Fahrzeug jeden Kampf nach Möglichkeit vermeiden soll, und ein Panzerdeck mit seiner geringen Anzahl von Durchlässen die Wohnlichkeit eines Schiffes gewaltig beeinträchtigt. Wird das Schiff von schnellen Fahrzeugen des Feindes angegriffen, so hat es doch stets sein Hauptziel im Auge zu behalten, d. h. seine Boote geeignet zu verwenden und havarirten Hilfe zu leisten.

Enthusiasten der Unterseeboote werden natürlich auch die Verwendbarkeit der Schiffe als Transportmittel für unterseeische Fahrzeuge anerkennen, die, ähnlich wie die Boote untergebracht und verwendet, natürlich in kürzester Zeit das ganze feindliche Geschwader in die Luft fliegen lassen. Es sei hier gelegentlich angedeutet, ob man nicht besser thäte die Unterseeboote einmal auf einem andern Gebiete zu versuchen und sie, statt mit Torpedos versehen zur nutzlosen Konkurrenz mit den Torpedobooten zu verwenden, einmal zur Aufsuchung und Zerstörung von Minensperren zu gebrauchen, bei welcher Arbeit der Mangel an Schnelligkeit, der bisher größte Fehler, nicht in Betracht kommt, ebensowenig wie besonders schnelle und weite Orientirung nothwendig ist.

Von dem Ausfall der Proben des ersten Torpedoschiffes ist die Maschinenleistung weniger interessent; schnelle Schiffe giebt es schon in Menge, aber die Berichte über das Aussetzen und Streichen der Boote, namentlich bei Seegang, werden die Aufmerksamkeit aller Fachmänner auf sich lenken. Es ist keine Kleinigkeit, Gewichte von 50 Tonnen ohne Schwierigkeit zu heben und außen- resp. innenbords schwingen zu lassen, ohne daß die Stabilität des Schiffes wesentlich verändert wird. Der größte Dampfkrahn der Kieler Werft hebt Lasten bis zu nur 60 Tonnen Gewicht. Da die Schiffe, welche England 1891/92 in Dienst zu stellen beabsichtigt, noch nicht bekannt sind, und vor einer längeren Probe ein endgiltiges Urtheil über die Leistungsfähigkeit des „Vulkan" voreilig wäre, so dürften frühestens die nächsten Herbstübungen geeignet sein, das neue Schiff in jeder Weise zur Entwickelung seiner Leistungsfähigkeit heranzuziehen. 121.

Zweijährige Dienstzeit?

In den kürzlich erschienenen „Betrachtungen über eine zeitgemäße Fechtweise der Infanterie“ sagt der frühere Kriegsminister, der gegenwärtige kommandirende General des I. preußischen Armee-Korps, Bronsart von Schellendorf I.: „Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Infanterie im nächsten Kriege Aufgaben entgegentreten werden, deren Lösung mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein wird. Zu ihrer Ueberwindung gehört neben geschickter Führung und kriegsgemäßer Ausbildung der Mannschaft eine besonders zuverlässige Disziplin. Diese aber bedarf zu ihrer Anerziehung einer gewissen Zeit. Um so befremdlicher klingen die neuerdings wieder recht laut werdenden Rufe nach einer Verkürzung der Dienstzeit bei der Infanterie. Wenn etwas zu ändern wäre, so müßte es eher im entgegengesetzten Sinne geschehen. Das weiß auch jeder erfahrene Soldat. Die Hoffnung hierauf ist aber kaum vorhanden.“

Also — wenn möglich: Erhöhung der Dienstzeit der Infanterie! Und Oberst von Viebahn in seiner Schrift: „Zweijährige Dienstzeit“ tritt dem General von Bronsart bei. Nach des Letzteren Ausspruch kann nicht als „erfahrener Soldat“ gelten der August Eduard Müller, welcher die zweijährige Dienstzeit mit guten Gründen vertritt, ebensowenig Generallieutenant von Boguslawski, der deutsche Militärschriftsteller europäischen Rufes, der anerkannt ist als Taktiker und Praktiker! Hier sind ausgeprägte Gegensätze unter Autoritäten: „Und sie kommt doch,“ — d. h. die zweijährige Dienstzeit kommt doch, denn sie ist nothwendig, — sagt Boguslawski.*) — Wer hat Recht? Die eine Partei oder die andere? Haben beide Recht zum Theil, Unrecht zum Theil? Wie soll das werden?

Es scheint, als ob diese Frage: „Zweijährige oder dreijährige Dienstzeit“ berufen ist, für die nächsten Zeiten die andere Frage aktueller Bedeutung: „Folgen des rauchschwachen Pulvers und der kleinkalibrigen Waffen“ in den Hintergrund zu drängen.

In der That: die Frage nach der Dauer der Dienstzeit ist von allergrößester Wichtigkeit; sie verträgt keine mehrjährige Belassung in der Schwebe. Entweder sie wird mit „Ja“ entschieden, oder mit „Nein“: die Entscheidung muß bald getroffen werden, d. h. nach gründlicher, aber möglichst abgekürzter Prüfung. Und zu dieser Prüfung, zum Austausch der Meinungen fordern wir heraus und stellen die Spalten unserer Zeitschrift gern zur Verfügung:

*) „Die Nothwendigkeit der zweijährigen Dienstzeit“, sachlich erörtert von v. Boguslawski. Berlin 1891 bei Luckhardt.



nur durch öffentliche Aussprache und rege Betheiligung aller zuständigen Personen kann ein gutes Ergebniß erzielt werden. Hier ist wieder einmal so recht am Platze die in den letzten Jahren stiefmütterlich behandelte Militär-Literatur, die Zeitschriften sowohl, wie die Sonderhefte . . .

Boguslawski erklärt die zweijährige Dienstzeit für die Kavallerie als unzureichend, für die Fuß- und die reitende Artillerie als zweifelhaft, aber immerhin möglich; für die Infanterie, Feldartillerie, die Pioniere und den Train als durchaus geboten. Aber er schlägt Bedingungen vor, „Ausgleichsmittel“, die eine von den Freisinnigen und den Sozialdemokraten verlangte „Verbilligung“ der Lasten des stehenden Heeres ausschließen, — sogar eine Erhöhung im Gefolge haben.

Diese Ausgleichsmittel sind: Verstärkte Offizier- und Unteroffizierkadres; vierwöchentliche Uebungen im dritten Dienstjahre; Kapitulantenstellen mit hohem Antrittsgelde; Vergrößerung der Landwehrbezirksstämme; bessere Ausbildung der Reserve- und Landwehroffiziere; der Landsturm in den militärischen Listen. —

Boguslawski faßt seine Ausführungen dahin zusammen: „Die dreijährige Dienstzeit voll und ganz durchzuführen, ist nicht möglich. Der jetzige Zustand, ursprünglich ein Nothbehelf, kann kein dauernder werden, ohne eine Abschwächung des militärischen und kriegerischen Geistes herbeizuführen, den — wohl zu unterscheiden von einem chauvinistischen — auch das entwickeltste Kulturvolk niemals verlieren darf, will es nicht seinem Untergange die Wege ebnen. Die zweijährige Dienstzeit der Infanterie, Artillerie und Pioniere ist das einzige Mittel, diesen Zustand zu beseitigen und die Dienstzeit und Entlassung wieder auf normalen Boden zu stellen. Durch die feste gesetzliche zweijährige Dienstzeit werden wir nicht nur den Franzosen an Zahl überlegen, wir kommen ihnen an innerem Werth voraus, denn die Befugniß des französischen Kriegsministers, eine Anzahl Leute mit kürzerer Dienstzeit zu entlassen, schädigt die Einheitlichkeit der Ausbildung und außerdem werden sich auch bei dieser Einrichtung, obgleich sie gesetzlich festgestellt ist, ähnliche Uebelstände geltend machen, wie bei unserer Dispositionsbeurlaubung. Die zweijährige Dienstzeit nimmt den extremen Parteien ein Agitationsmittel, sie erfüllt einen Wunsch der Mehrheit des Volkes. Daß dieselbe den einzelnen Familien, trotz der vermehrten Einstellung, Vortheile bringt, ist klar, wie weit sie auf das Ganze günstig einwirkt, vermag ich nicht zu beurtheilen. Schädlich wird die Einwirkung auf keinen Fall sein. Die zweijährige Dienstzeit wird die politische Zuverlässigkeit unserer Truppen nicht schädigen, wohl aber kann dies die verstümmelte dreijährige. — Die zweijährige Dienstzeit in dem hier dargelegten Rahmen erwirkt uns in Zukunft ein Mehr von 375 000 Mann über die französische Kriegsstärke. Beim jetzigen Zustande verharrend, haben wir zukünftig ein Minus von 747 000 Mann den Franzosen gegenüber! Diese Sätze glauben wir in unserer Schrift bewiesen zu haben. — Sich ent-

schlossen zur zweijährigen Dienstzeit wenden und das Nöthige voll und ganz fordern — das wäre ein großer Schritt, eine an die bedeutendsten Ereignisse auf diesem Gebiete heranreichende Reform, welche sich würdig den Thaten der großen Zeit Kaiser Wilhelms I. anreihen würde.“ . . .

Nochmals: es kann und wird an Angriff und Abwehr dieser Schrift nicht mangeln; unsere Spalten sind beiden Theilen geöffnet. Unsere persönliche Stellungnahme wird weiterhin erfolgen: in wesentlichen Punkten stimmen wir dem General von Boguslawski bei! — 1.

Neue Konstruktion von Abarten der Figurscheibe.

Die von der Königl. Infanterie-Schießschule erdachte und von der Aktien-Gesellschaft für Kartonnagen-Industrie in Dresden ausgeführte Konstruktion von Abarten der Figurscheibe (vorläufig zunächst Kopf-, Brust-, Rumpfscheibe) bezweckt den bisherigen gleichartigen Scheiben gegenüber folgende Vortheile:

1. Größere Festigkeit, Haltbarkeit und Handlichkeit.
2. Leichtere Anfertigung, geringeres Gewicht, größere Billigkeit.
3. Unempfindlichkeit gegen Nässe.

Die Vortheile zu 1 werden erreicht: einerseits durch ein vorzüglich fest zusammengepreßtes Pappematerial, andererseits durch konvexe Biegung der Scheiben. Letztere erzeugt eine große Stabilität, gestaltet die Scheiben dem menschlichen Körper ähnlicher und ermöglicht ein Ineinanderlegen der Scheiben, so daß sie beim Transport und bei der Aufbewahrung einen geringen Raum erfordern und zu 20 bis 30 Stück von einem Manne getragen werden können.

Zu 2. Die Scheiben werden in der Fabrik ausgeschnitten hergestellt; sie erhalten einen dünnen Anstrich mit Firnißfarbe, welcher etwas Wachs hinzugesetzt werden kann. Es genügt, wenn das Gesicht – bei der Rumpfscheibe auch die Hand — fleischfarben, die übrigen Theile der Scheibe in der Farbe des Waffenrocks gestrichen werden. Das Aufkleben des Scheibenbildes und das mühsame und zeitraubende Ausschneiden fallen also weg. Der erforderliche Anstrich kann Seitens der Truppe bewirkt werden und erfordert kaum mehr Zeit, Mühe und Fertigkeit, als das Bestreichen des früheren Scheibenbildes mit Kleister.

Die neue Scheibe ist etwa 130 g leichter als das auf haltbare Pappe gezogene Scheibenbild von gleicher Größe.

In Folge der erhöhten Stabilität der Scheibe ist eine Lattenverstärkung entbehrlich bezw. bedeutend vereinfacht.

Die Kopf- und die Brustscheiben können zu Gefechtsschießen an Drehbalken und Drehwellen einfach angenagelt oder angebunden werden; zur Verstärkung der Rumpfscheiben sowie zur Aufstellung der Scheiben im Scheibenwagen und im gewachsenen Boden genügt ein Knüttel oder Baumast, an welchen die Scheiben angenagelt oder mit Bindfaden bezw. Draht angebunden werden. (Abbildung siehe Seite 492.)

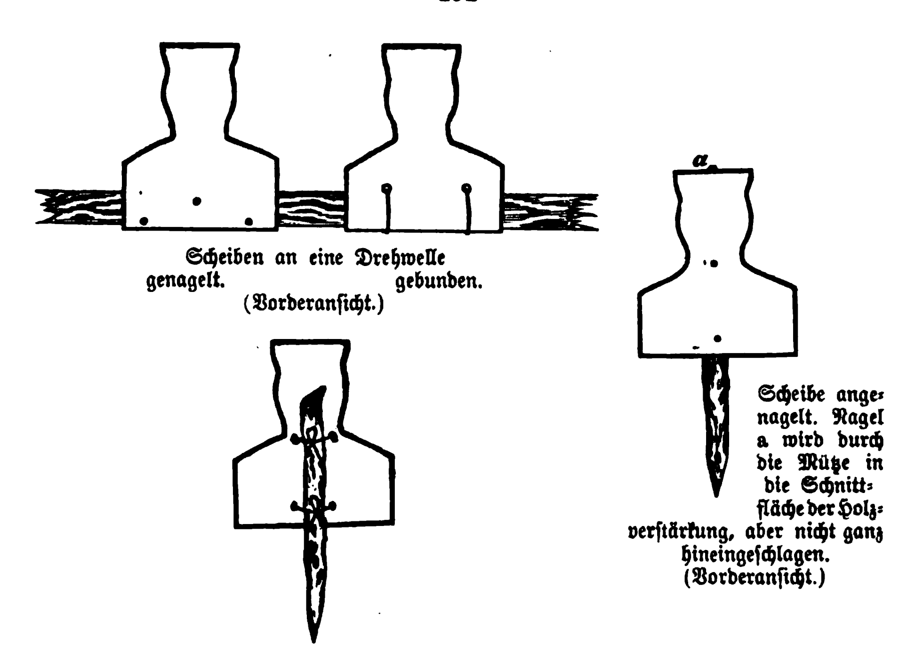
Während das laufende m Dachlatte 0,10 bis 0,17 Mark, also das kbm 42 bis 68 Mark kostet, beträgt der Preis für ein kbm Knüttelholz nur 4 bis 6 Mark. Letzteres ist vielfach in der Gegend vorhanden, wo das Schießen stattfindet; dadurch wird der Transport des Scheibenmaterials wesentlich vereinfacht. Durch die erwähnte Art der Scheibenbefestigung an Drehwellen und Drehbalken können diese — weil bedeutend weniger belastet — geringere Stärken und dabei größere Längen erhalten bezw. leichter bedient werden.

Aber nicht allein durch die Ersparniß an Holz wird die Scheibe billiger, sondern auch dadurch, daß das vorzügliche Material weniger leicht Beschädigungen durch Einreißen, Einknicken u. s. w. erleidet. Es bleibt bei einer außerordentlich großen Anzahl Schußlöcher immer stabil und können letztere sehr leicht ausgebessert werden, da die Scheibe von beiden Seiten geflickt werden kann.

Zu 3. Der oben erwähnte Anstrich schützt die Scheibe gegen Wassereinflüsse. Soll sie jedoch häufig und längere Zeit starkem Regen ausgesetzt werden, so empfiehlt sich folgendes Verfahren vor dem Farbenanstrich: 300 g Paraffin und 30 g Cerasin werden in einem Gefäß über Feuer geschmolzen und dann mit 60 g Leinöl gemischt. Nachdem das Feuer gelöscht ist, werden der Mischung 400 g Benzin (Vorsicht!!) zugesetzt. Damit dieser Imprägnationsstoff möglichst lange flüssig bleibt, stelle man das ihn enthaltende Gefäß in ein zweites, mit heißem Wasser angefülltes. In die flüssige Masse werden die Scheiben eingetaucht und dann in einem sehr warmen Raum getrocknet, damit die Masse gut in die Pappe einzieht.*) Wenn zwar die seitherigen Scheiben derart imprägnirt, auch unempfindlicher gegen Wassereinflüsse werden, so saugt die sehr poröse Pappe doch bedeutend mehr Imprägnationsmasse auf; in die scharfen, dicken Ränder wird trotzdem Wasser eindringen und das aufgeklebte Scheibenbild abweichen können.

*) Die Fabrik bemüht sich, einfachere Imprägnationsverfahren zu ermitteln. Im Falle günstigen Ergebnisses wird sie Beschreibung den Scheibensendungen zufügen.





Scheiben an eine Drehwelle
genagelt. gebunden.
(Vorderansicht.)

Scheibe angenagelt. Nagel a wird durch die Mütze in die Schnittfläche der Holzverstärkung, aber nicht ganz hineingeschlagen. (Vorderansicht.)

Scheibe mit Bindfaden oder Draht an einen Knüttel gebunden. (Hinteransicht.)

Beim Aufstellen der Scheiben im gewachsenen Boden empfiehlt es sich, erst die Pfähle einzutreiben, alsdann die Scheiben anzunageln oder anzubinden. Das Nageln wird am leichtesten — mit Rohrnägeln — bewirkt, wenn der es ausführende Mann von hinten das Knie gegen den Pfahl stützt, während er, sich über die Scheibe beugend, von vorn nagelt.

Um stark beschossene Scheiben bequemer kleben zu können, legt man dieselben beim Ausbessern der Vorderseite auf eine, beim Ausbessern der Rückseite in eine neue Rumpfscheibe. Diese Rumpfscheiben gewähren eine feste Unterlage beim Kleben, wenn sie durch daran befestigte Holzklötze am Schwanken verhindert werden.

Die Ausbesserungen an der Vorderseite werden sich auf ein Ueberkleben einer größeren Anzahl Schußlöcher mit einem Papier-, Leinwand- oder Shirtingstreifen und Färbung der geflickten Stelle beschränken.

Beim Ausbessern der Rückseite ist es nothwendig, die aus den Schußlöchern hervorstehenden Pappsplitter zu belassen, aber zu glätten. Das Glätten geschieht am leichtesten, indem man eine größere Stelle mit Kleister oder Leim stark bestreicht und diesen mit einem Hammer — fest drückend — verreibt.

Alsdann werden die Schußlöcher wie an der Vorderseite verklebt.

Ist die Scheibe stark an den Kanten beschädigt, so stellt man die nothwendige Festigkeit durch dahinter geklebte Pappestreifen wieder her.

Sorgfältig ausgebessert, halten die Scheiben wiederum viele hundert Schuß aus.

Einiges von der Armee der Vereinigten Staaten von Nordamerika.*)

Die Rekrutirung erfolgt durch Anwerbung Freiwilliger, welche kräftig gebaut sind, eine Größe von mindestens 5 Fuß 3 Zoll haben, nicht unter 16, nicht über 35 Jahre alt sein dürfen. Die Verpflichtung erstreckt sich auf fünfjährige Dienstzeit und kann erneuert werden.

Die Gesammtziffer der Offiziere, welche durchweg sehr gut besoldet sind,**) beträgt 2173. Zur Zeit giebt es keinen General oder General-Lieutenant im Heere, dagegen 3 Generalmajors und 6 Brigadegenerale. Vom Grade des Obersten an erhöht sich der Sold um 5 Prozent für jede fünf Dienstjahre, welche in demselben Grade zugebracht sind. Der Unterhalt eines Soldaten beläuft sich nach amerikanischer Schätzung auf 4800 Mark jährlich.

Die Einzelausbildung im Heere gilt als vorzüglich; aber da der größte Theil der Truppen in schwachen Abtheilungen im Westen***) vertheilt ist, so liegt es auf der Hand, daß sie nicht in größeren Truppenkörpern zu manövriren geübt sein können. Ueberdies gehören, wie in England, die Rekruten nicht zu den besten Gesellschaftsklassen und Fahnenflucht ist eine überaus häufige Erscheinung.

Die in jeder Hinsicht vorzüglichen Offiziere kommen der Regel nach aus der Kriegsschule von West-Point.

Das Heer der Vereinigten Staaten besitzt keine eigentliche Reserve; aber in Zeiten nationaler Gefahr hat nach dem Gesetz jeder Mann vom 18. bis zum 45. Lebensjahre die Verpflichtung, zu dienen. Man kann jedoch zu der Zahl territorialer, schon zu Friedenszeiten organisirter Streitkräfte die Milizen der verschiedenen Staaten rechnen, Milizen, welche eine Art Nationalgarde bilden. Sie mögen im Ganzen 107 000 Mann betragen, welche 106 Reiterabtheilungen, 97 Batterien und 1537 Infanterie-Kompagnien bilden.

„Man sieht, sagt das Blatt „Broad Arrow“, daß die von den Vereinigten Staaten hinsichtlich der Heeresorganisation eingeschlagenen Wege den in England befolgten vergleichbar sind und dieselben Nachtheile im Gefolge haben. Aber diese Nachtheile, welche für die große, von Niemand in ihrem Gebiete bedrohte amerikanische Republik von sehr geringer Bedeutung sind,

*) Besonders in Bezug auf die jetzt stattgefundenen Kämpfe gegen die Indianer.

**) Der Infanterie-Lieutenant erhält 5000 Mark, der berittene Kapitän 8000 Mark, der Major 10 000 Mark.

***) Es giebt 125 solcher Postirungen.

sind sehr fühlbar für Großbritannien. Letztere Macht hat sich nicht nur mit der Vertheidigung ihrer Inseln, sondern auch mit der von Indien zu befassen, dessen Besitz ihm vielleicht eines Tages durch eine über sehr beträchtliche Streitmittel verfügende Landmacht streitig gemacht werden wird."

Diese Bemerkung des englischen Blattes ist auch hinsichtlich Nordamerikas durchaus zutreffend. Dasselbe hat keinen Angriff zu fürchten und denkt seinerseits nicht an einen Angriffskrieg; bei ihm ist das Bedürfniß nach einem stehenden Heere am wenigsten fühlbar. Das gegenwärtig bei ihm bestehende hat noch eine gewisse militärische Rolle in Folge der Indianer-Aufstände. Sind einmal die Rothhäute vernichtet, so wird es entbehrlich oder könnte wenigstens zu einem einfachen Polizeikorps herabgesetzt werden. Das würde vielleicht eine unangreifbare ökonomische Entscheidung sein, wenn man lediglich die praktische Seite in's Auge faßt. Es fragt sich nur, ob von einem höheren Gesichtspunkte aus irgend ein Staat wohl daran thäte, sein Heer abzuschaffen, selbst dann, wenn die augenblicklichen Verhältnisse ihm das zu gestatten scheinen. Zweifellos beweist die Geschichte, daß der Boden der Vereinigten Staaten mit erstaunlicher Geschwindigkeit Armeen hervorzubringen vermag, aber man darf nicht vergessen, daß die meisten Heerführer, die sich im Secessionskriege einen Ruf erworben haben, Offiziere des stehenden Heeres waren, alte Zöglinge von West-Point . . .

Es gehören heute an Tausend indianischer Späher (scouts) zum Heere der Vereinigten Staaten, die erst im vorigen Jahre formirt sind und zwar in zwei Korps: Crows und Cheyennen.

Diese „scouts" bilden kleine Abtheilungen von etwa 60 Mann, welche als berittene Kundschafter dienen und als Boten für lange Strecken. Sie sind zusammengestellt und bewaffnet wie eine Halbschwadron Kavallerie, führen aber keinen Säbel. Obgleich sie erst seit etwa $^3/_4$ Jahren bestehen, ist ihre Mannszucht ausgezeichnet und sie manövriren sehr gut.

Diese Späher sind intelligent, leicht auszubilden und können allem Anschein nach als Muster unregelmäßiger Reiterei dienen. „Im Kundschaftsdienst geben sie den Kasaken nichts nach."*)

Diese Schöpfung ist das Verdienst zweier amerikanischer Offiziere, des Infanterie-Lieutenants Casey und des Kavallerie-Lieutenants Robertson.

Die Streifzüge, welche die scouts als Boten oder Kundschafter ausgeführt haben, sind in der That erstaunliche. Als die Truppen des Forts Custer durch Depesche den Befehl zum Aufbruch erhielten, wurde der Lieutenant Robertson beauftragt, Späher seiner Abtheilung zu entsenden, um Menschen und Wagen zu requiriren. Einer dieser scouts, mit letzterer Aufgabe betraut, führte einen Zug von 42 Kilometern in zwei Stunden auf kaum betretbaren

---

*) So sagt „la Revue du cercle militaire", nach Art französischer Blätter heutigen Tages jede Gelegenheit benutzend, den russischen Freunden den Zoll der — Anerkennung darzubringen.

Gebirgspfaden aus. Die beiden Indianer, welche die Sammlung der requirirten Leute sicherstellen sollten, begaben sich nach Big Horn-Hill (103 Kilometer) in 24 Stunden; sie hatten übrigens besten Erfolg.

Beide Detachements tragen eine richtige Uniform. Im Standorte giebt ihre soldatische Erziehung keinen Anlaß zu Ausstellungen. Die Art ihres Grußes, die Sauberkeit ihres Anzugs sind ohne Tadel. Mit einem Worte: sie betragen sich wie Weiße! — Jedes Detachement besitzt leichte Wagen für Fourage und Korn, sowie Packpferde. Die Schwadron Cheyennen des Lieutenants Casey stand vor dem Aufstande in Powder River; der Lieutenant Robertson mit den Crows operirte in dem etwas südlicher gelegenen Landstriche.

Heerden von Ponnys, einer bis zwei für jeden Späher, folgen jedem Detachement; mit den hochbeinigen Thieren und den Packpferden können die scouts täglich mehr als 100 Kilometer zurücklegen. Sie kennen das Land wie „wahre Kaninchen", sagen die Amerikaner. Sie sind vortreffliche Reiter, sehr hart bei Strapazen, und man kann stets auf sie zählen. Die Chargen, Trompeter und Transportführer sind gleicherweise den Indianern entnommen.

Der Lieutenant Robertson hat in dem Anzuge seines Detachements die Mocassins und die herkömmliche Gamasche beibehalten, während die Cheyennen Stiefel tragen. Das Aussehen beider ist übrigens durchaus kriegerisch.

Es bedarf keiner Betonung der Wichtigkeit, welche die Vermehrung dieser Korps für die Armee der Vereinigten Staaten haben kann. Das wäre für dieselben nicht nur das beste Mittel, mit Leichtigkeit die Prairien des fernen Westens zu überwachen, sondern auch nach und nach — gerade durch die Verwerthung ihrer kriegerischen Neigungen — diese grimmigen Krieger zur Ohnmacht zurückzuführen, deren höchste Freude darin besteht, den Todtengesang anzustimmen, der sie auf den Kriegspfad führt. 130.

Benutzung der Eisenbahnen in Rußland.

Aus den im Oktoberheft des „Wajennji Sbornik" enthaltenen „Bemerkungen über die allgemeine Versammlung der Truppen des IV. Armee-Korps im Jahre 1889" ist Nachstehendes über die Benutzung der Eisenbahnen zu entnehmen.

Die Sommer-Uebungen der Truppen des IV. Armee-Korps im Jahre 1889 sollten Allerhöchster Bestimmung entsprechend mit einer allgemeinen Versammlung abgeschlossen werden, deren Dauer auf 15 Tage, vom 16. (28.) bis 30. August (11. September) festgesetzt war. An derselben nahmen alle



Truppentheile des Armee-Korps Theil, außerdem waren noch zugetheilt das 23. und 24. Reserve-Infanterie-Bataillon.

In Rücksicht auf eine schnellere Zusammenziehung des Korps, welches auf einen beträchtlichen Raum vertheilt war, hatte man beschlossen, einige Truppentheile mittelst der Eisenbahn zu befördern, zum Beginn der Uebungen nach der Station Kossowo der Moskau—Brester Eisenbahn und zurück nach ihren Garnisonsorten.

Zu dem ersteren Zwecke wurden befördert:

a) Aus Bobruisk nach Kossowo (378 Kilometer) das 117. und 118. Infanterie-Regiment, das 24. Reserve-Infanterie-Bataillon und die 2., 4. und 6. Batterie.

b) Aus Minsk nach Kossowo (224 Kilometer) der Stab der 30. Infanterie-Division, das 119. und 120. Infanterie-Regiment, das 23. Reserve-Infanterie-Bataillon und die 1., 3. und 5. Batterie.

c) Aus Minsk nach Wolkowysk (286 Kilometer) der Korpsstab und das Kommando der Artillerie des Armee-Korps.

Der Transport erfolgte auf Grund eines vom Vorstand der Militär-Transporte des Moskau—Nichnigoroder Bezirkes aufgestellten Planes.

Im Ganzen waren 10 Züge nöthig, wodurch der Verkehr auf der Strecke Moskau—Brest etwas verstärkt wurde, denn der erste Transport wurde von der Station Minsk am 15. (27.) August früh 11 Uhr 34 Minuten abgelassen und der letzte am 16. (28.) früh 7 Uhr 14 Minuten. Auf diese Weise wurden im Verlaufe von 20 Stunden auf der kleinen Station Kossowo 10 Militärzüge ausgeladen, was bezüglich der Entladung ein den kriegerischen Verhältnissen sehr ähnliches Bild gab, um so mehr, als die Station Kossowo zur Ausführung von Ausladungen nur ungenügend ausgestattet ist. Reserve-Geleise sind nur zwei, ein Perron längs derselben ist gar nicht vorhanden. Beide Geleise sind auf Anschüttungen angelegt, welche sich gegen 2½ Fuß über sumpfige Wiesen erheben.

Die Verwaltung der Moskau—Brester Eisenbahn hatte veranlaßt, daß Hölzer, welche bei einem der beiden Reserve-Geleise lagerten, weggeschafft wurden, was die Möglichkeit gab, auf beiden Reserve-Geleisen gleichzeitig auszuladen. Die ausgeleerten Wagen wurden sofort nach der Station Beresa (25 Werst) gefahren, wo Züge zusammengestellt wurden, um sie auf dem zweiten Geleise nach Minsk zurückzuschaffen. Für die Entladung bei Nacht waren für die ganze Länge eines Militärzuges Laternen aufgestellt mit einem Abstande von 8 Saschen (17 Meter) von einander.

Für die Entladung waren eine genügende Anzahl Schwellen, Schienen von 20 Fuß Länge und Ausladebretter bereitgestellt, welche sich übrigens etwas kurz erwiesen, weil die Reserve-Geleise auf Anschüttungen lagen.

Das Beamtenpersonal auf der Station Kossowo war nicht verstärkt worden. Ein Bahnhofskommandant war ernannt.

Die Züge kamen rechtzeitig an, die Hälfte derselben 3—5 Minuten früher als bestimmt, nur einer verspätete sich um 7 Minuten. Die ersten zwei Züge wurden Nachts mit Laternen entladen, die übrigen bei Tage, bei hellem, ruhigem und angenehmem Wetter. Die Laternen gaben nicht genügend Beleuchtung, die Truppen mußten Handlaternen zu Hülfe nehmen.

Die bei der Entladung beobachtete Ordnung war folgende: Auf Signal stiegen die Mannschaften aus den Wagen, wurden die Fahnen herausgeschafft, dann 40—80 Mann Arbeiter gestellt, welche zuerst die Pferde, dann die Fahrzeuge ausluden. Die Pferde wurden mittelst einer aus Schwellen, die auf zwei Schienen gelegt worden waren, hergestellten Rampe, zum Theil auch mittelst Bretttafeln ausgeladen, die Fahrzeuge, besonders die beladenen, auch mittelst einer solchen Nothrampe oder über zwei Schienen, welche von einander auf Fahrgleisweite auseinander gelegt waren, mit Seilen herabgelassen. Die Geschütze wurden mit Tauen und Riemen mittelst Rampen aus Schwellen oder über vier Schienen herabgeführt, von welchen die beiden mittleren zusammenlagen, auf welchen man den Lafettenschwanz, und die beiden äußeren weiter entfernt waren, auf welchen man die Räder herabgleiten ließ.

Das Ausladen erfolgte auf Befehl der Transportführer nach Anweisung des derzeitigen Bahnhofskommandanten. Es bleibt noch anzuführen, daß bei Debarkirung der Infanterie-Echelons außer diesen beiden Offizieren fast keine anderen Offiziere zur Unterstützung herangezogen wurden, sowie, daß es für das Ausladen vortheilhaft war, wenn eine größere Anzahl Arbeiter vorher bestimmt war, als der Bahnhofs-Kommandant in dem betreffenden Fall befehligte. Die Dauer des Ausladens war nicht gleich, die beiden ersten Nachts eintreffenden Infanterie-Echelons brauchten gegen 1½ Stunden, die anderen Infanterie-Echelons ¾—1 Stunde, das erste Artillerie-Echelon 1 Stunde 55 Minuten, das zweite 1 Stunde 10 Minuten, weil das Ausladen der drei Batterien des zweiten Echelons einheitlich in der Hand des Führers des Echelons sich befand, was beim ersten nicht der Fall war. Nach Beendigung des Ausladens jeden Echelons waren 30—40 Minuten nöthig, den Platz von den Fahrzeugen und den Militär-Effekten frei zu machen. Das Ausladen ging vollständig ohne jeden Unfall von Leuten oder Pferden und so rechtzeitig von Statten, daß der Fall nicht eintrat, daß gleichzeitig zwei Echelons auf den beiden Reserve-Gleisen entladen werden mußten.

Auf Grund der am 16. August gemachten Erfahrungen, unter den gegebenen günstigen Verhältnissen, d. i. eine zweigleisige Bahn und gutes Wetter, kann man den Schluß ziehen, daß bei geschickter Disponirung die Entladung eines Infanterie-Echelons (mit 3 Plattformen [das sind Lowrys] für Fahrzeuge und 4 Pferdewagen) 40 Minuten, für Artillerie 1 Stunde und 10 Minuten genügen; wenn man noch die nöthige Zeit zur Freimachung des Ausladeplatzes, das sind 30 Minuten, hinzurechnet, so kann man rechnen,

daß auf der Station Kossowo es möglich gewesen wäre, in der am 16. August gegebenen Zeit eine größere Anzahl von Zügen zu entladen.

Um eine größere Schnelligkeit des Ausladens herbeizuführen, scheint es nützlich, in Zukunft nachstehende Maßregeln vorzunehmen.

a) Bei dem Mangel an guten und genügend langen Rampen-Anlagen sind von den Eisenbahn-Verwaltungen die längsten der vorhandenen Schienen, nicht von 20, sondern von 28 Fuß Länge, zu fordern.

b) In Rücksicht auf die ungenügende Beleuchtung mittelst Laternen sind stärkere Beleuchtungsvorrichtungen anzuwenden.

c) Die Zahl der Arbeiter für Entladung eines Infanterie-Echelons muß auf 80 festgesetzt werden, welche in vier Abtheilungen, jede unter Befehl eines Offiziers, formirt werden. Diese vier Abtheilungen können gleichzeitig arbeiten, zwei bei den Pferden, zwei bei den Wagen. Der Dienst des Bahnhofskommandanten sollte vor Allem darin bestehen, den Offizieren das Verfahren der Ausladung anzuweisen. Für ein Artillerie-Echelon sind bis 120 Arbeiter, welche in sechs Abtheilungen getheilt werden, nöthig.

d) Bei den Infanterie-Regimentern müssen einige Offiziere mit den Handgriffen beim Ausladen bekannt gemacht werden.

Bei Beobachtung dieser Maßregeln wird die Zeit, welche auf die Ausladung von Truppen zu verwenden ist, noch kürzer sein können. 124.

Die Amazonen von Dahomey.

Die Amazonen, welche neuerdings in den Kämpfen gegen die Franzosen von sich reden gemacht haben, sind in der That eine der seltsamsten Wunderbarkeiten dieses an Ueberraschungen und Eigenartigkeiten so fruchtbaren Negerreiches.

Die Rekrutirung der Soldaten und Amazonen geht in Dahomey so vor: Zu gewissen Zeiten im Jahre durcheilen königliche Sendlinge — gewissermaßen militärische missi dominici — das Land und bemächtigen sich aller Kinder, Knaben und Mädchen, von 12 bis 14 Jahren. Eine Ausnahme wird zu Niemandes Gunsten gemacht und das einzige Mittel, sich dieser barbarischen Auflage zu entziehen, ist die Flucht nach dem Schutzgebiet und den europäischen Faktoreien. Alle aufgegriffenen Kinder werden nach der Hauptstadt gebracht und dort einer eigenartigen Lebensweise, einer besonderen Erziehung unterworfen, abzweckend auf ihre Heranbildung zu Soldaten und Amazonen. Für Letztere ist Jungfrauschaft Bedingung und deshalb werden

sie überwacht von Eunuchen, die „hergerichtet“ werden an gewissen Punkten des Königreiches, in Hütten, verborgen inmitten eines Dickichts, von denen man sorgfältig die Europäer fernhält.

Das Regiment der Amazonen, welches die kräftigsten und bestgewachsenen Töchter Dahomeys umfaßt, bildet eine Elitetruppe, deren Oberbefehl der König sich vorbehalten hat. Sobald sie eingestellt sind, werden sie zu sehr harten kriegerischen Arbeiten angehalten; sie nehmen Theil an großen Manövern oder liefern sich tägliche Kämpfe. Sie sind kriegerisch und muthig. Eine ihrer häufigsten Uebungen ist folgende:

Eine Kompagnie, der Reihe nach kommandirt, steht in entwickelter zweigliedriger Linie gegenüber einer Böschung, die mit hohem, spitzstachligten Cactus bepflanzt ist. Die Amazonen eröffnen ein wohlgenährtes Feuer gegen diese Hecke, dann stürzen sie, mit der Flinte in der Hand, auf das Hinderniß und durchschreiten es unter wildem Geschrei. Sie kommen heraus, die Hände, die Füße, den ganzen Körper blutig, aber keine einzige hat nur das geringste Zaudern gezeigt bei dieser, unseren Armeen unbekannten Art des Sturmes.

Eine andere Uebung der Amazonen, eine Art von Parade, die für Friedensfeierlichkeiten vorbehalten ist, wird in Abomey das „Ochsenfest“ genannt. Ein Herr Bayol, ehemaliger französischer Gouverneur von Bénin, welcher persönlich einem solchen Feste beigewohnt hat, schildert dasselbe:

Ein Landesochse, also ein Thier von geringer Größe, etwa 400 Pfund wiegend, wird inmitten eines Amazonen-Bataillons geführt. Sofort umringen diese ihn, regelrecht im Takte marschirend, und umgeben ihn bald so nah, daß sie ihn dem Anblick der Zuschauer entziehen. Ganz plötzlich stoßen sie wildes Geschrei aus, inmitten dessen man ein anfänglich wüthendes, dann klagendes Geheul hört, und wenn nach Verlauf einiger Minuten die Reihen der Kriegerinnen sich wieder herstellen, ist der Ochse verschwunden. Nur bemerkt man in den Zähnen und in den Händen eines jeden dieser Mannweiber einen Fetzen zuckenden Fleisches, welches sie ganz roh und mit offenbarem Genuß verzehren.

Die Geschicklichkeit dieser Frauen ist geradezu überraschend, sagt Herr Bayol. Sie erschlagen den Ochsen, häuten ihn ab und zerlegen ihn in kürzerer Zeit, als man im Schlachthause einen Hammel abledert. Wenn das Fest beendet ist, d. h. nach Verlauf einer Viertelstunde, bleibt von dem Thiere nichts übrig als die Haut und die Hörner.

Die Amazonen sind streng kasernirt und einer äußerst scharfen Disziplin unterworfen, schrecklichen Strafen im Falle eines Verstoßes gegen die Reglements. Ihr Handwerk ist wahrlich kein erfreuliches und bequemes. Und diese Härten werden nicht durch Schönheiten des Anzuges aufgewogen. Die Uniform ist thatsächlich von antiker Einfachheit: ein unter dem Busen befestigter Gürtel und darunter ein leichter, bis unter das Knie reichender Schurz. Das Haupt ist bedeckt mit einer Mütze nach Wahl der Trägerin.

An Waffen führen sie eine Flinte und ein am Ende einer Stange befestigtes Messer, — eine furchtbare Waffe, welche die Amazonen mit erschrecklicher Geschicklichkeit handhaben.

Das Amazonen-Regiment ist also eine Elitetruppe, welche, fast immer in der Avantgarde kämpfend, in Dahomey und Porto-Novo sich eines verdienten Ansehens erfreut. Mit den 8—10 000 Mann Truppen, welche die Armee des Sultans von Abomey bilden, stellt es eine Streitmacht dar, welche trotz ihrer Seltsamkeit höchst bemerkenswerth und leistungsfähig ist. —

Wenn die Truppen Dahomeys den Feind überwinden, dann entsteht eine Schlächterei, von der man sich keine Vorstellung machen kann. Unter dem Schlag einer wilden Ueberreizung treffen sie Alles, was ihnen in den Weg kommt, ohne Rücksicht auf das Bitten der Verwundeten und das Jammern der Sterbenden. Alles wird erwürgt, abgethan, vernichtet. Die Amazonen besonders zeigen bei diesem letzten Akt des Kampfes eine Blutgier, eine Grausamkeit, welche alle Einbildungskraft übersteigt: es ist das „vae victis" in der schauerlichsten Gestalt . . . (Aus dem „Spectateur militaire".)

Russische Jagd-Kommandos.

Die Jagd-Kommandos bei den Fuß- wie den berittenen Truppen sind eine eigenthümliche Einrichtung der russischen Armee, welche schon während der Napoleonischen Kriege im Anfange dieses Jahrhunderts bestand und noch immer in hohem Ansehen steht, denn alljährlich erlassen die höheren Kommandobehörden Befehle oder Instruktionen über den Gang der Ausbildung oder über Verwendung dieser Kommandos bei den Regimentern. Die dem deutschen Heerwesen gegenwärtig wenigstens ganz fernstehende Einrichtung beruht darauf, daß die findigsten und gebildeteren Elemente unter den Mannschaften in den Kompagnien, Batterien und Schwadronen ausgesucht und von besonders befehligten Offizieren in den verschiedenen Dienstzweigen, namentlich im Felddienst, weiter ausgebildet werden, als dies bei der jetzigen kurzen Dienstzeit und dem weniger intelligenten Rekrutenmaterial im Allgemeinen dort möglich ist. Die Stärke der bei den Infanterie-Regimentern bestehenden Jagd-Kommandos ist auf 64 Mann incl. Unteroffiziere pro Regiment festgesetzt. Welchen Nutzen man sich speziell von diesen erwartet und in welcher Weise man dieselben im Felde zu verwenden gedenkt, darüber giebt ein im Grashdanjin enthaltener Artikel Auskunft, welcher in Folgendem auszugsweise mit-



getheilt wird, da er doch nicht ohne Interesse auch für deutsche Leser sein dürfte, zumal er auch einen Einblick in deren Ausbildung 2c. gestattet.

„Die Bestimmung der bei den Regimentern bestehenden Jagd-Kommandos ist die, als Kadre für die „Jäger“ im Felde zu dienen. Diesen Kommandos steht im Felde ein weiter Wirkungskreis bevor. Wenn sich die Truppen im Zustande der Ruhe befinden, so liegt den Jägern die Beobachtung des Terrains ob; sie sollen Nachrichten über die Verhältnisse beim Gegner und über dessen Stärke einziehen, dessen Sicherungstruppen anfallen, um sie zu alarmiren und ihre Erkennungsworte zu erfahren; andererseits sollen sie den eigenen Truppen die nöthige Ruhe verschaffen und zur Beitreibung von Lebensmitteln und Fourage für dieselben thätig sein. Während des Marsches übernehmen sie die Sicherung der Truppen, stellen die Verbindung der einzelnen Marschkolonnen her oder dienen, namentlich Nachts, als Wegweiser oder Führer der Kolonnen. Bei Rück- oder Flankenmärschen werden dieselben unerwartete Anfälle auf den Gegner ausführen. Im Gefecht rekognosziren die Jäger die Lage beim Gegner, dessen Kräfte, das Terrain und die Anmarschwege. Sie messen die Entfernungen bis zu gewissen Punkten im Terrain vor einer Stellung und legen sich in Hinterhalte bei einer Vertheidigung. Die Sicherung der Flanken einer genommenen Aufstellung, ein Vorgehen gegen die Flanken des Gegners oder die Umfassung derselben ist Sache der Jäger. Nach einem siegreichen Gefecht verfolgen sie den Gegner oder decken den Rückzug der eigenen Truppe im entgegengesetzten Falle. Außer derartigen, in Gemeinschaft mit ihren Truppentheilen auszuführenden Aufgaben können die Jagd-Kommandos auch selbstständige Aufträge erhalten, wie weitergehende Rekognoszirungen, Hinterhalte, unerwartete Unternehmungen gegen Rücken und Verbindungen des Gegners, Wegnahme von Transporten und Trains, Befreiung von Gefangenen, Vernichtung von Telegraphen, Zerstörung von Eisenbahnen 2c.

Aus diesen nur oberflächlich angedeuteten Aufgaben der Jäger läßt sich der Schluß ziehen, daß deren Wirksamkeit im Felde eine weitgehende und nicht leichte ist; von dem Jäger muß man eine beträchtliche Menge persönlicher Eigenschaften, von Erfahrung und Wissen verlangen, was die Vorbereitung und Ausbildung derselben im Frieden besonders schwierig macht. Nur ein Mann, welcher diese Sache liebt, sich mit „Lust“*) und Liebe derselben annimmt, wird die obenerwähnten Aufgaben erfüllen. Aus der Zahl der ihre Zutheilung zu den Jagd-Kommandos wünschenden Mannschaften muß man solche auswählen, welche eifrig, unerschrocken, entschlossen und selbstverleugnend sind. Wer sich bewußt in Friedenszeiten einer Gefahr aussetzt, ohne dazu gezwungen zu sein, der wird dies voraussichtlich auch im Felde thun. Die Jäger müssen eine gute Gesundheit besitzen, scharf sehen, gut

---

*) Wortspiel, im Russischen ist Lust und Jagd dasselbe Wort.



hören und kräftig, gewandt, findig, unermüdlich, listig, verständig und mit der Natur praktisch vertraut sein; auch wäre es wünschenswerth, daß sie lesen und schreiben können und sich auf Landkarten zurechtfinden.

Der Jäger soll nicht nur ein ausgezeichneter Schütze, sondern auch ein guter Marschirer und Schwimmer sein; er soll selbst zu reiten, sowie auch hinter einem Reiter auf dem Pferde zu sitzen verstehen. Er soll durch seine Haltung als Vorbild für die Masse der Mannschaften dienen; das Regiment muß gewöhnt sein, die Jäger immer vorn zu sehen, ihnen im Frieden nachzufolgen, damit es dies auch im Felde zu thun versteht. Mit einem Wort, die Jäger müssen eine Auswahl der Tapfersten des ganzen Regimentes sein. Das Regiment muß stolz auf sein Jagd-Kommando sein und jeder, der zu den Jägern gehört, muß es sich zur Ehre anrechnen, diesem Kommando zugetheilt zu sein. Wenn es auch wünschenswerth erscheint, daß die Jäger alle ohne Ausnahme moralisch hochstehende Leute sind, so wird sich dies doch in der Praxis nicht durchführen lassen. Ein moralischer und zuverlässiger Mensch pflegt in der Mehrzahl der Fälle kein Wagehals zu sein; weit öfter werden die zu verzweifelten Unternehmungen geeigneten Leute selbst verzweifelte Kerle und mehr als ein Mal mit den Gerichten in Berührung gekommen sein. Zum Nutzen der Sache muß man aber doch den Letzteren den Vorzug geben, wobei allerdings vorausgesetzt werden muß, daß der Führer des Kommandos verstehen muß, sie in einer eisernen Disziplin zu halten. Die Jäger müssen sich unbedingt aus Jagdverständige auf Wild und Vögel, sowie aus Fischern*) ergänzen. Zu diesem Zwecke muß der Kompagnieführer beim Eintreffen der Rekruten diejenigen aussuchen, welche zu Haus gejagt haben und diesen den Vorschlag machen, in das Jagd-Kommando einzutreten. Von denjenigen, welche hierzu bereit sind, wird eine Liste angelegt. Nach Beendigung der Lagerversammlungen werden die Jäger noch ein Mal aufgerufen und unter ihnen die Geeignetsten ausgewählt, welche einer Prüfung unterzogen und den Jägern zugetheilt werden. Der Führer des Jagd-Kommandos muß es sich angelegen sein lassen, sich über die zu dem Kommando geeigneten Rekruten Kenntniß zu verschaffen, am besten durch Empfehlung von zwei oder drei älteren Jägern.

Die Jäger jedes Regiments bilden ein besonderes Kommando unter Führung eines mit den Befugnissen eines Kompagnieführers ausgestatteten Offiziers, der dem Regiments-Kommandeur direkt unterstellt ist. Letzterer kann auch einem Stabsoffizier die Oberaufsicht übergeben.

Der Führer des Jagdkommandos wird aus den älteren Offizieren, Jagdliebhabern, womöglich mit Kriegserfahrung, gewählt. Er reicht vor Beginn des Ausbildungsjahres dem Regiments-Kommandeur einen kurzen Plan über die von ihm vorzunehmenden Beschäftigungen sowie wirthschaft-

*) Wird vielfach angezweifelt.



lichen Angelegenheiten zur Genehmigung ein. Obwohl die Jäger ein abgesondertes Kommando bilden, so muß doch ihr Führer darauf sehen, daß die Leute ihre Verbindung mit den Kompagnien fort erhalten. Die Jäger müssen jederzeit bereit sein, ihren Platz in Reih' und Glied bei der Kompagnie einzunehmen. Die Kompagnieführer müssen sich ihrerseits den Fehlern der Jäger gegenüber nachsichtig verhalten und sie als ausgesuchte Leute betrachten, deren Autorität man wahren muß. Zur Unterstützung werden dem Führer des Jagdkommandos zwei junge, energische Offiziere, Jagdliebhaber, zugetheilt, deren Passion zur Sache dem erfahrenen Kommandoführer nützen kann. Dieselben werden ihm vollständig unterstellt. Das Kommando besteht aus 64 Mann in drei Jahrgängen; alljährlich tritt der dritte Theil in die Reserve und erneuert sich aus Rekruten. In der Zahl sind drei Unteroffiziere inbegriffen, welche aus den ein Jahr dem Kommando angehört habenden Jägern in gewissenhafter Weise ausgewählt werden, wobei aber der „literarische Theil" erst in zweiter Linie steht, denn zuerst kommt Kühnheit, Auffassungsvermögen und Geeignetheit zum Führer hierbei in Frage. Der älteste der Unteroffiziere thut den Dienst als Feldwebel, außer den Unteroffizieren sind sechs Gefreite nöthig, welche nach den allgemeinen Bestimmungen auf Vorschlag des Kommandoführers ernannt werden; einer derselben thut Dienst als Gewehrunteroffizier, aber unter strengster Kontrolle des Führers, damit er nicht an praktischer Dienstkenntniß verliert.

Das Kommando theilt sich in vier Korporalschaften, welche den vier Bataillonen entsprechen, an ihrer Spitze stehen vier Gefreite (Sektionsführer), die zwei Unteroffiziere stehen über denselben. Außer der normalen Bewaffnung mit Dienstgewehren müssen die Jäger Jagdgewehre führen, wenigstens die Hälfte derselben, was von den Mitteln der Truppen abhängt. Außer der Jagdflinte muß Jeder ein Jagdmesser haben. Die ganze Beschäftigung der Jäger muß darauf gerichtet sein, diesen Stamm an Mannschaften kriegsmäßig durchzubilden; deshalb ist es nöthig, daß alle Uebungen mit voller Ausrüstung stattfinden. In Rücksicht auf die besondere physische Anstrengung bei Ausführung spezieller, den Jägern obliegender Aufträge bei den Uebungen und Manövern kann man den Jäger befreien: 1) vom Gepäcksack (Tornister), 2) vom Zelte, 3) von dem zweiten Paar Stiefeln, an deren Stelle ein Paar Lederschuhe treten, und 4) von der zweiten Patronentasche.

Der Jäger muß lernen, sich der Karten, des Kompasses, des Taschenbuches, der Lockpfeife, des Seiles und eventuell der Sprengpatronen zu bedienen. Während der Jagd hängt die Tracht der Soldaten von der Art der Jagd, der Jahreszeit und der Dauer des Aufenthaltes beim Kommando ab. Das Kommando soll vollständig getrennt untergebracht sein, seine eigene Bewirthschaftung haben, seinen allgemeinen und vier Kessel, je einen pro Korporalschaft, haben.

Von dem Jagdkommando erwartet man praktische Resultate, deshalb

muß der gesammte Unterricht und die Erziehung auf praktischen Uebungen begründet sein. Die Theorie, welche man nicht entbehren kann, soll durch Anschauung und Erzählung gelehrt werden, wobei aber zu beachten ist, daß theoretische Beschäftigungen an Zahl eingeschränkt sein müssen.

Alle Beschäftigungen des Kommandos werden in allgemeine und spezielle getheilt. die ersteren, obligatorisch für alle Mannschaften des Regiments, müssen in möglichst geringer Zeit erledigt werden. Man kann annehmen, daß das vollständig ausführbar ist, denn erstens kommen zu den Jägern nur fähige Leute, und zweitens sind sie vom Wach- und inneren, sowie Arbeitsdienst befreit. In Rücksicht auf die große Bedeutung des Wachdienstes für den Soldaten soll indessen der Regiments-Kommandeur das Kommando mehrere Male im Jahre zur Ausübung dieses Dienstes in seinem vollen Bestande, nicht gemischt mit Mannschaften der Kompagnien, heranziehen. Auch empfiehlt es sich, das Jagd-Kommando mitunter zu Hülfe zur Polizei oder bei Feuersbrünsten zu betheiligen, denn bei diesen Dienstleistungen bietet sich die Möglichkeit, Geschicklichkeit, Kühnheit und Entschlossenheit zu zeigen.

Die Aufgabe des Führers eines Jagdkommandos ist eine sehr schwierige, weil der Erfolg der Sache davon abhängt, daß in den Jägern beständig das Interesse und die Energie der Ausübung ihrer Obliegenheiten wachgehalten wird. Deshalb muß er besonders für den [illegible] und das Herz des Soldaten vor[illegible]

[illegible] welche die Eigenschaften eines [illegible] muß auf die Jagd hin[illegible] den Fischfang mit Geräthen, [illegible] mit schwimmenden Netzen [illegible] unter dem Eise." 100.

[illegible] der [illegible]-Kommandos.

[illegible] des IV. Armee-Korps, [illegible] Kommandos des 119. In[illegible] Infanterie-Regiments [illegible] Station [illegible] [illegible]ensk in gleichem Ab[illegible] den 6. November früh [illegible] Strapazen und forcirten [illegible] unterziehen. In der

Dunkelheit, bei nassem und kaltem Wetter legten beide Kommandos die Strecke von 40 Werst in 9—10 Stunden zurück, indem sie verschiedene Uebungen unter Leitung ihrer Führer vornahmen. Bei der Besichtigung am nächsten Morgen fand der Korps-Kommandeur die Mannschaften gesund, munter und gut im Stand.

Nach dieser günstigen Erfahrung und in der Absicht, der feldmäßigen Uebung noch einen größeren Umfang zu geben, bestimmte Generallieutenant Petruschewski für den 9. und 10. (21. und 22.) November eine Besichtigung der 16. Artillerie-Brigade in Wolkowysk und befahl, alle Jagd-Kommandos der 16. Infanterie- und der 4. Kavallerie-Division zu alarmiren und nach Wolkowysk zu dirigiren, um daselbst am 10. (22.) November zwischen 9 und 10 Uhr Morgens eine Besichtigung über sie abzuhalten. Die Jagd-Kommandos der Regimenter der 16. Infanterie-Division gingen nach Wolkowysk zu verschiedener Zeit am 8. (20.) November ab; es hatte Regiment Uglitzk aus Sokolka 80 Werst, die Regimenter Wladimir und Kasan aus Bialystok 90 Werst, Regiment Susdal aus Bielsk 110 Werst Entfernung dorthin. Die Kommandos der 4. Kavallerie-Division marschirten aus Bialystok (10. Dragoner- und 4. Kasaken-Regiment) und aus Slonim (11. und 12. Dragoner-Regiment) gleichzeitig, nämlich am 9. (21.) November 7 Uhr Morgens ab, da sie bis Wolkowysk einzelne Uebergänge in Folge besonderer Marschroute und im Ganzen 90 Kilometer in 24 Stunden zurückzulegen hatten. Mit den Jagd-Kommandos des 10. Jekaterinoslawer Dragoner- und des 4. Kasaken-Regiments wurden aus Bialystok zwei Züge der 7. und 8. reitenden Batterie (8 Geschütze) entsandt.

Am 9. (21.) November Abends wurden auf Befehl des Korps-Kommandeurs aus Wolkowysk berittene Patrouillen von Mannschaften der 16. Artillerie-Brigade zum Aufsuchen der auf vier verschiedenen Wegen gegen Wolkowysk anmarschirenden Jagd-Kommandos entsandt. Die Artilleristen waren die ganze Nacht damit beschäftigt und thaten den ihnen zufälliger Weise übertragenen Dienst der Aufklärung gewandt, richtig und gern.

Am 10. (22.) November Morgens zwischen 8 und 9 Uhr besichtigte der Generallieutenant Petruschewski in Wolkowysk in eingehendster Weise alle obenerwähnten Kommandos der 16. Infanterie- und der 4. Kavallerie-Division, der reitenden Artillerie und die Aufklärungs-Patrouillen der 16. Artillerie-Brigade. Einige der Kommandos kamen direkt vom Anmarsche zur Besichtigung. Alle Mannschaften derselben waren gesund, munter und zufrieden; Alles wurde in Ordnung und voller kriegsmäßiger Bereitschaft befunden. (Nach dem „Raswjädtschik".) 100.

Die 14. Infanterie-Division am Schipka-Paß im Monat September 1877.

V.

12. September. Vom Morgen an wurde nicht geschossen, weil bis 9 Uhr ein dichter Nebel den Schipka bedeckte; dann fing es an heller zu werden, und die Türken eröffneten Anfangs ein lebhaftes Gewehr-, dann auch starkes Artilleriefeuer gegen unsere Stellung.

Der Tag ist feucht und kalt. Die warmen Hemden, mit denen die Division ausgestattet wurde, wärmen wenig, es sind Halbpelze nöthig. Eine große Noth ist auch mit den Stiefeln, der Schmutz und das Feuer an den Holzhaufen, an welchen sich die Soldaten wärmen, machen die Stiefel unbrauchbar. Das nasse Leder derselben verbrennt am Feuer und sie zerreißen. Man trifft schon nicht wenig Soldaten mit sehr schlechtem Schuhwerk an. Bisher konnte man sie flicken und ausbessern mit dem Material, welches die Regimenter mit in's Feld nahmen; aber diese Vorräthe sind bei Weitem nicht genügend, es sind auch zu wenig Schuster bei den Abtheilungen, um der so schnell entstandenen Unbrauchbarkeit des Schuhwerkes abzuhelfen. Infolge des Umstandes, daß man nie die Stiefel ausziehen kann, fingen bei einigen Offizieren und Mannschaften die Füße an zu schwellen; bei anderen begannen, neben Anschwellungen, Zehen und Sohlen abzusterben. Bei Durchsicht derselben durch die Aerzte zeigte es sich, daß die Zehen alle Anzeichen der beginnenden Erstarrung trugen. Man erhielt den Eindruck, welcher sich beim Erfrieren mit dessen Folgen bemerkbar macht, Fäulniß der afficirten Theile und Abfallen der Gelenke. Später wurde darüber ein Korpsbefehl gegeben, welcher den Truppenkommandeuren vorschrieb, die Mannschaften zu veranlassen, sofort sich an den Arzt in der Position zu wenden, wenn sie Schmerzen in den Zehen fühlten, weil das Ueberlassen der Krankheit ohne ärztliche Hülfe schließlich das Absterben herbeiführt.

Die Kanonade dauerte bis zum Abend. Auf unserer Seite war das Artilleriefeuer etwas schwächer als vorgestern.

Die Nacht war feucht und kalt. Die Arbeiten zur Verstärkung der Stellung dauern fort; die eingeschobene „Zwischen-Batterie" ist beendet, zu ihrer Armirung hat man aus der „Stahlbatterie" zwei Geschütze der 1. Batterie 14. Artillerie-Brigade weggenommen, sodaß dort nur noch vier Geschütze blieben. Die Zwischenbatterie war aus Rasen mit einem sehr schwachen Feldprofil erbaut, sie litt deshalb gleich vom ersten Tage an durch die Schüsse; man flickte sie fortwährend aus. Sie hatte zwei Scharten,

welche mit Schanzkörben bekleidet waren, und eine Traverse. Ein Geschütz feuerte nach der „Djewjatiglaska“, das andere nach dem südlichen Abhang.

13. September. Mit dem Morgengrauen begann das Infanteriefeuer. Ganz besonders stark wurden die „Adler-Nester“ auf dem Nikolaus-Berg (der Platz, wo die 2. und 3. Schützen-Kompagnie des Podolischen Regiments liegen) und der Volhynische Hügel mit Kugeln bedacht. Von unserer Seite führen die näher an der feindlichen Stellung liegenden Schützen ein besonders starkes Feuer, sie schießen nicht blos nach sichtbaren Zielen, sondern auch nach dem Rauche.

Früh morgens wurde eine Bewegung von Arbeitern und der Transport von irgend welchem Material auf Tragethieren nach einer von Neuem vom Gegner am äußersten westlichen Ende der Front im Bau begriffenen Batterie beobachtet. Die Türken streben augenscheinlich darnach, das Uebergewicht im Artillerie-Kampf zu erlangen.

Gegen 10 Uhr früh wurde mit einem Male eine starke Beschießung von Seiten des Gegners vorgenommen. Die Artillerie schoß meistens mit Salven; auch wurde bald aus glatten Mörsern geworfen. Hoch über den Nikolaus-Berg erhoben sich zwei Bomben, welche man in Folge des brennenden tempirten Zünders gut fliegen sehen konnte, dann fingen sie an, sich zu senken, die Geschwindigkeit des Fluges wurde größer, man hörte ein Zischen, darauf geschah ein betäubender Krach, und der Gipfel des Berges wurde mit Sprengstücken übersät. Die in den vorderen Logements des Nikolaus-Berges und des Volhynischen Hügels sitzenden Schützen konnten die laute Freude der Türken hören, daß die Bomben gut sprangen. Viele erhoben ihre Köpfe, um den Effekt besser sehen zu können, welchen die für uns neuen Geschosse machten. Von diesem Augenblicke an wurde die Lage der Vertheidiger auf dem Nikolaus-Berge eine noch schwierigere. Den ersten Bomben folgten gleich neue, welche bald einzeln, zu zweit oder zu dritt und mehr auf den Berg fielen. Zuerst war die Lage besonders deshalb schwierig, weil man sich mit diesen Geschossen noch nicht vertraut gemacht hatte. Jede sich erhebende und dann niederfallende Bombe schien dem ihr mit dem Blick Folgenden gerade auf den Kopf zu fliegen. Deckungen gegen Vertikalfeuer hatte man nicht, man konnte sie auch nicht haben, da aus Mangel an Zeit und Material noch nicht einmal Deckungen gegen den Regen hatten hergestellt werden können.

Anfangs wußten wir den Platz nicht genau, wo die Mörser-Batterien standen. Die Türken schossen mit großen Winkeln, so daß es schwer war, die Entfernungen zu schätzen, in welchen die Mörser vom Nikolaus-Berge standen. In Wirklichkeit waren sie in allernächster Nähe von ihm aufgestellt, die vorderste Batterie auf etwa 300 Saſhen (640 Meter) vom Berge, am südlichen Abhang desselben, auf der linken Seite der Straße. Es war uns auch nicht bekannt, wieviel Mörser in den Batterien sich befanden, denn sie

schossen niemals mit ihnen gleichzeitig, eine, zwei, drei Bomben, dann vier, nach dem 17. September fünf und selten sechs Bomben, aber es standen zwölf Mörser da, so daß die anfängliche Schätzung, daß bis zum 17. September vier Mörser im Ganzen gewesen seien, wohl kaum richtig sein kann; es ist sehr wahrscheinlich, daß schon vor diesem Tage mehr als vier Mörser vorhanden waren.

Die Stellung der Mörser war sehr vortheilhaft. Sie trafen nicht nur den Nikolaus-Berg, sondern auch dessen Abhänge, von wo man die Nahrung, die Geschosse herbeibrachte, und wo die Unterstützungen im Falle des Alarms stehen konnten. Die Kuppelform des Berges selbst begünstigte den Umstand, daß die nicht springenden Bomben, welche auf den Berg fielen, in die Laufgräben herabrollten, welche denselben umsäumten, und daselbst manche Verluste herbeiführten. Eine bei Batterie Nr. 3 niedergefallene Bombe, welche in einer Rinne in westlicher Richtung herabrollte, sprang im Logement der zweiten Schützenkompagnie bei einem Unteroffizier, welchen sie tödtete, und wo noch einige Mannschaften verwundet wurden. In diesen Laufgraben fielen auch die Bomben von den Felsen herunter, so daß man ihn nicht länger besetzt halten konnte und die Leute wegholte. Wer genöthigt war, durch das Thal zu gehen, mußte dies laufend thun.

Die Bomben fallen nach Verlauf von zehn Minuten. Die feindliche Artillerie fährt fort, unsere Position mit Salven zu beschießen. Das fortwährende Krachen des Geschütz- und Gewehrfeuers, das Schwirren der sich nach verschiedenen Richtungen hin zerstreuenden Sprengstücke, das Pfeifen der Kugeln, das Zischen der Geschosse, das herzzerreißende Geschrei irgend eines Verwundeten machen einen tiefen Eindruck. Von denen, die nicht mehr unter den Lebenden sind, darf man sprechen, und deshalb erlaube ich mir, von dem heldenmüthigen Kommandeur der 1. Batterie der 14. Artillerie-Brigade, dem Flügel-Adjutanten Obersten Fürsten Meschtschersski zu reden. In den schweren Tagen, welche wir auf dem Schipka und besonders auf dem Nikolaus-Berge verbringen mußten, übte Fürst Meschtschersski durch sein persönliches Beispiel von Unerschrockenheit und sein freundliches Wesen mit den Mannschaften einen beruhigenden Einfluß aus. Es lohnte sich, auf die Gesichter der Soldaten zu sehen, wenn sie ihn mit Liebe und Besorgniß verfolgten, wenn er auf dem Berge in irgend einer Richtung dahinging, um Anordnungen zu treffen oder nach den Richtkanonieren zu sehen, da mußte man hingehen und konnte dann in den Augen der Leute lesen, daß der dort oben auf der Höhe des Nikolaus-Berges ein geliebter Führer war. Auf alle Einwände über die Gefährlichkeit des öfteren Umhergehens, noch dazu im Ueberrock mit dem goldenen Achselband, wodurch der Feind leicht einen höheren Offizier in ihm erkennen könne, scherzte der Fürst und fuhr fort, das Seinige zu thun. Es war dies natürlich riskirt in einem so heftigen Feuer, aber das durch ihn gegebene Beispiel konnte doch nur einen günstigen Einfluß auf alle auf dem Berge Befindlichen ausüben.

Das Geschützfeuer auf unserer Seite ist merklich schwächer; man schont die Munition. Die Resultate der türkischen Artillerie sind sichtbar, die der unserigen schwer zu verfolgen. Bis jetzt schwieg nicht ein Geschütz des Gegners, bei uns sind einige Scharten zerschossen, und in den Batterien Nr. 2 und 3 litten die Brustwehren stark. Die Salven der türkischen Geschütze machen diesmal mehr Leute kampfunfähig als gewöhnlich, die meisten Verluste haben wir durch die Bomben.

Das Bombardement dauerte bis 2 Uhr Nachmittags, aber das Schießen aus den Mörsern hörte auch dann nicht auf. Als die Podolier, welche die Felsen besetzt hielten, bemerkten, daß die Türken in dem nächsten Logement sich erhoben, um die Wirkung der Bomben zu beobachten, paßten sie auf, und sowie sich nun einer von ihnen erhob, wurden ihm sofort einige Kugeln gesandt. Die genauen Schüsse ließen es den Türken bald räthlich erscheinen, ihre Beobachtungen zu unterlassen. Von unserer Seite wurden in den Laufgräben Schildwachen aufgestellt, um der Richtung des Fluges der Bomben zuvorzukommen.

Die Beschießung am 13. September machte an Mannschaften kampfunfähig: auf dem Nikolaus-Berge 5 Mann todt, 18 verwundet; in der Stellung der Volhynier 4 Mann todt und 3 verwundet; in derjenigen des Regiments Minsk 3 verwundet; Shitomir verlor 2 Verwundete; in Batterie Nr. 6 waren 2 Mann todt und 3 Mann verwundet, der Verlust im Ganzen also 11 Mann todt und 29 verwundet. Außerdem fiel noch der Stabskapitän Gretschischnikoff, Kommandeur der Batterie Nr. 4, welcher beständig so erfolgreich mit Granat-Kartätschen die Befestigungen auf dem „waldigen Berge" beschossen und die Türken veranlaßt hatte, ihr Feuer einzustellen, wodurch wir weniger Verlust an Mannschaften hatten. Auch dies Mal hatte sich Gretschischnikoff gegen den „waldigen" mit seinen zwei Geschützen gewendet, als eine seine Batterie gut treffende Granate ihn durch ein Sprengstück auf der Stelle tödtete.

Oberst Fürst Meschtschersky als ältester der Batterie-Kommandeure auf dem Nikolaus-Berge meldete dem Führer der Division in Bezug auf das durch die Türken eröffnete Mörserfeuer: „Der Feind eröffnete das Feuer aus zwei Mörser-Batterien, die eine (linke) mit einem, die andere (rechte) mit zwei Mörsern. Diese Mörser sind glatt, zwei von ihnen von 2 Pud und einer von 5 Pud Kaliber, wie es scheint (1 Pud = 40 russische Pfund). Sie liegen hinter einem Berge, so daß man sie nicht direkt beschießen kann."

Die verstärkte Beschießung ließ vermuthen, daß der Gegner zum Sturm überzugehen beabsichtige, deshalb traf der Divisions-Führer, General Petruschewski, nachstehende Anordnungen: 1. das Regiment Shitomir hatte alle 24 Stunden für die Nacht zwei Kompagnien zu detachiren, welche als nächste Reserve für den Nikolaus-Berg zu dienen hatten. Sie erhielten den Lagerplatz beim Volhynischen Häuschen angewiesen, von wo sie bei Alarm oder



auf Befehl des Kommandeurs der Besatzung des Nikolaus-Berges zur Unterstützung vorrücken sollten; 2. von dem Volhynischen Regiment wurden zwei Kompagnien täglich als Reserve für den Volhynischen Hügel bereit gestellt, um die dort befindlichen Kompagnien bei Alarm zu unterstützen; 3. ersuchte er den kommandirenden General um Verstärkung durch 4 Geschütze auf dem Nikolaus-Berg und 4. ermahnte er alle Befehlshaber, besonders wachsam zu sein.

Der Divisionsführer ging jede Nacht selbst einen Theil der Stellung ab, um sich von der Wachsamkeit der Besatzung zu überzeugen, oder er schickte den Chef seines Stabes zu diesem Zwecke ab.

Nachts hörte das Schießen aus den Mörsern nicht auf. Auf diese Weise konnten die Vertheidiger des Nikolaus-Berges auch Nachts keine Ruhe finden und von den schweren überlebten Stunden des Tages ausruhen. Die Bomben waren die geeignetsten Geschosse, die Leute zu ermüden und zu entkräften. Die unaufhörliche Beschießung Tag und Nacht, welche an diesem Tage begann, versetzte die Vertheidigung des Nikolaus-Berges in eine noch schwierigere Lage als bisher.

Nachts ging man mit Energie daran, das am Tage Beschädigte auszubessern; fast wäre es nicht gelungen, die Batterien Nr. 2 und 3 zu erneuern und die sechs besonders beschädigten Scharten auszubessern. Es war noch nöthig, die Laufgräben vor den dahinrollenden Bomben und den Sprengstücken zu sichern, indem man steile Aufwürfe an der hinteren Seite derselben machte und sich noch mehr in die Erde vergrub, sowie an den hinteren Wänden Nischen aushöhlte zum Schutz gegen Vertikalfeuer.

Gegen 11 Uhr Nachts ließ sich starkes Gewehrfeuer von den türkischen Befestigungen her hören, welche vor dem Nikolaus-Berge liegen. Alle Truppen, welche diesen Berg und die nächsten Stellungen besetzt hatten, traten unter Gewehr in Erwartung eines nächtlichen Sturmes. Die Nacht war sehr finster. Vom Nikolaus-Berge antwortete man sehr lebhaft. Der Alarm erwies sich als falsch. Die Ursache waren zwei Arbeitspferde, welche Baumaterial nach dem „Nikolaus“ gebracht und sich losgerissen hatten, sodann auf der Chaussee fort nach der türkischen Seite gelaufen und von dem dortgelegenen hufeisenförmigen Logement mit Feuer empfangen worden waren, was auf unserer Seite erwidert wurde. Der Alarm war bald vorüber.

Nachts hörte man im türkischen Lager Gebete singen infolge anbrechenden Rhamasanfestes.

Das Schießen aus den Mörsern dauerte bis 6 Uhr früh; es wurden 324 verschossene Bomben nachgerechnet.

14. September. Schon vom Morgen an lebhaftes Gewehrfeuer, um 10 Uhr begann wieder starkes Artilleriefeuer, sowohl direktes als indirektes, auf welches unsere Artillerie fortfährt zu antworten. Die Beschießung hörte um 2 Uhr Nachmittags auf, das Mörserfeuer dauerte bis zum Abend. Wir hatten wie am Tage vorher Verluste an Leuten, besonders durch das Vertikalfeuer.



Auf dem Nikolaus-Berg wurden 4 Scharten zerstört und 2 Geschütze außer Gefecht gesetzt. Im Laufe des Tages beobachtete man, daß der Bau von Batterien auf dem äußersten Ende der westlichen Front nicht unterbrochen wird und die Türken am südlichen Hange des „kahlen Berges“ einen Weg bauen.

Das zeitweilig unterbrochene Mörserfeuer beginnt um 7 Uhr Abends wieder und dauert bis 7 Uhr Morgens.

Nachts kamen 4 Geschütze auf dem Nikolaus-Berge an, woselbst sich nunmehr im Ganzen 18 Geschütze, davon 3 unbrauchbar, befanden.

15. September. Die schweren Tage auf dem Schipka dauern fort. Gegen 10 Uhr begann die Beschießung wieder, türkischerseits mit Salven aus den Batterien, dann lebhaftes Geschützfeuer und dann wieder Salven. Unsere Artillerie antwortet einzeln, wie bisher.

Fürst Meschtscherski, welcher nach Batterie Nr. 2 kam, frug den dort befehligenden Offizier, warum das eine Geschütz nicht nach der „Südbatterie“ schösse, welche zu dieser Zeit unsere Zwischenbatterie belästigte, worauf dieser antwortete, die Scharte sei nach der Mörserbatterie nur gerichtet. Der Fürst befahl, dies sofort zu ändern, was auch geschah. Der Kommandant der Nikolaus-Stellung schreibt in einer Meldung über die Thätigkeit unserer Artillerie, daß von unserer Seite der Artilleriekampf „mit einem unbedeutenden Resultat endigte, was nach meiner Ansicht besonders daraus zu erklären ist, daß bis jetzt keine sehr wirksamen Maßnahmen getroffen worden sind, um das Feuer der verschiedenen Batterien zu konzentriren.“

Die Kanonade dauerte bis 1 Uhr Mittags, das Mörserfeuer hörte fast den ganzen Tag nicht auf. Es wurden gleichzeitig bis 4 Bomben geworfen. Das starke Gewehrfeuer schwieg erst bei Einbruch der Nacht.

Unangenehm ist es auf dem Schipka infolge der in verschiedenen Richtungen hinsausenden Geschosse, aber unangenehm ist auch das Wetter an den feuchten und kalten Tagen, welche auch nicht aufhören. Der graue Himmel beginnt sich nicht aufzuheitern. Oft tröpfelt feiner Regen nieder und der Schmutz vermehrt sich von Tag zu Tag. Am Tage ist es unfreundlich, in der finstern Nacht aber noch schlechter. Der ermüdete Organismus verlangt mit Anbruch der Nacht nach Ruhe und gerade zu dieser Zeit beginnt die Thätigkeit zur Verstärkung der Stellung und des Baues von Deckungen zur Verminderung der Verluste. Es sind nicht wenig Arbeiter beschäftigt, besonders in der ersten Hälfte der Nacht, aber auch die, welche nicht arbeiten, ruhen nicht aus, sie sind in voller Bereitschaft gegen einen etwaigen Angriff. Die Leute sind so erschöpft, besonders auf dem Nikolaus-Berge und dem Volhynischen Hügel, daß sie gegen ihren Willen in verschiedenen Lagen in Schlaf versanken. Posten, welche standen, schliefen, und zwar ganz fest, wenn auch nicht lange. Infolge der maßlosen Erschöpfung muß man die sekreten Posten, welche die Stellung umgeben, sorgsam revidiren, sowie auch die Bestimmungen, daß Diejenigen nicht schlafen, welche wachen sollen.

Die Erkrankungen der Mannschaft vermehren sich, obgleich der Abgang an das Lazareth nicht bedeutend ist; bei jedem Regiment befinden sich gegen 100 Kranke und Schwache; die meisten sind fieber- oder magenkrank. Sie werden hier in der Stellung von den Aerzten behandelt.

Die Schlaflosigkeit, der angreifende Dienst und die fortwährende Unruhe beginnen Hallucinationen bei den auf Posten stehenden Leuten hervorzurufen. Ich kenne folgenden Vorfall. Ein Kompagnieführer geht zu einem „sekreten Posten", der aus 5 Mann besteht und im Walde gelegen ist. Die Nacht ist dunkel, ein ziemlich starker Wind verursacht Geräusch im Walde. Die Mannschaft des sekreten Postens ist in großer Aufregung, weil nach bestimmter Versicherung des Schildwache stehenden Mannes die Türken einen Angriff machen und er die Kommandostimmen ihrer Führer gehört hat. Es wäre bei dem starken Winde nur möglich gewesen, etwas zu hören, wenn die Türken auf den Posten selbst losgegangen wären; die Schildwache war ein mit dem Georgskreuze geschmückter Mann, der sich in den schwierigsten Lagen besonders kaltblütig benommen hatte.

Das Schießen aus den Mörsern hört die ganze Nacht nicht auf. Seit dem 13. September sind die Türken in lustiger Stimmung; sie freuen sich über die gut springenden Bomben, man muß glauben, daß ihnen der abgeschlagene Sturm auf Plewna bekannt ist. Dies Alles rief bei ihnen eine Stimmung hervor, die sich auf dem „waldigen Berg" durch Geigenspiel und lautes Gelächter äußerte. Unsere Soldaten, augenscheinlich unzufrieden mit der Stimmung ihrer Nachbarn, wären froh gewesen, wenn sie sich mit ihnen mit dem Bajonett hätten messen dürfen, um sie für das durchlebte Elend bezahlt zu machen. Sie fragen beständig: Werden wir denn nicht auch bald Mörser bekommen, um den Türken dasselbe zu vergelten? Die Bomben werden das Uebel des Tages, über sie führen nicht nur die Mannschaften, sondern auch die Offiziere Gespräche. Es befinden sich einige „Jäger"*) unter den Artilleristen und Infanteristen, um einen Ausfall Nachts zu machen, um die Mörser zu vernageln oder mit Dynamit in die Luft zu sprengen.

16. September. Das Schießen aus den Mörsern dauerte bis 7 Uhr Morgens und wurde dann auf kurze Zeit unterbrochen. Bei Tagesanbruch bemerkte man die Bewegung von Fahrzeugen in großen Dimensionen, welche mit einer Menge Ochsen bespannt waren, vom Dorfe Schipka in westlicher Richtung. Man glaubt, es seien Transporte von Geschützen großer Kaliber zur Armirung der türkischen Batterien.

Nördlich von „Djewjatjiglaski" gehen schon den zweiten Tag Erdarbeiten vor sich, aber es ist nicht sichtbar, was, weil der Erdaufwurf erhöht wurde. Man glaubte, daß dort eine vertiefte neue Batterie entstehe, aber

*) Mannschaften der bei jeder Kompagnie, Batterie, Eskadron ausgebildeten „Jagd-Kommandos".



es zeigte sich, daß ein Schützengraben ausgehoben wurde, sowie ein gedeckter Weg nach dem „Rabenneste".

Die Ruhe dauerte nicht lange, um 10 Uhr war eine ununterbrochene Kanonade im Gange. Aus allen unsern Batterien antwortet man energisch. Nur die Mörserbatterien, welche uns so viel Schaden zufügen, bleiben ungestraft. Das Gewehrfeuer ist unbedeutend. Auf dem Nikolaus-Berge haben wir Verluste an Mannschaften besonders durch die Bomben. Der von ihnen hervorgerufene moralische Eindruck ist fortwährend groß. Es ist nicht leicht, sich daran zu gewöhnen, wenn man als unaufhörliche Erscheinung eine oder gleichzeitig mehrere Bomben über dem Berge sieht mit ihrem häßlichen Zischen, welches mit einem betäubenden Krach endigt, dem sofort nicht selten das Geschrei eines oder mehrerer Verwundeten folgt. Heute sprang eine Bombe in dem Werke der 4. Kompagnie, welche einen Podolier in Stücke riß und noch 6 Mann schwer verwundete. Die Bomben zerstören auch die verschiedenen Arten von Deckungen, welche sich hier so schwer herstellen lassen. Die schwereren Beschädigungen muß man am Tage ausbessern. In Batterie Nr. 2 zeichnete sich durch seine Furchtlosigkeit der Kanonier Dudnitschenko der 3. Batterie aus, welcher ungeachtet der fliegenden Geschosse und Kugeln ruhig die eingestürzten Stellen bei Tage ausbesserte. In derselben Batterie unterhielt der Bombardier-Laboratorist Melnik die fröhliche Stimmung unter seinen Kameraden durch seine Witze über die Türken in dieser schwer zu ertragenden Zeit.

Es ging Mittag vorüber und das Schießen wurde noch mit der anfänglichen Heftigkeit betrieben. Auf dem Nikolaus-Berge fuhr der Oberst Fürst Meschtschersfi fort, durch seinen Muth, seine Selbstverleugnung, seine ruhig gegebenen Befehle, freundlichen Worte die Kühnheit sowohl seiner Untergebenen, wie der Infanteristen zu beleben. Dieses Mal wirkte unsere Artillerie mit größerem Erfolg; bei dem Gegner wurden nicht weniger als fünf Geschütze außer Gefecht gesetzt und verschiedene Brustwehren ziemlich stark beschädigt. Gegen 4 Uhr Nachmittags wurde das Geschützfeuer geringer, es dauerte noch bis gegen 7 Uhr, die Mörser schwiegen nicht.

Die Mörser ärgerten Alle in einer Weise, daß, wie ich schon oben erwähnte, sich nicht wenig Jäger bereit zeigten, sie zu zerstören. Ein Kommando aus Artilleristen der 9. Brigade, gebildet durch die Jäger, traf die nöthigsten Vorbereitungen dazu, aber die Erlaubniß durch den Kommandeur der Korps-Artillerie erfolgte nicht. Ein solches Kommando wurde auch bei den Podoliern gebildet, an dessen Spitze ein Offizier trat; aber General Petruschewski versagte seine Genehmigung. Das Unternehmen hätte nicht von Erfolg gekrönt sein können, denn die Mörser-Batterien lagen in einer solchen Entfernung, daß man zu ihrer Vernichtung nicht Jagd-Kommandos, sondern ganze Truppentheile mit starken Reserven hätte verwenden müssen. Im Laufe der heutigen Beschießung hatten wir folgende Verluste:

Regiment Podolien	3 Mann todt,	18 Mann verwundet,
15. Schützen-Bataillon	1 „ „	2 „ „
Artillerie	— „ „	4 „ „

alle Verluste bis auf einen Verwundeten durch Bomben veranlaßt,

Regiment Volhynien	1 Mann todt,	3 Mann verwundet,
„ Minsk	— „ „	2 „ „
„ Shitomir	— „ „	1 „ „

Ich theile die letzte, wenige Stunden vor seinem Tode geschriebene Meldung des Fürsten Meschtscherski an den General Petruschewski mit:

„Die Lage hat sich merklich verschlechtert. Das Bombardement dauert den ganzen Tag ohne Unterbrechung und die Bedienung leidet sehr dadurch, daß sie keine Deckung hat. Ich bin selbst ohne Deckung, denn mein Erdloch ist von einer Bombe zerstört worden. Gegen uns feuern jetzt 4 Mörser. In der Batterie unten (am südlichen Hange) hinter den Logements stehen jetzt drei türkische Geschütze anstatt zwei.

Morgens gegen 10 Uhr sammelte Kavallerie am „kahlen Berge“, wo die westliche Batterie steht; sie wurde mit einigen gut sitzenden Schüssen auseinandergejagt.

Die Batterie that 162 Schuß. Ein Geschütz ist infolge Durchschlagens der Pulvergase unbrauchbar.“

Die Arbeiten in der Stellung bis zum 17. September.

Bis zum Tage des 17. September waren die Befestigungen und die Batterien der Stellung auf dem Schipka in einen zweckentsprechenderen Stand versetzt worden, als sie bei den ersten Angriffen Suleiman Paschas gewesen waren; aber sie waren bei Weitem nicht jene gewaltigen Forts, als welche sie die fremden Berichterstatter dargestellt haben. Alle Batterien im Feldprofil hatten Schießscharten mit Ausnahme der „Dragomiroff-Batterie“, welche fortfuhr, über Bank zu feuern. Von soliderer Bauart waren die noch von den Türken hergestellten Batterien: die „Stahl-Batterie“ und die aus einer türkischen Befestigung umgearbeitete „Rund-Batterie“, dann die von uns erbaute „Central-Batterie“; bei ihr war die Brustwehr wesentlich erhöht und verstärkt, der Körper war höher als 2 Sashen (4,3 Meter). In der Mitte dieser Batterie war eine Traverse, auf deren jeder Seite zwei Geschütze sich befanden. Schießscharten waren fünf eingeschnitten, von denen vier nach dem „kahlen“ und dem „waldigen Berg“, sowie nach der Höhe, welche in westlicher Richtung von der Minsker Stellung lag, gerichtet waren, die fünfte aber nach „Sosok“ und dem „Rabenneste“. Um dorthin zu schießen, mußte eines der Geschütze gewendet werden. An der „Runden Batterie“ war die Brustwehr auch erhöht und verstärkt und mit Schanzkörben verkleidet worden, sie hatte sechs Scharten, vier nach dem „kahlen“ und dem „waldigen Berg“, die beiden anderen nach dem Rücken des „Kleinen Berdek“. Ueber die

Dragomiroff=Batterie bleibt noch zu erwähnen, daß die beiden dort befindlichen Geschütze den „waldigen“ und den „kahlen Berg“, sowie speziell die abgeholzte Strecke beschießen konnten, über welche man verschiedene Arten von Vorräthen nach diesen beiden Bergen schaffte.

Auf dem Nikolaus=Berge hatte man in den Batterien 18 Scharten, und noch am 15. September meldete der Oberst Duchonin dem Führer der Division, daß, „wenn alle mit brauchbaren Geschützen armirt sein werden, so müsse man annehmen, daß 18 Geschütze genügen werden, bis die weiteren Maßnahmen der Türken aufgeklärt sind; von diesen 18 Geschützen kann nicht eines dem Wurffeuer aus den feindlichen Mörsern entgegentreten. Auf jeden Fall besteht gegenwärtig keine wirkliche Nothwendigkeit, die Artillerie über 18 Geschütze zu verstärken“ — so daß der Nikolaus=Berg es im Artillerie=Kampfe mit den Batterien des Gegners aufnehmen konnte. Um dem Wurffeuer entgegentreten zu können, waren Maßregeln zur Beschaffung von Mörsern getroffen worden, die aber bis jetzt noch nicht geliefert wurden. Die Laufgräben für die Infanterie und die Deckungen für die Bedienungsmannschaft der Artillerie befanden sich in keinem beneidenswerthen Zustand. Die Laufgräben waren vertieft und die Erdaufwürfe erhöht, sie hatten aber keine Deckungen gegen die Sprengstücken, außerdem waren wenig deckende Nischen ausgehoben.

Auf dem Volhynischen Hügel hatte man die vorderen Logements mit Schanzkörben besetzt und mit Erde bedeckt. Man hatte ein drittes Logement aus Schanzkörben, über einen Sashen (2,13 Meter) hoch, gebaut, was die Möglichkeit verschaffte, über die beiden ersten hinwegzuschießen, sodaß im Falle eines Sturmes von Südwesten her, d. i. der vortheilhaftesten Richtung eines Angriffes, man den Gegner aus drei Laufgräben von je einem Zug Schützen=Besetzung empfangen konnte. Die nach Süden zu gewandten Befestigungen waren mit Traversen gegen flankirendes Feuer gesichert, außerdem war zwischen dem zweiten und dritten Logement ein Gang gebaut und ein allgemeines Logement für die in den Schützenlöchern am nördlichen Abhang vertheilte Kompagnie angefangen. Auf diese Weise war auch auf dem Volhynischen Berge die Vertheidigung verstärkt, wenn auch alle unternommenen Arbeiten nicht ganz zu Ende geführt waren. Auf den übrigen Theilen der Stellung waren alle Befestigungen für die Infanterie vertieft, hatten verstärkte Brustwehren, Deckungen gegen Rückenfeuer, auch waren neue erbaut, sodaß sich alle Truppen hinter Deckungen befanden, was vorher nicht gewesen war. Das Shitomirsche Regiment hatte fast für das ganze Regiment neue Logements bauen müssen, während das Minsker und das Volhynische zu den früheren nicht wenig neue hinzufügen mußten.

Zur Deckung gegen das schlechte Wetter war fast nichts vorgenommen worden. Irgendwo waren einige Hütten aufgebaut, aber sie schützten schlecht vor Regen. Zum Bau von Erdhütten war man nicht geschritten, ein Mal aus Mangel an Zeit, das andere Mal, weil man erwartete, zum Sturm

überzugehen. In der Zeit dachte Niemand, daß das Sitzen auf dem Schipka noch lange dauern würde.

Außer den erwähnten Arbeiten war bis zum 17. September ein gedeckter Weg von der Dragomiroff- zur Runden Batterie erbaut, ein Knie desselben wurde vom „waldigen Berg" bestrichen; auch war ein Weg, welcher von der Runden Batterie abbog, auf die Strecke von 80 Sashen mit einer Reihe von Schanzkörben gedeckt gegen Feuer vom „kahlen Berg". Dann waren noch einige Blendungen für die höheren Führer gebaut worden.

An Geschützen standen:

In Batterie Nr. 1 . .	6 Geschütze	der	1.	Batterie	9.	Artillerie-Brigade,
„ „ „ 2 . .	4 „	„	1. u. 3.	„	14.	„ „
„ „ „ 3 . .	4 „	„	1.	„	14.	„ „
„ der Zwischen-Batterie	2 „	„	1.	„	14.	„ „
„ Batterie Nr. 4 . .	2 „	„	1.	„	9.	„ „
„ „ „ 5 . .	4 „	„	4.	„	14.	„ „
„ „ „ 6 . .	6 „	„	2. u. 4.	„	14.	„ „
„ der Podtjaginoff-Batt.	4 „	„	2.	„	14.	„ „

auf dem Nikolaus-Berg 1 Berggeschütz.

Im Ganzen 33 Geschütze.

Außer diesen soeben erwähnten Geschützen standen in dem Minsker Abschnitt an der Chaussee 2 Geschütze der 3. Batterie 14. Artillerie-Brigade; dieser Zug war am 15. September im Gefecht in der Stellung. In der Vertheidigungsstellung befanden sich zu dieser Zeit mit Ausschluß des Abganges für inneren Dienst:

Im Regiment Volhynien .	8 Stabs-,	36 Offiziere,	2261 Gewehre
„ „ Minsk . .	7 „	46 „ .	2577 „
„ „ Podolien . .	7 „	49 „	2319*) „
„ „ Shitomir .	7 „	34 „	2087 „
Im Ganzen einschl. Schwache	29 Stabs-,	165 Offiziere,	9244 Gewehre.

(Fortsetzung folgt.) 100.

General Macdonalds Marsch über den Splügenpaß im Monat Dezember 1800.

Unter diesem Titel fand ein Vortrag des Oberst Walther im Offiziers-Verein der Stadt Bern am 10. Dezember 1890 statt und erregte das eingehende Interesse des Hörerkreises, der den Ausführungen des Vortragenden mittelst Anhandnahme der schweizerischen Generalkarte, Blatt IV., sowie

*) Einschließlich 4 Kompagnien in Tirnowa.

der Karte der Schweiz und ihrer Grenzgebiete fachgemäße Beachtung widmete.

Ehe wir hier den hauptsächlichsten Inhalt des Vortrages anführen, sei es gestattet, das diesjährige Vortragsprogramm (Winter 1890/91) der stadtbernischen Offiziers-Gesellschaft anzugeben; es gewährt dasselbe dem Leserkreise dieser Fachschrift ein deutliches Bild von dem militärliterarischen Streben schweizerischer Offizierskreise.

Wir finden da angesetzt als Vortragende: Oberstlieutenant Weber: „Die neapolitanischen Schweizertruppen im Feldzug von 1860"; Oberst Schuhmacher: „Neuere Ansichten über die Gefechtslehre der Artillerie"; Oberstlieutenant Siegwart: „Der Verwaltungsdienst bei der I. Division im letzten Truppenzusammenzug", Oberstdivisionär Feiß: „Das neue Exerzier-Reglement"; Hauptmann Moser vom Generalstabe: „In wie weit kann das deutsche Exerzier-Reglement für die Infanterie als Vorbild dienen?" Major Brunner vom Generalstabe: „Die Eisenbahn im Kriege"; Oberstlieutenant Gugelmann: „Beobachtungen bei deutschen Manövern"; Oberst Hilty: „Der Verlust des Eschenthals (Domo d'Ossola). Ein noch unaufgeklärter Punkt der Kriegsgeschichte". Aus Vorstehendem kann man ersehen, in welchem Rahmen da gearbeitet wird, um zeitgemäß das fachmännische Wissen zu erweitern und zu ergänzen.

Bezüglich der Schilderung von Macdonalds gewagtem Wintermarsche über das Hochgebirge wurde zunächst kurz umfassend die maßgebend gewesene Kriegslage skizzirt. Im November 1800 stand eine französische Armee unter Moreau an der Donau. Der rechte Flügel dieser Armee stand einer österreichischen Armee gegenüber, die unter Erzherzog Johann im Vorarlberg aufgestellt war. In Ober-Italien, zwischen dem Oglio und dem Chieso, stand eine zweite französische Armee unter Führung Brune's einer österreichischen Armee (zwischen Mincio und Etsch) unter Bellegarde gegenüber, deren rechter Flügel das Welschtyrol zwischen Meran und dem Gardasee besetzt hielt.

Zur Verbindung der beiden französischen Hauptarmeen an der Donau und in Ober-Italien, sowie theilweise auch zugleich als Reserve der einen oder der andern stand ein französisches Korps von 12 000 Mann unter Macdonald in Graubünden; österreichischerseits wurde die Verbindung der beiden Hauptarmeen hergestellt durch das Korps Hillers (18 000 Mann) am oberen Inn westlich von Innsbruck, und ferner durch die Division Auffenberg an der oberen Etsch zwischen Münster und Glurns. Alle Pässe, die aus dem Unter-Engadin nach Tyrol führen, waren von den Oesterreichern gut besetzt und gesichert worden.

Im Monat November (1800) erhielt nun Macdonald von Bonaparte den Befehl: mit der Armee von Graubünden durch einen Vorstoß in's Welschtyrol die Operationen der französischen Hauptarmee in Ober-Italien zu unterstützen. Macdonald hatte also mit seinem Korps den Splügen zu übersch

und nach dem Veltlin zu marschiren, um dann von da aus sowie aus dem Val Camonica über den Tonale in die Gegend von Trient und zur rechten Flanke der in Ober-Italien stehenden Oesterreicher zu gelangen.

Die in Tyrol stehenden österreichischen Streitkräfte von den südlicher postirten zu trennen, war da eine Hauptaufgabe Macdonalds. Zu diesem Zwecke mußte er aber den Uebergang über den Splügen (2117 Meter über'm Meere) in dieser äußerst ungünstigen Jahreszeit wagen. Nur ein sehr mangelhafter Saumweg stand dabei zur Verfügung (die heutige fahrbare Splügenstraße von 16 Fuß Breite wurde erst in den Jahren 1818—1822 auf Kosten der österreichischen Regierung durch den Ingenieur Carlo Donegani errichtet, als Sardinien und die schweizerische Eidgenossenschaft den Bernhardin chaussirten).

Ueber den Splügen hinweg das Veltlin zu erreichen, dann von dort über den Paß von Aprica (1234 Meter) in das Val Camonica und ferner von da über den Tonale (1804 Meter) in das Trientinische zu gelangen, erwies sich angezeigt, wenn der beabsichtigte Zweck erreicht werden sollte.

Die außergewöhnlichen Schwierigkeiten des Splügenüberganges in dieser so weit vorgerückten Jahreszeit veranlaßten Macdonald, der Suworows Alpenabenteuer noch frisch im Gedächtniß hatte, seinen Stabschef, den Grafen Dumas, nach Paris zu Bonaparte zu senden, um diesen Vorstellungen wegen der ungeheuren Schwierigkeiten der verlangten Unternehmung zu machen. Bonaparte, als erster Konsul und Oberbefehlshaber, blieb jedoch unerschütterlich. Sein Bescheid lautete: „Ich werde an meinen Dispositionen **nichts** ändern. Kehrt sofort zurück und sagt dem General Macdonald, daß eine Armee überall und zu jeder Jahreszeit hindurch kommt, wo zwei Mann den Fuß hinsetzen können. Vierzehn Tage nach Wiedereröffnung der Feindseligkeiten hat die Armee Graubündens in der Gegend der Adda, des Oglio und der Etsch zu sein und sollen auf dem Tonale die ersten Schüsse gefeuert werden, um, einmal im Trientinischen, den linken Flügel der Armee Italiens zu bilden."

Macdonald traf nach Empfang dieses definitiven Bescheides folgende Dispositionen: „Unter d'Hilliers rückt ein Seitendetachement zur Sicherung der Flanke und Herstellung der Verbindung durch das Puschlav (Poschiavo) in's Veltlin und geht bis Tirano vor; ein kleineres Detachement unter General Morlot bleibt im Engadin zurück. Das Gros des Korps (circa 7000 Mann) sammelt sich bei Chur und geht in vier Staffeln gegen Splügen vor."

Am 26. November (1800) traf die Avantgarde Macdonalds (Kavallerie, erste Staffel) im Dorfe Splügen ein. Am 27. November — bei anscheinend ruhiger, beständiger Witterung — begann dieselbe den Marsch zum Splügenpaß. Entlang dem Wege waren Leute dieser Gegend als „Talons" aufgestellt. Arbeiterabtheilungen befaßten sich mit Wegräumung hindernder Schneemassen.

Ungeachtet aller Vorkehrungen und Anstrengungen fand der Marsch doch außerordentlich langsam statt, und schon ging der Tag zu Ende, ehe diese erste Abtheilung die Paßhöhe erreichte. Eine unerwartet mit Donnergeräusch herab-

stürzende Lawine reißt dann plötzlich dreißig französische Dragoner in den Abgrund hinunter und begräbt sie unter berghohen Schneelagen, während der Saumpfad selbst durch haushohe Schneemassen nun abgesperrt ist. Jenseits dieser plötzlich entstandenen Straßensperre, der Paßhöhe zu, befindet sich jetzt Laboissière, der Kommandant dieser Avantgarde, mit einigen Führern; diesseits dagegen seine Untergebenen, die ihm beim besten Willen nicht folgen können. Diese müssen den Rückmarsch zum Dorfe Splügen antreten.

Einige Tage hindurch wüthet nun ein unaufhörlicher Sturm. Gebirgskundige Leute dieser Gegend erklären, daß der Weg erst in vierzehn Tagen und auch dann erst nur für Infanterie herzustellen sei; jedoch Macdonald, der mittlerweile im Dorfe Splügen angelangt war, drang darauf, den Marsch um jeden Preis zu wagen.

Die Vermeidung von Truppenanhäufung in dieser armen Gebirgsgegend war für ihn bestimmend. Am 1. Dezember (1800) begann der Vormarsch seiner Avantgarde von Neuem. Zunächst mußte aber der hier und da haushoch gelagerte Schnee fortgeräumt werden. Zur Erreichung dieses Zweckes trieb man vier der größten Ochsen voran und denselben folgten dann vierzig Arbeiter mit Schaufeln, worauf eine Abtheilung Sappeurs sich anschloß und zwei Kompagnien Infanterie, zu Zweien dicht geschlossen, den Schnee feststampften. Leitender bei diesen Vorarbeiten war Macdonalds Stabschef, der schon erwähnte Graf Dumas.

Die Kolonne erreichte mit Verlust einiger Mannschaften, die in den Abgrund stürzten, nach erheblichem Zeitaufwande und großen Anstrengungen das Splügenhospiz, wo General Laboissière ihres Eintreffens harrte. Spät am Abend gelangte dann diese Avantgarde nach dem südwärts im Thale gelegenen Campo dolcino (1083 Meter Meereshöhe).

Der Marsch der zweiten und dritten Staffel über den Splügenpaß am 2. und 3. Dezember ging ohne besondere Störungen von statten; die außerordentlich starke Kälte festigte den Schneepfad, veranlaßte aber auch das Erfrieren einiger Soldaten und bei anderen Betheiligten die später nothwendig gewordene Amputation erfrorener Gliedmaßen.

Am 4. Dezember wurde der Marsch der vierten Staffel — Arrièregarde unter Vandamme —, mit welcher Macdonald und sein Stab marschirte, wieder sehr schwierig. Am Abend des 3. Dezember (1800) hatte wieder heftiges Schneegestöber begonnen. Die zur Besichtigung der zu passirenden Wegstrecken vorausgesandten Leute der Gegend erklärten: „daß ein Uebergang unmöglich sei". Der Weg war der starken, unaufhörlich sich mehrenden Schneelagen wegen nicht mehr zu erkennen, und die als Talons aufgestellt gewesenen Markirstangen waren in diesen Schneemassen verschwunden.

Macdonald beharrte trotz alledem auf den sogleich stattzufindenden Weitermarsch. Kaum war Alles zum Marsch angetreten, so erhob sich ein furchtbarer Sturm, der unter den obwaltenden Pfad- und Schneeverhältnissen doppelt



gefährlich sich erwies, und den Leuten Eiskrystalle in's Gesicht treibend, Erschwerung im Gehen und Innehalten des Pfades bereitete. Die Spuren des Weges vernichtend, begrub dieser Sturm viele Soldaten unter Schneehaufen. Schrecken und Verzweiflung bemächtigte sich auch hier der Heeresmassen.

Leute aus der Gegend, die hier Führerdienste versahen, erklärten die Fortsetzung des Marsches unter diesen Umständen für unmöglich und weigerten sich, an weiterem Vordringen theilzunehmen. Macdonald und sein Stab waren mehrmals nahe daran, im Schnee zu versinken und auf diese Weise den Untergang zu finden. In dem gräßlichen Toben des Schneesturmes waren bald die Führer trotz aller Aufopferung zum Weichen gezwungen, bald wurden Mannschaften vom Sturm erfaßt und in den Abgrund geschleudert oder sonst in absinkenden Schneelagen begraben. In den Abgründen mehrten sich die Schneemassen ebenso, als auf den zu passirenden Pfadstrecken die Schneesperren sich erhöhten; zu Allem gesellte sich obendrein der lähmende Eindruck der grimmigen Kälte.

Macdonald und die Seinen drangen dennoch weiter. Schneesperre auf Schneesperre wurde bewältigt und unermüdliche Ausdauer allen Erschwerungen entgegengesetzt. Dieser Schreckenstag brachte einen Verlust von hundert Mann. Die 104. Halbbrigade der Franzosen wurde dabei vollständig auseinander gebracht und fand sich erst zwei Tage darauf in Chiavenna wieder zusammen. Ueber 100 Pferde und Maulthiere gingen zu Grunde und ebenso entstand bedeutender Verlust an Kriegsmaterial.

Als am 24. November (1800) in Vorbereitung zu diesem Zuge Macdonalds drei Sappeurkompagnien in Thusis angelangt waren und dort ein Laboratorium eingerichtet hatten, war mit Demontirung von Geschützen und Fuhrwerken dort begonnen worden. Die auf Schlitten geladenen Geschütze wurden bis zum Dorfe Splügen durch Ochsen gezogen; dann wurden Räder und Lafetten Maulthieren aufgebürdet und die schweren Geschützröhren an Seilen über den Bergpfad geschleift. Munition und Lebensmittel sollten nach den Anfangs getroffenen Anordnungen ebenfalls durch Maulthiere befördert werden. Da aber diese nicht in genügender Zahl aufzutreiben waren, mußte jeder Soldat von Macdonalds Korps in seinem Tornister 160 Patronen, sowie Zwieback für fünf Tage aufnehmen.

Am 6. Dezember 1800 war das zuvor als unmöglich durchzuführendes Wagniß betrachtet wordene Unternehmen vollbracht, das gesammte Korps Macdonalds stand nun in Chiavenna vereinigt und hatte eine scharfe Probe bestanden.

Das im Unter-Engadin stehende Detachement des Generals Morlot wurde zu dieser Zeit von Auffenbergs österreichischem Korps vom Münsterthale her in überraschender Weise angegriffen und zurückgedrängt. Macdonald entsandte von Chiavenna aus zur Sicherung seiner linken Flanke die Arrièregarde über den Maloja zurück und die Division d'Hilliers über den Bernina

nach dem Engadin. In dieser Weise gesichert, überschritt Macdonald am 9. Dezember (1800) dann den Paß von Aprica (1234 Meter Meereshöhe) und marschirte, während Vandamme mit seinen Truppen die stark befestigte Stellung der Oesterreicher am Tonale vergebens bestürmte, mit dem Gros durch das Thal des Oglio nach Pisogno, wo gegen Dezember die Vereinigung mit der in Ober-Italien damals stehenden französischen Hauptarmee stattfand.

Ein interessantes Thema für den aus Alpenkundigen und zugleich aus militärischen Fachleuten bestehenden Hörerkreis hat Oberst Walther da behandelt. Wer die Hochgebirgspässe zur Winterszeit passirte und Gelegenheit dabei hatte, die dort sich dann bietenden Erschwerungen und Gefährdungen des Ueberganges selbst kennen zu lernen, kann sich leichter ein annähernd richtiges Bild von der Leistung des Macdonald'schen Korps machen, als der Sommergast des Alpengebietes während dorthin sich richtender Erholungsreise.

34.

Militärische Zeitbilder aus der Vergangenheit Ostpreußens.

Von

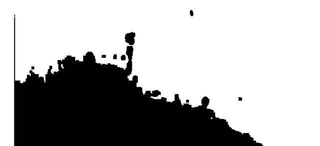
A. Grabe, Oberstlieutenant z. D.

I. Die preußischen Bosniaken.

1. Entstehung des Bosniaken-Korps und seine ersten Offiziere.

Im Verlaufe des zweiten schlesischen Krieges hatte Graf Brühl, der Premier-Minister des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, den Plan gefaßt, ein Korps von Polen, Tataren, Kasaken in der Ukraine anwerben und in die Mark Brandenburg einfallen zu lassen. Man vergegenwärtige sich, daß zu jener Zeit die politische Grenze Polens bis auf etwa 10 Meilen Entfernung an die Oder bei Frankfurt und Küstrin heranreichte, um die Höhe der Gefährdung zu ermessen, welche im Falle des Gelingens damals für das Centrum des preußischen Staates hätte erwachsen können. Es schien, als hätten historische Reminiszenzen den von glühendem Hasse erfüllten Minister zu solchem Gedanken geführt.

Die wechselreiche politische Lage hatte den Großen Kurfürsten fast 90 Jahre zuvor zu einem Bündniß mit Schweden veranlaßt. In der dreitägigen Schlacht bei Warschau, Juli 1656, war das polnische Heer von den Alliirten bei ausgezeichneter Betheiligung der Brandenburger, unter eigenster



Führung ihres thatkräftigen Kurfürsten, zwar glanzvoll überwunden, aber im Oktober erlitten kurfürstliche Truppen bei Prostken an der Südgrenze Ostpreußens, unfern von Lyck, durch übermächtigen Angriff der Polen eine Niederlage, in Folge deren, wegen nicht schnell bereiten Eingreifens der schwedischen Befehlshaber, in der Zeit vom 8. bis 22. Oktober 1656 und darauf vom 10. bis 13. Februar 1657 zahlreiche Tataren-Horden in die südlichen Bezirke Ostpreußens einfielen und daselbst eine Verwüstung anrichten konnten, wie ohne gleichen in der neueren Geschichte.

Da wir später in eine Zeitperiode treten werden, aus der wohlberechtigte Befürchtungen vor dem Eintreten ähnlicher Drangsale, nach eindringlich erhaltenen Ueberlieferungen aufzutauchen vermochten, so erscheint es angezeigt, auf jene schrecklichen Vorkommnisse etwas kennzeichnender einzugehen. Wie im Fluge waren jene Tatarenzüge über die Grenzbezirke gekommen und so schnell wie gekommen, waren sie auch wieder zurück geeilt, aber unsägliches Unheil hatten sie geschaffen. 13 Städte, 249 Flecken, Höfe, Dörfer nebst 37 Kirchen waren eingeäschert, 23 000 Menschen mit Einschluß des Kriegsvolks erschlagen und 34 000 Menschen zur Sklaverei weggeführt. Es waren förmliche Menschenjagden angestellt worden, nicht nur nach kräftigen Männern, sondern auch nach jungen Frauen, Mädchen und Knaben, deren Loos denn auch, den brutalsten Begierden ausgesetzt, das allerbeklagenswertheste wurde. Der Pfarrer Baranovius aus Kalinowen beschloß sein Leben unerlöst als Galeeren-Sklave in Kandia. Der damalige Diakonus aus Bialla schmachtete 31 Jahre in Gefangenschaft, kehrte dann aber heim und konnte sich noch des Glückes erfreuen, seine Gattin am Leben zu finden. Der Pfarrer von Gr. Rosinsko, Stankovius, wurde mit seiner Gemahlin zugleich in die Sklaverei geschleppt, und nie wieder hat man von ihnen etwas vernommen. Sein Kirchlein wurde nur durch die zufällige grelle Sonnenbeleuchtung eines Heiligenbildes von Brandsetzung verschont und ist bis auf diese Tage erhalten geblieben, freilich in solchem Zustande des Zerfalles, daß der alte Holzbau durch einen massiven ersetzt werden muß. In Stürlack wurde Georg Friedrich Schenk, Freiherr von Tantenburg von den Tataren vor der Thüre seines Wohnhauses auf einem großen Stein in Stücke zerhauen und zwei Sprößlinge seines Geschlechts wurden in die Tatarei geschleppt. Nur auf zwei Kinderaugen ruhte der Weiterbestand der Familie. Unter den Gräueln und Mordthaten, welche die Tataren in Goldap begingen, war die scheußlichste die, daß sie den Bürgermeister Dello, einen bejahrten Mann, auf dem Markte auf einen Spieß steckten und bei dem Feuer lebendig braten ließen. Hungersnoth und Pest vernichteten noch über 80 000 Menschenleben, und Vieh- und Pferdeseuchen raubten den letzten lebenden Besitz.*) Verwüstung und Entvölkerung in entsetzlicher Furchtbarkeit!

*) Toeppen, Geschichte Masurens.

Hier nun aber kam das durchaus nicht weniger übel gemeinte Unternehmen des Ministers von Kursachsen nicht zu so abscheulicher Vollführung. Bei den Werbungen in Polen, Volhynien und in der Ukraine sollen allerdings gegen 5000 Mann in Pflicht genommen worden sein, Zaporoger und andere Kasaken, Polen, Tataren, Kalmücken, Abenteurer aller Nationen, angelockt durch das blinkende Handgeld und die Aussicht auf reiche Beute. Indeß der Werber, ein Oberst von Sacken, soll den größten Theil der ihm überwiesenen Geldsumme an vornehme Polen im Hazardspiele verloren haben. Die mittellosen Einzeltrupps zerstreuten sich auf den langen Zumarschwegen größtentheils, und nur 72 Mann erreichten geschlossen die preußische Grenze, unter Führung eines gewissen Serkis, eines vielbefahrenen Juwelenhändlers von Bildung und ungewöhnlicher Gewandtheit, welchem sie als werbenden Rittmeister gefolgt waren. Verlassen und in Noth, kam dieser auf den Gedanken, seine Dienste dem Könige Friedrich anzubieten, dessen Ruhm schon damals bis zu den sarmatischen Steppen und zur Türkei gedrungen war. Der König genehmigte das Ansuchen und überwies die kleine Schaar dem Chef des schwarzen Husaren-Regiments, Obersten von Ruesch, um zu prüfen, „ob diese Leute durch den Gebrauch der Lanze etwas Vorzügliches leisteten".

Serkis selbst war ein geborener Arnaute oder Albanier, ein Abkömmling vielleicht von altillyrischen Gothen. Seinem Reitertrupp gab er aber, wohl willkürlich, den Namen Bosniaken, da die Nachbarn seines Vaterlandes als verwegene Reiter weit berühmt waren; es ist vielleicht kein einziger geborener Bosnier darunter gewesen. Oberst von Ruesch, eben aus österreichischen Diensten übernommen, sah die neuen Ankömmlinge gerade nicht mit günstigen Blicken an; er hielt sie für ähnlich den berüchtigten Trenk'schen Panduren, und das ganze Regiment theilte diese Voreingenommenheit gegen die Bosniaken. Als diese aber bei nächster Gelegenheit auf feindliche Reiterei mit Todesverachtung losgingen und bei der feindlichen Ueberlegenheit in's Gedränge kamen, änderten der Oberst und das Regiment ihre Meinung, und mit den Worten in seinem heimischen Dialekt: „Es seind's halters brave Kerls, wir müssen sie nit im Stich lassen" — führte Ruesch seine Husaren in's Gefecht, trieb die Oesterreicher zurück und befreite die Bosniaken.

Dieses schneidige Vorgehen der Bosniaken erwarb ihnen die Achtung des Regiments und war wohl auch die Veranlassung, daß der König dem Obersten von Ruesch nach dem Frieden von Dresden 1745 den Auftrag ertheilte, sie mit nach Ostpreußen in Garnison zu führen. Der Oberst nahm die Bosniaken nach seinem Stabsquartier Goldap*), und so wurden sie hier Provinzial-Genossen. Zunächst wurden sie freilich nicht ergänzt, und es schien, als würden sie allmälig aussterben. Aber schon im siebenjährigen und dar-

*) Goldup ist ein littauisches Wort und bedeutet Schwanen-Fluß. Nach ihrem Flusse ist auch die Stadt benannt, bei ihrer Gründung durch Markgraf Albrecht, den letzten Hochmeister und ersten Herzog von Preußen.

auf vor dem bayerischen Erbfolgekriege bis zur Regimentsstärke ergänzt, stand ihnen im letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts eine überaus rühmliche Leistung bevor, welche ihren Namen in der Kriegs- und auch der Provinzialgeschichte eine hochgeehrte Stellung einräumt.

Die Bosniaken erhielten in ihrer anfänglichen Verfassung zwei Dukaten monatlichen Sold und hatten dafür für ihr eigenes Pferd, für ihre beliebige Bekleidung und ihre Bewaffnung zu sorgen. Beim Manöver bezogen sie Feldwachen und setzten Vorposten aus. Für den eigentlichen Gefechts- und Kampfdienst übten sie nur die Schwärmattake. Auf ihren kleinen Pferden zeigten sie eine außerordentliche Reitergewandheit und excellirten bei dem Gebrauche der langen Lanze durch hervorragendes und bedrohliches Geschick. Zudem waren sie mit Pistole und Säbel in lederner Scheide bewaffnet. Lammfellmütze und Schaffell im Sattelsitz boten tatarisch-kasakische Anklänge. Als besonderes Korps blieben die Bosniaken für die nächsten Jahrzehnte dem schwarzen Husaren-Regiment zugetheilt.

Rittmeister Serkis war ein braver ordentlicher Mann. Er ließ sein Frau aus Polen nachkommen und lebte sehr häuslich. Die deutsche Sprache wurde ihm außerordentlich schwer und er schob in lebhaftem Sprechen italienische, polnische, walachische, sogar morgenländische Worte in wechselnder Fülle ein, so daß ein Verständniß mit ihm in der Unterhaltung sehr schwer fiel. Er und seine Frau gehörten der griechischen Kirche an. Da aber zur Ausübung ihres Gottesdienstes in Goldap keine Gelegenheit war, so traten Beide zur römischen Kirche über, zu großer Freude des Obersten von Ruesch, der ein eifriger Katholik war. Nach dem Tode des Rittmeisters Serkis kehrte seine Familie nach Polen zurück.

Mit seinem ursprünglichen Trupp hatte Rittmeister Serkis zwei Türken als Offiziere mitgebracht, den Kornet Ali und den Lieutenant Osman. Kornet Ali, eine Türke, aus Asien, nahe der persischen Grenze gebürtig, vielleicht in Persien selbst, war ein nerviger starker Mann, muthig, kühn, aber auch gänzlich roh. Als er sah, daß sein Rittmeister durch den Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche in der Gunst des Obersten stieg, ging er nach Polen und ließ sich dort taufen. Er nahm nach der damals üblichen Sitte den Namen seines Pathen Ossowski an, avanzirte zum Lieutenant bei den Bosniaken und machte als solcher den ganzen siebenjährigen Krieg mit. Bei der Reduktion des Bosniaken-Korps nach dem Frieden erhielt er wegen Alters und Dienstuntauglichkeit den Abschied und in Ansehung seiner Vermögenslosigkeit ein allerdings sehr kärgliches Gehalt. Ossowski gerieth darauf mit Weib und Kindern in dringende Noth und kam in den Verdacht, einen polnischen Juden ermordet und beraubt zu haben. Er wurde trotz seiner energischen und gewandten Vertheidigung zu einer mehrjährigen Festungshaft im Fort Friedrichsburg zu Königsberg verurtheilt, da die Untersuchung den Verdacht nicht völlig gehoben, ja sogar verstärkt hatte. Ein Sohn mit voll

orientalischer Physiognomie diente 1769 in dem damaligen gelben Husaren-Regiment als Husar. Der Familienname ist in der Provinz Ostpreußen noch erhalten.

Lieutenant Osman war jedenfalls der originellste dieser ersten Offiziere der Bosniaken. Er war ein schöner großer Mann und ein eifriger Muhamedaner. Den Koran kannte er fast auswendig und führte Stücken desselben häufig als Sprüche und Weisheitslehren an. Osman verstand es, die muhamedanischen Feste nach dem Stande des Mondes zu berechnen und feierte sie mit seinen Glaubensgenossen unter den Bosniaken, wobei er die Stelle des Iman, Geistlichen, vertrat. Bei dem Tode zweier Muselmanen leitete er die Begräbnißfeierlichkeiten auf einer Insel des Goldap, wo die Beerdigung unter muhamedanischem Ceremoniel stattfand. Der orientalischen Neigung zum Handel blieb er treu und verhalf Kameraden und Mannschaften zu Pferden, Waffen, Kleidungsstücken, Pfeifen, Tabak und sonstigen Bedürfnissen. Von dem zinsbringenden Ausleihen von Geld konnte ihn erst die ernsteste Abmahnung des Major von Baczko abbringen, des Vaters unseres fruchtbaren Schriftstellers für ostpreußische Heimathsgeschichte, Professors von Baczko, dem wir auch diese Mittheilungen großentheils verdanken. Als zeitcharakteristisch möge hier beiläufig angeführt sein, daß dieser Familie, um ihrer Verdienste in den Türkenkriegen willen, das ungarische Indigenatsrecht kaiserlich verliehen war.

Anfangs trug Osman ganz türkische Kleidung bei bloßer Brust, bloßen Armen, unter langem Bart und mit Dolchmessern im Gürtel. Als er aber erfuhr, daß die Frauenzimmer sich scheuten und vor ihm flüchteten, erschien er überraschend ohne Bart und in rother Husaren-Uniform mit silbernen Schnüren und behielt diese Tracht auch fernerhin bei. In der deutschen Sprache erlangte er eine große Fertigkeit im Ausdruck und lernte auch lesen und schreiben. Gern sprach er mit dem Major von Baczko walachisch. Er bemühte sich sehr um genaue Kenntniß des preußischen Kriegsdienstes und um die Manöver. Das Reglement selbst mußte ihm der, inzwischen zum General-Major beförderte von Ruesch zwar vorenthalten, weil dasselbe geheim zu halten war und nur preußischen Offizieren mitgetheilt werden durfte. Er wußte sich aber von diesen Auskunft zu verschaffen und konnte es stückweise wörtlich anführen nach seinen eifrigen Aufschriften.

Einem Verhältniß mit einem Dienstmädchen entsprossen Zwillingsknaben. Nach den damaligen Anschauungen wurde der Umgang dem Mädchen als ein Verbrechen angesehen und dasselbe in Haft gesetzt. Osman machte nun Gebrauch von seiner erlernten Schreibkunst und wandte sich in einer Eingabe direkt an König Friedrich, in der er um die Freilassung des Mädchens und um die Erlaubniß bat, auch ferner mit ihr zusammenleben zu dürfen, da er aus Achtung vor den Staatsgesetzen sich nur mit ihr allein verbunden habe, wiewohl ihm seine Religion Vielweiberei gestatte. Der König verfügte die

Entlassung des Mädchens und fügte launig in seinem Antwortserlaß hinzu, daß er ihm wünsche, noch Vater vieler junger Türken zu werden. Mit diesem Wortentscheide beunruhigte Osman noch den Erzpriester in Lyck, vielleicht schon der ältere Gisevius, indem er die Vornahme der rituellen Beschneidung an den bereits christlich getauften Kindern in Absicht stellte; dieser rief die Hülfe des Generals von Ruesch an und Osman erklärte dann auch, daß es ihm nie ernstlich in den Sinn gekommen sei, seine Söhne als Muhamedaner erziehen zu wollen. Er hat auch wohl nur den Herrn Erzpriester erschrecken wollen, da er ihn im Verdachte hatte, vornehmlich die Veranlassung zur Verhaftung gegeben zu haben.

Der sehr religiöse General von Ruesch mochte den Muselmann nie recht leiden, und so forderte Osman nach einer unwilligen Aeußerung des Generals in heftiger Erregung seinen Abschied. Dieser wurde ihm auch sofort gewährt, im Jahre 1754. Auf die Frage des Majors von Baczko, was er nun zu thun gedenke, erwiderte er, er hoffe soviel von den Preußen gelernt zu haben, daß man bald von einem Osman Pascha oder wenigstens von einem Osman Aga hören werde. Für den Dienst in einem christlichen Heere könne man ihn vielleicht mit 75 Streichen auf die Fußsohlen bestrafen, aber „er habe ja gesehen, daß die Christen, um Vergebung ihrer Sünden zu erlangen, sich selbst peitschten; warum sollte denn ein Moslem Bedenken tragen, zur Verzeihung seiner Sünden und zur Begründung seines Glückes seinen Religionsgesetzen gemäß sich etwas peitschen zu lassen?“ Osman kaufte sich einen Wagen, fuhr nach Königsberg, machte dort Einkäufe von Bernstein und zog nach Konstantinopel. Nach der Moldau, zum Ankauf von Remonten gesandte Offiziere vernahmen, daß er dort wirklich eingetroffen sei. Sein Versprechen zu brieflicher Nachricht ließ er unerfüllt. Für Frau und Kinder, welche er nicht mitnehmen durfte, übergab er dem Bürgermeister von Goldap eine Geldsumme und bat um Einsetzung einer Vormundschaft. Die Zwillingssöhne führten Beide den Namen Osman, der in der Provinz noch heute als Familienname erhalten und bekannt ist. Einer der Söhne war später Unteroffizier bei den Bosniaken.

Die weitaus interessanteste und bedeutendste Figur aus diesem Zeitkreise war die des Bosniaken Lipski, der es aus gemeinem Stande, nur durch eigenes Verdienst, zu auszeichnendster Würdigung und zur Charge eines Majors im Bosniaken-Korps brachte. Er gehörte zu den ersten Genossen, welche Rittmeister Serkis zur preußischen Grenze geführt, und war von Geburt ein Kalmücke mit ausgeprägtester mongolischer National-Physiognomie. Muth und Tapferkeit zeichneten den Mann in hohem Grade aus, und sein kühnes, meist waghalsiges Wesen im siebenjährigen Kriege erwarb ihm die Achtung aller Kameraden und Vorgesetzten. Er wurde dafür 1761 vom Unteroffizier zum Kornet und im darauffolgenden Jahre, bei der Vermehrung des Bosniaken-Korps zur Stärke eines Regiments von zehn

Schwadronen, zum Premier-Lieutenant, sodann schon im Jahre 1763 zum Rittmeister befördert. Trotz seiner häufigen und bedenklichen Verwundungen ging er nie in ein Lazareth, that seinen Dienst, kurirte sich gewöhnlich selbst oder nahm nur geringe ärztliche Hülfe an und ward stets bei seiner kräftigen Konstitution wieder gesund. Sein Mund war durch eine solche Heilung eines Säbelhiebes, bei welcher der Arzt wenig geholfen hatte, ganz schief geworden. Der Regiments-Chirurgus wollte diesem Uebel durch eine Operation abhelfen; Lipski war damit einverstanden und erschien nachher zur Parade mit einem Pflaster auf dem Munde, was sehr komisch aussah. Einige Kameraden lachten, er selbst lachte mit, und die Wunde sprang wieder auf. Er eilte in ein nahes Haus und bewog durch Geschenke ein junges Mädchen, ihm die Wunde wieder zuzunähen. Die gute Absicht des Chirurgen wurde dadurch allerdings ganz vereitelt, und es entstand eine höchst unförmige Narbe. Der König schätzte Lipski wegen seiner hervorragenden Tapferkeit sehr und beförderte ihn später zum Stabsoffizier im Bosniaken-Korps.

Nach dem siebenjährigen Kriege wurde das Korps wiederum auf zwei Schwadronen reduzirt, deren eine dem Rittmeister Lipski anvertraut war. Die Pferdeankäufe für das Korps erfolgten in der Ukraine, Moldau und Walachei. Die Pferde hatten eine Größe von nur 4 Fuß und 10 bis 12 Zoll und es war der Ankaufspreis auf 15 Dukaten pro Stück im Durchschnitt festgesetzt. Für den Ausbildungsdienst gewann Rittmeister Lipski eine ganz hervorragende Bedeutung. Er war der eigentliche Lehrmeister des Lanzengebrauches und eines schnellen, gewandten und kühnen, wenn auch weniger schulgerechten Reitens. Er wußte in stärkster Gangart die Lanze mit außerordentlicher Kraft und sausender Geschwindigkeit schwirren zu lassen, spießte am Boden liegende Gegenstände auf, war äußerst sicher im Ringstechen und ein Meister in Deckungen gegen Hieb und Stich. Das Reiten ähnelte der Art der sarmatischen Steppenvölker und der Türken. Im Sattel war der Schluß im Oberschenkel, bei hochgezogenem fest angelehntem Knie; die Unterschenkel waren zurückgenommen und hatten keine Anlehnung an den Gurten, wohl erklärlich aus der geringen Rippenweite der kleinen Pferde; es wurden keine Seitengänge, kein kurzer Galopp mit untersetzter Hinterhand geritten, nur ungestüm vorwärts; auf geschickte kurze Wendungen wurde dabei ein hoher Werth gelegt, sie waren ja bei der Einzelwirkung in der Schwärmattake von höchster Wichtigkeit.

Als Gemeiner hatte Lipski in Goldap die Tochter eines Bürgers Uhl geheirathet; nach deren Tode vermählte sich mit ihm, trotz seines entstellten Gesichtes — er war inzwischen allerdings Major geworden — die abgeschiedene Baronin von Eulenburg, eine geborene Schulz, deren Mutter auf dem Gute Royallen, zwischen Sensburg und Ortelsburg wohnte. 1774 stand Lipski als Major zu Possenheim in Garnison. Die gemeinen Bosniaken rühmten ihn als einen äußerst gutmüthigen, uneigennützigen und sehr achtungs-

werthen Mann. Professor L. von Baczko berichtet von ihm aus jener Zeit, daß er trotz der vorgerückten Lebensjahre noch eine feste Hand und ein gutes Auge besaß und mit der Pistole in bewundernswerther Präzision schoß; ebenso war er wie als Reiter, so auch als Schwimmer vorzüglich und ausdauernd. Seine Physiognomie hatte etwas Abschreckendes, aber durch die auffallende Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Freundlichkeit seines Wesens wurde dieser Eindruck im Verkehre schnell in ein anziehendes Gewinnen gewandelt. Er hatte den katholischen Glauben angenommen und beobachtete die Vorschriften und Gebräuche dieser Kirche mit voller Pünktlichkeit. Lipski starb im Jahre 1778. Seine Nachkommen leben noch in der Provinz, die ihm zur neuen Heimath geworden war, in geachtetsten Lebensstellungen und gedeihlichen Verhältnissen.

Aus der Zeit bis in den siebenjährigen Krieg hinein sind als Bosniaken-Offiziere noch anzuführen: Rittmeister Stephani, Lieutenant Barbull und Kornet Witkowicz. Der letztere scheint keine erfreuliche Acquisition gewesen zu sein. Er wurde 1755 aus dem Dienste entlassen, also ein Jahr nach dem Abgange des moslemitischen Lieutenants Osman. Man war froh, ihn los zu werden, „da mit solchen Männern wie er nichts anzufangen sei“. Lieutenant Barbull, ein geborener Tatar, wurde 1762 zu dieser Charge befördert, etwa zu gleicher Zeit mit Lipski, aber schon 1763 „wegen Mangels an Applikation zum Dienste“ entlassen, wie ein großer Theil der anderen bei der Reduktion der Bosniaken entbehrlich gewordenen Offiziere, ohne jegliche Gewährung. Er starb in hohem Alter in Bialla. Keineswegs ist er aber der letzte tatarische Offizier bei den Bosniaken. Es folgen, wie wir sehen werden, in den 90er Jahren mit einem geschlossenen Tataren-Volk noch andere muhamedanische Tataren-Offiziere, von denen einzelne, nebst tatarischen Tavarzys in der preußischen Armee angestellt blieben, bis zu deren gänzlicher Umgestaltung nach dem unglücklichen Kriege. Aus den vom Auslande angeworbenen Mannschaften und Offizieren ergab sich mit der Zeit für Ostpreußen eine eigenartige innere Kolonisation von Fremden aller Art, bei den ersteren wohl ziemlich allgemein mit Ablauf ihrer zwanzigjährigen Dienstzeit.

Rittmeister Stephani, welcher im Dienste König August III. von Polen, Kurfürsten von Sachsen vorher eine Schwadron Ulanen kommandirt haben soll, war von Geburt ein Armenier. Er befehligte das Bosniaken-Korps, welches in der Stärke von einer schwachen Eskadron in Goldap und Markgrabowa (Markgrafenstadt nach ihrem Begründer Herzog Albrecht, Markgraf von Brandenburg, genannt) in Garnison stand. Kurz vor Beginn des siebenjährigen Krieges nach Pillkallen verlegt, führten die Bosniaken auf Vorposten an der Grenze mehrfach tüchtige Scharmützel und bestanden am 24. August 1757 bei Plibischken, in der Nähe von Wehlau, ein sehr rühmliches Gefecht gegen Kasaken und Kalmücken, in welchem eine Fahne

mit türkischen und arabischen Charakteren erobert wurde; darauf anerkennenswerthes Verhalten in der bald folgenden Schlacht von Gr. Jägerndorf, 30. desselben Monats, in Verbindung mit dem schwarzen Husaren-Regiment. Sie marschirten sodann mit dem Lehwaldt'schen Korps nach Pommern, erschienen vor Stettin und Stralsund und nahmen Antheil an der Schlacht bei Zorndorf, 15. August 1758. Wegen dieser fiel General von Ruesch in Ungnade und wurde nach längerer Festungshaft in Stettin im Jahre 1762 aus dem Dienst entlassen. Um diese Zeit war das Bosniaken-Korps bereits erheblich verstärkt und dessen Kommando von Rittmeister Stephani an einen älteren Offizier übergegangen. Die Familie dieses Rittmeisters Stephani ist erhalten geblieben und ebenfalls noch heute in der Provinz vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

Anschluß zu dem Aufsatze: „Der französische und der britische Wettbewerb um Erreichung Timbuktu's".

III.

Das Jahr 1890 wird in der politischen Entwicklungsgeschichte Afrikas eine historische Bedeutung behalten. Deutschlands Vertrag mit Großbritannien regelte vorläufig die Abgrenzung der Machterweiterungssphären dieser beiden Mächte in dem gegenwärtig für Kolonialschöpfungen noch großen Raum bietenden Welttheile. Dem erwähnten Vertrage reihte sich dann das Abkommen zwischen Frankreich und Großbritannien an, welches die Jahrzehnte hindurch zwischen den beiden europäischen Westmächten in Frage gekommenen Nigergebiete betraf.

Dieser letztere Vertrag ordnete die sich im afrikanischen Westsudan begegnenden Besitzansprüche und gegenseitigen Machterweiterungsbestrebungen Englands und Frankreichs dahin, daß eine Abgrenzungslinie von Say am Nigerstrome bis an den Tsadesee vertragsmäßig so gezogen wurde, daß die nördlich dieser Linie gelegenen Gebiete den Franzosen, die südlich davon sich erstreckenden Landesgegenden, mit Inbegriff des Reiches Sokotu, dagegen den Briten zugesprochen wurden.

Für die Richtung nach Tripolis hin wurde bestimmt, daß die Oberhoheitsrechte des türkischen Sultans unangetastet bleiben sollten und somit der türkische Machteinfluß, der über die Oasen Gad und Gadames hinweg

seine westliche Abgrenzungslinie noch besitzt, auch ferner als maßgebend und berechtigt anerkannt bleiben solle.

Vorauszusehen war nun, daß Frankreichs unternehmende Afrikaerschließer dort im Westsudan nach Abschluß des englisch-französischen Uebereinkommens mit erneutem Eifer vorgehen würden, um durch „Abrundungs- und Ergänzungsanschlüsse" noch zu gewinnender Gebietstheile, bis dahin Versäumtes nachzuholen.

Daß jetzt außerdem auch gewaltige Anstrengungen und Vorarbeiten bemerkbar werden französischer Seits, um durch die Sahara hindurch feste und zeitgemäß gesicherte Verkehrslinien zur dierekten Verbindung Algeriens mit den Senegalgebieten und weiterhin zu den Kongobesitzungen zu gewinnen, entspricht der Lage der Verhältnisse ebenfalls.

Frankreich ist im Begriffe auf Generationen hinaus dort Arbeiten zu wagen, die seinen afrikanischen Besitz auf sicherste Grundlage stellen und dessen Festlandsstellung in massivster Weise zusammenschließen sollen. Pläne und Entwürfe, die noch vor Jahresfrist als kaum ausführbar, als zu gewagt und zu zweifelhaft betrachtet wurden von den hierin einwirkenden oder leitenden Militärs; Vorschläge, die man als vollständig überlebt und veraltet, schon ganz beseitigt glaubte, sind da wieder aufgetaucht und finden jetzt plötzlich wieder Anerkennung sowie thatkräftige Förderung, selbst dort, wo man die noch entgegenstehenden Hindernisse und Erschwerungen voll und ganz kennt.

Welche Wandlung hat sich da im Bereiche weniger Monate vollzogen, als mit Klarstellung der Gegenseitigkeitsbedingungen neue Grundlagen für alte Bestrebungen gewonnen wurden.

Hier nur einige Angaben über den gegenwärtigen Gang dieser französischen Machterweiterungsunternehmungen. Die zur Förderung von Handelszwecken ausgesandte Unternehmung des Schiffslieutenant Mizon hat eine Reise den Nigerstrom aufwärts angetreten. Ergänzende kleinere militärische Expeditionen der Franzosen dringen vom Senegal oder vom Grand Bassam in das Innere der Landestheile vor, die angeschlossen werden sollen in bekannter Weise. Eine andere französische Expedition geht dagegen fast gleichzeitig vom Kongo aus zum Tsade-See und von dort nach Algerien, um dabei Gegenden zu durchziehen, die dem von Europäern angestrebten Verkehre noch fremd sind.

Die Hauptsache bei all' diesen Vorstößen ist dann wohl aber die endlich fest beschlossene, bisher wiederholt aufgeschoben wordene Dienstreise des Gouverneurs von Algerien nach dem entlegenen El-Golea. Von dieser Dienstreise des französischen Oberbefehlshabers verspricht man sich außerordentliche Ergebnisse. Sicher nimmt man an, daß El-Golea eine ständige Garnison erhalten, dem Gebiete von Ghardaia angeschlossen werden und dann einen Hauptausgangspunkt für weitere französische Vorstöße vom Süden Algeriens aus, bilden wird.

El-Golea, in einer Meereshöhe von 440 m gelegen, hat schon durch

seine geographische Lage eine Bedeutung auffälligster Art. Weiter unten im Süden am Nigerstrom hat Frankreich zu viel versäumt, als daß es sicher darauf rechnen könnte, an Stelle der Sahararoute die untere Stromstrecke des Niger für seine nächstliegenden Zwecke sobald zu gewinnen, ohne kräftiges Vorgehen vom Norden her.

Vergebens waren früher die Schutzforderungen französischer Handelsgesellschaften, die gegenüber den dreist am unteren Niger vordringenden und sich dort mehr und mehr festsetzenden britischen Konkurrenten, staatliche Protektion von der heimischen Staatsleitung verlangten. Was diesen französischen Gesellschaften nicht gewährt wurde, verlangten und erreichten dagegen die britischen Gegenbewerber um so reichlicher und um so schneller von 'der Regierung Großbritanniens, die mit regem Scharfblick alle französischen Unternehmungen in den westafrikanischen Stromgebieten überwachte.

So konnte sich im Verlaufe der Zeit die Royal Niger Company bilden und zu einer Vormacht britischer Interessenvertretung aufschwingen, mit der nun französischer Seits gerechnet werden muß. Was vordem den Franzosen leicht möglich gewesen, die Einbeziehung der unteren Nigergebiete in ihren Machtbereich, könnte jetzt nur mit einem Kampfe gegen das britische Reich selbst erlangt werden. Unter diesen Umständen drängte sich daher immer wieder die Gewinnung eines Schienenweges durch die Sahara in den Vordergrund und zwang zu erneutem Vorgehen gegen El-Golea und darüber hinaus vom Südrande Algeriens her. Zum Theil werden da im militärischen Interesse uralte Straßenzüge wieder aufgenommen, weil die erwähnte englische Royal Niger Compagnie ein Hemmniß von anderer Richtung her bildet.

Von dem jetzigen Machtbereich dieser britischen Gesellschaft gewinnen wir ein Bild, wenn wir erwägen, daß im Jahre 1884 der Sultan von Sokotu dieser Royal Niger Company die Souveränetät über das mittlere Stromgebiet des Niger und des Benue abtrat, im Jahre 1890 dagegen fener der bezeichneten großen Vereinigung die gesammte Jurisdiktion über sein 250 000 Quadratmeilen umfassendes und sehr fruchtbares Reich übertrug.

Wie im achtzehnten Jahrhundert britische und französische Kolonialbestrebungen in den Stromgebieten Nordamerika's schließlich zu militärischen Anstrengungen und Zusammenstößen Englands und Frankreichs führten und keineswegs ohne Einfluß und ausschlaggebende Bedeutung für die europäischen Allianzbeziehungen dieser beiden westeuropäischen Großmächte blieben, so kann auch der in Westafrika stattfindende und immer größere Wettbewerb dieser beiden Mächte nicht ohne Folgen für die europäische Stellung derselben bleiben. Und hier liegt, wie französische Staatsmänner und Heerführer jetzt schon empfinden, der militärische Schwerpunkt für die Zukunft des französischen Kolonialbesitzes im afrikanischen Westsudan überhaupt.

Der Niger und der Senegalbereich Frankreichs soll vor dem Geschick der großen französischen Mississippi- und Kanadaspekulation des achtzehnten

Jahrhunderts bewahrt bleiben. Im Zeitalter des siebenjährigen Krieges büßte endgültig Frankreich seinen nordamerikanischen Kolonialbesitz ein, als seine europäischen Bündnisse ihm furchtbarste Verluste und Schwächungen brachten. Die jetzigen Sicherungsanstrengungen Frankreichs für Zusammenschließung und innere Festigung seines westafrikanischen Besitzes sind nun derart berechnet, daß ihr sachgemäßer Zweck und Bestand nicht durch etwaige Ueberrumplungsunternehmungen europäischer Gegenbewerber in Frage gestellt werden kann, sobald die Ausführung programmgemäß stattfindet.

Ungeheurer Anstrengungen und Opfer wird es freilich bedürfen, um allein schon die in dieser Hinsicht für unentbehrlich nun wieder erachtete militärische Verbindungs- und Sicherungslinie durch die Sahara herzustellen und zu halten.

Als im Beginn des Septembermonats 1890 nach Frankreich die Nachricht gelangte, daß im westafrikanischen Sudan gegen die Franzosen der heilige Krieg durch fanatische Marabuts gepredigt würde und bedeutende Massen mohamedanischer Glaubensstreiter daraufhin in Nioro sich sammelten, konnte der französische Befehlshaber Archinard auch bald berichten, daß die in Nioro sich sammelnden Feinde nicht mehr mit veralteten Schußwaffen, sondern mit modernen Schnellfeuer-Schußwaffen ausgerüstet wurden, die über Marokko in Massensendungen gekommen und drei Monate vor Beginn der Ansammlungen in Nioro, dort angelangt waren. Das war ein Merkmal von anderweitiger Gegenwirkung.

Unweit der marokkanischen und der Sahara-Grenzgebiete liegt im Südtheile der algerischen Provinz Oran die Eisenbahn-Endstation Aïn-Sefra (Aïn-Quelle), die den Angehörigen der französischen Fremdenlegion kaum als angenehmes Marschziel erschien, wenn hierher sich Bewegungen dieser sonderbaren Truppe lenkten.

Der gewöhnlich gut unterrichtete „Temps" brachte vom Monat August des Jahres 1890 eine Schilderung der Sicherheitszustände, die im Südtheile der Bahnstrecke Oran-Aïn-Sefra vorherrschen und für die jetzt angestrebte französische Saharabahn jedenfalls eine typische Vorbedeutung haben. Wir vernehmen da wörtlich aus französischer Quelle:

„Die Bahnwärter leben in beständiger Angst vor Angriffen der Eingeborenen. Zwei Familien wohnen stets in den einsamen Stationshäusern. Der Zug bringt ihnen täglich Fleisch und Brod; die Bahnverwaltung liefert ihnen Gewehre zu ihrer Vertheidung. Die kleinen Bahnhöfe sind durch Mauern befestigt, in denen Schießscharten angebracht sind. Diese Vorkehrungen sind nicht unnöthig, da die Araber schon oft an diesen einsamen Orten Handstreiche versucht haben. Sie suchen namentlich dann in die Häuser einzudringen, wenn die Männer auf der Strecke sind und die Frauen sich allein daheim befinden. Letztes Jahr griffen sie spanische und marokkanische Arbeiter, die Schienen legten, mit Gewalt an. Die Angegriffenen konnten sich nur retten,

indem sie in den Zug stiegen und abfuhren. Seitdem begleitet stets eine entsprechend starke Abtheilung Soldaten zum Schutze der Arbeitenden den Zug ꝛc. ꝛc.“ „Wenn es aber nun schon in nur zweihundert Kilometer von Oran entfernt liegendem Gebiete zu solchen lokalen Schwierigkeiten zählt, den Bahnbetrieb und Bahnbestand zu sichern, wie wird es erst weiter südlich in der Sahara danach der Fall sein mit der Behauptung isolirt gelegener, weithin sich erstreckenden Bahnlinien?“ wurde von anderer Seite hinzugefügt.

Die brennend gewordene Hauptfrage der Sicherung des französischen Westsudan wird jedoch trotz aller Hemmnisse, die voraussichtlich der Errichtung der Saharabahn entgegenstehn, gerade jetzt wieder von militärischer Seite an die große Bahnangelegenheit angeknüpft. „Was den Russen in den Steppen Centralasiens bis dahin gelang, muß uns ebenfalls gelingen!“ lautet die Losung in den zunächst interessirten militärischen Kreisen Algeriens und der Senegalgebiete.

Das deutsch-englische Abkommen bezüglich Ostafrika's hat da seit dem Sommer 1890 entschieden belebend eingewirkt. Der französische Abgeordnete Deloncle schrieb etwas lebhaft im „Siècle“: „Deutschland erkennt also England alle Gebiete vom Sokotu und Burnit bis zum Südwestufer des Tsade-See's zu und läßt uns nur Bagirmi und Wadai. Mit Ausnahme dieser Landschaften gehört also Afrika vom Niger bis nach Sansibar den Briten. Dies ist unmöglich und darf nicht geduldet werden! Das Hinterland Algeriens und Tunesiens (!) darf nicht in die Hände der Engländer fallen. Wir Franzosen haben vier Milliarden für Algerien, zweihundert Millionen für Tunesien und dreihundert Millionen für den Senegal ausgegeben. Diese Opfer geben uns das Recht, eine Vertheidigungszone (sehr „geschickt“ ausgedrückt!) zu beanspruchen, um so kostbare Gebiete zu beschützen, die gewissermaßen eine Verlängerung Frankreichs bilden. Wir wollen keine neuen Länder erobern, sondern nur unsere alten Besitzungen im Norden und Westen Afrika's vertheidigen. Wir können unseren Mitbewerbern genügenden Spielraum lassen, müssen aber den Rest zu retten suchen. Handeln wir schnell, ohne Zeit zu verlieren, da es in einigen Wochen schon zu spät ist.“

Die angesehene „République française“, erklärte fast zur gleichen Zeit den deutsch-englischen Afrikavertrag, welcher Afrika's Centralgebiete entgültig theile, für eines der wichtigsten Ereignisse des neunzehnten Jahrhunderts.

Als Richtschnur des daraus für Frankreich gebotenen Vorgehns führte das genannte Organ an: „Ostafrika uud die Seen, diese bevorzugtesten Theile des afrikanischen Festlandes seien zwar nun den Franzosen entgangen, Frankreich könne aber trotzdem noch eine wichtige Rolle in Afrika spielen, wenn es Algerien und Tunesien mit dem Senegal und Guinea zu einem Reiche verbände. England dürfe die Boussafälle nördlich nicht überschreiten. Frankreich müsse dann vom Ober-Ubangui vor Andern den Tsade-See zu erreichen suchen, der für die künftige Saharabahn sehr wichtig sei. Frankreich

dürfe sich nicht wieder von seinen Nebenbuhlern überholen lassen, welche in andern Gebieten genügend für den Tsade-See entschädigt seien ꝛc. ꝛc."

Die Zukunftsbahn durch die Sahara, die Timbuktu und den Mitteltheil des Niger an Algerien anschließen und die Bauleistung der Russen in der turkestanischen Wüste übertreffen soll, hat im Projektstadium schon manche Arbeit und Mühe französischer Fachmänner beansprucht.

Oberst Flatters hatte ein Tracé auf weite Strecken hin studirt und in neuerer Zeit war es dann die Broschüre des Generals Philibert und des Ingenieurs Rolland, die die Ausführbarkeit dieser eigenthümlichen Bahnanlage darlegen sollte. Mehrere Vorschläge mit verschiedenen Ausgangspunkten und abweichenden Anregungen bezüglich der zu benutzenden Strecken, gelangten im Monat Juni des Jahres 1890 in der geographischen Gesellschaft Frankreichs zur eingehenden Erörterung.

Professor Allain hatte eine Linie südwestlich von Marokko zum Niger vorgeschlagen. Dieselbe sollte vom Kap Nun (28° nördlicher Breite) in etwa zweihundert Kilometer Entfernung von der Grenze Marokkos beginnen und über die Oasen und Ortschaften, beziehungsweise Städte: Tenduf, Bel-Abbas, Bir-Sus, Taudeni, Bir-Onan und Arauan nach Timbuktu und dessen etwas weiter südlich am Niger gelegenen Stapelplatz sich richten. Hier würde also hauptsächlich eine alte Karawanenroute beibehalten werden. Gegenüber dem Vorwurfe, daß damit kein direkter Anschluß Algeriens hergestellt würde, wurde hervorgehoben, daß dafür auch nur eine Linie von ungefähr 1750 Kilometer Erstreckung nöthig sei, während die konkurrirenden algerischen Bahnanschlußvorschläge 2600 bis 3400 Kilometer Längenausdehnung beanspruchen würden. Mardochai und Caillié (1828) lernten diese Strecke zum Theil kennen. Der deutsche Afrikaforscher Lenz drang auf dieser Route im Jahre 1880 von dem nahe dem 24. Grade nördlicher Breite gelegenen Taudeni bis zu dem 40 Kilometer weiter südlich gelegenem Punkte Unan vor.

Professor Allain führte für die von ihm vorgeschlagene Linie an: „daß diese Saharastrecken bewohnbar seien, für Kultur benutzbar wären und sogar Wasserreichthum im Boden hätten. An Pflanzenwuchs fehle es keineswegs dem westlichen Theile, der auch zuweilen Regen erhält. Oasen seien vorhanden, die sich durch Bohrung artesischer Brunnen leicht vergrößern ließen und selbst zwischen Reihen von Sanddünen seien die Niederungen mit Kräutern besetzt, die den dort weidenden Kameelen zur Nahrung dienten. Als Gewährsmann für die Thatsache, daß sich am Ausgange von Marokko ein langes, fruchtbares und wasserreiches Thal befände, das bis Arauan (ca. 200 Kilometer nördlich von Timbuktu) ergänzende Fortsetzungen aufweist, führte Professor Allain den Forscher Menusier an. Die Oase von Tosenr, die im erwähnten Thale liegt, sei die ausgedehnteste, wichtigste und schönste von Djerid. Das Projekt des Professors Allain hat nun aber den Hauptfehler gerade darin, daß der am atlantischen Ozean vorgeschlagene nördliche Endungspunkt beim

Kap Nun nicht auf französischem Gebiete liegt und damit gerade die vorwiegend strategische Bedeutung der großen Saharabahn für Frankreich in Frage gestellt würde.

Ganz richtig ziehen französische Militärs eine Bahnrichtung vor, die die ganze Anlage militärisch sicher stellt mit den Endungspunkten in eigenen Gebieten.

„Ob Constantine, Algier oder Oran den nördlichen Hauptausgangspunkt des groß geplanten Unternehmens bilden soll?" ist eine weitragende Frage gewesen. Die Broschüre des Generals Philibert und des Ingenieurs Rolland ventilirt die Stellung zu den hier in Betracht gelangenden Bedingungsverhältnissen. Eine östliche, eine mittlere und eine westliche Linie durch Algerien (entsprechend der geographischen Lage der obengenannten drei Hauptstädte), wird erwähnt. Im Hauptabschnitt beherrscht aber nun folgende Ausführung das Ganze.

Die Ebenen der Sahara, die sich südlich vom Atlas-Gebirge ausdehnen, bieten zwei große hydrographische Becken. Das westliche hat als Hauptwasserader den Oued Guir oder Ghir (Oued oder Wadi sind Flüsse, die nur bei Regenszeit Wasser führen), der nördlich vom marockanischen Atlas entspringt, sich dann nach Südosten wendet, und nachdem er den Oued Susfana aufgenommen, der von Norden kommt, dann in der gleichen Richtung unter der Benennung Messaura weiterfließt. Er verschwindet in einer Reihe von Niederungen, die mit dem Stromgebiet des Nigers Zusammenhang aufweisen.

Das östliche Becken hat als Hauptader den Oued Igharghar, der in den Bergen von Hoggar entspringt und nördlich fließt; er nimmt dann den Oued Mia auf, der von Südwesten kommt, nimmt dann den Namen Wadi Rhir (auch Ghir) an und mündet endlich im Schott (=See) Melghir, der den Zentralpunkt dieses östlichen Beckens bildet.

Der Oued Messaura (auch Wadi Saura genannt) bildet eine Linie von Oberflächen-Wasser, die für die Sahara von hoher Bedeutung ist. Der Oued Igharghar ist dagegen zugleich eine Linie unterirdischer sowie artesischer Gewässer und in seiner Fortsetzung, dem Rhir, zeigt der umgebende Boden den größten Reichthum an artesischen Gewässern in ganz Nordafrika. An diesen beiden Linien zeigen sich gut bebaute Oasen und es könnten mit wenig Mühe diese Wohn- und Kulturstätten dort bedeutend vermehrt werden. Die Freunde und Befürworter der westlichen, von Oran aus projektirten Bahnlinie, heben hervor, daß diese Linie stets dem Oued Messaura sich anpasse und vollere Ausbeutung des Bahngebietes in Aussicht stelle; auch umgehe sie die Aregs, Sandberge und Dünenreihen, die, von Stürmen aufgewühlt, nahegelegene Bahnstrecken mit Verschüttung bedrohen und den Betrieb damit unterbrechen oder auch aufheben können. Aïn-Sefra (454 Kilometerstrecke von Oran entfernt) würde den Anknüpfungspunkt geben. Von

dort bis Timbuktu müßte dann die Bahnverbindung rund 2000 Kilometer Ausdehnung erreichen, und diese Hauptstrecke könnte innerhalb vier Jahren errichtet werden.

Die Gegner dieser so eingehend empfohlenen westlichen Bahnlinie weisen dagegen darauf hin, daß diese Strecke vom Westen her durch marokkanische Raubstämme zu leicht und zu oft gefährdet werden könne. Dort dann mit unabhängigen, unbändigen und den Franzosen stets feindlich gesinnten Stämmen langjährige Kämpfe zu führen, gestatte der Zweck des Ganzen nicht.

Die östliche Algerien-Saharabahnstrecke würde von Constantine ausgehend nach Biskra sich richten. Diese Linie geht auf weite Strecken hin durch bekannte und bewohnte Gegenden dem Ighargar entlang und ist vielfach empfehlenswerth in weitgehendster Weise.

Die alte Weltmacht Rom wußte schon vor Jahrtausenden diese Strecke und namentlich die strategische Lage Biskra's in der Palmenoase El Kantara militärisch zu würdigen. Dort befand sich ein römisches Standquartier und in dem einzigen Passe, der das Auresgebirge unterbrechend einer Straßenverbindung bester Art zwischen der Provinz Constantine und der Sahara Raum gewährt, zeugt heute noch eine der Vorzeit entstammende, massiv gewölbte und vielbenutzte Römerbrücke von jener Zeit, in der Cohorten oder wohl zuweilen auch Legionen durch diese romantische Felsenenge zogen.

Biskra (auch Biskara genannt) ist seit dem Jahre 1844 in den Besitz der Franzosen gelangt, die hier eine Garnison errichteten und von hier aus ihre Herrschaft in dieser Saharagegend ausbreiteten. Dieser wichtigste Militärposten Frankreichs am Südrande der Provinz Constantine geht einer großen Zukunft entgegen. Lage und Umgebung erleichtern oder bedingen vielmehr sogar hier den zunehmenden Aufschwung der Stadt und des ganzen Gebietes.

Anfangs der sechsziger Jahre dieses Jahrhunderts befanden sich hier 3000 Einwohner; schon zwanzig Jahre darauf konnte die Einwohnerzahl auf 8000 beziffert werden, obgleich noch immer Biskra hier als südlichster französischer Militärposten galt. Als Hauptknotenpunkt der großen in den Tell führenden Saharastraße seit Jahrtausenden viel begangen von den Handelszügen dieser Gegenden, erlangte Biskra unter der neuen französischen Herrschaft auch eine Bedeutung als Kreishauptstadt. Diese wichtigste Militärstation der Sahara die auch als eine weithin gerühmte Stätte des Vergnügens und Lebensgenusses bekannt ist und die bezeichnende Benennung: „Das Paris der Wüste“ führt, mit Timbuktu und dem Tsadesee durch Schienenstränge zu verbinden, empfiehlt sich aus vielfachen Gründen. Die militärische Stellung in Biskra muß als eine starke bezeichnet werden. Mit verhältnißmäßig geringem Aufwande kann die Stadt und ihr nächstgelegenes Umgebungsgebiet zu einer fast unangreifbaren Operationsbasis umgewandelt werden, wobei natürlich die Befestigung der malerischen und romantischen Felsenge von El

Kantara mit eine Hauptbedeutung erlangen würde. Für Heeresbewegungen zum südlichen Theile von Tunis und vielleicht weiterhin sogar gegen Tripolis, dürfte da mit Schaffung der geplanten Bahnlinie auch ein gesicherter Ausgangspunkt von großem Werthe sich heranbilden. Zudem kann Biskra kaum umgangen werden.

Biskra mit seinen breiten, aus einstöckigen Backsteinhäusern bestehenden und vom Fort St. Germain beherrschten Straßen, hat in den nahen Eisengruben, Kalksteinbruchstätten und Salpeter= sowie Salzerzeugungslokalitäten reiche lokale Hülfsquellen für die Behauptung seines Eigenwerthes.

Dies gelangt nun namentlich in Betracht, wenn für die Errichtung der großen Bahnlinien enorme Geldsummen herangezogen und die strategischen Interessen hier mit nationalökonomischer Belebung und Aufmunterung weiterer Kreise gefördert werden sollen. Kolonisation weiterer und umfassenderer Art wird hier schon vom rein militärischen Standpunkte aus miterfordert werden und die Regierung Algeriens hat dies schon vor Jahrzehnten erkannt, als sie die Anlegung eines Acclimatisationsgartens bei Beni=Morra nnweit der Stadt Biskra veranlaßte.

Die Kauadschi (arabische Kaffeehausbesitzer) erwerben hier Reichthümer. Die unverschleierten, reich aufgeputzten Dirnen vom Nomadenstamme der Ulad=Nail („Nailijah's" genannt) haben für die orientalischen Lebemänner der hier verkehrenden Volksstämme große Anziehungskraft, die ungemein reichen Dattelernten und üppigen Bodenerträgnisse gewähren reichen Gewinn, wandernde Tuareks schlagen hier gern ihre Zeltlager auf und am Nordrande des von Europäern (zumeist Franzosen) bewohnten Stadttheils hat sich eine Negerkolonie angesiedelt, deren Angehörige auch einen guten Bedienungsstamm für den Bau und Betrieb der Wüstenbahnlinie bilden werden.

Das Tiefbecken von Wargla, auch Ourgla, an dessem Nordrande in abschließender Lage Biskra bei 123 m Meereshöhe den Zugang zum wichtigen Passe von El=Kantara deckt, wird auch algerische Sahara genannt und war in der vorgeschichtlichen Zeit jedenfalls das Becken eines großen Sees. Reste desselben sind die jetzt noch südöstlich von Biskra sich ausdehnenden Seeflächen, deren Raum zwischen 9 bis 180 Quadratmeilen Flächenausdehnung wechselt, deren Tiefe im Winter selten über einen Meter Wasserstand an den im Sommer gänzlich austrocknenden Stellen aufweist, und deren Vorhandensein sowie ostwärts zum tunesischen Golf von Gabes sich zeigende Fortsetzungen, wiederholt zu den gewagtesten Projekten hydrographischer Art Veranlassung gaben.

Für die französische Saharabahn ist der Ausgangspunkt Biskra auch noch insofern von schwerwiegendster Bedeutung, als bis etwa auf tausend Kilometer südlich von Ouargla der Bau kaum nennenswerthe technische Erschwerungen aufweisen könnte. Im auffälligsten Gegensatze dazu würde eine von der Stadt Algier sich südwärts richtende, sogenannte mittlere Linie,

wegen den Gebirgswällen, die sich entgegenstellen 2c. 2c., mit ganz anderen Schwierigkeiten zu rechnen haben.

Das Ringen um den Machtvorrang in Timbuktu und am Nigerstrome wird für Frankreich mit dem Zustandekommen und dem Bestande der Saharabahn bald eine ganz andere Gestalt gewinnen. Nur zeigten sich zwei verschiedene Ansichten bis in die jüngste Zeit hier in bemerkenswerther Weise thätig.

Die eine Gruppe behauptete: „Anschluß an den Senegal über Timbuktu ist zunächst geboten;“ die andere äußerte: „Timbuktu wird nun vom Senegal aus ohnehin erreicht, Verbindung zum Tsade-See ist nothwendiger, um den Briten gegenüberzutreten im Kerne des afrikanischen Festlandes“.

An kalten Wasserstrahlen nationalliterarischer Art fehlte es in Frankreich auch nicht bei Beleuchtung der Saharabahnprojekte im Sommerhalbjahr 1890, als das englisch-deutsche Afrikaabkommen die militärgeographischen und andere interessirte Fachmänner in Paris so sehr erregte und nun erhöhten Eifer für das Zustandekommen der Saharabahn wieder so plötzlich entfachte.

Das „XIX. Siècle“ gab „seinen Senf“ in folgender Weise dazu: „Abgesehen von den Schwierigkeiten, welche die Raubzüge der Tuaregs dem Bahnbau bereiten werden, und der Unmöglichkeit, diese Raubstämme zu unterwerfen, biete die Saharabahn in ihrer Ausdehnung zur Zeit noch unübersteigliche Hindernisse. Die Entfernung von Biskra bis zum Tsade-See betrage etwa 3600 Kilometer.“ (Vergleichsweise erlauben wir uns hier die Zwischenbemerkung, daß die Schienenverbindung Berlin—Paris—Irun—Madrid—Lissabon sich auf 3196 Kilometer erstreckt und in 81 bis 85 Stunden zurückgelegt werden kann.) „Selbst bei Anwendung des Schmalspursystems Decauville mit 75 Centimeter Spurweite würde der Kilometer Bahnstrecke mindestens 45 000 Franken Baukosten verursachen, was für die gesammte Linie 160 Millionen Franken betragen würde. Die jährlichen Betriebsunkosten würden sich, wenn man für den Kilometer auch nur den Betrag von 2500 Franken anrechnen wollte, auf 9 Millionen Franken belaufen, und es würde doch schwer halten, dieses Geld in Gegenden wieder einzubringen, in denen es weder Waaren noch Passagiere geben würde. Die Regierung könne daher den Bau nicht unternehmen, und es würde sich ebensowenig eine Gesellschaft von Aktionären finden, die ihre Anstrengungen und ihr Geld nutz- und zwecklos vergeuden wollten.“

So hatte sich „XIX. Siècle“ mannhaft und unverfroren geäußert, als bald darauf die „Indépendance belge“ mit der Nachricht aufrückte: „nicht weniger als vier Konzessionsgesuche seien bei der französischen Regierung bezüglich der Saharabahn eingelaufen“. Die betreffenden Angaben wurden dann von den Hauptblättern Frankreichs ohne Widerspruch aufgetischt.

Danach wurde das erste Gesuch von Napoleon Ney von der geographischen Gesellschaft eingereicht; gestützt wurde dasselbe durch ein Komité, dem Leroy-

Beaulieu, der Deputirte Siegfried und andere angesehene Männer angehören. Dieses Komité verpflichtete sich zur Aufbringung von 220 Millionen Franken und zur Ausführung des Baues innerhalb des Zeitraumes von acht Jahren.

Das zweite Gesuch wurde vom Deputirten Bartissol, dem Unternehmer des Suezkanals, eingereicht und enthielt eine feste finanzielle Verpflichtung für Ausführung der östlich zu führenden (Biskra-) Bahnlinie. Das dritte Gesuch entstammte der französisch-russischen Bank, deren Hauptberather General Philibert und Ingenieur Rolland sind; das vierte Gesuch wurde von der algerischen Ostbahn eingereicht.

Die französische Regierung setzte eine Kommission ein zur Prüfung der hier maßgebenden Fragen. Kriegsminister Freycinet zeigte große Lust, dieses Riesenwerk durch Militär, nach dem Beispiele der Russen in den Steppen Turkestans, ausführen zu lassen; fand aber doch rechtzeitig genug heraus, daß die Militärorganisation Algeriens der zu bewältigenden Arbeitslast ꝛc. ꝛc. nicht gewachsen sei und trat den Ansichten der Kommission bei, die die Privatunternehmung befürwortete.

Die Inangriffnahme der Theilstrecke bis Ouargla (auch Wargla genannt und nahe dem 32. Grade nördlicher Breite in 153 Meter Meereshöhe an einem See gelegen) wurde schon im Herbst des Jahres 1890 als gesichert betrachtet.

Ouargla liegt noch nördlich der gefürchteten Erg- oder Aregreihen (Dünenregion) und ist zum Gabelpunkte der zum Tsade-See südostwärts, sowie der nach Timbuktu südwestwärts zuführenden Schienenstrecken gewählt worden.

Ouargla oder Wargla kann als Eisenbahnknotenpunkt und französische Militärstation eine Zukunftsbedeutung erlangen, die sich unter Umständen auch gegen Tripolis in militärischer Hinsicht bemerkbar machen dürfte.

Wo vordem vereinzelte Forscher europäischer Abkunft Vorstöße oder Erkundungstouren kühn wagten, soll nun die moderne Verkehrstechnik den militärischen Machterweiterungsbestrebungen und Kolonialerwerbsanstrengungen Frankreichs durch Wüstengegenden hindurch festere Grundlagen bereiten. Unser Zeitalter schreitet schnell. Das merkte am deutlichsten der Verfasser dieses Aufsatzes, der beim Beginn dieser Arbeit vor einigen Monaten trotz reger Beobachtung der Weltereignisse nicht daran denken konnte, welche Vertragsabschlüsse der europäischen Großmächte bezüglich der Theilung Innerafrika's geplant und in beschleunigter Weise dann auch unterfertigt wurden.

War der französisch-britische Wettbewerb um Timbuktu in den verschiedenen Reifestadien dieses Jahrhunderts beleuchtet worden namentlich im ersten Theile dieser Abhandlung, so dürfte der Hauptwortlaut des französisch-englischen Afrikavertrages nach französischer Auffassung vom Jahre 1890 auch den passenden Abschluß bilden.

Der französische Abgeordnete Deloncle, den wir schon erwähnten und der in französischen Kolonialfragen als Autorität ersten Ranges betrachtet wird, verfaßte nach Abschluß der betreffenden Erörterungen im englischen Unterhause

(Monat August 1890) einen „Kommentar“ zu dem obenerwähnten Vertrage Großbritanniens und Frankreichs. Neun Sätze bildet diese kurz und bündig, so ziemlich pikant gegebene Auslegung, die im „Siècle“ Veröffentlichung fand und eigenthümliche Eindrücke hervorrief.

1. Die englische Regierung ist es, welche von Frankreich verlangte, die Erklärung von 1862 über den Sultan von Sansibar zu ändern.

2. Die französische Regierung hat darein gewilligt, diese Erklärung von 1862, soweit sie den Sultan von Sansibar betrifft, zu ändern, hat aber alle ihre Rechte in Bezug auf den Sultan von Mascat vorbehalten.

3. Frankreich wird demnach das Protektorat Großbritanniens über die Inseln Sansibar und Pemba anerkennen.

4. Es erkennt aber weder das deutsche, noch das englische, noch das italienische Protektorat über die Küstengebiete von Sansibar an, welche England, Deutschland und Italien beanspruchen und die unabhängig bleiben müssen, bis Frankreich in eine maßgebende Aenderung der Erklärung vom Jahre 1862 eingewilligt haben wird. Hierüber müssen Unterhandlungen mit Großbritannien, Deutschland und Italien stattfinden.

5. Die englische Regierung erkennt das französische Protektorat auf Madagaskar mit seinen Folgen an.

6. Die britische Regierung giebt zu, daß Frankreich „Besitzungen am Mittelmeere“ hat, das heißt, nicht nur Algerien, sondern auch Tunis.

7. Die Linie von Say nach Barru darf Großbritannien nur Sokoto lassen, denn es heißt in dem Abkommen: „Sie ist in der Weise zu ziehen, daß dem Aktionsgebiete der englischen Nigerkompagnie all' das einverleibt wird, was von Rechtswegen zum Königreiche Sokoto gehört.“ Diese Linie muß demnach das Königreich Bornu, oder richtiger denjenigen Theil dieses Königreichs, der an den Tsade-See grenzt, ausschließen.

8. Auf Verlangen Frankreichs wurden in einem Notenaustausche die Rechte des türkischen Sultans auf die im Süden des eigentlichen Tripolis gelegenen Gebiete vorbehalten. Das bedeutet, daß Frankreich verlangt hat, in aller Freiheit mit dem Sultan seine Einflußsphäre gegen Tripolis zu begrenzen. Großbritannien hat ihm diese Freiheit anerkannt, nachdem jetzt schon ausgemacht ist, das Ghadames, Rhat und Fezzan den Rechten des Sultans unterworfen bleiben. Diese Abmachung birgt die Ueberlassung der Oasenlinie von Fezzan nach dem Tsade-See an Frankreich in sich.

9. Das Einvernehmen erstreckt sich auf den Westen und den Norden des Tsade-Sees; der Osten und der Süden bleiben der Aktion Frankreichs offen.

Timbuktu dürfte dann bald nur noch eine sekundäre Bedeutung für die französischen Strategen der Zukunft in Innerafrika besitzen. Die Richtung zum Tsade-See, die mehr und mehr hervortritt, deutet auf Aneignungsprojekte größter und weitgehendster Art hin. Hier ist mehr beabsichtigt, als „Sicherung einer Vertheidigungszone“.

„Wird Innerafrika in der Zukunft die Schlachtfelder für französisch-englische Zusammenstöße hergeben müssen?“ das ist eine Frage die sich jedem Unbefangenen da unwillkürlich aufdrängen muß.

Die Opfer, die Frankreich schon in nächster Zeit seiner Afrika-Festlandsstrategie bringen will, sind so großartig, daß die in Aussicht genommenen Ziele der zum Tsade-See hin geplanten Anstrengungen nicht gering sein können. Das Vordringen zum Benue wird als schließlicher Richtpunkt der heutigen französischen Vorarbeiten in Innerafrika immer deutlicher bemerkbar, die daraus sich ergebende militärische Schlußforderung kann sich vorwiegend nur gegen großbritannische Interessen richten und muß auch von dieser Seite Entschlüsse hervorrufen, deren Tragweite die britischen Staatsmänner der Gegenwart noch nicht voll und ganz ermessen.

Die heutige Generation wird sich überhaupt noch kein klares Bild machen können darüber, welche Rückwirkung die afrikanischen Besitzfragen in Zukunft auf europäische Staatenbeziehungen und Bündnißverträge ausüben werden.

Trotzdem daß zwei europäische Großmächte (Rußland und die habsburgische Doppelmonarchie Oesterreich-Ungarn) dem afrikanischen Kolonialwettbewerbe gänzlich sich fernhalten, dürfte dieser nun zur Theilung herangezogene Welttheil doch noch ganz beachtenswerthe Brennpunkte europäischer Großmachtsreibungen bieten und manche Ueberraschung auf militärischem Gebiete in Zukunft bringen, wenn Frankreich den Vormarsch südwärts durch die Sahara mit aller Kraft dann ausbeuten will. Carl Stichler.

Kriegstagebuch des hessischen Generalstabes über den Feldzug von 1792 in der Champagne und am Main.

Nach einem archivalischen Original (Marburger Staatsarchiv)

bearbeitet von

Dechend,

Hauptmann und Kompagniechef im 1. Nass. Inf.-Regt. Nr. 87.

VII.

Dienstag, den 6. November. Der Oberst Schreiber mußte sich mit den Husaren, Jägern und dem Grenadier-Bataillon von Philippsthal auf die Karabiniers unter dem General von Dalwigk nach Ober-Tiefenbach, zu welchem um 8 Uhr Morgens die Garde stieß, repliiren, worauf dies Korps über Steinbach nach Langenbernbach marschirte. Sobald der General von

Dalwigk den Oberst Schreiber herankommen sah, mußte er das Avertissement nach Dehrn geben, worauf sich das Leib-Regiment sogleich nach Ober-Hadamar, eine Stunde von Elz, als dem ersten Rendezvous dieses Theiles des Korps, in Marsch setzte. Das nämliche Avertissement wurde von General von Dalwigk in das Hauptquartier gegeben und alsdann allen übrigen Regimentern und Bataillonen die Ordre zugeschickt, nach Ober-Hadamar zu marschiren und über Langendernbach, welches von Elz drei Stunden entfernt ist, den Marsch in ihre Kantonnements fortzusetzen. Das Leibdragoner-Regiment zog sich zur Besetzung der Brücke hinter Elz und das 2. Bataillon Garde-Grenadiere unweit Nieder-Hadamar, beide auf der Chaussee zusammen. Alle Uebergänge der Lahn zu Runkel, Limburg, wo die Besatzung die Nacht über unterm Gewehr gestanden hatte, und Diez blieben besetzt, bis Alles im Train war, worauf die daselbst stehenden Truppen die Arrièregarde machten. Sämmtliche Korps befolgten diese Disposition mit einer solchen Pünktlichkeit, daß nirgends bei einem feindlichen Angriff eine Blöße entstanden wäre und die Märsche wie bei einem Manöver eintrafen. Die Regimenter kantonnirten nicht nach der ordre de bataille, weil die Quartiere nach Maßgabe der verlassenen Ortschaften eingetheilt werden mußten. Gegen Mittag langte die Avantgarde in Tiefenbach an.

Dislokation:

Husaren — Seck;
Karabiniers — Gemünden;
Grenadier-Bataillon von Philippsthal — Langendernbach;
Garde-Grenadier-Regiment — Rennerod;
Garde — Irmtraut, Waldmühlen und Hüblingen;
Leib-Regiment — Hangenmeilingen, Dorchheim und Heuchelheim;
Grenadier-Bataillon von Eschwege — Ober-Hadamar;
Leibdragoner — Ober-Hadamar;
Jägerkorps — Waldmannshausen;
leichtes Infanterie-Bataillon — Nieder-Hadamar.

Mittwoch, den 7. November. Das Korps marschirte heute in die Gegend von Herborn.

Dislokation:

Karabiniers — Bicken und Offenbach;
Leibdragoner — Medenbach und Erdbach;
Grenadier-Bataillon von Philippsthal — Herbornseelbach;
Garde-Grenadier-Regiment 1. Bataillon — Schönbach;
Garde-Grenadier-Regiment 2. Bataillon — Uckersdorf;
Regiment Garde — Herborn;
Leib-Regiment — Mademühlen und Hohenroth;
Grenadier-Bataillon von Eschwege — Rehe;
Husaren — Driedorf;

Jägerkorps — Roth;
leichtes Infanterie-Bataillon — Gusternhain und Heisterberg.

Die Garde gab ein Kommando nach Sinn und Fleisbach, um die Chaussee nach Wetzlar zu besetzen.

Donnerstag, den 8. November. Rasttag. Das Jägerkorps marschirte mit dem Früheften, um das Kommando der Garde abzulösen. 1 Offizier, 20 Husaren von Driedorf mußten zum Jägerkorps stoßen.

Freitag, den 9. November. Das Korps setzte sich heute links abmarschirt in Marsch und rückte bis in die Gegend von Lohr, wo das Hauptquartier war. Die Defileen und schlimmen Wege und die ungewissen Nachrichten vom Feinde machten die größte Vorsicht nothwendig, weil Alles durch Herborn, zwischen Gebirgen liegend, passiren mußte. Das Grenadier-Bataillon von Eschwege und das Leib-Regiment brachen mit dem Allerfrüheften auf. Das leichte Infanterie-Bataillon und das Husaren-Regiment erwarteten das Leib-Regiment und Bataillon Eschwege, um mit ihnen auf Herborn zu marschiren. Das Garde-Grenadier-Regiment brach um 7 Uhr auf und machte bei Herborn Halt, bis jene eintrafen. Das Leibdragoner-Regiment marschirte so aus, daß es gegen 8 Uhr in Herborn eintreffen konnte. Das Regiment Garde war um 8 Uhr in Herborn zum Ausmarsch bereit und setzte sich bei Ankunft der Vorigen in Marsch. Das Grenadier-Bataillon von Philippsthal marschirte aus Herbornseelbach, sobald das Regiment Garde daselbst eintraf, und das Karabinier-Regiment erwartete diese, um mit ihnen den Marsch über Bischoffen zugleich anzutreten. Das Jägerkorps behielt die Chaussee von Wetzlar besetzt, um die Flanke der Marschordnung zu decken, worauf dasselbe Ordre bekam zu folgen. Der Reservetrain und die Bagage wurden sehr früh vorausgeschickt, und die dazu kommandirten Offiziere mußten sehr darauf sehen, daß sich nichts, am wenigsten in und bei Herborn, stopfen könnte.

Dislokation:

Karabiniers — Nauzhausen, Willershausen und Allna;
Leibdragoner — Günterrod und Endbach;
Grenadier-Bataillon von Philippsthal — Rehna;
Garde-Grenadier-Regiment 1. Bataillon — Altenvers;
Garde-Grenadier-Regiment 2. Bataillon — Rolshausen;
Regiment Garde 1. Bataillon — Lohra;
Regiment Garde 2. Bataillon — Damm;
Leib-Regiment — Rodenhausen und Burg-Seelbach;
Grenadier-Bataillon von Eschwege — Bischoffen;
Husaren-Regiment — Roßbach;
Jägerkorps — Wilsbach;
leichtes Infanterie-Bataillon — Nieder-Weidbach.

Sonnabend, den 10. November. Heute marschirte das Korps in die Gegend von Marburg und bezog die von dem Herrn Landgrafen be-

stimmten Kantonnements an beiden Seiten der Lahn und an der Ohm. Man fand in der Gegend von Marburg die Brigade des General-Majors von Cockenhausen*), welche bei dem Anmarsch der Franzosen dahin marschirt war und nun folgende Quartiere hatte:

Garde du corps — Lohra und Damm;

Kavallerie-Detachement v. d. Malsburg (100 Pferde) — Fronhausen;

1./2. Bataillon Regiment Erbprinz — Marburg bezw. Ockershausen und Gisselberg;

2. Bataillon Regiment Prinz Karl — Roth.

Diese Brigade war nicht auf dem Feldfuß, mithin auch nicht mit Artilleriepferden oder Wagen versehen.

Dislokation des Korps (Hauptquartier zu Ebsdorf):

Avantgarde: Husaren — je eine Eskadron Fronhausen, Sichertshausen, Bellnhausen;

Jägerkorps — Hassenhausen, Ilschhausen und Winnen (gab ein Kommando von 30 Mann nach Fronhausen);

leichtes Infanterie-Bataillon — je 1 Kompagnie Nordeck und Wermertshausen.

Hauptkorps: Grenadier-Bataillon von Philippsthal — Ober-Walzern, Holzhausen, Stedebach;

Garde-Grenadier-Regiment — Roth, Nieder-Walzern, Wenkbach;

Regiment Garde — Wolfshausen, Hechborn, Leidenhofen, Ebsdorf, Roßberg, Mittel- und Ober-Dreihausen;

Leib-Regiment — Heskem, Bortshausen, Wittelsberg, Beltershausen, Ronhausen, Mölln;

Grenadier-Bataillon von Eschwege — Ober-Weimar (am 11. Schweinsberg;

Karabiniers — Roßdorf, Mardorf, Holzhausen;

Leibdragoner — Ockershausen, Hermershausen, Gisselberg und Cyriaxweimar (am 11. mit 2½ Eskadrons Kirchhain, 1½ Groß-Seelheim, 1 Klein-Seelheim).

Von heut ab empfingen die Regimenter pro Mann täglich einen Groschen Brodgeld auf die Tage, an denen kein Brod geliefert worden war. — Da die Kanonen und Wagen zum Theil noch gar nicht oder erst zum Theil mit wenigen und noch dazu matten und unbrauchbaren Pferden bespannt waren, so mußten in den Ortschaften beständig eine Anzahl Pferde bereitgehalten werden, um im Falle eines Alarms wenigstens die Kanonen zu bespannen. Die Packpferde waren in der nämlichen Verfassung.

Sonntag, den 11. November. Dem Oberst Schreiber wurde heut

*) Dieselbe stand seit Mitte Oktober daselbst. Daß sie sich nicht in Kriegsstärke gesetzt hatte, lag daher nicht an einem Mangel an Zeit, sondern an dem Verkennen der allgemeinen Lage von Seiten des Landgrafen.

die gn. vollkommenste Zufriedenheit mit der klugen und geschickten Art, wie er sich bei der Besetzung von Coblenz und bei der Affaire von Weilburg benommen, bekannt gemacht.

Montag, den 12. November. Der Flügeladjutant Major von Heister schickte zwei Briefe des Lieutenants von Buttler vom Regiment Hanstein, welcher als Courier nach Rheinfels zurückgehen wollte. Der erste war von Wetzlar und enthielt:

1. daß die Franzosen am 9. die preußische Besatzung in Limburg von 1400 Mann nebst zwei Kanonen mit überlegener Macht angegriffen und genöthigt hätten, den Platz zu verlassen, worauf sie sich mit sehr guter Ordnung, mit Bagage und Kanonen, über die Elzer Brücke zurückgezogen, daselbst noch drei Stunden gestanden hätte und hierauf nach Montabaur marschirt wäre;

2. daß die Franzosen jetzt wieder in Weilburg wären;

3. daß man in Wetzlar die Ankunft der Franzosen ebenfalls befürchte und ihm seine Abreise empfohlen hätte.

Der andere Brief d. d. Gießen den 11. besagte, daß die französischen Patrouillen bis auf die Straßen von Dillenburg und Wetzlar vorgingen.

Heute Morgen erhielt der General-Lieutenant von Biesenrodt ein Schreiben des Majors von Rüchel d. d. Gießen den 11. Nachts 12 Uhr, worin derselbe bekannt machte:

1. daß der Herzog von Braunschweig avertiren ließe, wohl auf der Hut zu sein;

2. daß zwei preußische Bataillone bei Limburg nach einem zweistündigen Gefecht sich wegen der überlegenen Macht des Feindes auf Diez zurückgezogen hätten und daß sich ihr Repli bis Montabaur erstrecken dürfte;

3. daß zwar der Herzog mit einem starken Soutien auf dem Marsch wäre, daß jedoch 1800 Franzosen auf Weilburg gegangen seien, die ihre Patrouillen auf der Straße nach Dillenburg poussirten;

4. in Grüningen, Lich, Münzenberg, Butzbach und Nauheim wäre noch nichts vom Feinde, jedoch solle derselbe in Usingen, Homburg v. d. H., Reifenberg und Königstein sich zusammengezogen haben. Der Major von Rüchel hielt es daher für nothwendig, daß bis zur Annäherung der preußischen Verstärkung zur Okkupirung der festen Punkte vor der Hand heute sogleich 5 Bataillone nebst einigen Eskadrons marschirten und Hohensolms, Königsberg, den Vetzberg und Gleiberg besetzten und sich in den benachbarten Dörfern einquartirten, um ihre Patrouillen längs der Dill an der Straße von Dillenburg auf Wetzlar und zwischen Wetzlar und Gießen zu arrangiren. Da es wegen Mangel an Vorspann für die Artillerie und sonst*) unmöglich fiel,

*) Die Beweggründe dieses Widerstandes gegen den preußischen Wunsch lagen wohl wie früher in dem Befehl des Landgrafen, das Korps bei Marburg und nicht bei Gießen zu versammeln.



so geschwind marschiren zu lassen, auch von den 8 Bataillonen des Korps unmöglich 5 ohne Befehl des Herrn Landgrafen zum Marsch beordert werden konnten, so wurde geb. Major dieses bekannt gemacht. Er wiederholte des Abends durch einen andern Courier seine Vorstellungen und schlug vor, wenigstens den Vetzberg und Gleiberg zu besetzen, da Sr. Majestät dem Könige an der Erhaltung von Gießen alles gelegen sei und es verlaute, als ob der Feind von Weilburg über Wetzlar auf Gießen losgehen und auch in die Quartiere der Hessen dringen wolle. Da man sich nicht durch eine so beträchtliche Detachirung entblößen konnte, so wurde sogleich ein Courier nach Cassel abgeschickt.

Dienstag, den 13. November. Der Herr Landgraf befahlen in einem gn. Schreiben vom 12., jedoch vor Ankunft des gestern abgegangenen Couriers, daß, da der gegenwärtige Zustand des Korps nicht erlaubte, offensive vorzugehen, keine fremden Anweisungen ohne vorher eingeholte Höchste Ordre zu befolgen wären. Dahingegen befahlen Höchstdieselben schleunigste Meldung, wie und auf welche Art Nauheim jetzt besetzt werden könne und erwarteten eine Stafette, sobald dies nur immer mit Sicherheit zu bewerkstelligen sei.

Der General-Major von Cochenhausen meldete die Ankunft eines von dem General-Adjutanten Oberst von Wurmb am 11. ausgeschickten Vertrauten mit der Nachricht, daß sich in und bei Weilburg an 8000 Franzosen befänden. Den 12. wären dieselben nach Usingen marschirt, wo sich ein starkes Korps zusammenzöge. In Weilburg hätten sie die herrschaftlichen und Husaren-Pferde, verschiedene Kanonen und das Silberzeug mitgenommen. In Wetzlar wären heute keine Franzosen gewesen, ihre Patrouillen jedoch bei Braunfels. Limburg wäre von den Franzosen besetzt und die Preußen sollten neulich daselbst an 100 Mann verloren haben.*)

Da es bei den bisherigen Nachrichten über die Annäherung des Feindes nach der Lahn zu nothwendig erschien, sowohl die Truppen näher zusammenzuziehen, als auch die rechte Seite der Lahn vorzüglich zu besetzen, so wurden die Kantonnirungsquartiere heute verändert und das Hauptquartier kam nach Nord-Walgern, um dem Ganzen mehr à portée zu sein und die Meldungen der Avantgarde desto früher zu erhalten.

Dislokation:

Jägerkorps — Fronhausen;
leichtes Infanterie-Bataillon — je eine Kompagnie Wolfshausen und Nordeck;

*) Kalkreuth hatte vorläufig von Coblenz nur zwei Bataillone unter General Vitinghof nach Limburg vorausgesandt und ebenso nach Diez und Nassau je ein Bataillon. — Durch das Husaren-Regiment von Eben, welchem die Munition mangelte, zu spät benachrichtigt, konnte Vitinghof nur mit Mühe den am 9. vor Limburg erscheinenden Houchard (4500 Mann 12 Geschütze) abwehren und den Rückzug freibehalten. Der Feind folgte in Folge des tapferen Widerstandes den Preußen nicht. Der preußische Verlust war 174 Köpfe, der feindliche etwa 200.



Garde-Grenadier-Regiment — Nord-Walgern, Roth, Wenkbach, Kelma, Argenstein;
Leib-Regiment — Hachborn, Leidenhofen, Ebsdorf, Ober- und Mittel-Drechausen;
Regiment Garde — Marburg;
Grenadier-Bataillon von Eschwege — Heskem, Wittelsberg;
Karabiniers — Ober- und Nord-Weimar, Willershausen;
Leibdragoner — Roßdorf, Mardorf, Holzhausen.

Korps des General-Majors von Cochenhausen:

1. Bataillon Regiment Erbprinz — Ockershausen, Gisselberg;
2. Bataillon Regiment Erbprinz — Cappel, Ronhausen, Bortshausen;
2. Bataillon Regiment Prinz Carl — Hermershausen, Haddamshausen, Cyriaxweimar.

Mittwoch, den 14. November. Nach einer heutigen Liste des um diese Zeit vom Korps abgegangenen General-Majors Lempe waren bei dem Feldkorps in der Kampagne verbraucht und verloren gegangen 1684 Kugelkartätschen. Vorräthig waren bei den 8 Bataillonen 745 dergl. Schüsse, bei der Reserve*) 63 570 Stück Infanteriepatronen, 12 827 Stück Kavallerie- und 4300 Stück Husarenpatronen. Bei den Bataillons waren verloren gegangen und fehlten 8 Munitionswagen und bei der Reserve 4 Wagen, 1 Karren. Sodann fehlten von den 128 Stück Kanonen- und Munitionswagenpferden 63 Stück und von den 76 Pferden der Reserve 57, überhaupt also 120 Stück. Mithin waren nur noch vorhanden 84 meist abgetriebene Pferde. Alles Schanzzeug fehlte.

Da der Herr Landgraf auf die Meldung vom 12. am 13. resolvirt hatten, daß Vetzberg und Gleiberg besetzt und der Oberst Schreiber augenblicklich dazu beordert werden sollte, so mußte ged. Oberst heute noch dahin aufbrechen.

Dislokation der Avantgarde:

Husaren (2 Eskadronen) — (?);
Jägerkorps — Rodheim;
leichtes Infanterie-Bataillon — Fellingshausen;
Grenadier-Bataillon von Eschwege — Fronhausen.

(Schluß folgt.)

---

*) Das Korps führte einen sogen. Artillerie-Reserve-Train mit sich.

Literatur.

Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. Geschichte der Kämpfe Oesterreichs, XVI. Band und XVII. Band. Nach den Feld-Akten und anderen authentischen Quellen bearbeitet in der Kriegsgeschichtlichen Abtheilung von Ludwig Matuschke, K. und K. Hauptmann des Generalstabs-Korps. Wien 1891. In Kommission bei C. Gerolds Sohn.

Eine Vorbemerknng der Direktion des K. und K. Kriegs-Archivs erklärt, daß die Ausgabe des noch ausstehenden Bandes XV (enthaltend den Schluß des spanischen Successionskrieges) eine Verzögerung erlitten hat. Dahingegen wird der Rest der Eugen'schen Zeit, Bände XVIII bis XX, da das Manuskript fertiggestellt ist, in rascher Folge erscheinen. Die beiden obengenannten Bände XVI und XVII behandeln den Türkenkrieg 1716—18, und zwar in der sachlich und formell meisterhaften, gediegenen und fesselnden Art, in welcher dieses kriegsgeschichtliche Werk ersten Ranges sich eingeführt und dauernd durch alle Bände erwiesen hat. Erfreulich ist die Ankündigung, daß mit dem letzten Bande ein selbstständiges Orts-, Sach- und Namens-Register für das ganze Werk erscheinen wird.

In klarer Weise führt der Band XVI den Feldzug 1716 uns vor Augen, bringt nach einer militärisch-politischen Einleitung die Rüstungen des Kaisers, eine Darstellung des Oberbefehls und der Ordre de bataille des kaiserlichen Heeres in Ungarn und zwar eine Uebersicht der Streitkräfte, der Festungen an der Grenze und der Festungs-Besatzungen in Ungarn, sodann den Kriegsplan und Aufmarsch der Kaiserlichen 1716, die Rüstungen und den Operationsplan der Türken und gipfelt in den beiden Abschnitten, welche die Schlacht bei Peterwardein am 5. August 1716 und die Eroberung von Temesvar schildern. Danach folgen: Winterquartiere 1716—17; Ereignisse im Banat während des Winters 1716—17; Ereignisse in Siebenbürgen und der Walachei während des Feldzugs und im Winter 1716—17; Ereignisse an der Save-Grenze, in Croatien und Bosnien. Der Anhang bringt Tabellen, Memoranden, Verträge u. s. w.; das Supplement-Heft erhält Bereicherung durch 177 Stücke der „Korrespondenz des Prinzen Eugen von Savoyen 1716". Zahlreiche „biographische Skizzen" beleben diesen, sowie den stärkeren Band XVII, welcher letztere, mannichfaltiger gestaltet, die Jahre 1717 und 1718 umfaßt, wie auch den Uebergang über die Donau und die Belagerung von Belgrad fesselnd schildert, sodann die Kriegsereignisse in Bosnien, Ober-Ungarn und Siebenbürgen; den Einfall der Tataren in Siebenbürgen und Ober-Ungarn im September 1717; den venetianisch-türkischen Krieg 1716—18 skizzirt und mit dem Friedensschlusse von Passarowitz endet. Wiederum eine Fülle von Anlagen und Eugen'schen Korrespondenzen aus 1617. Zu erwähnen sind schließlich noch die in gewohnter Vor-

züglichkeit ausgeführten, den beiden Bänden zugewiesenen „graphischen Beilagen", welche enthalten auf Tafel I: Strategische Uebersicht zum Türkenkriege 1716—1718. Schlacht bei Peterwardein, 5. August 1717. Tafel II: Kriegsschauplatz in Ungarn 1716 (Operations-Karte). III: Plan der Stadt und der Belagerung von Temesvar. IV: Kriegsschauplatz in Ungarn 1717 (Operations-Karte). V: Schlacht bei Belgrad, 16. August 1717. —

Die Bedeutung des Feldherrn Eugen von Savoyen leuchtet hell hervor auch aus diesen beiden Bänden, deren Studium lohnend und anregend ist. 5.

Militärischer Maria-Theresien-Orden. Ueber Autorisation des Ordens nach authentischen Quellen verfaßt und abgeordnet von J. Lukas. Wien 1890. Aus der Kaiserlich Königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Ein Prachtband liegt vor uns von dem zur 100 jährigen Stiftungsfeier 1857 herausgegebenen Werke: „Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder," eine Fortsetzung, die „dritte Abtheilung", umfassend die Jahre 1850 bis 1890. Ein zündendes Vorwort, dann die Errichtung, die Statuten &c. des Ordens, endlich die Darstellung der Thaten jener österreichischen Kriegshelden, welche sich in dem genannten Zeitraum den Hohen Soldatenorden erworben haben. 44 in Kupfer gestochene Bildnisse der Ritter sind beigefügt, in vortrefflichster Ausführung. In Summa: ein prächtiges Denkmal für die Maurer selbst, für das Heer, für das Volk, ein Lesebuch, daran Vaterlandsliebe, Königstreue u. s. w. regste Förderung erfahren.

Wird nicht einmal auch solche Geschichte unseres „Pour le mérite" und seiner Ritter geschrieben werden? 5.

Wandel der Zeiten. Vier Erzählungen vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutscheu Offiziers". Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergemann. 1888. Preis 6 Mark.

Eine abermalige Gabe des Generals Hartmann, den wir als Verfasser der „Erinnerungen" in vollster Ueberzeugung gepriesen; dessen Erzählungen „Wie es war und wurde" wir unsern Lesern angelegentlich empfohlen haben. Letzteres thun wir nunmehr auch mit dem Buch: „Wandel der Zeiten". In den vier Erzählungen, welche der Erfindungs- und Beobachtungsgabe des Verfassers, seiner historischen und kulturgeschichtlichen Kenntniß und seinem Darstellungstalent hohe Ehre machen und im anziehendsten Gewande mancherlei Belehrung und schließlich patriotische Freude über das Wachsen und Werden unseres deutschen Volkes und Reiches schaffen, — in diesen vier Erzählungen ist eine geschichtliche Stufenleiter eingehalten. „Enge Schranken": ein kleiner deutscher Fürstenhof 1830; die Juli-Revolution spielt hinein. — „Stärkere Gewalten": Hannover unter Ernst August; die Trennung der Stände; die Hofgesellschaft; die Revolution 1848; — wahrhaft köstlicher Humor in der Schilderung der Klassen und einzelner Personen bei diesem Anlaß. — Es folgt: „Morgendämmerung": eine Geschichte von 1864, Düppel, Alsen geben

den Faden und Hintergrund. — Endlich: „Gute Tage“: Bilder aus der neuesten Zeit; die Stellung Deutschlands in der Welt nach 1870. Offengestanden hat diese letzte Geschichte uns nicht sonderlich angesprochen, sie ist nicht so ungesucht, so einfach gehalten, wie alle andern sonst. Aber nochmals: eine prächtige Unterhaltungslektüre für gebildete Kreise, absonderlich für Offiziere. 125.

Wird das rauchschwache Pulver die Verwendbarkeit der Kavallerie beeinträchtigen? Berlin 1890. Verlag von R. Eisenschmidt.

Der Verfasser dieser kleinen, nur 20 Seiten zählenden Schrift ist ein für seine ritterliche Waffe begeisterter Kavallerie-Offizier. Einverstanden sind wir mit ihm darin, daß die Reiterei unter der Herrschaft der kleinkalibrigen Gewehre und des rauchlosen Pulvers eine gegen früher wesentlich erhöhte Bedeutung und erschwerte Aufgabe hat in den Obliegenheiten der Aufklärung vor den Armeen — und in der Verschleierung; im Melde- und Nachrichtendienst, im Decken der Flanken der fechtenden Waffen; — eine besonders wichtige und dankbare Rolle bei der Ausnutzung des Sieges oder bei Deckung des eigenen Rückzuges. Aber wenn der Kavallerie prophezeit wird, daß sie auch — und sogar in erhöhtem Umfange „Schlachtwaffe“ sein könne und müsse, so verweigern wir dieser Bottschaft jedweden Glauben. Bisher, bei Reiterangriffen, war die ganze feindliche Linie in Folge des Schnellfeuers in eine undurchdringliche Pulverwolke gehüllt, „der Infanterist wurde sich seiner Instruktion bewußt, daß er bei ruhiger Handhabung seiner Feuerwaffe nichts von der Kavallerie zu fürchten habe und nützte mechanisch, unbeeinflußt von äußeren, sichtbaren Eindrücken, die Feuerkraft seiner Waffe aus. Lassen wir aber unter der Herrschaft des rauchschwachen Pulvers den Schleier weichen, vergegenwärtigen wir uns, daß der Infanterist die geschlossenen Reitermassen mit eingelegter Lanze unerschüttert und unentwegt (!) direkt auf sich zustürmen, und den Raum zwischen sich und ihnen immer kleiner werden sieht, dann müssen wir wenigstens zugeben, daß der moralische Eindruck einer Reiter-Attake um 100 Prozent gegen früher gestiegen ist. Von dem moralischen Element aber ist die Entscheidung der Schlacht, der Ausgang des Krieges abhängig“.

Ja, wer in aller Welt sagt denn, daß die geschlossenen Reitermassen in dem ihnen zugesandten Bleihagel „unerschüttert und unentwegt“ im Vorstürmen bleiben? Sind sie denn gefeit gegen die Durchschlagskraft der neuen Infanterie-Geschosse? — Giebt doch der Herr Verfasser selbst zu, „daß die ersten Echelons bei unseren heutigen Feuerwaffen gewissermaßen Kugelfänger sein werden; — aber die 4., 5. und 6. Echelons -- so behauptet er freilich — treffen die Infanterie mit ungeladenem Gewehr, sie reiten sie nieder und dringen in die wehrlosen Batterien ein, die ihnen nach nutzloser Gegenwehr der Bedienungsmannschaften zum Opfer fallen“. — Das geht Alles so frisch und leicht und schnell bei dem Herrn Verfasser — aber eben nur auf dem Papier. Die zum weiten Abbleiben verurtheilte Reiterei richtet Großes in der modernen Schlacht gegenüber der gesteigerten Feuerwirkung durch ihren Choc nicht mehr aus. Mißglückt ihr Angriff, wie wohl meistens, so ist sie vernichtet,—

gelingt er, so steht der Erfolg nicht im Verhältniß zu den großen Verlusten: die Reiterei hat andre, höchste Aufgaben, dafür muß sie aufgespart werden; ihre Verwendung in der Feldschlacht ist vorüber, soweit dadurch Waffenerfolge erzielt werden sollen. Damit ist keineswegs gesagt, daß sie nicht in den Augenblicken höchster Gefahr, wo Alles an einem Faden hängt, freiwillig oder auf Befehl sich opfert, — opfert mit dem vollen Bewußtsein dieser Ehrenpflicht! 130.

Ueber den abgekürzten Angriff gegen feste Plätze und seine Abwehr. Vier Vorträge von Karl Theodor von Sauer, Kgl. Bair. General-Lieutenant und Gouverneur der Festung Ingolstadt. Berlin 1889. E. S. Mittler & Sohn. Preis 1,60 Mark.

Die vorliegende Schrift verpflichtet die deutschen Offiziere aller Waffen, besonders die der Infanterie, von Neuem zu besonderem Danke gegen den Herrn Verfasser. Derselbe ist unermüdlich in seinem Bestreben, die Fragen und Lehren des Festungskrieges, die nun einmal nicht völlig loszulösen sind von der Technik, in möglichster Einfachheit, unter sorgsamer Fernhaltung des „gelehrten" Beiwerks und in engster Anlehnung an das Wesen und die Regeln der Taktik des „Feldkrieges" den Infanteristen mundgerecht, leichtfaßlich zuzubereiten, und ihnen den frommen Schauder vor der „Domäne" der Ingenieure und Fußartilleristen zu benehmen. Es ist dieses — vielfach von Erfolg gekrönte — Streben des General von Sauer nicht nur den Personen, sondern auch der Sache selbst nützlich und — geradezu unentbehrlich; denn, was die Allgemeinheit noch immer nicht so recht glaubt oder weiß, die Infanterie ist ja zur ganz vorzugsweisen Mitwirkung bei Angriff und Vertheidigung von Festungen berufen, ihre Offiziere sind mithin verpflichtet, sich Kenntniß auch darüber nach Möglichkeit zu verschaffen, damit im Ernstfalle sie in und vor Festungen ihre „Schuldigkeit" zu thun verstehen! Für die in offenen Städten liegende Infanterie fehlt nun leider die Nöthigung, sich mit dem Festungskrieg vertraut zu machen und die Möglichkeit dazu ist auf das theoretische Studium beschränkt. Um so mehr müßte in den Festungen in dieser Hinsicht geschehen, denn die drei oder vier sogenannten „Festungsdienstübungen" alljährlich, bei denen ein größerer oder geringerer Theil der Infanterie-Besatzung eine Mitwirkung von meist zweifelhaftem Werthe leistet, kann doch nicht entfernt als ausreichend für den zu erstrebenden Endzweck erachtet werden.

Werthvoller noch als für den Feldkrieg ist zur Verbreitung der Kenntniß des Festungskrieges für die betheiligten Waffen, — nicht am wenigsten für die auf diesem Gebiete sehr „unbefangene" Infanterie — das Kriegsspiel, welches ja auch in vielen Festungen, besonders in den mit Festungs-Artillerie belegten, gepflegt wird.

Ich bin mehrmals in der Lage gewesen, Infanterie-Offiziere an solchem Kriegsspiel theilnehmen zu sehen; der Nutzen war bei der Mehrzahl ein geringer, weil die Bekanntschaft, nun gar die „Vertrautheit mit technischen Vorfragen, um deren taktische Anwendung es sich bei der Durchführung des Spiels handelte",

fehlte. Privatfleiß, Eifer, Studium der geheimen „Anleitungen" förderten die Befähigten; die Mehrzahl „kam nicht mit" — und damit versagt Lust und Liebe.

Daß diese Erfahrung allgemeine Gültigkeit hat, geht mir aus der Bitte hervor, welche die Offiziere der 4. bayerischen Infanterie-Brigade zu Ingolstadt an ihren Gouverneur, General von Sauer, gerichtet haben: er möge sie in die taktischen Aufgaben des Festungskrieges einführen, — woraufhin der also Gebetene besonders für den in Rede stehenden Zweck verfaßte, als Einleitung in das praktische Kriegsspiel dienende Vorträge gehalten hat — Vorträge, die nach erfolgter Drucklegung von nun ab überall bekannt gemacht und derartigen Uebungen zu Grunde gelegt werden sollten. Der Herr Verfasser sagt im „Vorwort", er habe in erster Linie daran gedacht, den Infanterie-Offizieren Vorlesungen aus seinem Buche „Ueber Angriff und Vertheidigung fester Plätze"*) und aus Leydheckers Preisschrift „Das Wurffeuer im Feld- und Positionskriege"**) zu halten. Nach reiflicher Ueberlegung aber sei es ihm doch zweckdienlicher erschienen, besondere Vorträge auszuarbeiten und gerade mittelst derselben möglichst zum näheren Studium der beiden erwähnten Schriften anzuregen: „Es gründete sich dieser Entschluß auf die Voraussetzung, daß der Festungskrieg deshalb so wenig Anziehendes für den Taktiker habe, weil er denselben allzusehr von technischen Schranken umschlossen erachte und dadurch zu dem Glauben gelange, so recht feldmäßige Lorbeeren, wie in der Schlacht, seien vor Festungen ja doch kaum zu erringen. Da wollte ich dem Versuche näher treten, die Festungskriegs-Bilder, welche ich meinen Zuhörern vorzuführen gedachte, etwas „feldmäßig" zu gestalten, um ihnen damit die Lust zur weiteren Vertiefung in den Festungskrieg ja nicht zu verderben".

Aus dem ersten Vortrage seien einige Sätze entlehnt: „Im Allgemeinen wird zur theoretischen Einweihung der Offiziere einer Garnison in die Aufgaben des Festungskrieges das sogenannte Festungskriegsspiel gewählt. Meiner Auffassung nach soll aber ein Kriegsspiel erst dann betrieben werden, wenn die Theilnehmer desselben die taktischen Lehren, welche dabei Anwendung zu finden haben, bereits hinlänglich beherrschen. Das scheint mir im vorliegenden Falle schon deshalb nicht zuzutreffen, weil es sich bei Aufgaben des Festungskrieges in ganz hervorragender Weise um artilleristische Leistungen handelt, die nur Demjenigen bekannt sein können, der dem Scharfschießen mit Geschützen wiederholt beizuwohnen vermochte. Ich glaube daher, daß es für die hier zu verfolgenden Zwecke in erster Linie nothwendig sein wird, auf dem Wege des Vortrages diejenigen Lücken auszufüllen, die sich unbedingt als Störungen fühlbar machen würden, wenn man sie bei einem Kriegsspiele mit in den Kauf nehmen wollte. So wende ich mich denn, gewisser-

---

*) 1885 in Berlin bei Richard Wilhelmi erschienen; in unseren Blättern besprochen 1885 im Septemberheft.

**) 1887 in Berlin bei E. S. Mittler u. Sohn erschienen; von uns besprochen im Juli-August-Heft 1888. — Beide Schriften sind empfehlenswerthe, treffliche Quellen für das Studium des Gegenstandes.

maßen einleitungsweise, zur Besprechung derjenigen technischen und taktischen Verhältnisse der Artillerie, welche dem Nichtartilleristen geläufig sein dürften."

Und diese Besprechung sowohl, wie die folgenden drei Vorträge sind lichtvoll, interessant, dem Bedürfniß der Zuhörer angepaßt: die „Vorbereitung", die „Durchführung", die „Abwehr" abgekürzter Festungsangriffe. Ein Eingehen auf die Vorträge, ein Besprechen derselben, eine Wiedergabe einzelner Theile verbietet sich nach verschiedenen Rücksichten. Es genügt mir, Zweck und Art der Schrift gekennzeichnet zu haben. Ich kann aus meinem eigenen Wirkungskreise aber hinzusetzen: es ist dem Herrn Verfasser in der That gelungen — wie in dem zunächst betheiligten Kreise der 4. bayerischen Infanterie-Brigade, so auch anderwärts, unter preußischen Kameraden —, das zu erreichen, „daß dem Studium des Festungskrieges auch taktische Lichtseiten abgewonnen werden, deren Belebung des Fleißes der Truppenführer werth erscheint." . . . 127.

Die Kriegswaffen. Von Emil Capitaine und Ph. von Hertling. III. Band. Hefte 3 bis 9 einschl. Rathenow 1889 bei Max Babenzien. Preis jedes Heftes: 1,50 Mark.

Auch diese Nachtragshefte mit einer schier unglaublichen Fülle von technischen Erfindungen bezw. Verbesserungen stehen wieder auf der Höhe ihrer Aufgabe. Selbst Derjenige, welcher weniger oder garnicht praktisch in dieser Richtung veranlagt ist, darf nicht kühl an allen Neuerungen in der Waffen- oder Geschoß-Technik u. s. w. vorbeigehen; und — er findet bei Capitaine-Hertling sicherlich viel Belehrendes in Wort und Bild. 127.

Die Heldenlaufbahn des Generals der Infanterie August von Goeben. Zur stetigen Erinnerung für die Mannschaften des Infanterie-Regiments von Goeben (2. Rheinisches) Nr. 28. Auf Befehl des Regiments-Kommandeurs dargestellt von W. Neff, Premier-Lieutenant im Regiment. Mit 1 Porträt und 6 Skizzen im Text. Berlin 1889. E. S. Mittler u. Sohn. Preis: 60 Pf.

Er war ein ganzer Mann, der General von Goeben —, ein begnadeter, vom Erfolg begünstigter Feldherr; er war ein Mann, der des Lebens schwerste Arbeit gethan, großes Leid erduldet, aber auch herrlichste Freude genossen hat: denn wie sein greiser König ihn geehrt, seine Soldaten ihm blindlings vertraut haben, so hat das ganze deutsche Volk ihm schon bei Lebzeiten seine treueste Dankbarkeit und Bewunderung gezollt. Goeben hatte bei seinem soldatischen Glück, bei seiner Feldherrngröße keinen Feind; — wer hätte sich auch seinen hohen persönlichen Tugenden verschließen können? Gar prächtig tritt die Eigenart seines Wesens, sein Streben, Kämpfen, Siegen, Dulden — in der vorliegenden kleinen Schrift hervor, die man eigentlich in die Hände nicht nur der Achtundzwanziger, sondern jedes deutschen Soldaten, jedes Bürgers, jedes Knaben geben sollte. Wie muthen Einem die Schicksale und Thaten an, die der Verewigte in Spanien erlitten und vollbracht hat:

solche Lektüre „packt“. — Und neben „dem großen das schlichte Heldenthum“ — um mit Uhland zu sprechen — wie schön kommt Letzteres zur Geltung in den Worten des Premier-Lieutenants Neff, mit welchen dieser Goeben's Thätigkeit und Wirken nach dem Feldzuge 1870/71 schildert: „Unterdessen war von Goeben trotz seiner durch 6 Feldzüge und mehr als 60 Schlachten und Gefechte angegriffenen Gesundheit unausgesetzt bemüht, das Armeekorps im kriegstüchtigen Zustande zu fördern, während er im Uebrigen in bescheidener Zurückgezogenheit lebte. Der Noth und des Elends, das er selbst erlebt hatte, blieb er stets eingedenk; es war seinem edlen Charakter ein Bedürfniß, im Stillen seinen Mitmenschen wohlthätig zu sein. Keine Bitte, die ein Hilfsbedürftiger an den hohen General richtete, blieb unbeachtet, und kein Mensch war ihm zu gering, um ihm beizustehen, wenn es galt, den herben Kampf um's Dasein zu mildern. Eines Tages hatte er in Gedanken das Flehen eines Bettlers überhört. Zufällig bemerkte er dies nach einiger Zeit, kehrte um und reichte ihm ein Almosen mit den Worten: „Wem es so schlecht gegangen ist wie mir, der darf keinen Armen unerhört am Wege stehen lassen.“ Wohl verbarg der General mit einer seltenen Anspruchslosigkeit die Fülle seiner Herzensgüte, seiner Nächstenliebe und seines wahrhaft christlichen Edelmuthes, allein das ganze Rheinland, Militär wie Civil, Hoch und Niedrig, Alles kannte ihn, und wohin er kam, überall empfing man den schlichten, vielgeprüften und vielbewährten Mann mit begeistertem Jubel. In den Städten wie auf dem Lande baute ihm das Volk Ehrenpforten, wußte es doch, daß unter dem Soldatenrocke des ernsten Generals ein empfindungsvolles Herz schlug, daß er auch in der Bekämpfung der Leiden seiner Mitmenschen ein echter Feldherr war.“

Er ruhe in Frieden, der Held! Wir aber wollen wünschen, daß — wie ich es aussprach am Schlusse des Artikels: „Ein Zug aus dem Leben des Generals von Goeben“ im Novemberheft 1881 unserer Blätter —, daß, wenn wieder einmal unsere Fahnen gegen den Feind getragen werden, uns Männer und Heerführer nicht fehlen mögen nach Art von Goebens! 42.

Kleine Mittheilungen.

— Ein belgischer Feldzug gegen Krupp. Unter diesem Titel brachte die „Rheinisch-westphälische Zeitung“ vom 9. November v. J. einen von der „Armee-Zeitung“ reproduzirten Artikel, welcher — mag man nun Kruppianer sein oder nicht — aller Welt die Emanzipations-Bestrebungen der belgischen Stahl-

industrie für Artilleriezwecke in einem eigenthümlichen Lichte darstellt und darum auch unseren Lesern manches Neue bieten dürfte:

Die Angriffe belgischer Blätter gegen Krupp sind nicht neueren Datums. Als Belgien, welches keine Lust verspürt, im Falle eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich nur als Puffer zwischen beiden Großmächten zu dienen, vor mehreren Jahren dazu überging, seinen Artilleriepark zu modernisiren und zu vermehren, handelte es sich um die Entscheidung der Frage: Wählen wir Krupp oder de Bange? Der Entscheid fiel zu Gunsten Krupps aus. Hatte es nun die Bange-Partei von Anbeginn ihres Auftretens verstanden, höchst geräuschvoll die Lärmtrommel der Reklame zu rühren, so konnte man sich nicht wundern, daß ihr nach jener Entscheidung keine Mittelchen zu gering dünkten, um die belgische Regierung wegen der dem Krupp'schen Werke übertragenen Kanonenlieferung anzugreifen.

Da erachtete es ein belgischer Artillerie-Lieutenant E. Monthaye für eine patriotische Pflicht, die Gründe auseinanderzusetzen, welche seinen vaterländischen Vorgesetzten bei der Bevorzugung des Krupp'schen Systems maßgebend gewesen waren. In seinem Anfang 1887 erschienenem Buche „Krupp et de Bange" vertheidigte er in vortrefflicher Weise die Krupp'schen Gußstahlkanonen gegen die Geschütze de Banges, vom Standpunkte der Erzeugung in der Fabrik sowohl, als von dem des ballistischen Ergebnisses und kennzeichnete zugleich scharf mit seinem Witz den von den französischen Interessenten in Serbien betriebenen Schwindel. Die Angriffe gegen Krupp ruhten dann bis zum Oktober 1888, wo der „Moniteur des intérêts matériels" einen Artikel veröffentlichte, der im wesentlichen sich auf die gänzlich aus der Luft gegriffene Behauptung stützte, daß der Stahl, welchen Krupp zur Herstellung von Kanonen verwende, nichts anderes als Siemens-Martinstahl sei. Krupp zwang das genannte Blatt, diese Behauptung in seinen eigenen Spalten zu widerrufen und eine Berichtigung Krupps aufzunehmen, in der es u. A. heißt:

„Diese Behauptung muß ich in der entschiedensten Weise Lügen strafen. In meinen Werken wird zur Fabrikation der Kanonen absolut kein Siemens-Martinstahl, sondern ausschließlich Tiegelgußstahl verwendet. Ich erhebe daher nachdrücklich Widerspruch gegen die Meinung, welche die genannte Zuschrift hervorzurufen versucht, als ob ich die belgische Regierung getäuscht hätte, indem ich ihr Siemens-Martinstahl anstatt Tiegelgußstahl geliefert hätte. . . . Die Risse (Gallenrisse), von welchen bei den Feldgeschützen von Cockerill die Rede war, sind durch Gußblasen im Metall verursacht und sind ein Beweis von schlechter Qualität. Solche von Gußblasen herrührende Risse können bei jedem Metall, das durch Gießen erzeugt wird entstehen; sie kommen aber bei den aus meinem Tiegelgußstahl hergestellten Kanonen nie vor."

Wiederum schwiegen die Gegner, bis zum Juli d. J. gelegentlich der Manöver bei Paschendael eine förmliche Hetze gegen Krupp in Szene gesetzt wurde. Eine Krupp'sche Kanone sollte fehlerhafte Stellen in der „Seele" aufgewiesen haben. Allen Blättern voran ging die „Belgique Militaire", welche den Nachweis zu erbringen suchte, daß die Krupp'schen Kanonen überhaupt klägliches Fabrikat seien im Vergleich

mit den im eigenen Lande hergestellten, mit anderen Worten, daß Krupp, wenn er für den Export arbeite, seiner Kundschaft, besonders den Belgiern, Ausschuß liefere. Die Tagespresse stimmte in die Verleumdungen mit ein. Es dürfte von Interesse sein, einige der letzteren niedriger zu hängen.

„Le Patriote“ vom 4. Oktober v. J. schreibt: „Früher begaben sich die Batterien im Polygon zu den Schießübungen mit dem Material, welches während des ganzen Jahres auf den Exerzierplätzen gebraucht worden war. Heute sind unsere famosen Krupp'schen Kanonen von solcher Empfindlichkeit, daß schon durch das Zittern der Räder die Scheiben und Platten des Verschlusses sich als ungenügend erweisen. Bei ihrer Ankunft im Lager werden die Stücke einer Brigade geschickter Monteuren übergeben, welche die Scheiben und Platten zu verbinden haben, damit der Verschluß hermetisch hergestellt wird. Wenn in Kriegszeiten in schnellem Trabe zum Schlachtfelde gefahren werden muß, so wird jede Batterie von einer ganzen Monteurwerkstatt begleitet sein müssen. Aber das ist noch nicht Alles. Wenn eine Kanone 10 Schüsse im Polygon abgegeben hat, so muß der Mechanismus des Abschlusses durch die Werkstattarbeiter geprüft werden: entweder wird die Kanone auf dem Platze reparirt oder sie wird zur Reparatur nach Antwerpen zurückgesandt. Nach 30 Schüssen muß die Mehrzahl der Verschlüsse geändert werden. Was kann die Armee mit Kanonen anfangen, die vor und nach dem Schuß geprüft und reparirt werden müssen? Solche Geschütze sind ja in der Schlacht nur eine Viertelstunde zu gebrauchen. Und die Kommission hat 10 Jahre gebraucht, um zu diesem Resultate zu gelangen! Und der Chef der Artillerie läßt heute noch Scheiben und Platten für Verschlüsse aus Krupp'schem Material herstellen. [illegible] begnügt sich aber nicht damit, uns solche Kanonen zu verschaffen [illegible] daß ein Krieg nicht zu befürchten!), er erklärt auch den [illegible] Krieg. Wann wird die Regierung einem solchen Skandal ein Ende machen?“

„La Chronique“ vom 9. Oktober v. J. behauptet, die [illegible] Krupp'schen Kanonen würden nach Antwerpen in das [illegible] deshalb könne die Wahrheit nicht ans Licht kommen. [illegible] Vorgänge keine Komödie machen.

„[illegible]“

[illegible]

„[illegible]

während der betreffende Posten noch gar nicht in's Budget aufgenommen ist, oder fortzufahren, auch künftig wie früher Artillerie-Material von ihm zu beziehen. Und da die Regierung einen Specialkredit zur Bezahlung der genannten Rechnung nicht aufzunehmen wagt, fährt sie fort, bei Krupp Kanonen zu bestellen, und zwar fünfzehn, die für Antwerpen nöthig sind. So werden die vom Minister abgegebenen Versprechungen gehalten, von jetzt an die nationale Industrie zu schützen!"

„La Belgique Militaire" vom 12. Oktober stellt folgende Fragen:

„Ist es wahr, daß man vor einem Jahr die Ankunft einer mit ganz neuen Kanonen versehenen Batterie abwarten mußte, um eine gewisse Schießübung machen zu können, weil man mit den ursprünglich dazu bestimmten Geschützen diese Absicht nicht ausführen konnte? Ist es wahr, daß Kanonen, aus den ersten Lieferungen Krupps herstammend, sich in solch' bejammernswerthem Zustand befinden, daß in diskreter Weise die eine nach einer höheren Militärschule gesandt wurde, die zweite nach einer Spezialschule, die dritte nach einer Werkstätte, wo sie den 102 Monteuren (welche die Instandhaltung unseres neuen, so einfachen und praktischen Materiales erfordert), als Uebungsobjekt dient, die anderen Kanonen anderswohin? Ist es wahr, daß die zuletzt von Krupp gelieferten Kanonen, welche für das 3. und 4. Regiment bestimmt waren, noch schlechter als die früher gelieferten sind, und daß ein Schießen mit 20 Schüssen, in drei Abtheilungen, genügte, um den Liderungs-Ring und die Verschlußplatte der Kanone Nr. 113 untauglich zu machen? Ist es wahr, daß es Feldkanonen giebt, in welchen die Zündlochschraube in ihrem Lager nur noch gewohnheitsmäßig festhält, da die Ränder beim Schießen sich lockern? Ist es wahr, daß das Blindschießen bei den letzten Manövern zur Folge hatte, mehrere Züge der Seele einer Kanone loszulösen und so klar zu beweisen, daß Krupp uns eine hübsche camelote (schlechtes Zeug) geschenkt hat. Ist es wahr, daß u. s. w.?"

„La Chronique" vom 15. Oktober fügt diesen Fragen noch folgende hinzu:

„Was will man mit der Kanone von Paschendaele beginnen? Von St. Troud ist sie nach Brüssel geliefert worden. Es giebt aber kein militärisches Etablissement in Brüssel, wo man eine Bohrung repariren oder auch nur untersuchen kann (?). Was thut also dieses Stück in der Hauptstadt? Hat man zufällig die Absicht, es vor den Repräsentanten der fremden Länder auszustellen, um zu zeigen, daß Belgien mindestens ebenso viel leisten kann? Am wahrscheinlichsten ist es, daß man mit einem dichten Schleier den neuesten Unfall, welcher dem Essener Material zugestoßen, bedecken will? Wer lacht da? Es ist Herr Krupp! Aber unsere Artilleristen werden nicht zufrieden sein, da sie gezwungen sind, Geschütze zu bewahren, welche ihnen zwischen den Händen kaput gehen."

Wir sind im Citiren absichtlich etwas ausführlich gewesen; denn so sieht man, daß System in der Sache ist, und man muß nur die Leser der belgischen Zeitungen, auch der Fachblätter, bedauern, daß die Herren Redakteure so gering von ihnen denken, um ihnen solche Lügen „im Interesse der nationalen Industrie" vorsetzen zu können. Das Alles haben sie gethan, bevor eine amtliche Untersuchung des

Paschendaeler Falles stattgefunden hatte und zum Abschlusse gelangt war. Denn nun liegt ein amtliches Schriftstück vom 22. Oktober 1890 vor, in welchem der belgische Kriegsminister erklärt, daß er bis zu dem genannten Tage vom General-Inspektor der Artillerie einen Bericht über die Untersuchung des in Rede stehenden Falles noch nicht erhalten habe. Und doch waren alle die genannten Blätter in der Lage, die niederträchtige Beschaffenheit des Krupp'schen Fabrikates festzustellen! Aber Lügen haben kurze Beine. In ihrer Nummer vom 2. November v. J. ist die „Belgique militaire" bereits genöthigt, einen kläglichen Rückzug anzutreten und einzugestehen, daß sie sich zum Echo falscher Gerüchte gemacht habe. Die stolze Stellerin der Fragen: „Ist es wahr?" theilt ihren Lesern mit, daß das Schadhaftwerden der betreffenden Krupp'schen Kanone nicht im Material zu suchen, sondern auf das Hineinkommen eines harten Körpers in die Bohrung zurückzuführen sei. „Eine Untersuchung," so schließt das Blatt, „ist im Gange, um festzustellen, wo und wann dieser Körper in die Seele hineingekommen. Wir hoffen, daß die Untersuchung Erfolg hat." Es ist vielleicht nicht ausgeschlossen, daß dieselbe Dinge an den Tag bringt, welche auf den planmäßig in Szene gesetzten Feldzug gegen Krupp ein ganz neues Licht werfen würden.

— Distanzmessung und ihr Einfluß auf die Taktik. Nach einem Vortrage des Instruktors im Distanzmessen zu Aldershot, Oberstlieutenant White, giebt „Art.- und Genie-Wesen" nach der „United Service Gazette" nachstehende Ausführungen:

Die Wirkung jeder Waffengattung erleidet durch deren Unvermögen, die Entfernungen richtig zu beurtheilen und dadurch die Operationen zu fördern, Einbuße. Die Taktik der Infanterie wird dadurch verkümmert, jene der Artillerie verzerrt, Maschinengeschütze werden verschwendet, die Kavallerie arbeitet mit verbundenen Augen.

Das Mittel zur Abhilfe — die Distanzmessung — ist, u. zw. erst seit wenigen Jahren, eigentlich nicht weiter als im Versuchsstadium. Distanzmesser giebt es genug; allein sie gestalten an und für sich ebensowenig ein wirksames System militärischer Distanzmessung, als Pferde eine wirksame Kavallerie oder Gewehre eine verläßliche Infanterie schaffen. Eine systematische militärische Distanzmessung giebt es nur in der englischen Armee und auch da nur in einer Waffe: der reitenden und Feld-Artillerie. Da sie aber auch hier noch in den Kinderschuhen steckt, hat sie erst in den heimathländischen, weniger in den kolonialen Batterien Fuß gefaßt. Wenn auch seit 1883 nicht viel erreicht werden konnte, so ist doch die englische Armee in dieser Richtung sämmtlichen anderen überlegen. Für die mit etwas mehr Zeitaufwand arbeitende Distanzmessung können die Instrumente der englischen Artillerie als Typus gelten.

Zur Charakterisirung der Augenblicks-Distanzmessung führte der Vortragende gewisse, vor kurzem zu Aldershot mit dem alten Infanterie-Distanzmesser erhaltene Resultate an.

Das bei der englischen Artillerie normirte Distanzmessungs-System erstreckt sich

nur auf fixe Objekte bei Tageslicht. Große Genauigkeit bei der Distanzmessung — besonders von großen Entfernungen — ist Haupterforderniß, aber immer bis auf ein gewisses Maß, infolge der Handhabung der Instrumente durch Berittene, unerreichbar. Die zur Distanzmessung erforderliche Zeit ist wohl kaum von besonderer Bedeutung, da erstere in der Regel nur dann vorgenommen wird, wenn die Batterie oder die Distanzmessenden sich nicht im Feuer befinden. Für die erste Artillerie-Position soll die Distanzmessung erfolgen, solange die Batterie noch in Marschkolonne oder aber doch noch in Entwicklung begriffen ist. Für spätere Stadien des Kampfes sollen, wenn eine Ortsveränderung nöthig, die Distanzmessenden mit einem Offizier, der die neue Position auswählt, vorausreiten, so daß die Distanzmessung vor Anlangen der Batterie bewirkt ist.

Natürlich ist die Distanzmessung bei großen Zielen und kurzen Distanzen unnöthig.

Die Distanzmessenden der heimathländischen Batterien haben Kurs und Examen in der Distanzmeß-Schule absolvirt, wobei konstatirt wurde, daß der Fehler in der Distanzmessung bei 5000 Yards zwei Prozent nicht überschreitet, vorausgesetzt, daß das Ziel mit freiem Auge oder mittelst der kleinen Feldstecher wahrgenommen werden kann, welche sich an den Instrumenten befinden.

Die zum Distanzmessen erforderliche Zeit ist von Umständen abhängig. Im offenen Terrain und ohne Schwierigkeiten — wie Decken, Absteigen — sind 2 Minuten für 1000, 3 Minuten für 2000 Yards u. s. f. um je 1 Minute für 1000 Yards mehr nothwendig. Hierin ist aber die Zeit für die Wahl der Position und Aufstellung der (2) Distanzmessenden, auch für die oft nothwendige Wiederholung der Operation nicht inbegriffen. So nothwendig also eine rapide Distanzmessung auch ist, so kann behauptet werden, daß sie gegenwärtig nicht mehr Zeit beansprucht als die Distanzermittlung ohne Distanzmesser, wobei Erstere weder das feindliche Feuer auf sich zieht, noch Munition beansprucht.

Auch Fortschritte im Distanzmessen durch den Gebrauch neuerer Methoden — wenn auch nicht obligat im Lehrplane der Distanzmesser-Schule — wurden durch den Vortragenden besprochen. So kann die Entfernung von Lichtquellen bei Nacht (Lager, Biwaks) bestimmt, und so nicht nur das Feuer dahin gerichtet, sondern es können auch Nachtmärsche von geringer Ausdehnung exakt geregelt werden. Mit Hilfe einer Karte, eines Kompasses, einer Blendlaterne, des Distanzmessers und eines oder mehrerer fixer Lichter kann nämlich die Truppe jeden Augenblick bestimmen, wo sie sich befindet.

Im Jahre 1888 wurde es nothwendig, eine Methode für die Bestimmung der Distanz eines in Bewegung befindlichen Ballon captif festzusetzen. Es gelang dies so vollkommen, daß die Distanzbemessung in zwei Minuten mit einem Fehler von drei Prozent bewirkt war und in Folge dessen der Ballon rasch, mit Hilfe eines 12pfündigen Geschützes, auf 4000 Yards Distanz zu Boden gebracht werden konnte. Diese Ballonbeobachtung, und analog jene sich bewegender Truppen, wurde nunmehr fleißig geübt und die Distanzmessung mittelst zweier Batteriedistanzmesser-Garnituren in fünf Minuten durchgeführt.

Die Distanzbestimmung intermittirenden Lichts (Drummond'sches und elektrisches) wurde auf dieselbe Weise ohne Schwierigkeit möglich.

Diese Methoden wurden für die Artillerie deshalb nicht normirt, weil kurze Zeit früher ein neuer Distanzmesser (Feld-Telemeter) in Versuch genommen wurde, dessen Einführung für die Feld-Artillerie bevorsteht.

Für die englische Infanterie besteht dermal wohl noch kein Distanzmeß-System, doch sind Distanzmesser als Hilfs-Instrumente in sehr häufigem Gebrauch bei den Offizieren. Jedes Kavallerie-Regiment und Infanterie-Bataillon ist ermächtigt, eines von zwei nominirten Distanzmesser-Modellen in zwei Exemplaren — eines für die Feldausrüstung, eines für Instruktionszwecke — anzuschaffen. Da aber die Distanzmeßschule nur für Artillerie besteht, also eine Instruirung für Infanterie und Kavallerie nicht stattfindet, und deren Distanzmesser auch nur für feste Ziele anwendbar sind, hat bei diesen Waffengattungen die Distanzmessung noch nicht durchgegriffen.

Das neue Gewehr und das rauchschwache Pulver haben jedoch Anlaß gegeben, in dieser Beziehung Abhilfe zu schaffen, und es wird die Infanterie ein die gegenwärtigen Distanzmesser in jeder Beziehung übertreffendes Modell, welches die Augenblicks-Distanzmessung gegen bewegliche Ziele erlaubt, erhalten.

Der erste Erfolg einer systematischen Distanzmessung wird nun bei der Infanterie ein beträchtliches Wachsen des Vertrauens in die Waffe sein, was einen wohlthätigen moralischen Einfluß auf die Truppe erzielen wird.

Die Fertigkeit des „Schützen" wird an Bedeutung gewinnen, da nunmehr die Ueberlegenheit der auf eine gekannte Distanz schließenden Minderzahl gegen einen numerisch überlegenen Gegner möglich werden kann.

Einen zweiten Vortheil zieht der auf gemessene Distanz Schießende aus der darausfolgenden wesentlichen Erweiterung der Zone verläßlichen Feuers.

Weiters dürfte eine ausgesprochene Oekonomie an Munition insofern eintreten, als der Mann gewöhnt sein wird, auf das Kommando, welches das Ergebniß der Distanzmessung ausdrückt, zu warten.

Die Einführung des rauchschwachen Pulvers muß die erwähnten Tendenzen nur noch begünstigen.

Der Artillerie wird die Augenblicks-Distanzmessung, gegen Truppen in Bewegung, bei Ausnützung des Vortheils ihrer großen Schußdistanzen, das Eingreifen in den Infanteriekampf ohne große Opfer an lebendem Material ermöglichen; großen Vortheil werden auch Maschinen- und Schnellfeuerkanone durch Verringerung ihrer Abhängigkeit erfahren.

Die taktischen Aenderungen, welche die systematische Distanzmessung herbeiführt, lassen sich in Folgendem zusammenfassen:

1. Die Entwicklung von Angriffskolonnen muß wegen der weiter reichenden Wirksamkeit der Artillerie früher erfolgen als bisher;

2. der Artilleriekampf wird schon auf den größten Distanzen beginnen, wofern nicht das Terrain gedeckte Annäherung gestattet;

3. ein allgemeines „Vorwärts“ wird erst möglich, wenn der Artilleriekampf entschieden ist, weil

4. die Artillerie, mehr als früher, auf große Distanzen der Infanterie und Kavallerie erschütternden Schaden zufügen kann;

5. Jener Theil, welcher im Artilleriekampfe unterliegt, wird zur Offensive unfähig sein, außer zum Gegenangriff;

6. Maschinengeschütze dürften in Batterien wirken;

7. jene des Vertheidigers werden die Vorrückung der angreifenden Infanterie stören;

8. es wird nothwendig sein, dieselben durch Artilleriefeuer niederzuhalten;

9. Maschinengeschütze werden nichtsdestoweniger in ihrer wirksamen Feuerzone die Feld-Artillerie zum Schweigen bringen;

10. in allen Infanterie-Angriffen werden die Maschinengeschütze mitwirken und besonders gegen ungedeckte Artillerie, innerhalb der Schußdistanz der Maschinengeschütze, gerichtet werden;

11. die Artillerie wird noch fortfahren, den Infanterie-Angriff zu unterstützen, aber sie wird es selten nöthig haben, in die Infanteriefeuer-Distanz vorzurücken;

12. Frontalangriffe auf hergerichtete Stellungen werden selten möglich sein und Flankenbewegungen sehr weit ausgreifen müssen. Erstere werden noch mehr als bisher nur wohl überlegt auszuführen sein;

13. auch mehrere allgemeine Folgerungen werden zu ziehen sein, so z. B. daß, je nothwendiger die Rekognoszirungen aus dem Ballon, es auch um so gefährlicher sein wird, sie auszuführen, daß weiters Nachtmärsche, besonders zur Sicherung von Positionen für den nächsten Frühangriff, häufiger sein werden, daß endlich elektrisches Projektions- und Signallicht das Artilleriefeuer auf sich ziehen und Lager bei Nacht aus demselben Grunde unsicherer machen werden.

— Die Geschwindigkeit der Brieftauben auf großen Strecken. Von Belgien aus sind sehr interessante Versuche angestellt worden, um die Geschwindigkeit der Brieftauben auf großen Strecken festzustellen. Die Zeitschrift „Ciel de terre“ berichtet darüber Folgendes:

Es wurden zu Calni auf Corsika 649 Tauben aufgelassen, am 30. Juli 1883, Morgens 4 Uhr 30 Minuten, bei ruhigem Wetter und leichtem Westwinde. Die von den Thieren zu durchmessende Entfernung betrug in gerader Richtung 900 Kilometer, wovon 150 auf das Mittelländische Meer zu rechnen sind. Die Tauben nahmen zunächst ihren Weg auf Monaco zu, dann gegen einen Punkt im mittleren Frankreich. Während des Tages wurde der Wind stärker und wehte lebhaft aus Nordwest. Die erste Taube kam am folgenden Tage Nachmittags 3 Uhr 16 Minuten in Verviers an, und ihre Flugzeit wird auf 27 Stunden geschätzt. Die mittlere Geschwindigkeit war also 555 Meter in der Minute oder 9 Meter in der Sekunde. In Anbetracht des langen Weges ist dies erheblich, allein bei kürzeren Flugzeiten von 5 bis 10 Stunden sind Geschwindigkeiten von mehr als 1000 Meter in

der Minute nicht selten. Bei Versuchen, die am 24. Juni 1888 zwischen Perigneux und Paris veranstaltet wurden, hatten die ersten 10 Tauben Geschwindigkeiten von über 1100 Meter aufzuweisen. Am 30. September des nämlichen Jahres wurden zwischen Lille und Paris bei regnerischem Wetter 1290 Meter in der Minute erreicht. Der Einfluß des Windes auf die Geschwindigkeit der Tauben ist erheblich. Bei ruhigem Wetter und kurzen Entfernungen kann als normale Schnelligkeit 1100 Meter angenommen werden; erhebt sich mäßiger Wind aus begünstigender Richtung, so steigt die Geschwindigkeit auf 1400 Meter, bei etwas stürmischem Wind aus der Richtung, welche den Flug der Taube unterstützt, kann die Geschwindigkeit auf 1800 Meter steigen. Weht dagegen der Wind aus ungünstiger Richtung, so vermindert sich die Schnelligkeit auf 850 Meter und selbst bis auf 600 Meter. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß der Wind mit der Hälfte seiner Geschwindigkeit je nach der Richtung begünstigend oder verzögernd auf den Flug der Tauben einwirkt. Bei schönem Wetter und östlichen bis südlichen Winden hält die Brieftaube sich gewöhnlich in einer Höhe 120 bis 150 Meter, bei nördlichen bis westlichen Winden in einer Höhe von 100 bis 130 Meter. Wenn es regnet, während der Wind aus Norden bis Osten weht, hält sich die Taube nahe am Boden, bei südlichen bis westlichen Winden fliegt sie dagegen in Höhen von 100 bis 130 Meter. Bei ruhigem Wetter und klarem Himmel fliegt die Taube meist höher, und zwar bis 250 oder selbst 300 Meter.

(Darmstädter Militär-Zeitung).

— Versuche mit dem Sims-Edison-Torpedo. Im Juli 1890 wurden mit diesem Torpedo von Willets Point aus, bei der Einfahrt in den Long Island Sound, in Gegenwart von Vertretern der Armee und der Kriegsmarine sowie geladener Gäste Proben ausgeführt.

Es besteht dieser Torpedo aus einem cigarrenförmig geformten, aus Stahlblech angefertigten Körper, in welchem sich die Sprengladung, der Motor, ein Steuerapparat und eine Rolle befinden, auf welch' Letzterer ein 1—2 Seemeilen langes Kabel sorgfältig aufgewickelt ist, das bei der Fahrt des Torpedos durch ein bis hinter den Propeller reichendes Rohr ausläuft, welch' Letzteres an der Unterseite des Torpedos parallel zu dessen Achse angebracht ist.

Ueber dem Torpedo ist ein Schwimmer befestigt, der an beiden Extremitäten sehr scharf zuläuft und zwei kleine Visirstangen trägt, mit deren Hilfe der jeweilige Kurs des Torpedos erkannt und nach Bedarf korrigirt wird.

Dieser Schwimmer, welcher vorne durch zwei Arme von linsenförmigem Querschnitt, hinten durch bloß einen Arm mit dem Torpedo verbunden ist, kann, wenn es als nothwendig erachtet werden sollte, mit Cellulose oder Kork ausgefüllt werden, um ihm seine Schwimmfähigkeit für den Fall zu garantiren, wenn er von Projektilen getroffen werden sollte. Die Versuche haben jedoch dargethan, daß der Schwimmer äußerst schwer getroffen werden kann. Das Kabel steht mit seiner eigenen Dynamomaschine der Landstation oder des betreffenden Schiffes, das für

die Führung dieser Waffe eingerichtet ist, in Verbindung. Dadurch, daß das Kabel während der Fahrt des Torpedos stationär bleibt und nicht nachgeschleppt zu werden braucht, wird der Widerstand des Torpedos gegen die Fortbewegung bedeutend reduzirt. Die Kraft für die Fortbewegung ist stets in ausreichendem Maße vorhanden, und deren Stärke ist nur durch den Querschnitt des Kabels begrenzt. Die Sprengladung ist in der vorderen Spitze des Torpedos untergebracht, welche über den Schwimmer hinausragt und daher mit dem feindlichen Schiffe zuerst in Kontakt kommt.

Die Konstruktion des Vordertheiles des Schwimmers ist eine derartige, daß der Torpedo im Stande ist, unter Hindernissen, wie Barrikaden rc., zu passiren, was durch wiederholte Versuche konstatirt wurde.

Bei dem in Rede stehenden Versuche wurde der Torpedo auf einer Gleitbahn in's Wasser gelassen und trieb mit der Strömung ruhig ab. Plötzlich kam in den Torpedo Leben, derselbe fuhr mit immer zunehmender Geschwindigkeit in den Strom hinaus, dabei dem Willen seines Lenkers gehorsam folgend. Nachdem der Torpedo etwa eine Seemeile in wechselnden Kursen in ca. 3 Minuten zurückgelegt hatte, wurde er gestoppt und kehrte nahe der Stelle, von wo er ausgelaufen war, zurück.

Bei Fahrt mit voller Kraft war der Schwimmer nahezu ganz unter der Welle begraben, die sein Bug emporwarf; die Maximalgeschwindigkeit, welche der Torpedo erreichte, wurde mit 22 Knoten durch gleichzeitige Peilungen desselben von drei Beobachtungsorten ermittelt.

Der erprobte Torpedo besteht aus vier Sektionen, von denen keine über 500 lbs (227 kg) wiegt und die in 15 Minuten zusammengesetzt und in derselben Zeit wieder zerlegt werden können.

Der Motor ist imstande, mehr als 30 effektive Pferdekräfte zu übertragen; die Steuerung wird durch ein polarisirtes Relais bewirkt. Die Sprengladung, bestehend aus 250—500 lbs (113,5—227 kg) sehr brisanten Sprengstoffes, wird durch Umkehren des elektrischen Stromes im Momente des Auftreffens entzündet.

Die Aktionssphäre des Torpedos ist einzig von der Länge des Kabels abhängig, dieselbe beträgt bei den Torpedos der größeren Gattung 2 Seemeilen.

Wenn der Torpedo von einem Schiffe aus verwendet werden soll, so wird vorgeschlagen, denselben langseits vom Schiffe in einer gewissen Entfernung zu führen und dessen Geschwindigkeit nach jener des Schiffes zu regeln, wobei kein Auslaufen des Kabels stattfinden wird. Auf diese Art können zwei oder mehrere Torpedos das Schiff begleiten, die man dann im gegebenen Momente einen nach dem anderen oder gleichzeitig gegen den Feind dirigiren kann, wobei das Schiff seine Fahrt bedeutend vermindert oder gänzlich stoppt. Für den Fall der Verwendung des Torpedos von Landstationen aus haben die Erfinder eine eigens konstruirte Kasematte mit Kommandothurm und den zugehörigen Einrichtungen entworfen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Torpedogattung für die Vertheidigung von Hafeneinfahrten und von Kanälen besonders geeignet und den fixen Seeminen vorzuziehen ist. („Seewesen“ nach „Army and Navy Journal“.)

— Das Signalisiren mit der Pistole Very. Die Pistole Very ist eine gewöhnliche Centralfeuerpistole mit Hammerschloß, deren bronzener Lauf um einen Zapfen in horizontaler Richtung gedreht werden kann, in welcher Lage das Ausziehen der ausgeschossenen Hülse und das Laden einer neuen Patrone erfolgt. Die zum Schusse bereite Waffe, resp. deren Lauf wird durch zwei federnde Stifte festgehalten.

Die Patrone besteht aus einer starken Papierhülse (ähnlich dem System Lancaster) mit Metallboden und eingesetztem Zündhütchen, in welche eine Ladung von 3 g feinkörnigen Pulvers eingetragen wird, auf welche eine durchlochte Filzscheibe zu liegen kommt. Hierauf gelangt ein cylindrischer Stern von 22 mm Durchmesser, 35 mm Höhe und einem mittleren Gewichte von 23 g zu liegen, der für rothes Licht aus 78 Theilen chlorsaurem Kali, 15 Theilen kohlensaurem Strontian und 7 Theilen Gummilack in Pulverform, für grünes Licht aus 66 Theilen chlorsaurem Baryt, 33 Theilen Milchzucker und einem Theil Gummilack in Pulverform besteht.

Oberhalb des Sternes wird durch einen Papiercylinder ein hohler Raum geschaffen und schließlich die Patrone durch mehrere Filz- und Kartonscheiben abgeschlossen. Zur sicheren Entzündung des Sternes besitzt derselbe eine centrale Durchlochung, in welcher Stoppinen durchgezogen sind. Ueberdies ist eine kleine Anfeuerung aus Schießbaumwolle zwischen Ladung und Stern eingesetzt. Das mittlere Gewicht beträgt 65 g. Aeußerlich ist die Hülse in der Farbe des Sternes gehalten.

Die approximative Höhe, in welcher der Stern zum Erglänzen erscheint, beträgt 100 m, die Dauer der Erscheinung 5 Sekunden; die Entfernung, aus welcher dieselbe beobachtet werden kann, beträgt bei Nacht 9, während der Dämmerung 4 und am Tage 1 km. Die Zeit zur Abgabe eines Schusses ist von der Geschicklichkeit des Feuernden abhängig und schwankt zwischen 2 und 5 Sekunden. Das Signalisiren geschieht nach dem für das Signalisiren mit Fahnen oder Laternen gültigen Kodex, und die Ziffer 1 bedeutet grünes, die Ziffer 2 rothes Licht resp. Stern.

Die bezüglichen Kombinationen ergeben die Worte z. B.: 211—122 = Feuer eröffnen; 211—221 = Feuer einstellen.

Die Signale für „Anruf, Fertig, Verstanden" werden durch isolirtes Abfeuern von grünen, jene „Nichtverstanden, Wiederholen" von rothen Sternen bewerkstelligt, welche bei Nothwendigkeit erneuert werden. Für das Zeichen „Man spricht in Ziffern" gilt die Zahl „122", und nach dieser Zeichengabe ist ein größeres Zeitintervall zu lassen. Hat man in Ziffern korrespondirt und soll ein Fehler korrigirt werden, so hat der Absender eine gewisse Zahl von Patronen, die weder 3 noch ein Vielfaches dieser Zahl sein dürfen (unzifferbares Signal), abzuschießen, läßt eine gewisse Zeit verstreichen und beginnt das Telegramm von der fehlerhaften Stelle.

(Schweizer Zeitschrift für Art. und Genie nach „Manuale d'artiglieria".)

— Das englische Graydon-Dynamitgeschütz. Bei der Firma Taunton, Delmard, Lane u. Co. ist ein Dynamitgeschütz nach dem System des Lieutenants Graydon der amerikanischen Marine im Bau und jetzt nahezu fertiggestellt. Bei



diesem System ist die Sprengladung in kleine Kügelchen getheilt und in einem Geschoß gelagert, dessen genaue Flugbahn durch einen spitz zulaufenden teleskopischen Schwanz gesichert wird. Das Geschütz soll durch die Ausdehnung von komprimirter Luft, die einen Druck von 352 kg auf den Quadratcentimeter ausübt, abgefeuert werden, weil der erste Anstoß der Luft eine treibende Kraft von größerer Sicherheit ist, als die Entzündung von Pulver, welches plötzlicher wirkt und ein vorzeitiges Krepiren des Geschosses herbeiführen kann. Der teleskopische Schwanz gestattet die Verkürzung des Geschosses um die Hälfte und eine entsprechende Verringerung der Länge des Rohres; andererseits erlaubt die Anwendung von komprimirter Luft eine leichtere Konstruktion des Geschosses. Nach dem Kontrakt muß ein 15zölliges Geschütz geliefert werden, das eine Ladung von 272 kg 3 Meilen (4830 m) weit wirft. Das Geschützrohr besteht aus geschmiedetem Witworth-Stahl und wiegt ungefähr 11 Tonnen. Am hinteren Ende ruht es auf festen 15 Zoll (381 mm) im Durchmesser haltenden Schildzapfen, durch welche die komprimirte Luft eintritt. Nach der Mündung zu wird das Rohr von zwei beweglichen Schildzapfen, die in zwei geschmiedete stählerne Arme greifen, getragen. Die Arme sind mit gleitenden Stützpunkten versehen, welche von einem hydraulisch bewegten Kolben in Bewegung gesetzt werden und so dem Geschütz die Höhenrichtung geben; der Verschluß ist ein unterbrochener Schraubenverschluß. Das Geschütz kann in jeder Erhöhung geladen werden. An den hinteren Schildzapfen ist eine Ladeschale für das Geschoß angebracht, das ungefähr eine Tonne wiegt und auf hydraulischem Wege gehoben und in das Geschütz gebracht wird, dessen Verschluß gleichfalls hydraulisch geschlossen wird. Die Behälter für die komprimirte Luft liegen zu beiden Seite der Laffete und sind so eingerichtet, daß der Druck auf das Geschoß nach dessen Gewicht und beabsichtigter Schußweite verändert werden kann. Die Laffete wird durch komprimirte Luft bewegt, und das Geschütz kann durch einen Mann vollkommen bedient werden. Sobald das Geschütz fertig ist, soll ein Vergleichsschießen mit dem Zalinski-Geschütz in Portsmouth stattfinden, wobei die Ladung aus Dynamit bestehen wird. Man ist auf die Ergebnisse sehr gespannt, da sie möglicher Weise die Richtung angeben, nach der das Kriegswesen eine neue und wichtige Entwicklung erfahren wird.

(„Marine-Rundschau“ nach „Iron“.)

— Telephon des Lieutenants Sokolski. Nach Beziehung auf die im „Russischen Invaliden“ jüngst gebrachte Beschreibung des für militärische Zwecke Deutschlands dienenden Mikrotelephons der Firma Mix & Genest und Erwähnung, daß dasselbe wie ähnliche Apparate der russischen Ausrüstung mit Trockenelementen, an baldiger Erschöpfung seiner elektromotorischen Kraft leiden müsse, wird obengenanntes Telephon beschrieben.

Selbes soll sich durch Unveränderlichkeit, Einfachheit, Dauerhaftigkeit, bedeutende elektromotorische Kraft und Transportabilität auszeichnen.

Dieses Telephon besteht aus einem schalenförmigen permanenten Stahlmagnet, der in der Mitte von einer Eisenschraube durchsetzt ist, welche am oberen Ende

ihrer Spindel eine mit dünnem, isolirtem Draht bewickelte Spule trägt. Dieser liegt in gewöhnlicher Weise eine dünne Eisenmembrane gegenüber.

Das Ganze steckt in einer dosenförmigen Hülle, die über der Mitte der Membrane natürlich durchlocht ist.

Der Stahlmagnet hat eine solche Vertheilung seiner Pole, daß der eine derselben längs des äußeren Schalenrandes, der andere im Centrum der Schale liegt. Die Membrane sitzt, dicht angepreßt, auf dem äußeren Magnetrande auf und steht in der Mitte auf geringe Entfernung der Spule gegenüber.

Je näher die Centralschraube sammt der Spule mittelst des Schraubenziehers der Membrane gebracht wird, desto empfindlicher ist das Telephon. Zwei solche Telephons an Drahtleitungen erlauben das Sprechen auf 100 Werst und darüber.

Als Aufruf läßt sich (wie beim Siemens-Telephon) eine aufsteckbare Ruftrompete verwenden. Andere, kraftigere Aufrufapparate würden die Beigabe galvanischer Elemente u. dgl. erfordern und daher die Einfachheit und Dauerhaftigkeit des Telephons vermindern.

Für das rasche und bequeme Auslegen der Drahtleitung dient ein eigenes, an einer Längsseite offenes Kästchen, in dessen eingeschlitzte Stirnwände die Achse der Leitungsdrahtspule eingelegt wird. Jede solche hat einen Werst Draht auf sich, und es können natürlich gleichzeitig mehrere solcher Kästchen mit ihren Spulen hintereinander geschaltet und selbe dann auf ein Werst Entfernung plazirt werden.

Als Rückleitung ist auch Erdleitung verwendbar. Das Einziehen des Drahtes geschieht mittelst an die Drahtspulen aufzusteckender Kurbeln. Das vorbeschriebene Telephon wird allseitig als hervorragend anerkannt und verwendet.

In nächster Zeit werden auch der anerkennenswerthe Kavallerie-Telegraph des Stabsrittmeisters Uchi und die bei Tag und Nacht wirksamen Licht- (Signal- ?) Apparate von Wroblewski im russischen Heere im Gebrauche sein, welch' Letztere ausgezeichnete Resultate liefern sollen. („Russ. Invalide.")

Jahrgang 1891. — Juni-Heft.

Der Inseratentheil erscheint in Verbindung mit den „Neuen Militärischen Blättern“ am 1sten jeden Monats.

Inseratentheil der „Neuen Milit. Blätter“

Insertions-Gebühr für die 2gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig.

Alleinige Inseraten-Annahme bei G. L. Daube & Co., Central-Annoncen-Expedition der deutschen und ausländischen Zeitungen in Berlin W., Krausenstr. 73, Amsterdam, Köln, Dresden, Frankfurt a/M., Hamburg, Hannover, Leipzig, London, München, Nürnberg, Paris, Stuttgart, Wien, Zürich u. s. w. sowie in der Expedition der „Neuen Militärischen Blätter“, Berlin S.